



Deutsche
National-Litteratur

Deutsche
National-Litteratur

Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung

von

Dr. Arnold, Dr. G. Balke, Prof. Dr. K. Bartsch, Prof. Dr. R. Bechstein, Prof. Dr. O. Behaghel, Prof. Dr. Birlinger, Prof. Dr. H. Blümner, Dr. F. Bobertag, Dr. R. Boxberger, Dr. W. Creizenach, Dr. Joh. Crüger, Prof. Dr. H. Düntzer, Prof. Dr. A. Frey, L. Fulda, Prof. Dr. L. Geiger, Dr. R. Hamel, Dr. E. Henrici, Dr. M. Koch, Prof. Dr. H. Lambel, Dr. R. Frhr. v. Liliencron, Dr. G. Milchsack, Prof. Dr. J. Minor, Dr. F. Muncker, Dr. P. Nerrlich, Dr. H. Oesterley, Prof. Dr. H. Palm, Prof. Dr. P. Piper, Dr. H. Pröhle, Dr. Adolf Rosenberg, Prof. Dr. A. Sauer, Prof. Dr. K. J. Schröer, R. Steiner, Prof. Dr. A. Stern, Prof. Dr. F. Vetter Dr. C. Wendeler, Dr. Th. Zolling u. a.

herausgegeben

von

Joseph Kürschner

146. Band

Zweiter Teil

Arnim, Klemens u. Bettina Brentano, J. Görres

Stuttgart

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Arnim, Klemens

und

Bettina Brentano, J. Görres

Zweiter Teil

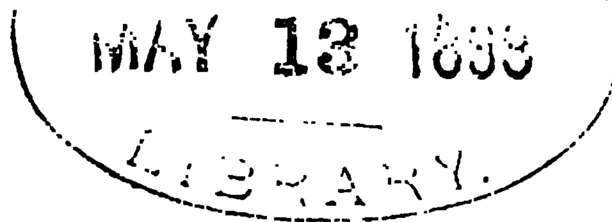
Herausgegeben

von

Prof. Dr. Max Koch



Stuttgart
Union Deutsche Verlagsgesellschaft



Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Berthold's erstes und zweites Leben.

Ein Roman

von

Ludwig Achim von Arnim.

Berlin, 1817.

Maurersche Buchhandlung.

Poststraße Nr. 29.

Sämtl. Werke Bd. III. 1840: Die Kronenwächter. — In der „Kollektion Spemann" herausgegeben von Johannes Scherr; Reclam Nr. 1504—1506. — E. Geibel feierte den Dichter der „Kronenwächter" in dem Sonett:

Wenn sich ein Geist erhebt in ungeschwächter
Erhabner Würde mit gewalt'gem Schritte,
Zu stolz, daß er des Haufens Gunst erbitte,
So wird er oft dem niedern zum Gelächter.

So gingest du, der treue Kronenwächter
Altdeutscher Gottesfurcht und edler Sitte,
Verkannt durch deiner Zeitgenossen Mitte,
Doch nur ein Lächeln gönnend dem Verächter.

Still schmücktest du indes mit Kreuz und Blume
Den Dom, an dem du bauetest, den weiten,
Zu Gottes Ehre, deinem Volk zum Ruhme.

Zwar sahst du nicht das Werk zum Ende schreiten,
Doch ragt's gleich jenem Kölner Heiligtume
Ein riesig Bruchstück in dem Strom der Zeiten.

Einleitung.

Dichtung und Geschichte.

Wieder ein Tag vorüber in der Einsamkeit der Dichtung! Die Glocke läutet Feierabend, und die Pflüger ziehen heim mit dem Gespann, führen und tragen behaglich die Kinder, die ihnen entgegen gegangen, und freuen sich ihrer Mühe in der Ruhe. Der Pflug ruht nicht verlassen auf der letzten Erdscholle, die er überstürzte, denn notwendig wie die Sonnenbahn scheint der Bedürftigkeit sein Furchenzeug, und ein heilig strenges Gesetz bewacht ihn in der Nacht gegen Frevel. Am Morgen setzt der Pflüger seinen Weg ohne Störung fort, mißt nach der Länge seiner Furchen den trüben Morgen, wie er die helle Mitte des Tages an seinem eigenen Schatten zu ermessen versteht, und teilt nach seinen Morgenwerken die Erdfläche in festbegrenzte Morgen, wie er nach dem Tagewerke der Sonne die unendliche Zeit in Stunden teilt. Die Sonne und der Pflüger kennen einander und thun beide vereint das Ihre zum Gedeihen der Erde. Fest fortschreitend, von allen geschätzt und geschützt, sehen wir die Thätigkeit, die sich zur Erde wendet; sie ist auch dauernd bezeichnet, und gründet, so lange sie sich selbst treu bleibt, mit unbewußter Weisheit das Rechte, das Angemessene, im Bau des Ackers, wie des Hauses, in der Beugung des Weges, wie in der Benutzung des Flusses. Die Zerstörung kommt von der Thätigkeit, die sich von der Erde ablenkt und sie doch zu verstehen meint. Aber nach Jahrhunderten der Zerstörung erkennen die einwandernden Anbauer des Waldes mit Teilnahme die Unvergänglichkeit der Ackerfurchen und Grundmauern untergegangener Dörfer und achten sie als ein wiedergefundenes Eigentum ihres Geschlechts, das der Gaben dieser Erde nie genug zu haben meint. Gleichgültig werden daneben die aufgefundenen Weke des Geistes

2. **Dichtung**, vielleicht mit Anspielung auf Goethes „Dichtung und Wahrheit". — 4. **Pflüger**, Schilderung des eignen Landlebens.

früherer Jahrhunderte als unverständlich und unbrauchbar aufgegeben, oder mit sinnloser Verehrung angestaunt. Das Rechte will da errungen sein, und wie die eine Zeit ihre geistigen Gaben über alles schätzt und zusammenhält, so meint eine andere, alles schon selbst im Überflusse zu besitzen, und läßt es zu, daß die Sibylle ihre heiligen Bücher verbrennt, um ihr nicht Dank und Lohn geben zu müssen. Wer mißt die Arbeit des Geistes auf seinem unsichtbaren Felde? Wer bewacht die Ruhe seiner Arbeit? Wer ehrt die Grenzen, die er gezogen? Wer erkennt das Ursprüngliche seiner Anschauung? Wer kann den Tau des Paradieses von dem ausgespritzten Gifte der Schlange unterscheiden? Kein Gesetz bewacht Geisteswerke gegen Frevel, sie tragen kein dauerndes äußeres Zeichen, müssen in sich den Zweifel dulden, ob böse oder gute Geister den Samen ins offene Herz streuten; ja die anmaßende Frömmigkeit nennt oft böse, was aus der Fülle der Liebe und Einsicht hervorgegangen ist. Der Arbeiter auf geistigem Felde fühlt am Ende seiner Tagewerke nur die eigene Vergänglichkeit in der Mühe; und eine Sorge, der Gedanke, der ihn so innig beschäftigte, den sein Mund nur halb auszusprechen vermochte, sei wohl auch in der geistigen Welt, wie für die Zeitgenossen untergegangen. Diese härteste aller Prüfungen öffnet ihm das Thor einer neuen Welt. Indem er diese geistige Welt gleich der umgebenden als nichtig und vergänglich aufgiebt, da fühlt er erst, daß er nicht hinaus zu treten vermag, daß sein ganzes Wesen nicht nur von ihr umschlossen, sondern daß sogar außer ihr nichts vorhanden sei, daß kein Wille vernichten könne, was der Geist geschaffen. Darum sei uns lieb diese träumende Freude und Sorge aller schaffenden Kräfte als ein Zeichen der höheren Ewigkeit, in die sich der Geist arbeitend versenkt und der Zeit vergißt, die immer nur weniges zu lieben versteht, alles aber fürchten lernt und mit Ängstlichkeit dingt, was mitteilbar sei, oder was verschwiegen bleiben müsse. Das Verschwiegene ist darum nicht untergegangen, thöricht ist die Sorge um das Unvergängliche. Aber der Geist liebt seine vergänglichen Werke als ein Zeichen der Ewigkeit, nach der wir vergebens in irdischer Thätigkeit, vergebens in Schlüssen des Verstandes trachten, auf die uns der Glaube vergebens eine Anwartschaft gäbe, wenn sie nicht die

15 f. aus der Fülle, Goethes Harzreise V. 36: „der sich Menschenhaß Aus der Fülle der Liebe trank!"

irdische Thätigkeit lenkte, das Spiel des Verstandes übte, und dem Glauben aus der thätigen Erhöhung in Anschauung und Einsicht beglaubigt entgegen träte. Nur das Geistige können wir ganz verstehen, und wo es sich verkörpert, da verdunkelt es sich auch. Wäre dem Geist die Schule der Erde überflüssig, warum wäre er ihr verkörpert, wäre aber das Geistige je ganz irdisch geworden, wer könnte ohne Verzweiflung von der Erde scheiden. Dies sei unserer Zeit ernstlich gesagt, die ihr Zeitliches überheiligen möchte mit vollendeter, ewiger Bestimmung, mit heiligen Kriegen, ewigem Frieden und Weltuntergang. Die Geschicke der Erde, Gott wird sie lenken zu einem ewigen Ziele, wir verstehen nur unsere Treue und Liebe in ihnen und nie können sie mit ihrer Äußerlichkeit den Geist ganz erfüllen. Die Erfahrung müßte es wohl endlich jedem gezeigt haben, daß bei dem traurigsten, wie beim freudigsten Weltgeschicke ein mächtigeres Gegengewicht von Trauer und Freude uns selbst verliehen ist, daß sich alles in der Kraft des Geistes überleben läßt und in seiner Schwäche uns nichts zu halten vermag. Es gab zu allen Zeiten eine Heimlichkeit der Welt, mehr wert in Höhe und Tiefe der Weisheit und Lust, als alles, was in der Geschichte laut geworden. Sie liegt der Eigenheit des Menschen zu nahe, als daß sie den Zeitgenossen deutlich würde, aber die Geschichte in ihrer höchsten Wahrheit giebt den Nachkommen ahnungsreiche Bilder, und wie die Eindrücke von Fingern an harten Felsen im Volke die Ahnung einer seltsamen Urzeit erwecken, so tritt uns aus jenen Zeichen in der Geschichte das vergessene Wirken der Geister, die der Erde einst menschlich angehörten, in einzelnen erleuchteten Betrachtungen, nie in der vollständigen Übersicht eines ganzen Horizonts vor unsere innere Anschauung. Wir nennen diese Einsicht, wenn sie sich mitteilen läßt, Dichtung, sie ist aus Vergangenheit in Gegenwart, aus Geist und Wahrheit geboren. Ob mehr Stoff empfangen, als Geist ihn belebt hat, läßt sich nicht unterscheiden, der Dichter erscheint ärmer oder reicher, als er ist, wenn er nur von einer dieser Seiten betrachtet wird; ein irrender Verstand mag ihn der Lüge zeihen in seiner höchsten Wahrheit, wir wissen, was wir an ihm haben,

22. höchsten Wahrheit, im II. Teile der „Gräfin Dolores" sagt Arnim: „Was ist uns denn in einer Geschichte wichtig, doch wohl nicht, wie sie auf einer wunderlichen Bahn Menschen aus der Wiege ins Grab zieht, nein, die ewige Berührung in allem, wodurch jede Begebenheit zu unserer eigenen wird, in uns fortlebt, ein ewiges Zeugnis, daß alles Leben aus Einem stamme und zu Einem wiederkehre."

und daß die Lüge eine schöne Pflicht des Dichters ist. Auch das Wesen der heiligen Dichtungen ist wie die Liederwonne des Frühlings nie eine Geschichte der Erde gewesen, sondern eine Erinnerung derer, die im Geist erwachten von den Träumen, die sie hinüber geleiteten, ein Leitfaden für die unruhig schlafenden Erdbewohner von heilig treuer Liebe dargereicht. Dichtungen sind nicht Wahrheit, wie wir sie von der Geschichte und dem Verkehr mit Zeitgenossen fordern, sie wären nicht das, was wir suchen, was uns sucht, wenn sie der Erde in Wirklichkeit ganz gehören könnten, denn sie alle führen die irdisch entfremdete Welt zu ewiger Gemeinschaft zurück. Nennen wir die heiligen Dichter auch Seher, und ist das Dichten ein Sehen höherer Art zu nennen, so läßt sich die Geschichte mit der Krystallkugel im Auge zusammenstellen, die nicht selbst sieht, aber dem Auge notwendig ist, um die Lichtwirkung zu sammeln und zu vereinen; ihr Wesen ist Klarheit, Reinheit und Farbenlosigkeit. Wer diese in der Geschichte verletzt, der verdirbt auch Dichtung, die aus ihr hervorgehen soll, wer die Geschichte zur Wahrheit läutert, schafft auch der Dichtung einen sichern Verkehr mit der Welt. Nur darum werden die eigenen unbedeutenden Lebensereignisse gern ein Anlaß der Dichtung, weil wir sie mit mehr Wahrheit angeschaut haben, als uns an den größern Weltbegebenheiten gemeinhin vergönnt ist. Das Mitthätige und Selbstergriffene daran ist gewiß mehr hemmend als aufmunternd, denn Heftigkeit des Gefühls unterdrückt sogar die Stimme, weil diese sie zum Maß der Zeit zwingt, wie viel weniger mag sie mit der trägen Pflugschar des Dichters, mit der Schreibfeder zurecht kommen. Die Leidenschaft gewährt nur, das ursprünglich wahre menschliche Herz, gleichsam den wilden Gesang des Menschen zu vernehmen, und darum mag es wohl keinen Dichter ohne Leidenschaft gegeben haben, aber die Leidenschaft macht nicht den Dichter, vielmehr hat wohl noch keiner während ihrer lebendigsten Einwirkung etwas Dauerndes geschaffen, und erst nach ihrer Vollendung mag gern jeder in eigenem oder fremdem Namen und Begebenheiten sein Gefühl spiegeln.

20. Lebensereignisse, sechs Jahre früher, 1811, war der erste Teil von Goethes „Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit" erschienen. Über Arnims Vorliebe für Autobiographieen vgl. Einleitung.

Weiblingen.

Die Geschichten, welche hier neben der Karte von Schwaben vor uns liegen, berühren weder unser Leben, noch unsere Zeit, wohl aber eine frühere, in der sich mit unvorhergesehener Gewalt der spätere und jetzige Zustand geistiger Bildung in Deutschland entwickelte. Das Bemühen, diese Zeit in aller Wahrheit der Geschichte aus Quellen kennen zu lernen, entwickelte diese Dichtung, die sich keineswegs für eine geschichtliche Wahrheit giebt, sondern für eine geahnte Füllung der Lücken in der Geschichte, für ein Bild im Namen der Geschichte. Die Karte von Schwaben, wie sie Homanns Erben im Jahre 1734 herausgaben, muß noch jetzt nach so vielen Veränderungen wohlgefallen. Diese sinnreichen Nürnberger haben alle Farben ihres weltberühmten Muschelkastens benutzt, die Grenzen der vielen Staaten augenscheinlich zu machen, auf daß ein jeder in dieser Farbenpracht den Bogen der Gnade erkennen möge, den Gott über dieses herrliche Land gestellt hatte, als er es nach freier Entwickelung durch Krieg und Friede mit der Kraft seines heiligen, deutschen Reichs für Jahrhunderte schützte. Ein mächtiger Strom, die Donau, entspringt in Schwaben, begrenzt den Erbfeind der Christenheit, den Türken. Ein anderer, der Rhein, findet erst im Bodensee seinen rechten Boden, der ihn zur Größe erzieht, wofür er die Grenze, von der er ungern scheidet, zu einer Inselwelt durchflicht. Der Bodensee, selbst ein sanftes Abbild des Meeres, bezeichnet neben den Höhen eine reiche Tiefe des Landes. Wer nennt alle lieblichen Ströme, welche das Land durchrauschen? Wer nennt alle Berge, von Schlössern gekrönt, von denen die Ströme entspringen, von denen die Heldengeschlechter herrschend zu den fernen Ebenen niedergezogen sind? Ganz Schwaben ist dem Reisenden ein aufgeschlagenes Geschichtsbuch, hier war der früheste Mittelpunkt deutscher Geschichte, und so seltsam alles umfassend die Deutschen sich später schaffend und zer=

1. Weiblingen, schon in Urkunden des 9. Jahrhunderts erwähnt, ging mit dem salischen Erbe in den Besitz der Hohenstaufen über; Ghibellinen soll von den Italienern aus Waiblinger (Wibelungen) gebildet sein. — 11. Homann, Joh. Baptist, gest. zu Nürnberg 1. Juli 1724, berühmter Kartenstecher und Geograph; seine Handlung erbten 1730 Joh. Michael Franz und J. G. Ebersberger und erhielten den Ruhm der Offizin der Homännischen Erben noch im Anfang des 19. Jahrhunderts. — 12. Veränderungen, infolge des Zusammenbruchs des alten Reichs und seiner Stände. — 14. vielen Staaten, das kluge und geschickte Eingehen Homanns auf die Wünsche aller, auch der kleinsten damaligen Duodezherren und reichsstädtischen Ratskollegien hat, nach Brecher, zum Erfolge von Homanns Arbeiten wesentlich beigetragen.

störend geregt haben, diese Vollendung in einem gewissen Sinn erreichten sie nicht wieder, und so reiht sich das Bild des Unterganges unmittelbar an den Glanz der Hohenstaufen. Schöner ist das dauernde Steigen eines Landes, das in jeder Einrichtung das ungestörte Erbe der Jahrhunderte aufweisen kann, aber menschlich näher tritt uns als ein Bild des eigenen Geschicks diese Berührung mit großen Hoffnungen aus früheren Tagen in einem Volke, das bewahrsam und achtend gegen seine Vorzeit in Urkunden, Erinnerungen und Gebräuchen jedem Dorfe seine Denkwürdigkeiten erhalten hat. Suchen wir auf unserer Karte den Neckarfluß, und gehen wir mit Behagen an seinem Ufer, von Reben umgrünt, zum Einflusse der Rems, und da hinauf durchs reiche Wiesenthal nach Weiblingen, so befinden wir uns auf dem Schauplatze unsrer Geschichte. Weiblingen versteckt sich jetzt, wie wir von Reisenden hörten, ungeachtet es an einem Hügel hinangebaut ist, hinter umgebenden Weinbergen. Ehemals ragte am Thore ein hoher Wachtturm hinaus, der mit vier kleinen Türmchen und einem höhern in der Mitte, alle fünf mit Schiefer wohlgedeckt, der Stadt schon aus der Ferne ein wehrhaftes Ansehen gab. Dieser Turm ist die Bühne, welche den Anfang unsrer Geschichten aus den engen Verhältnissen eines kleineren Städtleins zum Seltsamen erhebt, so verdient er eine nähere Beschreibung. Die vier Türmchen traten an den vier Ecken des Mauerwerks von Werkstücken heraus, auch ein gezähnter Gang zwischen ihnen war zur besseren Verteidigung hinausgebaut. Unter dem mittleren Turme befand sich das Wachtzimmer, in dessen Mitte eine große Wurfschleuder gegen andringende Feinde aufgerichtet war, während die Wände hinlänglich mit Armbrüsten und Harnischen behangen waren, um bei raschem Angriff gleich eine bedeutende Zahl Bürger zu rüsten. Als Wächter wurde immer ein alter Kriegsmann gelöhnt, der des Schlafes entwöhnt mit den Seinen abwechselnd eine ununterbrochene Wacht unterhalten mußte. Auf seinem Büffelhorne zeigte er mit allgemein bekannten Zeichen an, wenn sich Not und Sorge, sei es durch Kriegsscharen und Räuber, oder durch Feuer und Wasser dem Stadtgebiete näherten. In solchem Fall kamen viele neugierige Gesellen zum Besuch, sonst mied jeder die enge Wendeltreppe des Turmes, wer nicht besondere Freund-

12. Rems, mündet bei Neckarrems unweit unterhalb Waiblingen in den Neckar.

schaft zu dem Wächter trug. Eine Winde im Wächterzimmer war zu doppeltem Gebrauche eingerichtet; sie hob in einem großen Eimer von der Stadtseite zu bestimmten Stunden seine Lebensmittel empor, und nahm in demselben Eimer von der Landseite nach dem unerbittlichen Thorschluß alle verspäteten Sendungen an Rat und Bürger der Stadt gegen mäßigen Lohn auf. Bei dem lebhaften Verkehr, dessen sich die Stadt jetzt als Vorratskammer der Neckarweine für Augsburg, durch Gerbereien und Ankauf von Schlachtvieh erfreute, war diese Art Nebengewinn ein Hauptunterhalt des Wächters geworden, der nach dem frühen Thorschlusse mit Sehnsucht nach verspäteten Boten auf die Straße von Augsburg herunterblickte. Von Augsburg war das Thor genannt, so weit Augsburg davon entlegen sein mochte. Augsburg war damals gleichsam ein heiliger Name, weil die sichtbaren Quellen des Wohlstandes, das Geld und die Reisenden, die es brachten, von Augsburg entsprangen und nicht immer wieder dahin zurückkehrten; im zweiten Buche führt uns die Geschichte nach diesem Mittelpunkte des Handels, zu den reichen Geschlechtern, die das neuentdeckte Amerika mitzuerobern Schiffe ausrüsteten, und die Kaiser durch Glanz und Erfindung froher Feste sich zu geselliger Freude verbanden.

---

20 f. verbanden. W. Grimms Recension (W.): „Die Einleitung beschreibt genau und mit poetischer Ausführlichkeit den Schauplatz, oder der Dichter breitet wie ein sorgender Wirt ein reines, fein gebildetes Gedeck vor seinen Gästen aus.“

Erstes Buch.

Erste Geschichte.

Die Hochzeit auf dem Turme.

Der Bürgermeister von Weiblingen, Herr Steller, und der Vogt des Grafen von Württemberg, Herr Brix, führten einander in der Neujahrsnacht mit ungewissen Schritten durch die glatten Gassen, nachdem sie einander beim Schlage der zwölften Stunde vor dem Ratskeller den flockig fallenden Schnee vom Barte geküßt und alles gute Glück angewünscht hatten. Der Wein erweicht des Menschen Herz, dachte der Bürgermeister, ich hätte nimmermehr geglaubt, daß ich den Vogt so lieb hätte; dann fuhr er fort: „Schade, daß es so dunkel am Himmel und so weiß an der Erde ist, kein Sternlein ist zu sehen, das uns ein Zeichen gäbe vom neuen Jahre.“ — „Kein Stern,“ fragte der Vogt mit schwerer Zunge, „was sind denn das für ein paar rote Sterne am Himmelsrande?“ — „Das sind die Fenster des Wachtturmes,“ antwortete Herr Steller lachend, „kennt Ihr die nicht, aber sie leuchten heute wohl heller als sonst, denn da ist Bettelmanns Hochzeit, der neue Turmwächter, der Martin, hat heute die Witwe des vorigen geheiratet, weil sie oben zu stark geworden, um die enge Wendeltreppe herunter zu steigen. Wir konnten doch wahrhaftig der Frau wegen nicht den Turm abbrechen lassen, und so mußte sie sich dazu bequemen, sonst hätte sie lieber unsern Schreiber, den Berthold, geheiratet. Der Pfarrer hat sie oben müssen zusammen-

2. Die Hochzeit auf dem Turme. W.: „Jetzt werden wir in der kalten Winternacht zwischen Schneegestöber in die lebenswarme Dichtung eingeführt. Ob uns der Reiz des Neuen besticht, aber die ersten Geschichten, wo zwischen einer nahen meisterhaft geschilderten Gegenwart dunkle und geheime Ahnungen aufsteigen, jene von allem Glanz, irdischem und überirdischem, bestrahlte Erscheinung, die vor dem seligen Knaben sich aufthut und mit dem schnellen Tode Martins wieder verschließt; sie scheinen uns die Krone des ganzen Buches.“ — 4. Graf von Württemberg, erst 1495 auf dem Wormser Reichstage wurde Graf Eberhard V. vom Kaiser Maximilian die Herzogswürde verliehen.

geben." — „Aber um Gottes willen," fragte der Vogt, „wie soll die Frau hinunterkommen, wenn sie erst tot ist, da wird ein Mensch doch noch ungeschickter, als er bei lebendigem Leibe war." — „Das würde sich finden, wies Sterben, meinte sie," sprach Steller, „solch armes Volk lebt in die Zeit hinein, wies liebe Vieh, wenn es nur Futter hat. Gute Nacht, Gevatter, viel Glück zum neuen Jahre; Ihr werdet doch allein fortkommen?" So taumelten sie auseinander; der Vogt ging den beiden roten Sternen nach, und der Bürgermeister gab Achtung, daß sie ihm im Rücken blieben, und so führte das Glück der Armen die beiden Reichen wie eine Vorbedeutung in ihre Häuser heim.

Auf dem Turme saß der alte, trockene Martin, der neue Turmwächter, im verschossenen roten Wams, das er noch aus dem italienischen Kriege mitgebracht hatte, zwischen Frau Hildegard, mit der er heute vermählt war, und Berthold, dem Ratsschreiber, wie auf dem Felde des Schachbretts zwischen schwarz und weiß, denn jene war reinlich in weißem, selbstgewebtem Linnen, dieser sehr anständig in schwarzem Tuch gekleidet. Martin sprach davon, wie er sonst auf Schlachtfeldern zwischen Tod und Teufel und jetzt wie im Schachspiel fröhlich zwischen Freund und Frau sitze, und habe sich das nicht träumen lassen voraus, dabei umfaßte er beide und drückte beiden die Köpfe aneinander, daß sie sich küssen mußten, und trank dann seinen Wein auf die Erinnerung einer Neujahrsnacht, wo er und Berthold auf den Turm stiegen und Frau Hildegard belauschten, wie sie mit ihrer Base Zinn gegossen. — Berthold: „Das war eine schöne Nacht, klar und warm, die Witterung wird immer rauher in Weiblingen, und die Welt geht endlich gewiß in Eis unter." — Martin: „Kalt oder warm, untergehn muß sie doch bald, wenn nur Hildegard so lange lebt, um den Lärmen mit uns zu beschauen. Ja, in der Nacht ging mir das Herz auf gegen dich, und es zuckte mir in dem Arme, was hilft's verhehlen, Gott weiß es doch und schreibt sich alles auf." — Berthold: „Du wolltest der guten Frau um den Hals fallen, die Sünde vergiebt der Küster." — Martin: „Nein, Berthold, ihren Mann wollte ich zum Turm hinunter werfen, er stand auf der Mauer und blies das neue Jahr an, er wollte sich recht hören

19. Tod und Teufel, ein Holzschnitt A. Dürers, auf dem ein Ritter zwischen Tod und Teufel dahinreitet, hatte Fouqué Anlaß zu dem Roman „Sintram und seine Gefährten" gegeben. — 25. Zinn gießen, die weit verbreitete, noch viel im Scherz geübte Sitte, durch Zinngießen in der Neujahrsnacht die Zukunft zu erkunden.

lassen, da tratest du zwischen uns, und so wurdest du mein guter Engel, und bist es immer geblieben, und hast bei Hildegard für mich geworben. Das kam alles vom Zinngießen." — Hildegard: „Habe dich damals am Fenster nicht beachtet, aber den Zinnguß habe ich aufgehoben, wie ich alles aufhebe; seht da drei Kirchtürme im Zinn, was deutet mir das?" — Martin: „Der eine bedeutet deinen ersten Mann, der zweite deutet auf mich, und der dritte, das ist dein dritter Mann Berthold." — Hildegard: „Der Tod ist der dritte Mann." — Berthold: „Hör', Martin, ich mag auf deinen Tod zu meiner Seligkeit nicht warten; dir schadet's noch nicht, wenn du ein paar Stunden mit offener Brust im Schneegestöber auf ein Wild lauerst, ich muß mir schon Kopf und Füße warm halten, am Schreibtische altert ein Mensch früher, als auf dem Rosse." — Martin: „Mit dem Reiten und Fechten ist es jetzt aus, bin ärgerlichen Gemüts und das gedeiht nicht im Alter, kann die Armbrust nicht mehr spannen und keinen Vogel im Fluge sehen und treffen, dann stößt mir der Gram das Herz ab. Sieh, Berthold, so gräm' ich mich auch, daß wir voneinander ziehen sollen, und haben so lange mit einander Haus gehalten, ich sorgte fürs Wildbret und du für die Fische aus dem Ratsweiher. Es liegt wenig daran, ob einer in Seide oder nackt, wie auf dem Schlachtfelde begraben wird, aber daß wir nicht in alten Tagen einsam leben müssen, davor behüte der Himmel jeden. Hör', Berthold, wir sind heute bei deinem Wein lustig, sei künftig auch vergnügt bei unsrer alltäglichen Hausmannskost, zieh' herauf zu uns, Hildegard wird dir mit keiner doppelten Kreide anschreiben." — Berthold: „Du kannst meine Gedanken lesen, dachte schon lange daran, ob ich mir nicht dort auf der wüsten Brandstelle ein Haus in eurer Nähe errichten könnte, wo wir zusammen aus einer Kasse lebten und miteinander teilten, was wir verdienen." — Martin: „Damit alles gleich wird, teilen wir auch die Frau." — Hildegard: „Sonst bin ich mit allem zufrieden, aber das ist gegen die zehn Gebote." — Martin: „Und er soll dein Herr sein, hat der Pfarrer gesagt und dabei bleibt's, Berthold schläft hier, du nennst ihn du wie mich, du sorgst für ihn wie für mich und schlägst ihm nichts ab, er wird nichts Ungebührliches von dir fordern. Und hier ist deine Schlafstelle auf der alten Wurfschleuder, die doch nimmermehr gebraucht wird, hier ziehen wir eine Wand von Latten und du überziehst sie mit Papier, so hast du dein Haus

da drin und dein Fenster, und deine Schreibereien liegen da ungestört, und wenn wir nachts nicht schlafen können, so können wir wie bisher miteinander reden; du sagst, was du Neues gelesen, und ich, was ich in jungen Tagen bei dem Franzosen und Italiener erlebt habe." — Berthold: „Du sprichst wie aus himmlischer Eingebung, wie kann ich mich widersetzen. Seht, da kehre ich meine Tasche um in den Topf, das ist meine ganze Habe, so thut desgleichen, und so lange der Topf nicht leer ist, greife ich dreist in eure Schüsseln." — Martin: „Halt, Bruder, du hast schon zu viel voraus, gleiche Brüder, gleiche Kappen, fort mit den Batzen, bis ich auch welche verdient habe und gleich einlegen kann." — Berthold: „Hör' nur, da ruft's vor dem Thore, da kommt ein reiches Trinkgeld, das setzest du gegen meinen Sparpfennig, was der bringt, gehört uns auch zusammen." — Martin: „Das wird nicht viel sein, aber du sollst deinen Willen haben; rückt nun den Tisch, hebt den Eimer über, nun laßt die Winde langsam ablaufen; das mußt du alles lernen, Bruder Berthold, wenn du mit uns im Adlerneste hausen willst, die Krähen werden dir oft genug den Käse vom Brot stehlen."

Berthold hatte das alles schon gelernt, und während Martin die Winde in Ordnung brachte, hatte er schon den wohlbeschlagenen Eimer auf die andere Rolle übergelegt. Frau Hildegard erinnerte Martin, seinen Schafpelz anzuziehen, er aber lachte und sprach: „Hab' eher im Schnee geschlafen, als wären's Daunen, als ich noch bei den Kronenwächtern diente, doch halt, davon darf ich nicht schwatzen, ich hab's geschworen." — Der Reiter unter dem Thore fluchte, daß es so lange daure, und Martin wollte ihm eben in alter Kriegsmanier antworten, da bat jener sorglich, er möchte den Eimer nicht anstoßen lassen, es sei zerbrechliche Ware darin, und Martin verschluckte seine Antwort und sprach: „Zu meiner Hochzeit hättet Ihr wohl das Fluchen vergessen können." — Der Reiter schrie hierauf: „Nimm das, was im Eimer liegt, zum Hochzeitgeschenk, sei eingedenk deines Schwures, kein Turm ist zu hoch, kein Grab zu tief für Gottes Richterschwert und für unsern Pfeil." — Martin trat ernst mit dem Kasten ins Zimmer, den er aus dem Eimer genommen, setzte ihn in der Zerstreuung auf den Apfelkuchen und brummte vor sich: „Wäre ich nur nie bei den alten Mördern gewesen!" Als Frau Hildegard wegen des Apfelkuchens schalt, sagte er: „Es ist auch ein Hochzeitsgeschenk;

mit dir, Berthold, wird es geteilt, vielleicht ist's ein feinerer Kuchen, macht es sorglich auf, es soll sehr zerbrechlich sein." Frau Hildegard schob den durchlöcherten Deckel auf, hob eine Pelzdecke auf und sah mit großem Erstaunen einen kleinen Knaben, der auf einem Totenschädel, halb mit einem weichen Kissen bedeckt, ruhte und schlief. — „Ha," fuhr Martin bei dem Anblick auf, „es hat das Zeichen?" Bei dem Worte sprang er hinaus, sah aber nur noch in bedeutender Entfernung den Reiter auf seinem Schimmel, wie sein weißer Mantel im Winde gleich einem Segel aufbauchte, und wie er sich bald gleich einer Schneewolke unter den stumpfen Weiden der Straße verlor. Er kam zurück, als Berthold mit überwundener Sorge sprach: „Es ist nicht tot, es schläft nur, tragt's ins Bett, Frau Hildegard, aber denkt nicht, daß dies liebe Kind euch allein gehört, mein ist die Hälfte, Martin hat's versprochen." — Martin: „Du sprichst ja wie ein Versucher, dem ich des Kindes Seele verschrieben habe." — Berthold: „Ich brauche nicht seine Seele, ich brauche nur seine Hand, ich will's zum Schreiber aufziehen." — Martin: „Versuch's nur, wenn der Knabe älter wird, da merkt er schon in sich, daß er nicht zum Schreibtisch, sondern unter den Helm gehört; aber Hildegard, ist es dir denn lieb, ein Kind zu haben, bist ja so still emsig, es einzupacken, als ob du es im Federbett ersäufen wolltest." — Hildegard: „Still, hab' nie ein schöneres Kind gesehen, alle andern sind Holzklötze dagegen, ein feines Bild aus Elfenbein ist dies, das muß aus hohem Geschlechte stammen, wenn wir nur reich wären, um es fein ordentlich aufzuziehen." — Martin: „Gott sorgt für die Gemslein auf den Felsspitzen, sieh her, Hildegard, sieh' den Schatz, der bei dem Kinde im Kästchen liegt." — Berthold: „Fünf Goldgülden, alle mit dem Stempel unsres letzten Schwabenherzogs Konradin, die sollen wunderselten sein, die mögen in einer recht alten Sparbüchse gerostet haben, bis die grimme Not, die das liebe Kind verstoßen, sie in die Welt trieb. Der Schatz soll dem Kinde bleiben, ich sorge mit Abschreiben in den Abendstunden für das Kind." — Martin: „Ich sorge für meine Hälfte, sonst hau' ich sie mir von dem Kinde ab, hab' wohl keine Kinder mehr

27. Gemslein, sprichwörtlich:

Schickt der Herr ein Häslein,
So schickt er auch ein Gräslein.

— 30. Konradin, der am 29. April 1268 in Neapel hingerichtete letzte Hohenstaufe, war auch der letzte Herzog von Schwaben; ein Lied über sein Geschick im „Wunderhorn".

zu erwarten, will mich auch von einem Kinde streicheln lassen; ob ich mir hier ein Kind oder einen Hund futtere, das kostet gleich viel!" Das Kind war von dem Streite aufgewacht und forderte schreiend seine Nahrung; die Frau war in großer Sorge, was sie ihm geben sollte, sie hoffte, daß ein gläubiges Gebet zur heiligen Mutter ihre Brust mit Milch füllen könnte, aber Martin schüttelte mit dem Kopfe und sprach: „In unsrer Zeit geschehen keine Wunder." Frau Hildegard ließ sich aber nicht stören in ihrem Glauben, sondern betete an ihrem kleinen Altar, und wie sie noch so betete, da hörte sie das Kind schlucken, das ganz allein lag, weil die beiden Männer an den Herd gegangen waren, um Feuer zu einem Brei anzuschüren. Sie sah sich um und erblickte ihre große schwarze Ziege, die sich aus dem Stall losgerissen und auf das Bett gesprungen war, und das Kindlein sog mit freudiger Begierde an der Ziege. Hildegard richtete sich mit gefalteten Händen auf und rief die Männer: „Seht, seht, dem Frommen geschehen alle Tage Wunder." Berthold faltete gleichfalls verwundert die Hände, aber Martin sprach gleichgültig: „Es ist doch gut, daß wir heute das Zicklein zum Hochzeitsbraten opferten, die Ziege wäre sonst mit keiner Gewalt zum Stillen des Kindes zu zwingen gewesen, jetzt drängt es sie dazu; es ist nicht alles Liebe, was die Menschen so nennen!" Dann nahm er Berthold bei der Hand und führte ihn an die andere Ecke des Zimmers, wo der Kasten stand, und sprach wehmütig und leise: „Sieh' da das weiße Kind unter dem gehörnten schwarzen Tiere, das dem Teufel ähnlich sieht, so kommt die Unschuld zur Schuld und nährt sich von ihr, so soll auch ich das Kind ernähren und bin nicht wert solcher himmlischen Gnade. Ich halt's nicht aus! Habe so viele blühende Jünglinge in Feldschlacht und Fehden erschlagen und werde nun zum Narren vor Freude, daß ich der Welt ein Kind zum Ersatz aufziehe, o ich wollte, daß ich bei meinem Vater am Webstuhl ausgeharrt, oder daß ich gar nicht gelebt hätte. Wer weiß, wem der Schädel gehört, der bei dem Kinde liegt, er trägt eine schwere Narbe, wie ein Fenster, durch welches der Geist zum Himmel geflogen, vielleicht habe ich ihm die geschlagen. Ich mußte meinen Herren folgen auf den Fehden, und sie fragten mich nicht, ob sie ein Recht hätten zum Blutvergießen, es hieß nur: Hier gilt's, hier mußt du vor, Martin. Es sind jetzt noch keine sechs Monate, da focht ich mit einem jungen Ritter, er wehrte sich entsetzlich,

da fiel ihm der Helm ab, ich hatte ihm die Schienen durchhauen, und mein Schwert drang tief in sein Haupt, er war schön wie eine Jungfrau, meinen Hals hätte ich abschlagen lassen, um ihn zu heilen, aber der Tod läßt sich nicht wieder gut machen. Ich sagte den Kronenwächtern mit Abscheu meinen Dienst auf; sie ließen mich ziehen. Das Kind gleicht dem Ritter, sie haben's mir geschickt. Berthold, zieh' es zum Frieden auf, es soll für mich beten." — Berthold sah verlegen nieder, es war ihm, als ob ein anderer, als Martin, mit ihm rede, so weich hatte er ihn nie gekannt, er sah nach dem Schädel und wies auf etwas Blinkendes, das darin steckte. — Martin: „Wird wohl ein Splitter von meinem schartigen Doppelschwerte sein, oder ein Helmring, laß es stecken, so etwas, das einem Menschen den Tod brachte, muß vergraben sein, ich werd's auch bald sein. Wenn einst andere Leute so in meinen Schädel hinein sehen, was werden sie darin lesen?"

Zweite Geschichte.

Die Chronik der Stadt.

Die Nacht verging unbemerkt in mancher Besorgung für das Kind; am Morgen bemerkte erst Frau Hildegard eine feine Schrift auf dem Kasten, der das Kind geborgen, und Berthold las da den biblischen Spruch auf das Kind angewendet: „Gehet hin und taufet ihn im Namen des Vaters." — Frau Hildegard erschrak, daß dies wohl sechs Monate alte Kind noch nicht getauft sei, und Berthold nahm es eilig mit dem Bett in seinen Mantel, da Martin von seinem Wachtposten nicht abkommen konnte. Erst lief er zum Bürgermeister und berichtete ihm den seltsamen Vorgang, indem er zugleich den zierlich mit blauer und roter Tinte geschriebenen Neujahrswunsch abgab. Der Bürgermeister war in sehr gnädiger Stimmung, dankte freundlich und sagte, daß er dieses Kind wohl zu sich nehmen würde, wenn er verheiratet wäre, jetzt könne es aber seinem Rufe bei den Eltern seiner Braut schaden, übrigens werde wohl zuweilen aus der Armenkasse etwas für das Kind zu erübrigen sein, und man müsse inzwischen nach-

21 f. Gehet hin ... Vaters, Evang. Matthäi XXVIII, 19.

forschen, wer des Kindes Eltern wären. Das alles hatte der Schreiber sich längst selbst gedacht, nahm es aber doch wie hohe Weisheit an und entfernte sich demütig. Aber die Frühmesse war inzwischen schon längst zu Ende gegangen, als er nach der Pfarrkirche kam. Der Geistliche trat eben hinaus, ihn fror sehr, und er war nur mit Mühe zu überreden, die Taufe sogleich zu erteilen. In der Eile vergaß er, sich nach Vor- und Zunamen des Kindes zu erkundigen, und fragte während der Handlung, wie es heißen sollte. Berthold, der es auch nicht bedacht, antwortete: „Berthold,“ und weil der Pfarrer es für Bertholds Kind hielt, so taufte er es Berthold mit Vornamen und Berthold mit Zunamen, so daß es nun Berthold Berthold hieß, oder Berchtold Berchtold, wie andere den guten alten Namen schreiben. Der Tag durchbrach siegend die dichten Schneewolken, als Berthold im Turme das Kind aus dem warmen Mantel hob und sich in dessen hellen Augen sonnte. Die lahme Elster, die in der vorigen Nacht alles unter dem Bett verschlafen hatte, sprang zum Kinde mit Hildegard und Martin, und rief ihm zu: „Berthold, Berthold!“ — „Sie weiß es schon,“ rief Berthold verwundert, „das haben ihr gewiß die Sperlinge gesagt, die in der Kirche herumflogen.“ Martin aber ging ruhig zu seiner Arbeit an der neuen Lattenwand zurück und brummte vor sich: „Nenne ihn wie du willst, er wird seinen rechten Namen doch erhalten, wenn seine Stunde schlägt, aber sieh' hier, wie fleißig ich gewesen bin, die Wand ist gleich fertig, und nun schaffe Papier zum Überziehen.“ — „Auch dafür habe ich in der Schreibstube gesorgt,“ antwortete Berthold, „sieh' die schönen großen Bogen, habe darauf in jungen Jahren, als ich noch mehr Freude am Schreiben hatte, die Chronik von unsrem Städtlein geschrieben, der Knabe mag daran buchstabieren lernen.“ — „Schade, daß wir's so zerreißen müssen,“ sagte Martin, „habe oft darüber nachgedacht, wie die Leute auf den närrischen Einfall gekommen sind, sich hier niederzulassen, obgleich jedermann lieber in Augsburg wohnen möchte.“ — „Ei,“ sagte Berthold, „du denkst, das Glück hat immer auf dem Fleck wie jetzt gestanden, vielmehr rückt es immer von einem Platz zum andern, weil es nie sich festsetzen darf und des Stehens müde wird. Es gab eine

12. Berchtold, der Name hängt mit dem der Göttin Perahta, Frau Berchta zusammen; Berchtolt berührt sich mit Wuotan, nach schwäbischer Sage ist Berchtolt das weiße Männchen, welches Spulen zum Bespinnen bringt; Jak. Grimms „Deutsche Mythologie“ Kap. XIII.

Zeit, wo Augsburg kaum genannt wurde, und da stand hier eine Stadt, die auch niemand mehr zu nennen weiß, die war das Haupt von ganz Schwaben, zwei Meilen von hier nach Schorndorf soll noch ein Stück von unsrer alten Stadtmauer zu sehen sein, bei meinen Geschäften ist mir aber die Reise zu weit, um es zu besehen." — „Und ich darf vom Turme gar nicht fort," klagte Martin. — „Tröste dich mit mir," meinte Hildegard, „ich dürfte wohl herunter, aber bei meinem Schwindel darf ich die Wendeltreppe nicht ansehen, sonst geht alles mit mir um, da sagen denn die bösen Leute in der Stadt, daß ich zu stark geworden sei, um die Treppe zu steigen; wer weiß, ob solche Lügenreden nicht auch in die alten Geschichten gekommen sind, so daß kein Mensch jetzt mehr sagen kann, wo die Lüge aufhört und wo die Wahrheit anfängt." — „Aber ich habe es geschrieben gefunden auf altem Pergament," rief Berthold, „wer würde sich die Mühe geben, Lügen aufzuschreiben. In diesem Pergament fand ich auch, was hier steht, daß der Attila, Gottes Geißel getauft, diese Hauptstadt der alten schwäbischen Herzoge bis auf den Grund ausbrannte, und daß wir entweder gar nicht lebten, oder doch keine Weiblinger wären, wenn nicht die Frau des Frankenkönigs Klodwig hier drei Hirsche mit ihrer Armbrust erlegt hätte. Seinem Weibe zu Ehren baute der Frankenkönig die Stadt, nannte sie von ihr Weiblingen, versteht ihr wohl, weil dort einem Weibe gelingt, was sonst kaum ein Mann leisten kann auf der Jagd." — „Und davon kommen wohl die drei Hirschhörner in unsrem Stadtwappen?" fragte Martin. „Ein schlimmes Zeichen für uns Ehemänner," fuhr er fort, „muß nur die Wand hier recht dicht und fest zukleben." Berthold blätterte weiter und sagte: „Du hast mir ein gut Stück Geschichte zugeklebt, da stehe ich schon beim Kaiser Konrad, der so viel auf die Treue seiner Weiblinger hielt, daß er es zum Feldgeschrei der Seinen gegen die verräterischen Welfen machte. Hier Weiblinger, hieß es, wo es hart herging, und mit dem Feldgeschrei siegte er über alle Feinde. Der hörnerne Siegfried war ihr Anführer, der seinem Herrn die starke Braut bezwungen hatte, und dafür durch den tückischen Hagen sein Leben

29 f. **Kaiser Konrad III.**, der erste König aus dem Hohenstaufenschen Hause. In seinen Kämpfen mit Kaiser Lothar und den Welfen kam der Schlachtruf und spätere Parteiname auf; doch ist es unsicher, ob die Bezeichnung von der Stadt oder von einer am Kocher gelegenen Burg Waiblingen herkömmt. Die italienische Benennung Ghibellinen soll dann aus Waiblinger entstanden sein.

einbüßte; nun von dem Märchen singen ja noch die Fiedler auf den Straßen, und es wäre wohl gut, daß sie etwas Neues lernten, denn es will ihnen niemand mehr zuhören." — „Was haben mir die Italiener von Gibellinen oder Wibellinen erzählt," unterbrach ihn Martin, „sie schimpften sich noch so, obgleich keiner mehr wußte, was es bedeute, und da kommt all der Lärmen aus unserm Städtlein." — „Ehre unsre Stadt, alter Martin," sagte Berthold, „denn sie hat viel mehr Auszeichnung genossen zur Zeit der schwäbischen Kaiser. Vor allem liebte sie der hochberühmte Friedrich Barbarossa, erbaute auch hier einen Palast, gleich dem von Gelnhausen. Ich habe ihn oft gesucht dort unter den Trümmern, aber ich konnte nicht ohne Aufsehen über das alte Mauerwerk klettern, und die Leute hätten gemeint, ich sei auch so ein Schatzgräber, die immer noch bei den alten Häusern, welche die große Feuersbrunst einstürzte, nach Gold suchen und Kohlen finden. Die Beschreibung von dem Schlosse ist gar sehr prächtig, es bestand aus einem Hauptgebäude und einem Seitenflügel zum Anschauen der Ritterspiele. Hinter demselben war ein seltsamer Garten von fremden Pflanzen. Alle Zimmer waren kostbar mit Teppichen und Waffen des Morgenlandes verziert, aber am reichsten die Kapelle zu Ehren der heiligen drei Könige, deren Leichen dort eine Nacht geruht, als sie der Kaiser von Mailand nach Köln sendete, wo sie noch ruhen und große Wunder verrichten. In dem Hause hier sollen die Anhänger des schwäbischen Hauses noch lange Zeit ihre Zusammenkünfte gehalten haben, bis die große Feuersbrunst es mit aller Herrlichkeit gleich der ärmsten Hütte verzehrt hat." — „So geht's auch Eurer saubern, schön gemalten Handschrift, habt sicher nicht gedacht, sie so zu verbrauchen, als Ihr Euch dem Schreiben unterzogen," bemerkte hier Martin. — „Ich erheiterte mich als Knabe," erwiderte Berthold, „mit der gewissen Zuversicht, sie werde sich zum ewigen Andenken, wie die alten Schenkbriefe der Stadt, von einem Ratsschreiber zum andern vererben, aber der Bürgermeister warf sie neulich, zornig dreinreißend, vor die Thüre,

6. bedeute, in Italien erhielt sich die aus Hohenstaufer Zeit stammende Parteibenennung, als längst die alten Verhältnisse und Parteien aufgehört hatten. — 10f. Gelnhausen, freie Reichsstadt an der Kinzig; die Trümmer von Kaiser Friedrichs I. Kaiserpfalz sind noch vorhanden. Da in der Nähe Savignys Gut Trages war, kannte Arnim Gelnhausen, den Schauplatz von Brentanos Gockelmärchen, genau. Über Barbarossas Palast zu Gelnhausen hatte B. Hundeshagen Untersuchungen (2. Aufl. 1819) veröffentlicht, von denen Arnim Kenntnis genommen hatte; hier folgt er den Angaben von Hundeshagen. — 22. sendete, 1164 nach der Einnahme Mailands.

weil er etwas von den Seinen, die ich unter dem Namen nicht erkannt, darin gefunden, das ihm gar nicht lieb war, daß nämlich eine Jungfrau seines Geschlechts einen Löwen in unsrer Stadt geboren habe. Es hat sich damals ein Löwe hierher verlaufen gehabt, der viele Menschen würgte, bis diese Jungfrau ihm entgegentrat, der er geduldig den Kopf in den Schoß legte und sich von ihr mit gemeiner Kost abspeisen ließ. Da glaubten schon die Leute, sie sei eine Heilige, bald aber kam es heraus, daß sie sich ihm vermählt habe, als sie einen Löwen gebar, denn da zog der Alte mit seinem jungen Löwen fort, sie aber stürzte sich aus Gram in die Rems." — „Sollte die Geschichte also doch wahr sein?" brummte Martin, „hab' sie den Kronenwächtern nie glauben wollen; von dem Löwen stammten nachher viele Menschen, versteht Ihr mich, von ihren gelben, lockigen Haaren wurden sie Löwen genannt, auch von ihrer Stärke und königlichen Abkunft. Doch das stirbt hier unter uns, ich darf davon nicht reden; aber Ihr wißt doch von dem Feinde unseres Barbarossa, daß er Heinrich der Löwe hieß, kein Stamm geht unter, aber erst wenn feindliche Stämme sich innerlich versöhnen und verbinden, wird der Friede kommen auf Erden." — „Aber wie ist mir," rief Hildegard, verließ das schlummernde Kind und trat ans Fenster, „es ist, als ob es schon wieder Nacht werden wolle." — „Es wird eine Schneewolke sein," meinte Berthold. — „Nein, nein," seufzte Martin, „ich sagte wieder ein Wort zu viel, das geht mir nicht ungestraft hin; seht nur, die Sonne verliert ihren Glanz, daß jeder sie anschauen kann, wie ein verweintes Auge. Der schwarze Star deckt sie immer mehr, die wird nicht wieder scheinen; seht wie die Vögel in den Tannen sich verstecken, auch unsre Elster geht schon unters Bett zum Schlafen, die Schatten der Bäume verschwinden vom Schneegrund, denn ein Schatten deckt alles, ich stehe vor der Sonne, daß sie nicht scheinen mag. Die Bürger laufen umher und wissen nicht, woher ihnen die Strafe kommt. Hört ihr's da unten, das brachte ich euch!" — „Schweig, Martin," unterbrach ihn Berthold, „ich muß dir sonst den Mund zuhalten; mir ist nicht wohl in der Dunkelheit, und die Bürger läuten der Sonne die Sterbeglocke, jetzt ist sie kaum noch einer Mondsichel zu vergleichen, die am Tage da oben stehen geblieben, aber wartet ge-

36. Sterbeglocke, über den Aberglauben bei Sonnen- und Mondfinsternis Grimm, Deutsche Mythologie Kap. XXI.

duldig, um einen Menschen geht die Welt nicht unter. Aus meiner Chronik erinnere ich mich einer Sonnenfinsternis, die so dunkel gewesen, daß die Arbeiter der großen Wollenwebereien in Augsburg aus Angst, zu den Ihren zu kommen, einander tot drängten, und nachher war alle Not verschwunden, nur die nicht, die sie selbst in der Angst geschaffen hatten." — „Ihr habt recht," sagte Hildegard, „mir ist, als ginge die Sonne mitten am Himmel wieder auf, als wäre ihr Licht tausendfach schöner als je; wie sich unsre Tauben erschwingen und Kreise um den Turm ziehen." — „Die Bürger lachen ihrer Furcht," fuhr Berthold fort, „schämst du dich nicht, Martin?" — „Wär's mit der Scham abgethan und mit der Furcht," sprach Martin in sich, „ich wollte mich fürchten und meiner Furcht mich schämen und den Spott der Kinder tragen; mir aber ist es mehr als eine Sonnenfinsternis, was ich gesehen; vergebens ziehen die Tauben ihre Kreise um mich her, sie können mich nicht schützen."

Dritte Geschichte.

Der Palast des Barbarossa.

Die Ehe des Turmwächters Martin blieb ohne Segen eigener Kinder; um so höher ehrten die beiden Eheleute den kleinen Berthold, und Frau Hildegard hatte eigentlich keinen Augenblick, wo sie ihn vergaß. Selbst im Schlafe reichte sie ihm noch die Hand, daß er damit spielen und sie erwecken könne, wenn er einmal früher aufwachen solle. Die Elster war aber des Kleinen Gespielin, die ihm nie etwas zuleide that, aber durch ihr Geschrei warnte, wo das Kind sich einer Gefahr aussetzte. Martin fand sich in seiner schwarzen Seelentiefe durch den Anblick des Knaben erhellt, schnitzte ihm Stöcke und Degen, so bunt der Kleine sie verlangte, und Berthold war eifrig beschäftigt, daß der Kleine früher als andere Kinder Buchstaben kennen lernte und bald auch buchstabierte. „Das wird ein Gelehrter," sagte er mit Zuversicht

17. Dritte Geschichte. W.: „Mit welcher Lust schreiten wir in diese neugeöffnete Welt. Was wir erblicken, ist überraschend und ungewöhnlich, dennoch ist es gültig und wahr vor unserer Seele, wir zweifeln nicht, daß es also gewesen. Wir sind geneigt, jene Erscheinung in den Ruinen wie eine Vorgeschichte zu betrachten, und Berthold hätte dann ein dreifaches Leben gehabt." — 24. Die Elster, ein zauberkundiger und glückbringender Vogel.

und Martin lächelte, aber Berthold ließ sich dadurch nicht abbringen von seinem Unterrichte. Schon im siebenten Jahre schrieb der Kleine eine feste Hand, rechnete schon notdürftig und wäre in der Schule als ein Wunderkind aufgetreten, wenn er sie hätte besuchen dürfen. Aber Berthold setzte seinen Schreiberstolz darein, ihn allein weiter zu bringen, als die bequemen Geistlichen in der Stadtschule es mit allen Züchtigungen bei den Stadtkindern vermochten, und Frau Hildegard war es sehr zufrieden, weil er sonst Unarten und Ungeziefer mit annehmen könne. Nur Martin schüttelte mit dem Kopfe und sagte, es werde der Junge zu nichts in der Welt taugen und die beste Zeit seines Lebens in dieser Einsamkeit verlieren, doch sah er ihn zu gern um sich, als daß er ihn mit Ernst entfernt hätte. Schon im zehnten Jahre wußte ihn Berthold mit schriftlichen Aufsätzen aller Art zu beschäftigen, indem er ihm einbildete, die Stadt habe ihn als Unterschreiber angenommen. Der Kleine arbeitete sich in alles mit einem Amtseifer hinein, daß Berthold schon im zwölften Jahre des Knaben ihn dem Bürgermeister zuführen konnte. Dem Bürgermeister gefiel seine gute Bildung, sein freundliches Auge, noch mehr seine Handschrift, in der er selbst dem alten Berthold überlegen war, so künstlich dieser die Anfänge der Kaufbriefe verzieren mochte. Der Bürgermeister strich ihm die langen, gescheitelten, blonden Haare und versprach, ihn mit einem kleinen Gehalt zur Hilfe des alten Berthold anzustellen. Der junge Berthold dankte, daß er ihn in seiner Stelle wolle fortbestehen lassen und Berthold klärte mit Selbstzufriedenheit seine List auf, wie er dem Knaben durch eine eingebildete Anstellung Lust zur Arbeit gemacht habe. Dem Bürgermeister machte der Einfall viel Spaß, er erzählte ihn seiner Tochter Apollonia, die eben eintrat, ungefähr ein Jahr jünger als der junge Berthold, und seit dem Tode der Mutter des Vaters Augapfel, während der junge Berthold von tiefer Scham über seine Täuschung immer heißer erglühte und sich zuletzt des lauten Schluchzens und der Thränen nicht erwehren konnte. Der alte Berthold entschuldigte ihn mit einer ihm angebornen Blödigkeit und der Bürgermeister versprach ihm ein Kleid, wenn er etwas Altes ablege, wo dann Jungfrau Apollonia an das grüne Tuch, welches vom Ratstische abgenommen war, erinnerte, das sich auf

26. List, es ist die Geschichte von Bettinas Großvater Laroche, den sein Beschützer Graf Stadion auf diese Weise zu seinem Sekretär heranbildete.

der linken Seite noch untadelig gefunden habe. Der Bürgermeister schenkte es auf ihre Bitte dem Knaben, dem es zwischen den Arm von Apollonien geschoben wurde, die er dabei seitwärts durch die Thränen ganz freundlich ansah und sich dann mit dem Vater fortbewegte.

Als der Vater den Knaben in die Ratsstube führte, ihm seinen Platz anwies und wie er die Schriften ordnen solle, da mußte der Knabe wieder weinen. Als der Vater nach der Ursache fragte, antwortete der Knabe: „Ich habe nun schon seit Jahren etwas zu thun vermeint, es war aber lauter nichts und nur zu meiner Übung; wenn nun das alles, was ich hier treiben soll, auch nur zu meiner Prüfung und an sich zu nichts dient?" — „Vielleicht, lieber Sohn," antwortete der Alte leise, „zuweilen überkommt mich so eine tiefere Einsicht und sie erschreckt mich nicht mehr wie sonst; du aber bist ein Kind, darum weine dich aus wie ein Kind, wirst immer noch früher wieder lachen als ich, wenn ich dich zum Schneidermeister Fingerling führe und dir das grüne Kleid anmessen lasse, was du mit deinem Schreiben dir verdient hast. An dem Kleid magst du erkennen, daß dennoch nichts vergebens ist, was der Mensch in gutem Willen thut." Sie gingen zu Meister Fingerling und der kleine Berthold ward in der Werkstätte vom Meister nach allen Richtungen gemessen. Seltsam war es ihm, als er den Arm mußte heben und krümmen, wie er es sonst nie gethan, er meinte in dem neuen Rocke künftig immer so stehen zu müssen. Während der Meister die Umrisse des Kleids auf das Tuch nach dem Maße kreidete und zuschnitt, sah der junge Berthold mit großer Aufmerksamkeit der Schere nach. „Ich sehe es wohl an deiner Neugierde," sprach Fingerling, „daß du Lust zum Handwerke hast und daß du die spöttischen Reden der andern Gewerke über uns Schneider nicht achtest." — Der junge Berthold antwortete darauf: „Ich verstehe nichts von Eurem Gewerke, lieber Meister, aber unbarmherzig scheint es mir, wie Ihr mit der großen Schere das schönfarbige Tuch zerfetzt, mir ist's als zerschneidet Ihr mir die Haut, so lieb habe ich diese grüne Wiesenfläche; ich hätte mir das Tuch bewahren sollen, statt es zerschneiden zu lassen, um das Geschenk der edlen Jungfrau auf immer zu bewahren." — „Du mußt ein Tuchhändler werden," sagte der fixfingrige Mann, ohne von der geheimnisvollen Be-

17. Fingerling, Fingerhut.

wegung seiner Schere aufzublicken, „wenn so ein Händler mit rechtem eigenen Wohlgefallen das Tuch aufrollt und mit der Hand sanft überfährt, als ob er des Käufers ganz vergessen, da giebt jeder einige Kreuzer mehr. Ich für meinen Teil denke, das Tuch wird erst durch meinen Zuschnitt zu etwas, wie der Mensch durch die Erziehung, ja ich sehe dann schon im Geiste die goldne Ehrenkette in dem Wams verdienen und darauf prangen." — „Ich würde lieber ein Tuchhändler," sagte der junge Berthold und empfahl sich dem Meister mit besonderer Zuneigung.

Frau Hildegard ehrte den Knaben mit tausend Zärtlichkeiten und noch mehr Ermahnungen, als sie seine neue Würde vernahm, nur Martin schüttelte mit dem Kopfe und brummte vor sich: „Sie haben ihn ganz aufgegeben und vergessen." Der junge Berthold wußte schon, daß er um solche Redensarten den alten Martin nicht befragen durfte, daher war auch alle Neugierde über dergleichen Äußerungen bei ihm verschwunden; er meinte, das gehöre so zu einem alten Kriegsmann, wie das Fluchen. Keiner verlor aber mehr bei dieser Änderung, als der Martin. Die Frau war jünger und konnte sich so nicht in seine Launen fügen, wenn sie ihn auch lieb hatte, und ihre Liebe selbst war doch nur seiner Anwartschaft zur Türmerstelle gewesen, was konnte da mit den Jahren viel übrig bleiben, außer der guten alltäglichen Gewohnheit, alles als gemeinschaftlich zu betrachten, ausgenommen das Herz und die Gedanken.

Alle Morgen, wenn der junge Berthold vom Rathause kam, ging ihm Martin ungeduldig entgegen, sah ihn an und ließ sich berichten, was vorgefallen sei. Auf nichts mochte er sonst hören; jetzt hatte er mit dem Liebling wieder Auge und Ohr in die Welt gestreckt, und ärgerte sich an dem vielen Unrecht, was auf dem Rathause zur Sprache kam, und fluchte vom jüngsten Tage. Der alte Berthold aber meinte: „Das Gute bringen sie nicht zum Rathaus, so wenig sie ihr Brot auf die Straße werfen, so wissen wir im Rathause nur von den Sünden und auf der Straße nur von der Unreinlichkeit der Menschen."

Aber Martin wurde immer finsterer, seine Augen verdunkelten sich und es mochte wohl ein Jahr seit der Anstellung des jungen Berthold verflossen sein, als er einmal ungeduldig auf ihn wartete und endlich Frau Hildegard die Wacht anvertraute, um ihm entgegen zu gehen. Endlich kam der junge Berthold, aber nicht von

der Seite des Rathauses, sondern von der Seite der wüsten Brandstätte. „Erst erkannte ich dich nicht,“ rief ihm Martin entgegen, „ist mir doch jetzt beständig wie damals bei der Sonnenfinsternis, die Sonne hat einen Flecken und alles umher hat auch Flecken, nachdem ich hinein gesehen; wie kannst du mich so lange warten lassen, ich bin so neugierig, wie sich der Streit wegen des alten Fundaments geendet hat, worauf der Nachbar übergebauet hatte.“ — Aber der junge Berthold hörte nicht auf ihn, sondern umarmte ihn voller Seligkeit und rief wiederholend: „Das Haus des Barbarossa!“ — „Was weißt du denn von dem?“ fragte Martin. — „Hab' ich nicht täglich davon an der Papierwand von Vater Bertholds Schlafkammer gelesen, habe ich nicht lesen gelernt an der Stelle, wo der Palast in der Chronik steht und habe immer heimlich daran gedacht, daß ich ihn finden müßte und heute habe ich ihn gefunden, als mir die alte lahme Elster beim Heimgehen entlief. O, sie weiß um alles, was ich denke, und so zeigte sie mir den Weg und ließ mich nahe kommen und hüpfte weiter, wenn ich ihr den Finger hinhielt, daß sie darauf springen sollte, und so kletterte ich ihr ärgerlich über drei Mauern nach — ohne mich umzusehen — da erst sah ich mich um, denn sie rief weit von mir Berthold, Berthold, — und mit freudigem Erschrecken sah ich mich von den mächtigen Überbleibseln eines wunderbaren Gebäudes umgeben, eine Reihe ritterlicher Steinbilder steht noch fest und würdig zwischen ausgebrannten Fenstern am Hauptgebäude, ich sahe auch das Seitengebäude, ich sahe auch im Hintergrunde einen seltsamen dicht verwachsenen Garten und allerlei künstliche Malerei an der Mauer, die ihn umgiebt, — das ist Barbarossas Palast.“ — „So seltsam rufen sie die Ihren,“ sagte Martin in sich, „so viel Tausende haben als Kinder unter diesen Mauern gespielt und keinem fiel dies Gebäude auf, keiner dachte des Barbarossa.“ — „Es ist mein,“ rief der Knabe, „ich will es ausbauen und will den Garten reinigen, ich weiß schon, wo die Mutter wohnen soll. Komm mit, Vater, sieh es an! Du wirst sie alle wieder kennen in den Steinbildern, unsre alten Herzoge und Kaiser, von denen du mir so viel erzählt hast.“

Bei diesen Worten zog er den alten Martin über die Trümmer der wüsten Stadtseite fort und Martin folgte ihm willig, aber mit Mühe, denn in dem einsamen Wächtergange des Turms hatte er seine Sehnen zum Klettern allzusehr erhärtet.

Da stand er endlich atemlos in der grünen Wildnis vor den Steinbildern und rief: „Wie sie mit Epheu bewachsen sind und ich erkenne sie doch, sieh, das ist Barbarossa, es ist mir doch nie so wohl geworden wie an diesem Flecke, fänden wir nur die Kapelle der heiligen drei Könige!" — „Ich war schon drin," sagte der Knabe, „aber ich kann die Thüre nicht wieder finden, auch der Alte ist fort, der mich hinführte, und je mehr ich sein gedenke, desto sonderbarer fällt es mir auf, daß er dem Steinbilde des Barbarossa ähnlich war. Seht, hier saß ich und staunte alles an, da klopfte er mir auf die Schulter, der Alte in dem seltsam prächtigen Mantel, vorn mit einem roten Steine zugeheftelt, und fragte mich, ob es mir wohlgefalle, dieses Haus in den Trümmern; er habe ein steinern Bild, wie es gewesen, im Kleinen ausgeführt, das wolle er mir zeigen, so solle ich es aufbauen und ich werde viel Glück in dem Hause erleben, und wenig werde mir von meinen Wünschen unerfüllt bleiben." — „Und du hast es gesehen?" fragte Martin, indem er den Knaben auf andere Art als je ansah. — „Freilich," antwortete der junge Berthold; „und nimmer werde ich das kleine Steinbild vergessen, ich könnte es Euch hier auf dem Boden herzeichnen. Könnte ich nur die Thüre wieder finden, wo er mich einführte, es ist, als ob der Alte sie mit Schutt bedeckt hat. Hier war es, meine ich, da führte er mich in einen gewölbten Gang, an dessen Ende er eine metallene Thüre öffnete. Wie erschrak ich, als wir da eintraten. Das ganze hochgewölbte Zimmer, von zwei hängenden Lampen erleuchtet, schien mit Gold und Edelsteinen, wie andere Häuser mit Kalk überzogen; in der Mitte stand ein Sarg, und darin lagen drei hochehrwürdige Männer mit Kronen, und als ich den Sarg näher betrachtete, war es dies Haus, schön neu und vollendet und schien mir gewaltig groß, ob ich gleich darüber weg und hineinsehen konnte, und als ich die alten Männer näher betrachtete, so sah ich, daß der mittlere dem Alten glich, der mich hineinführte. Ich sah mich um nach dem Alten, es war mir, als wäre er es selbst, der da lag mit Königen, aber er war fort, eine Angst füllte mein Herz, ich weiß nicht warum, ich floh aus der Kapelle, aus dem Garten über die Mauer, und so fand ich Euch, Vater Martin." — „Warum flohst du dein bestes Glück, unglücklicher Knabe?" rief Martin. „Aber so ist's mit dem Menschen, der bildet sich viel auf seine Natur ein und meint, seine Liebe und sein Haß, seine Furcht und Hoffnung müssen

einen wahren Grund und Boden in der Welt haben." — Der Knabe sah den Alten an und verstand ihn nicht, sondern fuhr in seiner Rede fort: „Mir ist noch immer so bange, ich fürchte, der Alte ist ein Geist gewesen." — Martin fuhr ebenso in seinen Gedanken fort: „Wir schaudern vor den Geistern und gehen doch lange schon als abgeschiedene Geister umher, wenn uns die Lebenden noch für mitlebend halten. Höre nicht auf mich, mein Sohn, ich bin hier so vergnügt, wie ich lange nicht gewesen, und da schwatze ich mit mir selbst. Wie die Linden schön herduften, die den Garten schließen, mir ist nie so wohlgemut gewesen. Gott führt auf immer neuen Wegen zum Heil, unser Leben ist wie ein Märchen, das eine liebe Mutter ihrem unruhigen Kinde erfindet." — „Aber wird nicht Mutter Hildegard mit dem Essen auf uns warten?" unterbrach ihn der Knabe. — „Sie wird noch öfter auf mich warten," antwortete der Alte, „und ich werde nicht kommen, die Treppen des Turms steige ich nicht mehr hinauf und lasse das Seil nicht mehr zur Erde laufen nach täglicher Notdurft, sehe mir auch nicht mehr die Augen aus, ob irgend ein Strauchdieb unsern Fuhrleuten auflauert, das ist nun alles aus, und ich bin hier eingesetzt, dich, Berthold, den Abkömmling der Hohenstaufen, zu erziehen, dir den Gebrauch ritterlicher Waffen zu zeigen und dein Schwert zu wetzen, daß es schneidet, wenn du es brauchen sollst." — Der Knabe wußte ihm nicht mehr zu antworten, sondern schmiegte sich an ihn, als er ihn aber über sich singen hörte, da erschrak er, denn so lange er um ihn gewesen, hatte Martin nie gesungen, obgleich ihm ein Wächterlied anbefohlen war, sondern sich immer am Gesange geärgert und oft mit Steinen nach Knaben und Handwerksgesellen geschleudert, die singend aus der Stadt zogen. Als aber der erste Schrecken vorüber war, da hörte er dem Martin gerne zu; nie hatte er eine so tiefe, ernste Stimme gehört, es war ihm, als ob er eine ganze Kirche aus der Ferne singen höre, und jedes Wort blieb seinem Gedächtnisse eingeprägt.

Martin.

Im See auf Felsenspitzen
Wird bald dein Schloß, die Pfalz,
So eckig weiß dir blitzen,
Als wär's ein Körnlein Salz,

V. 1. Ganz ähnlich beginnt in der „Päpstin Johanna" die „Geschichte des Pfalzgrafen und der sieben Jungfern-Leyen bei Oberwesel":

Und rings in dem Kessel von Felsen,
Da siedet das Wasser am Grund,
Ich rat' es euch, Wagehälsen,
Verbrennet euch nicht den Mund.

Es glänzen da sieben Türme,
Von sieben Strudeln bewacht,
Und wie der Feind sie stürme,
Der alte Türmer lacht;
Die alten Salme lauern
Auf frische Helden voll Mut,
Wenn Heldenbräute trauern,
Da füttern sie ihre Brut.

Denn sieh', die Schiffe kommen
Gerüstet bis zum Schloß,
Gar prächtig angeschwommen,
Da trifft sie Wirbelstoß.
Und wie ein Rad der Mühle,
So dreh'n sie sich geschwind,
Als wär' es nur zum Spiele,
Bis sie verschwunden sind.

Doch willst du einen retten,
Dem wirft der Türmer dreist
Um den Leib den Haken an Ketten
Und ihn hinüber reißt;
Zeigt ihm des Schlosses Thüre,
Doch wer nicht fliegen kann,
Der braucht der Leitern viere,
Eh' er zur Thüre hinan.

Auf einem Felsensteine
Steht wie ein Körnlein Salz
So eckig weiß im Rheine
Ein Schloß, das heißt die Pfalz.

V. 5—15 fast gleichlautend in der „Päpstin Johanna". — V. 17—24 fehlt in der „Päpstin Johanna". — V. 25 ff. lauten:

Wenn sich ein Schiffer will retten,
Dem wirft in den tosenden Strom
Der Türmer die stärksten Ketten,
Daß er hinüber komm.
Und zeigt ihm da die Thüre, —

dann übereinstimmend bis V. 40.

Und ist er eingetreten,
Da steh'n vier eiserne Mann,
Die stechen, eh' er kann beten,
Hält sie der Türmer nicht an;
  Sie scheuen keinen Degen
  Und haben doch kein Herz,
  Stahlfedern sie bewegen,
  Sie sind gegossen aus Erz.

Und ist er da vorüber
Im grünen ummauerten Platz,
Da wird ihm wohler und trüber,
Als wär' er bei seinem Schatz,
  Da stehen die Kirschen in Blüten
  Und Kaiserkronen in Glanz,
  Die Nachtigall singet im Brüten,
  Kein Mädchen führt ihn zum Tanz.

Der Türmer nimmer leidet
Ein Mädchen in der Pfalz,
Und ist sie als Ritter verkleidet,
So kostet's ihr den Hals.
  Doch hat er den Bart gefühlet,
  Dann läßt er ihn zu dir ein,
  Zum Schloßhof, wo Wasser spielet,
  Mit buntem Strahlenschein.

Da fließet ein Brünnlein helle,
Das wie der Himmel rein,
Wie auch der See anschwelle
Von irdisch gelbem Schein;

V. 57—96 lauten in der „Päpstin Johanna":

Drinn treibt ein Bächlein schnelle
Von einer Mühle den Gang,
Die Blumen glänzen so helle
Am schwarzen Gemäuer entlang.
  Da sitzt auf einem — Thron.

Des Hauses Schwerter ich wetze
In stiller Sicherheit,
Und zeige dem Knaben die Schätze
Des Hauses von Zeit zu Zeit.
  Ich sag ihm von Vater und Mutter
  Und von des Unsterns Nacht,
  Das ist ein Heldenfutter,
  Was stählern die Herzen macht.

Der Blumen stehen da viele
Am schwarzen Gemäuer entlang,
Und eine kleine Mühle
Steht mitten in dem Gang.

Die Mühle drehet und netzet
Den Schleifstein grau und fein,
Ein Alter schleifet und wetzet
Beständig auf dem Stein:
Da schleifet er alle Stunden
Ein Heldenschwert am Stein,
Und hat nicht Zeit gefunden,
Daß alle würden rein.

Nun, Fremdling, geh' nur vorüber,
Dir springen die Funken ins Aug',
Bald wäre es dir viel lieber,
Du lägst bei den andern auch.
Denn keiner kömmt zurücke,
Der einmal hier oben war,
Es sei denn, daß er sich bücke,
Und daß ihm gebleicht sein Haar.

Die Zimmer des Schlosses sind enge,
Gewölbt von Doppelkrystall,
Und blankes Silbergepränge,
Das spielt mit den Strahlen Ball;
Da sitzet auf einem Löwen
Des letzten Grafen Sohn,
An solchen gefährlichen Höfen
Ist das der sicherste Thron.

Er denkt an Vater und Mutter
Und an des Unsterns Nacht,
Das ist ein Heldenfutter,
Das nährt des Herzens Macht;
Da sieht er in die Schrecken
Wie in Alltäglichkeit,
Und läßt sich nimmer necken
Von falscher Sorglichkeit.

Er ist so sicher in Kräften,
So herrlich von Angesicht,
So glücklich in allen Geschäften,
Des Unsterns achtet er nicht;

Ihm scheint der Tag der Sage
Schon freudig durch die Nacht,
Die Nacht vorm jüngsten Tage
Wird schweigend zugebracht.

Vierte Geschichte.

Schatz und Messer.

„Du kannst nicht schweigen," rief eine Stimme aus dem Gebüsche; „zum drittenmal hast du den Schwur gebrochen!" — „Fluch über euch," antwortete der Alte ergrimmt, „die ihr mein freies Herz an unbesonnene Schwüre gekettet, ich breche die Kette, ich fürchte euch nicht mehr." — In dem Augenblicke zischte ein Pfeil neben dem Knaben vorüber in Martins Herz, er sah Martins Blut aufspritzen, hörte seine dumpfen Flüche, und stürzte besinnungslos über ihn her, als wollte er ihn mit seinem Leibe gegen jedes Wurfgeschütz seiner Feinde sichern; aber kein zweiter Pfeil war nötig. Die lahme Elster erweckte den jungen Berthold gar bald aus seiner Bewußtlosigkeit, um ihn von der ernsten Wahrheit seines ersten großen Verlustes zu überzeugen. Sein Gram verwandelte sich in Zorn, er forderte den Mörder auf, sich ihm zu stellen; allen Schimpf häufte er laut auf ihn, aber gleichgültig hallte die Mauer von seiner Rede, und Martins Richter und Feind schien entweder gleich verschwunden, oder gegen die Reden des Knaben gleichgültig. Die Besinnung erwachte weiter wieder in ihm, wie er Martin, wenn ihm noch zu helfen wäre, über die Mauern, die er allein mühsam überstiegen, nach der bewohnten Stadt schaffen könnte. Er beschloß eben, Menschen herbeizuholen, als der alte Berthold über die Mauern suchend gestiegen kam, beim Anblicke Bertholds frohlockte, aber beim Anblicke Martins sich kaum fassen konnte. Er hatte beide vor dem Thore gesucht, wo ein Vetter Martins seinen Weinberg liegen hatte. Ein fremder geharnischter Mann, den er ansprach, hatte

B. 104. W.: „Haben wir nicht, noch ehe uns die Geschicke hinausreißen, eine Grenze für uns aufgefunden, in der uns unsere Lebensplane überfüllt herrlich erscheinen, gerade die Grenzen, die dem Erfahrenen eine Andeutung und Aussicht in ungemessene Weite geben? Und darum ist die Freude des Knaben herzzerspringend für uns und den alten Martin, der in diesem Gefühl sein schauerlich-schönes Lied singt."

ihm den Garten unter der Brandstätte bezeichnet, wo er sie gewiß finden würde, da habe er vom Berge einen Mann im roten Wams mit einem Knaben im grünen Wams stehen sehen. So war er auf den rechten Weg geführt worden, seinem lieben Martin die letzte Pflicht zu erweisen. Seiner Verzweiflung ließ er keine Zeit, sondern mit rascher Eile suchte er einen bequemen Eingang und fand auch schnell das Thor, wo nur wenige Steine weggewälzt zu werden brauchten, um den Leichnam Martins hindurch zu schleppen. — Er und der Knabe trugen ihn nach der Badestube. Da ward ein Aufsehen, denn es war ein Sonnabend, und alle Handwerker wollten zum Sonntag reinlich erscheinen, die rot angelaufenen Gestalten drangen neugierig aus der dampfenden Badestube heraus, mancher mit Schröpfköpfen besetzt, ein andrer mit halb beschnittenen Haaren, und allen that der alte Martin leid, weil er ein stattliches Ansehen im Tode bewahrte. Aber der Bader untersuchte die Wunde und sagte traurig, da vermöge seine Kunst nichts mehr, der Schütze, der ihn getroffen, müsse das menschliche Herz wohl gekannt haben. Nun jammerte erst Berthold und sein Sohn, kaum konnten sie dem eintretenden Bürgermeister Antwort geben, der sie über den Vorfall befragte, denn schon hatte das Gerücht sich verbreitet, Berthold habe Martin aus Liebe zu dessen Frau umgebracht. Es drohte der Bürgermeister mit der Folter, als ein Bote von den Freigerichten einging, welche durch ein Schreiben an den Bürgermeister erklärten, Martin sei schon lange wegen einer Mordthat verurteilt gewesen, aber erst jetzt von ihnen erreicht worden. So kam nun Berthold mit seinem Sohne und seinem Jammer frei und eilte zu Frau Hildegard, die sie gefaßt und von allem durch die beredte Höckerfrau am Thore unterrichtet fanden; sie suchte Berthold damit zu trösten, daß sie versicherte, Martin hätte bei seinem Husten doch wohl nicht lange mehr leben können. — Martin wurde mit Ehren begraben, und der am innigsten und längsten ihn betrauerte, war der junge Berthold.

Der junge Berthold hatte sich so treu und fleißig in dem Jahre seinem Geschäfte ergeben, daß der Bürgermeister ihn jetzt

23. Freigericht, die heilige Feme, von Arnim auch in dem Schauspiel „Die Gleichen" benutzt. — 29. Berthold. W.: „Schnell wird der Knabe seinem Glück wieder entzogen, das er erst durch das Leben verdienen soll, und schon hier erkennen wir den doppelten Faden, an den sein Schicksal geknüpft ist, der eine zieht ihn herab, der andere in die Höhe, doch der Zwiespalt thut uns noch nicht wehe; wer zweifelt, daß der wunderbare Alte ihn, den Seinen, aus der Hand lassen werde? Gewiß bewahrt er ihm den roten Purpurmantel für die Zeit, wo seine Schultern ihn tragen können."

schon brauchbarer als den Alten fand, der sich nur mit Mühe in eine neue Einrichtung versetzen konnte. Er gestattete daher gern, daß der Alte vorläufig die Geschäfte des Martin als Türmer besorgte, und daß die Schreibergeschäfte sämtlich dem jungen Berthold übertragen wurden. So hatte nun der junge Berthold viel mehr Freiheit in der Anwendung seines Tages, denn der Alte saß ihm nicht mehr zur Seite, und diese Freiheit benutzte er reichlich, den entdeckten Garten sich einzurichten. Der Eingang war beim Heraustragen Martins eröffnet, so daß er jetzt vom Rathause zu der wüsten Marktseite in seine Trümmerburg schnell hinübergehen konnte, wenn er mit angestrengter Eile seine Schreibereien beendet hatte. Er zimmerte sich eine Gitterthüre, die den Eingang schloß, damit nicht mutwillige Knaben ihm seine Arbeit verderben könnten; doch besser als diese Thür schützte ihn die Furcht vor geheimen Mächten, die jeder nach seiner Art sich dachte, die aber seit dem gewaltsamen Tode Martins sich mit den alten Gerüchten und Sagen gepfropft hatte Es that ihm leid, daß der Alte ihn nicht wieder besuchte, und daß er die Kapelle der heiligen drei Könige nicht wieder finden konnte, allmählich schien es ihm sogar, als sei er etwas eingeschlafen gewesen und ein Traum habe ihn getäuscht, denn die schmerzliche Wirklichkeit von Martins Tode hatte jene Anschauungen in Schatten gestellt. Als er den alten Berthold darüber befragte, antwortete ihm dieser: „Wir glauben, was etwas ist, und wissen, was etwas nicht ist; wir wissen nichts, wir müssen alles glauben, aber der Glaube ist ohne Wissen nichts.“ Er verstand das nicht, aber er merkte sich es doch auf spätere Tage, weil er wohl ahnte, daß etwas darin liegen müsse. Übrigens waren des jungen Bertholds Gartenanlagen verständig. Wie er gern auch das Halbverstandene sich lernend bewahrte, so verfuhr er mit dem verwilderten Gartenplane; ehe er gewaltsam Bäume umhieb, suchte er sich deutlich zu machen, was gepflanzt sei und was wild aus Samen und Wurzel aufgewachsen. Zwar schien manches von dem Gepflanzten untergegangen und abgestorben, aber auch mit diesen Stämmen bezeichnete sich die Anlage des Gartens. — Allmählich trat alles an seine rechte Stelle, indem das Überflüssige hinweggenommen war. Brunnen und Gänge waren gereinigt, die ausgeschnittenen alten Obstbäume trugen wieder, und edler Wein bezog die sonnigen Mauern. Ein wohl erhaltenes gewölbtes Zimmer bewahrte während

des Winters Blumenpflanzen und Sämereien, und so war dem jungen Berthold das erste Jahr mit sichtbaren Zeichen seines Daseins und Wirkens vergangen.

Da kam er eines Tages zum Abendessen und fand Frau Hildegard in stiller Betrübnis; aber sie wischte ihm dennoch nach ihrer Gewohnheit den Schweiß von der Stirn, zog ihm die Schuhe aus und die Pantoffeln an und sagte ihm dann erst, daß sie sehr betrübt sei, weil sie schon wieder heiraten müsse, der Bürgermeister wolle dem Berthold nicht anders das Türmeramt und ihm den Ratsschreiberdienst geben. „Thut es doch mir zuliebe," sagte Berthold, „heiratet den Vater, da brechen wir hier die Wand weg und haben mehr Raum." — „Ja, wie du's verstehst," sagte Hildegard, „der Martin hat's mir wohl prophezeit an unserem Hochzeittage aus dem Zinnguß, aber wenn mein Schwindel nicht wäre, daß ich die Treppe hinuntergehen könnte, ich ginge lieber ins Kloster, als daß ich wieder ins Ehebett stiege." — „Mutter, du mußt heiraten," sagte der Sohn, „denn ins Kloster dürfte ich nicht mitgehen, und ich kann dich nimmermehr verlassen." Hildegard drückte den Knaben an ihr Herz, der alte Berthold trat vom Wächtergange herein, sie verlobten sich unter vielen Thränen. Wirklich setzte es der Bürgermeister aus Wohlgefallen gegen den alten Berthold bei der Bürgerschaft durch, daß diesmal der Mann von der Feder, statt eines Kriegsmanns, die Türmerstelle erhielt; als Grund führte er an, daß der alte Berthold in früheren Zeiten doch auch der Stadt mit dem Schwerte bei mehreren Fehden gedient habe. Der junge Berthold wurde nur vorläufig in Eid und Pflicht genommen, weil er noch zu jung war, und der Alte behielt immer noch Gehalt und Würde eines Ratsschreibers. Die dritte Hochzeit, welche Frau Hildegard feierte, war die stillste von allen; der alte Berthold gestand mit inniger Rührung, daß die Wege des Himmels unerforschlich wären, der ihm nach ruhigem Ausharren im Alter ein Glück aufdränge, wonach er in früheren Jahren vergeblich sich bemüht; wenn er es auch nicht lange mehr genieße, so müsse er doch die Fügung des Himmels preisen. — „So ist es doch wahr," seufzte der junge Berthold, „daß du älter wirst und gebeugter gehst, seltener froh bist und öfter stille in dich versinkst, stirb nur nicht so bald, wie Martin, dann wären wir ganz verlassen." — „Jetzt haben wir uns noch!" sagte der Alte, und ging, das Wächterlied vom Turm zu blasen.

Die mühsame Arbeit des jungen Berthold hatte die Neugierde des herrschaftlichen Stadtvogts, des Herrn Brix, auf die Reste des alten Palastes gewendet, und er hielt es jetzt für seine Pflicht, da er in demselben ein Besitztum seines Herrn, des Grafen von Württemberg erkannte, bei demselben anzufragen, was damit anzufangen sei. Da nun niemand für diese alten ehrenwerten Trümmer sprach, so wurden sie zum öffentlichen Verkauf bestimmt. Der junge Berthold war untröstlich, als sein liebes Eigentum, wofür er es so lange gehalten, zum öffentlichen Verkauf an den Meistbietenden ausgerufen wurde, er hätte dem Ausrufer den Mund zuhalten mögen, er hoffte, die Leute würden nicht darauf achten. Aber bald kamen Bürger der Stadt, besahen sich die Gelegenheit, maßen das Gärtchen und brummten nur immer, daß so viel aufzuräumen, sonst gäbe es schon einen artigen Bleichplatz. Also nichts was da gewesen, nichts was er gepflanzt, sollte bleiben, alles sollte für den gemeinsten Gebrauch vernichtet werden. Da fielen ihm die fünf Goldgülden ein, die ihm Martin als sein Erbe (mit der Kiste, worin der Schädel) oftmals gezeigt und ihm wohl eingeprägt hatte, das Geld nur dann zu brauchen, wenn er sein ganzes Glück und Geschick damit lenken könne. Aber dies schien ihm zu wenig für die Herrlichkeit seines Lieblingsortes, er kannte niemand im Städtlein so vertraulich, als er ihn hätte um Rat fragen mögen. Von Berthold und von Frau Hildegard fürchtete er Widerspruch, er mußte ihnen seinen häufigen Besuch der wüsten Stelle verschweigen, denn der Ort gefiel ihnen nicht. Ganz heimlich nahm er an dem Freitage, der zur öffentlichen Versteigerung bestimmt, sein Erbteil mit, betete in drei Kapellen, und war der erste in dem Rathaussaale, wo die Versteigerungen abgehalten wurden. Es versammelten sich viele, er glaubte in ihnen seine ärgsten Feinde zu sehen. Es geschah der erste Ruf und alles schwieg. Es geschah der zweite Ruf, und er bot mit trockener, fast erdrückter Stimme seine fünf Goldgülden, und keiner überbot ihn. Es wurde wieder zum ersten- und zweitenmal ausgeboten und keiner überbot ihn. Da geschah das dritte Ausgebot, und er glaubte schon den Hammer für sich niedergeschlagen zu sehen, als eine ihm wohlbekannte Stimme einen Gulden mehr bot. Er sah sich erschrocken um, erstaunte aber noch mehr, als er das Antlitz des Alten, der ihn damals in die Kapelle geführt, hinter sich erblickte. Und hätte er auch einen unerschöpflichen

Geldbeutel gehabt, gegen den hätte er nicht gewagt zu bieten; der Alte zog alle seine Gedanken auf sich, und er war verwundert, ihn hier in gewöhnlicher ritterlicher Kleidung wieder zu sehen, den er damals in so seltsamer, prächtig alter Pracht erblickt. Der Alte trat zu ihm und fragte ihn leise, ob er denn nicht überbieten wolle? Der kleine Schreiber antwortete ihm traurig, er habe nicht mehr Geld, auch wage er sich nicht, gegen ihn zu bieten. — Der alte Herr erwiderte aber, daß er sich irre, wenn er glaube, daß er geboten, der Schneider dort wolle sich eine Werkstatt in dem alten Gemäuer anlegen, er möge nur zubieten und auf Gott vertrauen, mit dem Bezahlen werde es sich schon finden. — Kaum hatte der junge Berthold das Wort gehört, so kam ihm ein Vertrauen ins Herz, er bot noch einen Gulden. Der Schneider Fingerling, denn er war sein Mitbieter, rieb sich die Hände und drückte noch einen halben Gulden heraus, doch Berthold sprach wieder sein voll aus. Aber gleich faßte ihn hier der Schrecken, der andere möchte nicht wieder bieten, das Vertrauen war fort, es überzog ihn kalt und die Sinne gingen ihm fast unter, als ihm die Trümmer des Palasts von Barbarossa für sieben Gulden zugeschlagen wurden. Er wollte sich an den Alten halten und trösten, aber der war schon fortgegangen, er fragte nach ihm, aber keiner der Nachbarn hatte ihn gekannt. Meister Fingerling ging spöttisch auf den armen Berthold los und sagte ihm: „Ihr müßt viel geerbt haben, daß Ihr das große Werk unternehmt, den Platz aufzuräumen und Euch da anzubauen, wünsche Euch Glück.“ Mit den Worten entfernte er sich, und der Stadtdiener, welcher den Zuschlag gemacht hatte, kündigte Berthold an, daß er sogleich die Hälfte der Kaufsumme und den Rest am andern Morgen zahlen müsse, widrigenfalls die Hälfte verloren sei. Berthold reichte seine fünf Gulden hin mit einem Gefühle, als wären sie verloren. „Das ist mehr als die Hälfte,“ sagte der Mann. — „Das schadet doch nichts?“ fragte Berthold. — „Es schadet nichts, wenn Ihr morgen den Rest bezahlt, sonst sind fünfe verloren.“

34. verloren. W.: „Mit dem Kauf des Gartens und der Ruinen tritt Berthold in das bürgerliche Leben ein, er zeigt dafür noch wenig Geschick, und das erste Vorhaben wäre mißlungen, wenn nicht die Hilfe unerwartet von oben gekommen wäre. So wahr die Angst des Jünglings bei der Versteigerung dargestellt ist, voll feiner Züge, z. B. daß er mehr bezahlt als nötig ist, so schön wird der Traum und die wunderbare Erregung eingeflochten.“

Sie sind verloren, dachte er, und mein lieber Garten dazu, und mit diesen betrübten Gedanken beladen sollte er bei der Mutter Heiterkeit erzwingen. Sie merkte ihm bald etwas Trübes an und er schob es auf ein Kopfweh und ließ sich alle ihre Hausmittel gefallen. Zum Glück hatte der alte Berthold die Versteigerung ganz vergessen, sonst hätte er sich doch wohl verraten. Endlich kam die ersehnte Zeit des Schlafes, er schlief nicht, aber er konnte doch unbemerkt seinem Unglücke nachdenken. Früh stand er auf, sprach von notwendigen Schreibereien, und eilte statt dessen in seinen Garten. Er glaubte ihn zum letztenmal von dem frischen Morgenlichte durchstrahlt zu sehen; seine Wehmut betaute alle geliebten Pflanzen, bis endlich die Müdigkeit, als er sich noch einmal in seiner Bohnenlaube ausgestreckt, ihn überwältigte. Ganz unbemerkt versank er in eine andere Welt, die sich nur ungern mit jener befassen mag, in der wir zu wachen meinen. Es träumte ihm manches Vorüberflatternde, bis ihm das rechte Bewußtsein des Traumes aufging. Da trat zu ihm dieselbe ehrwürdige Gestalt, die ihn beim Ausgebote zum Mehrbieten aufforderte, aber sie trug wieder das alte Kleid mit dem roten Steine zugeheftet. Und Berthold klagte ihm seine Not mit den beiden Gulden, die ihm fehlten. „Wenn es weiter nichts ist, was dich betrübt," antwortete der Alte lächelnd, nahm ihn bei der Hand und führte ihn in den Gang der alten Linden, welche das Gärtchen begrenzten. Dort bei einer Linde scharrte er mit dem Fuße die Erde auf, und ein eiserner Kasten voll goldener und silberner Münzen stand geöffnet vor den freudigen Augen. „Nimm so viel du brauchen kannst von meinem kleinen Hausschatze," sagte der Alte, „aber vergiß nicht, daß es nur geliehenes Gut ist, und daß alles mein ist, was du damit kaufst und verdienst, und daß ich alles zurückfordern kann, wenn es mir gut dünkt und ich es einem andern verleihen will. Der Zins ist nicht hart," fuhr er fort, als ihn Berthold bedenklich ansah, „ist doch dem Menschen unter gleicher Bedingnis die Erde geschenkt, er nimmt nichts von ihr in jene Welt, als die Einsicht und den Glauben, den er auf ihr gewonnen." — Bei diesen Worten schien es Berthold, als ob er sich in diese Worte verwandelt habe; er wollte ihm antworten, aber es war, als ob eine Gewalt seine Stimme zurückdrückte, endlich brachte er einen Ton heraus, erweckte sich selbst dadurch und fand sich wie ein erwachender Nachtwandler verwirrt, erschöpft

und gleichsam außer sich im Lindengange stehend wieder. Er brach halb bewußtlos einen Zweig vom Baume, zählte in Gedanken die Blätter und fand vierundzwanzig daran, warf den Zweig zur Bezeichnung der Stelle auf den Boden und wankte dann schlaftrunken zurück in sein Frühlingshaus, wo ihn der tiefste Schlaf mehrere Stunden fesselte. Als er aufwachte, stand die Sonne schon hoch, er sprang auf und sah zu seinem Ärger, daß die Gartenthüre offen stand. Es kränkte ihn jede mögliche Verletzung seines Gartens, sei es durch eingedrungene Tiere oder Menschen, obgleich er, des Traumes längst vergessen und seiner Armut eingedenk, den Besitz desselben bald aufzugeben dachte. Er übersah seine Blumenbeete und fand seine Maiblumen ausgeplündert, die saftigen Stengel der Hyazinthen weinten noch, als ob der Frevel erst begangen. Er eilte umher, den Missethäter zu entdecken, und sah im Lindengange den Rücken eines Mädchens, das beschäftigt war, einen Kranz auf ihrem Schoß zu winden. Ohne sich darum zu kümmern, wer es sein könnte, rief er mit innigem Verdrusse: „Besser tausend Augen, als eine Hand!“ Da blickte das schöne Kind sich scheu um, und er sah in ein Paar Augen, die der Hand wohl einen tausendfach höheren Wert gegeben hätten, als alle denkbaren Blumen, die sie abpflücken konnte, Augen, die ihm schon seit dem Tage, wo sie ihm das grüne Wams schenkte, wie ein unerreichbar seliger Sternhimmel erschienen waren. Es war Apollonia Steller, die er so zornig angeredet hatte; sie stand auf, warf ihm den halb vollendeten Kranz auf den Kopf und erwiderte mit einer innern Kränkung: „Behalte Er seine dummen Blumen, wenn Er sie mir nicht gönnt.“ Der Kranz gleitete aber von seinem Kopf in seine Hände; bleich von Schrecken, in unbeschreiblicher Verlegenheit, wie er seine Übereilung gut machen sollte, erfror ihm jedes entschuldigende Wort. Er drehte den Kranz, als ob er einen Rosenkranz abbetete, oder seinen Schaden zählen wollte, während Apollonia den Garten eilig verließ. Und immer noch arbeitete er und zählte in bittern Gedanken an dem Kranze, während dieser auseinander fiel und ihm nur der Zweig blieb, über welchen er gebunden war. Und wieder zählte er die Blätter dieses Zweigs und fand vierundzwanzig daran; bei dieser Zahl ging ihm ein Blitz durch den Kopf, als wär's die Entdeckung einer neuen Welt. Sein Traum, der Schatz, das Haus, der Garten, alles war wieder sein, auch Apollonia glaubte er durch

diesen Reichtum noch erlangen zu können; da fiel ihm erst sorgenvoll ein, daß es doch wohl nur ein zufälliges Zusammentreffen mit dem Traume sein könne. Seine Thätigkeit überwog Gram und Sorge, die Schaufel war in seiner Hand, er grub in die Erde, daß der Schweiß ihm über Wangen und Rücken lief. Jeder Einschnitt in den schwarzen Boden war ihm ein lohnendes Gefühl, daß er näher seiner Hoffnung, — endlich klang der Spaten gegen Metall, — noch ein Abheben der Erde, und er sah die rostige Fläche eines eisernen Deckels. Nun ruhte er einen Augenblick, sein Schweiß tropfte auf die Fläche des Deckels und er sah schon das Gold eingelegter Blumen auf demselben. Nun hob er den Kasten mit Gebet, daß er ihm nicht entschwinden möge. Da stand er, aber das Schloß wollte nicht weichen, bis er mit einem derben Steine so kräftige Schläge gegen den vorstehenden Deckel führte, daß das Schloß zersprang und der Deckel aufsprang. Das Geld lag nicht unmittelbar im Kasten, sondern erst mußte er einen alten ausgenähten, ledernen Beutel aufziehen, da stand die Erscheinung des Traumes, die Fülle silberner und goldener Münzen vor ihm. Und als er sie in beschaulicher Eile in den Kasten stürzte, so fand er noch im Beutel ein wenig verrostetes Gürtelmesser, dessen Griff in türkischer Art einen Drachenkopf bildete. Eilig nahm er zwei Gulden aus der Menge und steckte sie zu sich, wollte eilig zum Rathause, den Rest der Kaufsumme zu zahlen, aber nun plagte ihn schon der Reichtum: wo sollte er seinen Schatz verbergen? Endlich glaubte er ihn unter Steinen in seinem aufgeräumten Zimmer ziemlich gesichert zu haben, nahm aber doch eine Tasche voll Geld mit, um im Falle unseliger Beraubung nicht alles zu verlieren.

Sein Kaufbrief war bald ausgefertigt, der Vogt sah ihn an wie einen seltsamen Thoren, der sein Geld verschwendet und obendrein als verdächtig, woher er das Geld bekommen. Beim Bürgermeister erhielt er einige Verweise, daß er so spät gekommen, weil dieser zur Feier des Namenstages seiner Tochter noch ein Gedicht, das er anfertigen lassen, abgeschrieben wollte haben. Da strengte er sich an, jeder Schnörkel mehr an den Buchstaben sollte ihr darthun, wie er ihr mit allen Kräften zu dienen strebte. Als er diese Arbeit zur Zufriedenheit des Herrn Bürgermeisters be-

17. Beutel und Messer sind besondere Zaubergaben, die erst im zweiten Teile zur Wirkung kommen sollten.

endet, eilte er von seinem Garten mit einem Kuß, den er der Erde gab, Besitz zu nehmen und dann mit verheerender Reue alles Blühende zu Ehren Apolloniens abzumähen. Es war ein hoher Tragekorb voll Blumen, womit er in das Haus des Bürgermeisters einrückte, die er an Apollonien abzugeben bat. Der Bürgermeister, der gerade noch im Zimmer war, nahm das Geschenk als ein Zeichen schuldiger Anhänglichkeit an sein hohes Haus, im Namen der Tochter, wohl auf und befahl, ihn zum Vesperbrot hereinzurufen. Da ward ihm gar fröhlich, als Apollonia mit ganz versöhntem freundlichem Blicke ihm ein Glas Wein darbot, auf welchem ein breiter Schnitt Mandelkuchen mit krispelkrauser Oberfläche lag. Wie aber zu dem Dargebotenen gelangen, da er in der einen Hand sein Barett, in der andern einige Schriften hielt, unter welche der Bürgermeister seinen Namen setzen sollte. Nach kurzer Überlegung ließ er beides fallen, denn das dargebotene Glück war zu groß. Nun hörte er hinter sich ein feines Lachen, während Apollonia, in ihrer Seele verlegen, die Augen niederschlug. Das war doch schön von ihr, wie sie so mit ihm fühlte, auch war es gutmütig vom Bürgermeister, daß er einen ernsten Blick gegen die Lachenden aussandte und dem Berthold vormachte, wie er erst die Pergamente hätte in die Tasche stecken, das Barett unter dem Arm einklammern sollen, um ruhig zu dem Glase Wein zu gelangen. Berthold that wie ihm geheißen, klemmte aber so heftig an seinem Barett, daß das kleine Eichhörnchen, welches er gewöhnlich mit sich herumtrug, ihn biß und mit dem ihm eigenen Knurren in der Bosheit hinaus und wie ein Teufelchen im Zimmer herumsprang, während Berthold sein Weinglas zum Teil überschwabbern ließ und nachher ängstlich mit seinem Fuße den Weinfleck am Boden zu decken suchte. Nun war das Gelächter allgemein und der Bürgermeister verließ das Zimmer, um sich nichts von seinem Ansehen gegen den Schreiber zu vergeben. Apollonia suchte ihn jetzt dreister zu machen, schenkte ihm das Glas voll, er mußte trinken und der seltene Genuß des edlen Weins und Apolloniens freundliche braune Augen erheiterten ihn ungemein, er kam zu einiger Fassung und sah sich um, wer denn eigentlich so feinstimmig gelacht hatte. Da erschrak er aber recht, es standen da zwei Mädchen, die ihm ein Paar ausgestopfte Hosen auf dem Kopf zu tragen schienen. Seine Unbekanntschaft mit den neuen Stuttgarter Trachten hatte an dieser Verwunderung schuld;

es war eine niederländische Tracht, die dort nachgebildet war und die beiden Mädchen, es waren des Vogts Brix heiratslustige Töchter, thaten sich nicht wenig darauf zu gute (sie waren kürzlich in Stuttgart gewesen) und hofften, daß Apollonia sie darum beneiden würde. — „Was sieht Er mich so groß an?“ fragte die eine, Babeli mit Namen, die gleich jeden in sich verliebt glaubte. — „Je Jungfer,“ sagte Berthold, „Sie hat ja ein Paar Hosen auf dem Kopf.“ — Babeli fand sich sehr gekränkt, aber sie rümpfte kaum den Mund und fragte weiter: „Weiß Er denn sonst nichts Neues?“ — „Erzähl' Er uns etwas Neues,“ fiel gleich die andere, Josephine, ein. — Berthold dachte, was er erzählen sollte, er wußte nur wenig aus dem Umgange mit Menschen, aber alles, was ihm einfiel, schien ihm zu schlecht, er wollte durchaus nicht wieder lächerlich werden. Endlich betete er heimlich zu Gott, daß ihm etwas Neues einfallen möge und da stand's vor seiner Seele, was er kürzlich erst gelesen und er sprach: „Der heilige Papst hatte erlaubt, daß in unserm Lande, wegen Mangel an Fischen und Baumöl, die Milch auch in den Fasten zu genießen sei, aber ein Doktor Spenlin hat sich widersetzt und appelliert vom Papste an das Konzilium, er sagt, es seien genug Fische im Lande und statt des Baumöls reines Nußöl, Leinöl, Rüböl, Mohnöl“ .... Hier lachten schon die Vogtsjungfern hellaut, wie es sich wahrlich nicht schickte und Apollonia sagte ärgerlich, daß er sich nicht besser empfohlen: „Laß Er uns, Er hat uns schon genug beölt, weiß Er denn nichts anders zu sprechen?“ — Josephine, eine rechte Schnatterbüchse, sagte ihm vor, er müsse von Turnieren und Fehden sprechen, von hochberühmten Frauen und Sängern, von zarter Minne und teuren Gottesdegenen, von Blaubärten und Milchbärten, von Fidelern und Fanten. — „Von Elefanten,“ sagte er, „steht auch was in meinem Buche.“ — „Ihr müßt Bären anbinden,“ fuhr Josephine lachend fort, „Euren Falben von einer Felsenspitze zur andern einreiten und Euch endlich vom uralten Schneemanne in Gegenwart von Rundienen und Galgenschwenglein zum Ritter schlagen lassen und dabei Gottes Wort in einem Hausbackenbrote verehrt erhalten.“ — „Meister Fingerling ist garstig

28. Gottesdegenen, die alte Form, wie sie im genitiv. plural. gleich im 8. Verse des Nibelungenliedes sich findet, degene vil. — Blaubart, das bekannte Märchen. — 2 f. Milchbart, Spott auf Bertholds unerfahrne Jugend. — 33. Galgenschwengel, der Verurteilte, der am Galgen baumelt wie der Glockenschwengel (Klöppel) in der Glocke.

dabei zerkratzt worden," sagte Berthold, ohne von dem Vortrage verwundert zu sein. — „Der Schneider?" fragte Babeli. — „Er ist wirklicher Katzenritter," fuhr Berthold fort, „er hat vor zehn Jahren in der Zunftstube die angebundene Katze gänzlich verbissen, er hat davon viel Ehre gehabt, aber wenn er davon spricht, ist ihm noch immer eklig zu Mute." — Die Geschichte machte den Vogtsjungfern viel Freude; sie behaupteten, er habe mehr Verstand, als man erst glaube, sie ließen sich ausführlich von den Katzenrittern, einem damals üblichen Spaß der Handwerksgenossen gegen die Ritterschaft, erzählen. Josephine sprach, daß Berthold einem Ritter vom Stuttgarter Hofe ähnlich sehe, mit dem sie oft getanzt habe, und da versuchte sie, wie Berthold sich im Tanze zeige. Berthold sprang höflich mit, wie ein Mensch es macht, dem Boden und Wände sich drehen, dem es aber doch nicht übel in den Gliedern thut, von weiblichen Händen so geschwenkt zu werden, hätte er nur feinere Schuhe angehabt, diese waren abgelegte von Martin, mit Nägeln, wie Eulenspiegels Grabeiche, beschlagen. Der große rotwangige Bursche gefiel den Vogtstöchtern nicht übel und je lauter er stampfte, je mehr Spaß machte es ihnen; er schien ihnen, wie den Kindern der Haushund, ein Geschöpf, vom Himmel zu jeder Quälerei geschaffen. Apollonia wollte sie nicht stören, aber das Wesen gefiel ihr gar nicht. Babeli fiel nun darauf, dem Berthold Unterricht im Tanzen geben zu wollen, sie stieß gegen seine Beine, kniff ihn und stopfte ihm den Mund mit Kuchen, wenn er verdrießlich zu werden schien. Berthold kam in dem fremden Wesen ganz aus seinem Häuschen, er meinte mit den Wölfen heulen zu müssen, und als Apollonia mit in das Spiel hineingezogen wurde, so wuchs ihm gar der Kamm, er erwiderte, was ihm angethan wurde und glaubte Beifall zu ernten und sich recht geschickt aufzuführen. So kam es, daß, als ihn Babeli kniff, er wieder kniff, aber nicht Babeli, sondern aus angestammter Neigung Apollonien in die Backen, indem er freundlich um Vergebung bat, daß er am Morgen ihr die Blumen abgejagt. Dieses sein Verbrechen wurde von den Vogtsjungfern

3. Katzenritter, lächerliche Parallele zu den rühmlichen Bezeichnungen Löwenritter und ähnlichen, dann aber auch ganz bestimmter Name für solche, die sich mit Tieren geschlechtlich versündigten oder sich hergaben, öffentlich mit Tieren zu kämpfen, wie dies zur Fastnachtszeit vorkam. Einer, der sich dabei besonders auszeichnete, soll wirklich vom Kaiser zum Katzenritter geschlagen worden sein. — 17. Eulenspiegel, über ihn Nat.-Litt. Bd. 25.

vor Gericht gezogen und er von den ausgelassenen Mädchen zu drei Streichen mit seinen eigenen Pergamenten verdammt, weil er die ritterlichen Minnegesetze verletzt habe, nach welchen die Blumen dem weiblichen Geschlechte gehören. Er drohte, so oft zu küssen, als er gestrichen würde; da machte Josephine gleich Ernst und strich ihn dreimal mit einer Gerte über, die zufällig in der Stube stand. Die Streiche brannten dem Berthold nicht halb so heiß wie seine Neigung, er umfaßte Apollonien im Vergeltungsrecht und küßte sie dreimal recht derb ab. Josephine wollte ihn mit Schlägen fortbringen; das erbitterte ihn noch mehr, er küßte Apollonien immer mehr. Als ob er blind und taub wäre, merkte er nicht, daß der Bürgermeister eingetreten war, bis dieser ihn mit starker Hand fortriß, ihn zur Stubenthüre und weiter bis zur Treppe hinzog und dort mit einem derben Fußtritt und den Worten herunterförderte: „Denk Esel, daß dein Huf nicht zum Liebkosen geschaffen, nie laß dich wieder vor meinen Augen sehen, Undankbarer, mit deinem Dienste ist es aus.“

Berthold lief bewußtlos aus Angewohnheit seinem Garten zu, er hätte ebenso unempfindlich ins Wasser laufen können. Was ist menschliches Wünschen, der Himmel straft uns in der Erfüllung unsrer Bitten, wenn sie nach dem Irdischen zu heftig streben; was war Berthold jetzt der Garten und der Schatz, er glaubte sich nicht mehr im Paradiese zu finden, aber die Äpfel schmeckten ihm noch süß in der Erinnerung. Ihm war so schwer ums Herz, selbst nach dem Turme wagte er nicht aufzublicken, der schon in der Dunkelheit leuchtete, er hielt das alte Messer des Schatzes voll Gram in seinen Händen, es war ihm in diesem Augenblicke lieber als der Schatz. Als er sich aber zufällig damit in die Hand ritzte, fand er, es thäte weh, legte das Messer wieder in den Kasten des Schatzes und begab sich mit dem Kasten nach dem Turme, um sein ganzes Herz, Glück und Unglück vor den treuen Seelen auszuschütten, die heut ängstlicher als je seiner harrten, weil allerlei Seltsames vom Hauskauf durch die kreischende Stimme des alten Höckerweibes zu ihnen hinauf erschollen war.

---

17. aus W.: „Wie wird er gleich vom Schicksal in der ersten zartesten Neigung angefahren. Der Dichter hätte hier etwas milder sein sollen, denn die Erniedrigung, die Berthold leidet, ist für seinen edlen Charakter zu hart. Das Gespräch mit Apollonien und den Vogtstöchtern könnte weniger überladen sein, auch wirkt das Lächerliche, das dabei auf ihn fällt, zu grell.“

Fünfte Geschichte.

Der Bau.

Des jungen Bertholds Erzählung wurde von dem Alten und Frau Hildegard ganz anders aufgenommen, als er gefürchtet hatte. Sei es der Anblick des Schatzes, das Außerordentliche im Geschick, kein einziger Vorwurf traf ihn, daß er den Kauf so heimlich ausgeführt. Frau Hildegard wischte ihm sorgfältig jede Thräne ab, steckte seine Füße in weiche Pantoffeln und der Alte ergoß zum erstenmal seinen Zorn gegen den Bürgermeister, indem er alle einzelnen Verweise aufzählte, die er um Kleinigkeiten erhalten. Endlich fuhr er auf und sagte: „Keinen Schritt sollst du ihm nachgehen, du hast mehr Geld als er, und was er hat, ist nicht ehrlich gewonnen, mit Gottes Hilfe wollen wir irgend ein ansehnliches Gewerbe anfangen, das uns gut nährt. Stände nur erst das Haus auf den alten Trümmern, so gäbe ich die Türmerstelle gleich auf und zöge hinein." — „Und ich sollte gar allein bleiben," sagte Hildegard mit Vorwurf. — „Ich ließe eine Brücke bauen," antwortete der Alte, „daß du recht bequem heruntergehen könntest, oder wir hingen eine bequeme Sänfte an das Seil und ließen dich herab, ich habe schon in Gedanken für alles gesorgt." — „Und ich weiß schon den ganzen Bauplan," seufzte der junge Berthold, „aber wozu soll ich alle die Zimmer erbauen, ehe wir wissen, wozu wir sie brauchen sollen und was ich darin unternehme. Zum Abschreiben brauche ich nur ein Kämmerlein und zum täglichen Leben brauchen wir auch nur ein Zimmer, denn wir bleiben gern beisammen." — „Was klingelt denn so spät von der Stadt her und will noch zu uns herauf?" fragte der Alte und zog am Draht die untere Thür auf, während der junge Berthold den Schatz unter dem Bette verbarg. Es trat aber zu aller Verwunderung Meister Fingerling herein, entschuldigte seinen Besuch, indem er sagte, daß Berthold mit seinem Kauf einen Lieblingsplan gestört habe, an welchem er seit vielen Jahren arbeite;

2. Der Bau. W.: „Bei dem Bau des Hauses und der Einrichtung des Handels scheint der Palast des Barbarossa vergessen, und das Bürgerliche geht ganz und vielleicht zu schnell ins Breite; damit Berthold recht fest daran gebunden werde, nimmt ihn der thätige Schneider an Kindesstatt an. Die komischen Anlagen dieses Charakters hat der Dichter vielleicht absichtlich nicht ausgebildet, damit der Abstand zwischen beiden nicht zu stark hervortrete."

nun habe er eben im Ratskeller bei einem Glase Wein vom Gerichtsdiener vernommen, daß Berthold seines Schreiberdienstes entsetzt und ein fahrender Schüler aus der Schweiz, ein Bachante, der seit Jahren schon in den Straßen herumsinge, vorläufig an seine Stelle trete; da komme er nun, um zu hören, ob sich nicht durch verständige Besprechung alles zwischen ihnen ausrichten lasse. — Der alte Berthold fragte neugierig, was er denn eigentlich beabsichtige? — „Ich habe Euren Pflegesohn vom ersten Anblicke lieb gewonnen,“ fuhr Fingerling fort, „und seine Freude am schönen Tuche gefiel mir sehr wohl, als er damals das grüne Wams sich machen ließ. Nun habe ich mir etwas mit langem Fleiß erspart, habe auf meinen Wanderungen alles kennen gelernt, was zur Tuchmacherei gehört und will nicht länger dulden, daß wir unsre Wolle nach Augsburg fahren und unser Tuch aus Augsburg holen; ich kenne Weber und Tuchscherer, auch einen Walkmüller, die sich wohl alle hier niederließen wegen der Wohlfeilheit vieler Lebensmittel, wenn ihnen nur ein Handelshaus Nahrung gäbe, und das Handelshaus will ich stiften, und wenn Euer Sohn mir den Bauplatz giebt, so soll er einen Anteil am Gewinn haben und ich nehme ihn an Kindesstatt an, da ich bei solchem Unternehmen doch keine Zeit mehr zum Heiraten behalte. Diese meine Absicht ist auch der Grund gewesen, warum ich Euren Sohn nicht weiter überboten habe, ich dachte gleich: nun der denkt dasselbe wie du, und will auch eine Tuchhandlung anlegen und es ist so gut, als ob du es selbst hättest.“ — Der alte Berthold und Frau Hildegard falteten bei diesem Vortrage die Hände, sie glaubten die höhere Hand noch nie so sichtbar in ihren Geschicken wahrgenommen zu haben und der junge Berthold war so demütig durch sein Mißgeschick geworden, daß er es für eine Ehre schätzte, von dem Schneider als Kind angenommen zu werden. Der Alte vertraute nun dem ehrlichen Fingerling die eine Hälfte des Geheimnisses, daß nämlich sein Pflegesohn einen schönen Schatz an barem Gelde habe, der aber nach seinem Vorgeben in der Kiste gelegen, mit der er ihn empfangen habe. Da sprang Fingerling vor Vergnügen in die Höhe, kein Tag sollte versäumt werden, er wolle gleich morgen ausreisen, die Weber aus Augsburg zu holen, während Berthold den Bau eilig fördern müßte. Sie

3. Bachant, angehender Student, fahrender Schüler.

kamen die Nacht gar nicht von einander, denn Fingerling war ein unermüdlicher Erzähler und beschrieb von der Dachrinne bis zur Plinthe das neue Haus der Fugger in Augsburg, die ebenfalls durch Webereien ihren Reichtum verdient hätten. Was aber mehr als alles den jungen Berthold tröstete, das war die Hoffnung, die er ihm erweckte, wenn erst die Handlung in Flor stände, so würde ihn der Bürgermeister mit allen zehn Fingern für Apollonia als Eidam zu sich hinziehen. Der Vertrag war vom Alten noch vor Sonnenaufgang geschrieben, unterzeichnet und bei einem Kruzifix Hildegards, in welchem ein heiliger Knochensplitter eingelegt, von allen beschworen.

Schon am andern Tage hatte Fingerling seine Wanderung angetreten, während der junge Berthold seine Schreibereien dem neuen Schreiber übergab und bei dieser Gelegenheit zu seinem Leidwesen erfuhr, daß sowohl Apollonia als die beiden Vogtstöchter in das Nonnenkloster der Stadt zur Erziehung gegeben worden. Er hatte aber keine Zeit zur Trauer, denn mit rascher Eile ging's an den Bau. Ein alter Maurermeister mit Namen Bauer, und der Zimmermeister Mathis, beide des alten Bertholds Ratskellerbrüder, waren sehr erfreut, als sie bar Geld sahen, um ihre Gesellen, die eben feierten, beschäftigen zu können. Sie waren gar verwundert über den jungen Berthold, daß der ihnen so geschickt mit Feder und Lineal auf Papier vorreißen konnte, wie der Seitenflügel, der als die kleinere Arbeit zuerst ausgebaut werden sollte, eigentlich beschaffen gewesen; aber Berthold hatte sich das alles in der Kapelle genau gemerkt, es stand wie eingegraben vor seinen innern Augen. Nichts durfte an Baustoffen, an Holz, Steinen und Kalk herbeigeschafft werden, das er nicht vorher als trefflich erkannt hatte und keine Arbeit wurde unternommen, von deren Zweck er sich nicht unterrichtet hätte, so daß er bald mit Einsicht über die Vollendung Aufsicht führen konnte. Er sparte kein gutes Wort bei den Gesellen, wenn sie zu lange Zeit mit Messen und mit Essen zubrachten, mancher Trunk Wein zur rechten Zeit sparte ihm viel Geld und der fröhliche Tag des Richtens war schon vor dem Herbste erreicht und ehe der Winter die Arbeit hemmte, alles mit Dach und Fenstern geschlossen. Aber

3. Plinthe, vom griechischen πλίνθος, die quadratische Unterlagsplatte einer Säule. — Fugger, das berühmte Geschlecht soll aus einer Weberfamilie im Dorfe Graben hervorgegangen sein; erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts waren Ulrich und Johannes Fugger nach Augsburg gekommen.

der rachsüchtige Bürgermeister sah die Arbeit mit Neid an. Er mochte wohl vernommen haben, daß der alte Berthold laut und öffentlich gegen ihn zur Verteidigung seines Sohnes rede, und wollte sein Ansehen nicht sinken lassen, so brachte er einen Verdacht gegen beide in Umlauf, als ob sie die öffentlichen Truhen möchten heimlich geöffnet haben und jetzt davon gut bauen hätten; aber die beiden Bertholds hörten nichts davon, oder ließen sich dadurch nicht stören. Während des Winters kam Fingerling mit seinen Webern angezogen, brachte sie in kleinen Häusern unter, die er wohlfeil erstanden und brachte die Wollenniederlage in das neue Haus. Eine verfallene Mühle an der Rems wurde zum Walken eingerichtet, ein Nebengebäude zur Färberei, zu der die Gegend manche Farbestoffe seit lange baute, aber sonst weit verschicken mußte. Der junge Berthold wollte nicht nachstehen in seinem Fleiß, und benutzte jede Stunde, die der Frost ihm frei gab, zur innern Einrichtung des Hauses, zum Ankauf und zur Anfuhre der Baumaterialien für das Hauptgebäude. Bald war der Seitenflügel belebt und die Schornsteine rauchten, die Wolle wurde da nach ihrer Güte abgesondert, die Wolle zum Spinnen verteilt und wieder eingenommen und zur Weberei ausgegeben, die Gewebe sorgfältig durchgesehen, gereinigt, späterhin hier auch geschoren. Die Bürger sagten von den Bertholds: „Mögen sie das Geld, auf welche Art es sei, gewonnen haben, es bringt der Stadt mehr Nutzen, als der Bürgermeister mit allem Gelde geschaffen, das er zu seinen eingestürzten Bauwerken beigetrieben hat.“ Der alte Berthold bekam ein neues Leben, seine Feder war unermüdlich, er knüpfte überall Verbindungen an, die Städte standen einander gern bei und Fingerling hatte die Freude, im Frühling den ersten Einspännerwagen nach Augsburg mit Tüchern abzusenden, ehe noch die Leute in der Stadt selbst zu dem Tuche ein Zutrauen faßten, daß es wie Augsburger Tuch halten könne. Wohl mochte auch der Bürgermeister schuld haben, denn er setzte in Umlauf, die Tücher wären in der Farbe verbrannt, aber die Wahrheit mußte bald auch bei den Landsleuten sich bewähren, und wie der Mut unsrer Bertholds nicht sank, so stieg ihr Glück. Gegen den Sommer legte Berthold sein Türmeramt nieder, nachdem die Arbeiter in der Walkmühle eine starke Winde eingerichtet hatten, um Frau Hildegard sicher vom Turme herabzulassen, denn er wußte voraus, daß der Bürgermeister ihn mit

dem Abzuge gewaltig drängen würde, wenn er seine Dienste aufgekündigt hätte.

So traf es auch ein, denn schon am nächsten Morgen trat in den Turm mit großem Gepolter ein alter Reisiger, Bastian mit Namen, der grimmig fluchte, daß die Sachen des alten Berthold noch nicht fortgeschafft wären und ihn fragte, was er und die Seinen noch da oben zu suchen hätten. Frau Hildegard weinte heftig, daß sie auf solche Art von dem geliebten Turme scheiden sollte, auf welchem sie so ruhig und bei geringem Glücke ihre Jugend und zwei Männer überlebt hatte. Der alte Berthold fraß seinen Zorn in sich und suchte mit Vernunft dem alten Würgesel zu begegnen, der durchaus auf Streit und Quälerei vom Bürgermeister angewiesen war. Dem jungen Berthold ballte sich die Faust und als der Kriegsknecht Anstalt machte, Betten und Sachen zum Fenster hinunter zu werfen, da lief er dem ungeheuren Knochengerüste geschickt zwischen die Beine, daß er zu Boden fiel und sich dabei die Nase zerstieß, daß er blutete. Nun fielen alle drei über ihn her, banden ihn mit Stricken und hingen ihn mit diesen an den Haken der Winde, nach der Außenseite der Stadt, und ließen ihn auf der Hälfte des Turms, wie einen geschossenen Raubvogel, als Warnungstafel hängen. Bastian fluchte und wetterte, daß er es ihnen gedenken wolle. Der alte Berthold und Frau Hildegard gedachten aber der hohen Abkunft des Sohnes, die er so männlich beurkundet hatte und wie ihnen der Knabe zum Schutz ihrer alten Tage gedient habe, aber sie sprachen nur heimlich davon, damit der Junge nicht stolz werde. Nun kamen schon die Arbeiter mit dem sargartigen Kasten für Frau Hildegard, um sie herab zu lassen; er wurde an der Winde nach der Stadtseite befestigt und als sie sich darein gelegt und sich immer noch fürchtete, legte sich der alte Berthold zu ihr, als wär's ihr Ehebette; der junge Berthold aber sprang die Treppe hinunter, daß der Kasten nicht hart auf das Pflaster stoßen möge. So sank nun die seltsame Fracht zur Stadt nieder, während der hängende Kriegsknecht durch die natürliche Aufwickelung des Stricks zum Turm erhoben und von den lachenden Arbeitern frei gemacht wurde. Während die beiden unten glücklich ausstiegen, schimpfte der Bastian schon zum Turme herunter, weil er das Horn mit Sägespänen von den Arbeitern gefüllt erhalten und sich den Mund damit gar unbequem zugepappt hatte. So wollte der

Himmel gar keine Rührung im Hause der Bertholds bei diesem wichtigen Ereignis dulden, vielleicht um sie aufmerksam zu machen, daß sie wichtigern Begebenheiten, größerem Leben entgegengingen; auf der Höhe des Turms hatte sich ein großes Handelshaus begründet, das sich bald zum Palast ausbaute. So ging's damals sehr häufig: die Welt war noch nicht so durchwandert und umschifft, wie in unsern Tagen, es war damals dem Himmel noch leicht, durch einen guten Gedanken einem ehrlichen Kerl unter die Arme zu greifen und ihn zu erheben. Frau Hildegard ward unter dem Zujauchzen einer Menge Volks, die allerlei gutmütigen Scherz, aus Neugierde sie zu sehen, ausgehen ließ, weil sie so gewaltig dick beschrieben war und sich ganz verhältnismäßig vorfand, so ward sie durch den Bauwust des Hauptgebäudes nach dem Seitenflügel geführt, wo ihr Sohn ein paar schmucke Zimmer eingerichtet hatte. „Gott segne meinen Eingang und Ausgang,“ das waren ihre einzigen Worte, dann weinte sie und flehte zu Gott, daß der junge Berthold immer artig und anständig bleiben möchte und machte sich geschäftig an die Einrichtung der Wirtschaft.

Der alte Berthold war mit einigen Briefen beschäftigt, die ihm ein fremder, langer, etwas gebeugter, schwarz gekleideter Mann überbracht hatte. „Herr,“ sagte er, „Ihr seid wohl gar selbst der Baumeister des hochberühmten Münsters zu Straßburg?“ Er sah ihn bei diesen Worten genauer an; der Mann hatte schwarze schattige Augenbrauen, sein Mund schien ein Geheimnis einzukneifen und so seltsam äußerte er sich auch, er sei zwar Baumeister des Münsters, aber er habe ihn nicht erbaut; er sei zwar auf andere Veranlassung gekommen, aber es sei eine Hauptabsicht seiner Reise, den Palast des Barbarossa zu sehen, nicht eben, was neu auf der Stelle jetzt erbaut worden, sondern wie er eigentlich in älterer Zeit beschaffen gewesen. Der alte Berthold erzählte ihm, was er wußte, aber der Baumeister wußte schon mehr von dem ganzen Bauplane aus der bloßen Anschauung, als der Alte, so daß dieser froh war, als der junge Berthold herbeikam. Er ließ ihm diesen zur Gesellschaft, als ihn Geschäfte fortriefen und der junge Berthold führte ihn in den Hof.

Der junge Herr, wie jetzt der junge Berthold gewöhnlich

22. Straßburg; das Münster und sein Erbauer Erwin von Steinbach standen durch Goethes Jugendschriften auch bei den Romantikern in besonders hohem Ansehen. Brentano wollte Erwins Geschichte in die „Chronika eines fahrenden Schülers“ einschalten.

von den Arbeitern genannt wurde, glaubte sich nie so gut unterhalten zu haben, wie mit dem Manne, der jede seiner Bemühungen zu schätzen wußte, überall ihm mit Einsicht und gutem Rat entgegenkam, zugleich eine Fülle von Hoffnungen über das allmähliche Steigen und Befreien der Städte von Fürsten und herrschenden Geschlechtern vor dem mutigen Herzen des Jünglings ausbreitete. Dürfe er sich einst den Geschlechtern gleich schätzen, dachte er, so möchte auch wohl Apollonia jeden Unterschied der Geburt zwischen ihnen vergessen. „Herr Baumeister," fragte er, „wie kommt's, daß die Baumeister gern mit weit aussehenden Dingen sich beschäftigen, unser alter Maurermeister hat auch die Art, während sich der Zimmermann nur mit dem abgiebt, was eben zu thun not ist." — „Brave, starke, entschlossene Leute sind die Zimmerleute," erwiderte der Baumeister, „haben richtiges Augenmaß, wissen Schnur, Winkelmaß und Senkblei zu brauchen, lassen die scharfe Axt an ihren Beinen mit Sicherheit herumfliegen, und fürchten nie, daß sie sich selbst treffen; sie sind zu allen Zeiten gerecht, doch zornig gefunden worden. Ihr Werk ist aber nicht von langer Arbeit und gewöhnlich mit dem Jahre angefangen und gerichtet, geht rasch empor und sinkt noch schneller in Asche, denn das Feuer ist ihrer Werke unversöhnlicher Feind. Wir Maurer arbeiten daran, sie wegen dieser Vergänglichkeit ganz zu vertilgen; könnten wir es leisten, so müßte kein Span Holz an den Gebäuden sein, doch hat dies große Hindernisse und wir müssen uns den babylonischen Turm noch immer vorwerfen lassen. Was von uns aber ordentlich steht, das läßt die Feuerzerstörung wie der Himmel des Menschen Lästerung über sich hinziehen und wartet, daß es wieder erkannt werde. Wir arbeiten mit dem Erzeugnis der ersten reinen Schöpfung, mit Steinen und gebrannter Erde; unsre Arbeit fordert Jahrhunderte, wenn sie groß werden soll, sie dauert Jahrtausende. Die Axt des Zimmermanns fürchtet den alten Eichbaum, mit mühsamerem Fleiße meißeln wir Eichen zum Tragen der Gewölbe aus Steinen, die wir mit weichem Kalk, Eisen und Blei zur festesten Einheit verbinden. Wir lassen uns nicht durch die Erscheinungen des Tages irre machen, manchmal begreift uns das mitlebende Geschlecht gar nicht, darum halten wir unter uns zusammen in den Hütten, die zu Jerusalem

37. **Hütten**, die alte sagenhafte Anschauung, welche vom salomonischen Tempelbau her die Entstehung der Freimaurer ableitete.

gestiftet, in der Sophienkirche zu Konstantinopel lange versammelt, jetzt im Münster zu Straßburg ihren Mittelpunkt finden. Einzeln sind wir nichts, wir müssen verbunden leben, müssen für verschiedene Menschenalter die Lehre des Meisters an Gesellen und Lehrlingen verbreiten." — „Aber die andern Gewerke haben gleiche Stufen anzusteigen," sagte der junge Herr. — „Sie haben die Form," fuhr der Baumeister fort, „wir haben das Wesen! Wir erkennen einander, ehe wir uns den Wert zuschreiben, die Erscheinungen mit sicherer Einsicht bewahren zu können, an welchen die irrende Liebe und der thörichte Haß der Lehrlinge meistert. Die Länge und Breite des Baues ist in allem menschlichen Verein durch das Eigentum der Nachbarn voraus bestimmt, die Höhe, welche zum Himmel aufsteigt, ist darum nicht willkürlich, weil sie frei ist. Davon ahndet der Zimmermann nichts, nur die Holzstärke bindet ihn, sonst baute er gern in den Himmel. Ihr habt hier das Rechte aus seltener innern Einsicht getroffen, es läßt sich aber auch berechnen; der letztere Weg ist lang, aber sicher, jener ist kurz, aber unsicher und fordert einen Sinn der Erfindung, der nicht allen erteilt ist. Unsre Kunst ist ein allgemeines Eigentum, wie würde sie sonst von jedem verstanden werden, aber ihre Aufgaben sind durch das Neue im Bedürfnis und in der Bedingung jedesmal neu zu lösen und da langt keine Berechnung aus. Die Regel nutzt nur dem, der sie entbehren kann, den aber verdirbt sie, der sich in ihr weise glaubt; jede Regel ist ein Rätsel, das durch andere Rätsel forthilft. Darum müssen wir nicht bloß das Wissen prüfen, wenn wir einen freisprechen, wir müssen die Kraft der Erfindung in ihm erforscht haben. Ich sage Euch, lieber Berthold, Ihr solltet Maurer werden." — Berthold sah ihn verwundert an und sprach: „Hätte ich nur früher daran gedacht, aber jetzt ist's zu spät, ich bin schon zu weit in der Handlung, doch erzählt mir noch etwas von Euren Bauten." — Der Baumeister blickte etwas finster um sich und sprach: „Das eigene Werk und die eigene Kraft giebt Überdruß, jenes, wenn es fertig und zu steigender Erfindung verpflichtet, diese, wenn wir über sie sprechen sollen. Führt mich zum Prior, der hier den Bau der Klosterkirche besorgt, er hat mich rufen lassen und harret meiner, vielleicht giebt uns eine andere Stunde mehr Vertraulichkeit, daß ich Wortzeichen, Gruß und Handschenke, wie sie in unserer Hütte gebraucht werden, Euch mitteilen kann." — Der junge Herr

führte ihn nicht ohne Scheu zu der Wohnung des Priors, weil er seit dem unglücklichen Geschicke in der Gesellschaft des Bürgermeisters keine Gesellschaft besucht hatte. Es war ein Seitengebäude des Augustinerklosters, wo sie anklopften, und gleich trat ihnen der Prior selbst entgegen, ein kleiner heftiger Mann mit vorstehenden Lippen und Augen, welche letzteren sich in einem roten Kreise von Augenlidern wie in einer Abendröte bewegten, auch trug der Prior ein grünes Schirmchen zum Schutze derselben. Er hatte kaum ein Wort von dem Baumeister des Münsters aus Bertholds Munde vernommen, so warf er sich diesem mit tausend Versicherungen der Freundschaft um den Hals. Berthold wagte nicht zu widersprechen und der Baumeister lächelte fein; hier war auch kein Widerspruch angebracht, denn der Prior redete, ohne sich unterbrechen zu lassen. Er berichtete, daß er sich eben wieder heftig mit der Äbtissin des Nonnenklosters gezankt habe und der Baumeister käme ihm recht gelegen, um sie mit seinem Ansehen zur Ruhe zu bringen. „Sie läßt sich nicht überzeugen," sagte er, „daß die Stimmen ihrer Nonnen in dem steinernen Gewölbe noch so gut und besser als sonst unter der Bretterdecke klingen werden, sie meint, daß der ganze Sängerruhm ihres Chors dadurch vernichtet werde, daß ich den Chor überwölbt habe. Ich sagte ihr umsonst, daß sie sich auf mich, den baulustigen Augustinerprior verlassen könnte, sie meinte, daß ich darauf nicht die Weihe empfangen hätte und daß der Straßburger Baumeister wohl anders darüber sprechen würde. Nun was meint Ihr?" — Der Baumeister wollte antworten, aber der Prior fragte Berthold: „Was will denn der lange Kerl? Wer ist das?" — Der Irrtum erklärte sich, der Prior fluchte und betete, daß ihm der Himmel den Fluch verzeihe, hob sich auf den Zehen in Ungeduld, strich den Bauch im Bunde, der ihn umgürtete, und fragte Berthold, wer er sei? — Als Berthold seinen Namen nannte, da setzte der Prior seine Brille auf, sah ihn an und sprach: „Ich finde Euch gar nicht sonderlich schön, die Apollonia erzählt mir immer von Euch. Das ist ein seltsam Kind, die kann nie fertig werden mit der Beichte, immer ist sie durch Euer Andenken gestört worden; lauf, lauf, muß ich ihr sagen, lauf lieber zum Teufel, als daß ich ewig Beichte sitzen muß. Ihr seid mir alle beide lieb, wir wollen mit einander ein gutes Weinchen trinken und von unsern Bauten reden. Der Berthold ist gar kein übler Anfänger, ich

hab' oft schon seine Arbeit belauert, nur schade, daß all die schönen Säle zu weltlichem Gerümpel dienen sollen, denn was ist das Kleid des Menschen wert, wenn er selbst nur ein Madensack ist, Euer feinstes Tuch ist nur ein Übersack des Madensacks; ist der Wein alt genug, so schenken wir ihn ein und in drei Schluck ist das Glas herunter, der Wein mag jämmerlich rufen: Setzt ab! Da hilft nichts, er muß nieder, so auch der Mensch, er mag zappeln soviel er will, er muß in die Erde, daß ihn die Maden fressen." — Bei solchen Worten trank er mächtig und gab dem Baumeister durch Klopfen, Händedrücken, Bartstreichen allerlei närrische Zeichen, denen Berthold in Demut zusah und bescheidentlich aus seinem Glase nippte, voll des frohen Gefühls, daß es doch nicht in allen Gesellschaften Hiebe und Fußtritte regnete.

Unterdessen war im Nonnenkloster seltsame Bewegung. Die Äbtissin war eine alte, sehr lebendige, dürre Jungfrau, von gar unermüdlicher Thätigkeit. Sie freute sich herzlich, wenn die Novizen sich schwesterlich an sie anschlossen, und verzieh ihnen jede Unart, wenn sie nur fleißig den reichen, in Absätzen gebauten Garten des Klosters mit ihr bearbeiteten, mit ihr die gewonnenen Früchte sorgsam dörrten und in selbst ausgewirktem Honig einmachten, auch die Kräuter zur Armenapotheke, die sie für die Stadt bereit hielt, vorsichtig trockneten und klein rieben. Mit den frommen Nonnen vertrug sie sich um so schlechter, nannte sie Brigitten und Betschwestern und wurde deswegen, ungeachtet ihrer übrigen Tadellosigkeit, sehr verlästert. Die Äbtissin lachte über sie, durch ihre Wirtschaftlichkeit hatte sie Geld zusammengebracht, um die verfallene Klosterkirche neu zu erbauen, dies war ihr Stolz. Apollonia ward ihr Liebling, weil sie in der Wirtschaft schon sehr geübt war; diese rief sie zu allem Kummer und zu allen kleinen Freuden des Klosterlebens. Auch heute hatte sie ihr den neuen heftigen Streit mit dem Prior erzählt, und daß ihr nichts so kränkend sein würde, als wenn ihr Kloster den Ruhm der feinsten und stärksten Nonnenstimmen unter dem Backofen, so nannte sie das Kirchengewölbe, verlieren sollte. Apollonia meinte, es müsse doch erst untersucht werden, ob die Stimmen so unterdrückt würden, ehe sie ihre Klage beim Bischof einreichte. „Wie sollen wir's versuchen," klagte die Äbtissin, „der Gang zur Kirche ist noch nicht wieder hergestellt, es möchte eine böse Nachrede geben, wenn wir in die uneingeweihte neue Kirche gingen, um den Gesang zu

versuchen.“ — „Und doch muß es bald geschehen,“ sprach Babeli Brix, „denn der Vater sagte mir, daß der berühmte Baumeister aus Straßburg, vom Prior hierher gerufen, heute oder morgen ankommen werde, um für ihn ein Zeugnis abzulegen.“ — „Da will er uns mit dem Namen des Baumeisters ganz unterdrücken,“ rief die heftige Äbtissin, „ehe wir noch wissen, wie sehr unsre Stimmen von dem Gewölbe erdrückt sind; wär's nur nicht zu spät, wir gingen noch heute zur Kirche; aber ich fürchte die Nachrede der Schwester Veronika.“ — „Da weiß ich Rat,“ sagte Babeli listig, „die ganze Stadt hat ein Gerede von einer Nonnenprozession, lauter verfluchte Nonnen, die nachts um zwölf nach der Kirche ziehen und mit einem Kreuzritter sich begrüßen, der da begraben ist, aber keiner hat sie gesehen. Wir haben auch keine Geister gesehen, wir besprengen uns mit geweihtem Wasser, wir sind unsrer viele, da fürchten sich die Geister; wir ziehen ganz heimlich mit Laternen, die wir unter den Kutten verbergen, um zwölf Uhr nach der Kirche, singen eine Mette, dann können wir den Prior zu einer öffentlichen Probe ausfordern, er muß zu seinem Schimpf das Gewölbe abreißen lassen.“ Die Äbtissin küßte Babeli in heller Freude und hörte nicht auf Apollonia, die ihr das Wagestück ausreden wollte. Josephine Brix brachte eine Nachricht aus dem alten Klosterkalender, daß an diesem Tage von jeher um ein Lamm gespielt worden wäre. Das Kloster versammelte sich zu diesem Spiele, so ward dieser Abend mit einem Eifer, einer Lust gewürzt, es gab ein Zischeln, ein Vorbereiten, ein Beobachten der alten Nonnen, denen man nicht traute, wie es nur unter eingesperrten lebenslustigen Jungfern möglich ist. Endlich war das lebende Gespenst, die Mutter Veronika, fortgegangen, sie hatte Apollonien das Lamm geschenkt, weil sie am schnellsten die geistlichen Sprüche hersagen konnte; nun ging's ans Gespensterspiel.

Jedes Mädchen nahm etwas zu ihrer Bewaffnung auf die gefährliche Fahrt, nur Apollonia ließ sich an dem Lamm genügen, das sie eben gewonnen hatte und mit halb heiliger Andacht ehrte. Wegen ihres frommen Ansehens mit dem Lamm mußte sie den Zug eröffnen, die Laternen wurden versteckt, sie verließen leise die schützenden Mauern. Ein schwarzes Ringgewölbe schien über die Hälfte des Himmels gezogen, hinter welchem der Mond sich bedenklich bergen mochte; die Gassen waren leer, als ob kein Liebhaber sich in diese Gegend mit weltlichem Gesange wagte; nur

ein Kind schrie aus der Ferne, das vom Alp oder von seiner Amme gedrückt wurde, und Lampenschimmer strahlte aus einem Krankenzimmer streifig nach dem Zuge hin, die Fledermäuse schwirrten in den Lüften, gar lieblich dufteten die Nachtviolen des Klostergartens im sanften Winde. Die Äbtissin sah das alles, aber sie zitterte so innerlich, daß es ihr wenig Freude machte, nur spottete sie leise zu Apollonien über den Turm, der freilich erst im Aufsteigen war. Aber als sie der Thür nahe war, erschütterte sie die Höhe derselben, und die Reihen betender Gestalten, die sie im reifigen Bogen umschwebten. Sie konnte die Schlüssel nicht umdrehen und das schwarze Gewölbe legte sich immer dunkler über die freie Seite des Himmels. Die Jungfrauen drängten sie ängstlich und ungeduldig zur Thür hin, bis sie endlich ein Herz faßte und das Schloß eröffnete. Nun erhoben sich alle Laternen neugierig im ernsten Hause der Gnade, aber das Licht scheute sich noch vor dem widerspenstigen Dunkel. Endlich sammelten sich die Lichter am Altare, an dessen Seiten die Chöre sich erhoben, und alle staunten gerührt über die Herrlichkeit. Wo sie die drückende Fläche der Balken sonst mit Ärger im augenerhebenden, herzenbefeuernden Gesange angestarrt hatten, da schien jetzt des Himmels Gewölbe mit Sternenglanz und Ätherschein sich erst zu erheben, fast schien es ihnen, als ob die Kirche oben noch nicht geschlossen sei. Die Äbtissin und alle Jungfrauen blieben lange stumm in Beschämung und Bewunderung über die Herrlichkeit einer Kunst, die sie nie geahnt hatten. Dann stimmte die Äbtissin eine Gloria an, und der Schall des Chors verklärte sich so wunderbar in dem Gewölbe, daß sie erschrak, als ob noch ein anderer Chor von oben her einstimme. Als sie aber die Herrlichkeit des eigenen Ausdrucks in diesem heiligen Raume erkannt hatten, da riß Begeisterung die ungläubigen Scharen an den Haaren empor, daß sie, zwischen Himmel und Erde schwebend, ein unerschöpfliches Gloria der heiligen Baukunst erschallen ließen.

Sechste Geschichte.

Die hohe Fremde und ihr Ritter.

Der Baumeister und der Prior saßen, der Zeit vergessend, bis Mitternacht beim Weine, nur Berthold zählte die Augenblicke, weil er die Angst der Mutter bei seinem späteren Ausbleiben kannte; aber er wagte nicht, die beiden Herren zu stören, deren Gespräch ihn bezauberte, weil er nie zwei Menschen über so hohe Dinge ausführlich hatte reden hören. — „Kein Glas mehr," sagte der Baumeister, „sonst finde ich den Weg nach Hause nicht mehr!" — „Der junge Freund da wird Euch schon führen," sagte der Prior, „er trinkt mäßig und hört lieber zu, das ist eine seltene Tugend bei den jungen Leuten unserer Zeit. Noch ein Glas vom besten und dazu singen wir noch einmal das Lied vom babylonischen Turme:

„Als der Turm zu Babylon
Mit dem Haupte wankte,
Läuft der Meister gleich davon,
Der vorher sich zankte,
Steckt den Plan in seine Tasche,
Saugt sich Mut aus voller Flasche,
Läßt sie nicht von seinem Mund,
Bis er sieht auf ihren Grund.

Lächelnd tritt er in sein Haus,
Spricht als rechter Kenner:
Diese Rechnung war zu kraus,
Zähler ohne Nenner,
Mauern ohne Fundamente,
Sprache, die uns Menschen trennte,
Seht, der Mond stieß an die Spitz,
Da verbrannte sie der Blitz.

Gieb dem Himmel alle Schuld,
Wenn du schlecht bestanden,
Und du gehst in eig'ner Huld
Nimmermehr zu schanden;
Ist der Turm dir eingefallen,
Diese Dummheit kommt von allen,
Wer das Geld hat nach dem Streit,
Gilt doch einzeln für gescheit."

„Es ist doch seltsam,“ sagte der Prior am Schlusse des Liedes, „daß bei allen großen Bauten immer große Streitigkeiten ausgebrochen sind, von denen in Straßburg seid Ihr noch besser als ich unterrichtet, und nun bei meinem kleineren Bau an der Nonnenkirche will es wieder nicht friedlich enden. Der Mond scheint eben hell durch die Wolken, ich meine, wir besuchen einmal mein Werk; der Mond giebt allen Bauwerken das schönste Licht, denn der farbige Flitterstaat der vergänglichen Welt setzt dann unsre Arbeit am wenigsten zurück.“ — „Das kann ein Grund sein,“ sagte der Baumeister, „aber die Verhältnisse erscheinen auch größer, je weniger die bekannten Gegenstände uns deutlich sichtbar werden; ich freue mich auf ein Werk, das mir im Plane wohlgefällt.“ — So rüsteten sie sich zum Fortgehen und Berthold begleitete sie in Ergebenheit, indem er vergeblich nach einem Vorwande suchte, heimkehren zu können. So kamen sie in die Nähe der Kirche, und der Baumeister lobte schon die schönen Verhältnisse. Vielleicht wären sie vorübergegangen, wenn nicht eine alte Hebamme mit großer Angst an ihnen vorüber laufend erzählt hätte, es sei der Umgang der Geisternonnen nach der Kirche gegangen und singe jetzt darin. Der Prior wollte sie ausfragen, aber sie ließ sich nicht halten und schrie, als ob sie selbst gebären wollte. Der Prior stutzte, aber der Baumeister sagte ruhig: „So müssen wir uns in die Kirche begeben, wer weiß, was da für Unfug getrieben wird, den Gesang höre ich deutlich.“ — Sie gingen beide der Kirche zu, während Berthold halb entseelt ihnen nachschlich, und sie doch in seiner Treulichkeit nicht verlassen wollte. Die Thüre öffnete sich leise, sie standen bald in der Mitte der Kirche und staunten der lieblichen Erscheinung der schönen Mädchen, die entschleiert dem Altar nahe standen, an dessen höchster Stufe Apollonia mit ihrem Lamm, von der Last desselben gedrückt, sich niedergelassen hatte. Doch dieser Anblick und der Gesang dauerte nur wenige Augenblicke in seiner Schönheit und Würde; nicht Bertholds feurig erglühende Wangen, aber der weiße Mantel des Baumeisters störte die Versammlung. Die mutige Babeli schrie zuerst auf: „Der Kreuzritter!“ und lief davon, ihr folgten die andern mit der Äbtissin, nur Apollonia, deren Kleid sich an einen Haken, woran der Teppich befestigt werden sollte, gehängt hatte, konnte nicht aufkommen. Ihr war, als halte sie eine Hand, aus der Erde erwachsen; endlich riß sie sich los und sprang den andern,

aller Beruhigungsworte des Priors ungeachtet, wie ein verschüchtert Füllen blind nach, aber er sowohl, wie der Baumeister und Berthold folgten ihr. Das war auch nützlich, denn an der Thür des nahen Klosters, die von den geschreckten Jungfrauen zu übereilt geschlossen war, fanden sie Apollonien in einer Art Betäubung niedergesunken. „Was ratet ihr jetzt?“ fragte der Prior; „machen wir Lärmen an der Thüre, so öffnen sie diese darum doch nicht in ihrer Furcht, und der Lärmen könnte noch mir und dem Kloster in dieser argwöhnischen, geschwätzigen Zeit eine üble Nachrede machen.“ — Der Baumeister schwieg, indem er Apollonien unterstützte, deren Lamm unser guter Berthold sorgfältig auf den Arm genommen hatte. Endlich ermunterte sie sich mit heftigem Weinen, indem sie ihren Ruf und die Liebe ihres Vaters schon als gänzlich verloren betrachtete. Umsonst suchte sie der Baumeister aufzurichten, sie sprach immer von der Strenge ihres Vaters, und wie sie im Kloster so glücklich gewesen, das ihr nun auf immer verschlossen. Der Prior sah in der Ferne einige Leute, er drängte zu einem Entschluß, schlug Bertholds Haus vor; aber das lehnte Apollonia mit einem Seufzer ab, weil sie sich mit ihrem Vater auf ewig verfeinden würde. Die Tritte der Leute auf den Pflastersteinen wurden immer hörbarer, da führte der Baumeister die Betrübte fort, indem er zum Prior sagte, er wolle sie zu einer fremden Frau von gesetztem Alter bringen, die einen Sohn suche und gewiß an dieser Tochter ihre Freude finden würde, es sei dies dieselbe Bürgerin aus Straßburg, in deren Angelegenheit er ebenfalls einen Grund seiner Reise gefunden. „Das hätte Euch gleich einfallen sollen,“ sagte der Prior ungeduldig, „mir ist nie so seltsam bange gewesen, wie in dieser Verwirrung.“

Sie gingen schnell und schweigend, endlich klopfte der Baumeister bei einem kleinen Wirtshause an, schnell wurde aufgethan und der Prior äußerte sich sehr überrascht, so viele Leute bei so großer Erleuchtung in dienender Thätigkeit zu finden. „Sie ist reich, diese unsre Mitbürgerin,“ sagte der Baumeister, „auch fordern die Sitten unsrer Stadt mehr Glanz und Aufsehen, als wirkliche Verschwendung, wir tragen schon etwas vom Stempel unsrer Nachbarn der Franzosen.“ — Der Baumeister ging voran, und die andern blieben in einem hell erleuchteten Vorzimmer, Apollonia und Berthold sahen einander angenehm verlegen an, der Prior kneipte ihnen die Backen und fragte: „Kinder, habt ihr euch denn

nichts zu sagen?“ — Da trat in sehr bescheidner Tracht, aber mit edlem festen Anstande eine Frau ein, in dem Alter, wo eine gewisse Fülle leicht noch den verlornen Reiz erster Jugend ersetzt, es war so ein wohlwollendes Gesicht, das jeden aus der Verlegenheit riß. Sie hob das Kinn Apolloniens mit ihrer flachen Hand in die Höhe und sagte ihr: „Schweig nur, ich weiß alles schon, Geheimnisse sind meine einzige Freude auf Erden und ich weiß lange keine Nacht, die sich mir so schön angefangen. Wundert Euch nicht, Herr Prior, wenn ich von der Nacht, wie andre vom Tage rede, ein seltsames Gelübde verpflichtet mich, den Tag zu meiden, das Antlitz der Sonne nie aus Absicht wieder zu sehen! Es war ein sehr unglücklicher Tag, der mir diesen Schwur abzwang, ich verlor Mann und Sohn in einer Stunde durch die verruchten Kronenwächter.“ — „Schweigen wir davon,“ sagte der Baumeister ernst, „wir sind in der Fremde, wir sind nicht mehr im Verbande treuer Städte und Ihr kennt am besten ihre Kundschafter, wo sie herrschen.“ — „Freilich,“ sagte die Frau, „aber wer kann sich immer bezwingen, es fällt mir so manches ein, indem ich die beiden jungen Leute betrachte! Du bist recht hübsch, Apollonia, bilde dir nichts darauf ein, man achtet's nur, so lange man andern gefallen will; deine Augen sind groß und weit auseinander, wie ich es gern habe, der Mund ist fein geschnitten, die Nase recht gut gebogen, — die ganz krummen Nasen kann ich nicht leiden, sie sitzen im Gesicht, als ob sie die Veilchen der Augen absicheln wollten, — dein Wuchs ist kräftig. Du wirst noch wachsen; ohne gemein auszusehen, könntest du dich aller schweren Arbeit unterziehen. Aber Kind, so gut deine Hände gebaut sind, waschen mußt du dich!“ — „Es kommt von den Blumen,“ antwortete Apollonia, „mit denen das Lamm bekränzt war und auf die ich vor dem Kloster mich stützte.“ — „Einerlei,“ sagte die Frau, „du mußt dich waschen, ein Waschbecken, ihr Leute.“ — Die lebhafte Frau ließ sich nicht einreden und im Augenblicke trugen ein paar Mädchen ein silbernes Waschbecken mit wohlriechendem Wasser und ein Handtuch herbei, das mit Spitzen besetzt war. Der Baumeister war sichtbar wegen dieser Waschung in Verlegenheit, aber er begnügte sich ans Fenster zu treten, als ob er die Abspekten der Sterne belauern wollte. Der Prior trat

16. Verbande, Straßburg war mit Zürich und andern Städten in engem Schutzbündnisse.

einen Augenblick zu ihm und sagte: „Was ist das für eine seltsame Frau, unter dem groben Kleide sieht ein Hemde von höchster Feinheit hervor und ist mit einem Diamanten zugesteckt, den jeder König in seiner Krone tragen könnte.“ — „Es ist so der Brauch bei unsern reichen Bürgerfrauen,“ antwortete der Baumeister, „Ihr müßt der guten Frau in gewissen Dingen nachsehen, ihr Verstand mag wohl von manchem Unglück angegriffen sein, aber sie ist sehr gut und muß mit aller Achtung behandelt werden.“ — „Nun seht,“ sprach die Gräfin, „Apolloniens schöne länglichte Finger, welch weiße, weiche Haut, nur darum war es mir zu thun, daß jeder die anerkennen sollte; wie schön wird sich auf diesem Finger der Trauring ausnehmen, daß er dir nur nichts Trauriges bedeute.“ — Bei diesen Worten steckte sie gerührt einen goldnen Ring an Apolloniens Finger und sprach: „Den behalt so lange, bis dir einer lieber ist, als du dir selbst.“ — Sie ging jetzt zu Berthold über und sagte: „Und dieser Johannes mit dem Lamme will es scheren, um daraus feine Tücher für die ganze Welt zu verfertigen; ach Gott, den kann ich gar nicht ansehen, Ihr wißt, Baumeister, den Zug an den Augen, diese Hügel zur Stirne herauf, das kann ich gar nicht sehen, ohne zu weinen! Ihr Leute bringt mein Mitternachtessen; wer zu essen verlangt, lasse sich einen Teller geben, aber der Prior darf sich nicht so nahe setzen, der arme Mann hat so rote Augen, wüßte ich ihn nur zu heilen.“ — „Die Augen sehen ins Himmelreich, davon sind sie rot,“ sagte der Prior, „ins Himmelreich und ins Glas, kann sie nicht mehr rein polieren, sie sind dauerhaft rot angelaufen, es ist die Frage, ob's einer für Geld machen könnte, wenn's verlangt würde.“ — „Ihr solltet beständig Brillen mit breiten Rändern tragen, lieber Prior,“ sagte die Frau, „so sähe niemand Eure Augen genauer und Ihr könntet für einen erträglichen Mann gelten. Ihr Leute schafft eine Brille!“ — Das Essen wurde in prachtvollen silbernen Gefäßen gebracht, auch silberne Teller umhergereicht und in dem Gedecke ließ sich deutlich ein fürstliches Wappen noch an der Krone erkennen, ungeachtet das Schild ausgeschnitten und ein schön gewebter Blumenstern eingenäht war. Auch eine Brille kam bald, die ein Mädchen dem Prior, der sich erst weigerte, auf die Nase steckte, mit dem Bedeuten, die gnädige Frau könne sonst aus Widerwillen nicht essen. Es wurden seltene kostbare Speisen aufgetragen, aber die Frau nahm nur wenig davon; Apollonia und ihr Lamm

waren zu ängstlich, um etwas zu verlangen, die andern hatten das Ihre reichlich genossen; desto lebhafter wurde von allen Seiten über Apolloniens Schicksal beraten. Der Prior sollte am Morgen die Äbtissin, die er durch Apolloniens wahren Bericht ganz in seine Gewalt bekommen, von dem Vorgange unterrichten und Apollonia in der Dunkelheit am folgenden Abend zu der frommen Herde zurückführen. Dem Bürgermeister hingegen sollte alles verschwiegen bleiben, da von seiner störrigen Gemütsart, die selbst vom eignen Vorteile nicht zu beschwichtigen war, einiger Skandal für das Kloster und für Apollonien zu besorgen wäre.

Der Tisch war aufgehoben, alles war besprochen, der Prior und Berthold wollten fortgehen, indem der letztere Mut gefaßt hatte, seiner Eltern zu erwähnen; da hielt der Baumeister beide auf, sagte dem Prior, daß er ihm mit Elsässer Weinen eine Antwort auf die Neckarweine schuldig wäre und Berthold versicherte er, daß er schon durch einen Boten des Prior seine Eltern seinetwegen beruhigt habe, sie alle wären der Frau, die sie aufgenommen und die nur bei Nacht Gesellschaft sehen dürfe, zu einiger Unterhaltung verpflichtet. — „Nun freilich," sagte die Frau, „auch ich bin euch dergleichen schuldig, die beiden Herren haben ihre Flasche, was fang' ich aber mit euch beiden jungen Leuten an. Stellt euch einmal an, als wäret ihr verliebt, es gilt nur für diese Nacht und morgen ist Apollonia ein kleines angehendes Nönnchen." — Apollonia ließ es sich gefallen, ihre Hand Berthold zu geben, mehr wurde aber nicht aus der Sache. „Willst du denn wirklich eine Nonne werden?" fragte die Fürstin Apollonien. Diese antwortete ihr, daß sie erst recht zufrieden im Kloster geworden, sie müsse dahin zurückkehren. — Die Fürstin seufzte und sprach: „Es ist schwer, dem zu entsagen, was wir nicht kennen, wer aber die Welt mit aller ihrer Freude kannte und alles verlor, der mag da gern absterben; suchte ich nicht den verlornen Sohn, ich hätte mich längst in die Stille der Klostermauern zurückgezogen."

„Ich war einst ein recht wildes Mädchen," fuhr sie nach einer Pause fort, „vielleicht merkt ihr davon nichts, als eine gewisse Lebhaftigkeit, die zuweilen in schnellen Sprüngen meiner Gedanken sich äußert und die Leute bange macht, weil ich des Übergangs

33. Ich war, W.: „Wie die Fürstin ihre Erzählung anfängt, tritt die Geschichte gleichsam aus einer engen Haft hervor und breitet sich aus wie die Teppiche, welche die hohe Frau dabei ausbreitet."

nicht erwähne, ich könnte wohl von Sinnen sein; unser guter Baumeister war schon oft dieser Meinung. Mein Vater, der keine Söhne hatte, förderte meine Neigung zu männlichen Beschäftigungen, weil er mich auf diese Art beständig um sich sehen und in müßigen Stunden der Jagd sich mit mir unterhalten konnte. Da fabelten wir oft, wie der Ritter durch Heldenthaten aller Art ausgezeichnet sein müßte, der mein Herz rühren sollte; wir musterten alle jungen Fürsten- und Grafensöhne Schwabens, fanden aber keinen meiner würdig." — Sie ist also doch eine Fürstentochter, dachte der Prior, wie hätte sie sonst an solche Freier denken können. — „Statt aller der kühnen Abenteurer ward mir ein stiller Spinner und Weber zu teil." — „Ein Mann an der Spindel?" fragte der Prior. — „Ich kann Euch nicht erklären, was mich zu ihm führte," antwortete die Frau, „mich bestimmte ewige Zuneigung, die nie erlöschen wird, meinen Vater andere Gründe, kurz dieselben Kronenwächter, die ihn mir gaben, entrissen ihn mir, als er sich von ihrer Tyrannei loszureißen und an den Kaiser anzuschließen trachtete. Nicht Blödsinn oder Schwäche hatte ihn zu weiblichen Arbeiten herabgewürdigt, er war ritterlich geübt in allen Waffen, sondern eingeborne Lust und die vieljährige Einsamkeit im seltsamsten Winkel der Erde hatten ihn veranlaßt, bei solchen Beschäftigungen Geduld zu lernen. In kunstreich gewirkten Teppichen hatte er eine besondere Meisterschaft erreicht, in einem derselben, den mir der Vater brachte, entdeckte er mir seine Neigung. Seht, hier in diesem Kasten bewahre ich seine besten Arbeiten als treue Begleiter, seht dieses Geflecht seltsamer Pflanzen, das bis zu den Sternen reicht, Kinder sitzen in den Blumenkelchen und blicken sehnlich empor. Unter dem Dach dieser Pflanzenwelt sitzt er selbst einsam am Webestuhle, wo mit seltsamer Künstlichkeit sich alle Wurzeln zu einem Aufzug seiner Arbeit hin vereinen, sein Schiff aber, welches den Einschlag trägt, ist wie ein Herz gebildet. Der Sinn dieses Bildes umfaßte sein reines Dasein. Wie konnte er mit diesem Herzen, mit dieser freudigen Anschauung der Welt die finsteren drückenden Erwartungen seines Hauses ertragen und durchführen! Gern hätte er im offenen Kampfe mit dessen Unterdrückern gestritten, aber dieses katzenartige Lauern war ihm unmöglich." — Apollonia bewunderte die Herrlichkeit dieses Gewebes, der Prior wollte es durchaus nicht glauben, daß so etwas gewebt werden könne, er meinte, es sei gemalt. „Könntet Ihr so etwas

weben," sagte er zu Berthold, „da wollte ich Euer Tuch auch kaufen und Meßgewänder daraus schneiden lassen" — „Ich schäme mich unsres Ungeschicks bei dem Anblick dieser Weberei!" sagte Berthold. — „Laßt Euch nicht irre machen, junger Herr," unterbrach ihn die edle Frau, „wenn Ihr mit Lust und Liebe etwas unternommen habt, oft erzählte mir mein Mann, daß er wegen einiger Spottreden der Kronenwächter einmal die Weberei aufgeben wollte und seine Not einem alten geistlichen Einsiedler klagte. Der schüttelte mit dem Kopfe und riet ihm beim Werke zu bleiben, denn, sagte er, wir Menschen sind Nachtwandler mitten am Tage, nur ein kleiner Kreis unsres Lebens ist zu unsrer Prüfung der freien Wahl überlassen, öfter ist es unsre höchste Tugend, dem Gesetze und dem Triebe unsres Herzens uns mutig zu überlassen, wo der Geist nicht widerspricht. — Kein Werk ist zu niedrig, das mit Liebe gethan wird, und die Magd, welche in emsiger Häuslichkeit den Stall reinigte, wo unser Herr geboren ward, that ihm mehr zuliebe, als Fürsten und Völker jetzt vermögen, die ihm Kirchen zum Himmel erheben. — Diese Bemerkung kränkt unsern guten Baumeister, darum wende ich mich zu meiner Geschichte. Diese Weberei gewann mein Herz, ich mußte den sehen, von dem lernen, der so etwas schaffen konnte, und mein Ritter behauptete immer, daß seine Arbeit ihren Preis und ihren unbewußten Zweck erreicht habe, indem sie ihm meine Neigung gewonnen. Meinem Vater war es gleichgültig, was uns verband, seine geheimen Absichten wollten uns verbinden, so sah er es gerne, daß der Ritter mir tagelang auf unserm Jagdschlosse in dieser künstlichen Arbeit Unterricht gab, und lachte, wenn ihm die Zofen hinterbrachten, daß dies Geschäft zwischen uns nicht ohne Liebelei ausgehen würde. In geselligem Spiele versteckter und doch nicht geheimer Wünsche webten wir zusammen diesen zweiten Teppich, den wir zusammen erfanden, als wär's eine fremde Geschichte, indem wir unsre Bilder nur in Ermangelung andrer anwebten. Seht mich als Jägerin auf einem getigerten Rosse, der Falke auf meiner Hand, das Jagdhorn über den Rücken, eingefangen aber selbst von einem goldnen Netze, in dessen Maschen listige Liebesgötter gaukeln, dort aber den Ritter, der nicht darauf Achtung zu geben scheint, weil er das Netz an eine Krone anzustricken und damit zu schließen trachtet." — „Wunderschön," rief der Prior, „hier ist weibliche Geschicklichkeit zu bewundern." —

„Nein, Herr Prior," sagte die Frau, „jenes ist als Arbeit tadelfreier, als dies Gewebe, hier ist mancher Fehler von mir nur künstlich durch meinen Meister versteckt worden, jenes hättet Ihr mehr bewundern müssen, wenn Ihr mir schmeicheln wolltet, das ist fehlerfrei, denn es ist von ihm. Das Gewebe machte mir viel unnützen Kummer, denn wie ich meinte, daß er mich bei dessen Endigung verstanden habe, so war mein Ritter statt dessen mit kurzem Abschiede von mir fortgeritten, ohne sich näher über seine Absicht zu erklären. Zorn trat der verschmähten Liebe nach, es war mir unleidlich, dem Ritter zu Ehren so viele liebe Gewohnheit aufgegeben, so viele Arbeit unternommen zu haben, ohne von ihm des rechten Dankes gewürdigt zu sein. Mein Roß und mein Falke wurden wieder zu Gnaden angenommen; ich durchstrich den Wald allein, da mein Vater, wie ich zu erzählen vergaß, wegen eines Zuges zum heiligen Grabe noch immer abwesend war, doch nahm ich gern einen Diener des Ritters mit mir, der bei seiner Abreise entlaufen und zu mir gekommen war. Einstmals machte mich dieser auf ein vielstimmiges Vogelgeschrei aufmerksam. Ich ritt voll Neugierde nach dem seltsamen Zauberklange und fand mich von einem goldnen Netze gefangen, der Ritter hatte es über mich geschlagen, indem dessen Enden an eine goldne Krone befestigt waren. So hatte sich alles erfüllt, mit vielen Küssen erzählte er mir, daß er den Auftrag meines Vaters, die lang bewahrte Krone der Hohenstaufen zu rauben und durch deren Überlieferung seine Versöhnung mit dem Kaiser zu machen, erst erfüllt habe. Die Krone sei in seiner Gewalt, er habe sein Gelübde erfüllt und nichts hindre unsre Verbindung. Da wendete sich mein Herz ganz zur Freude, der Diener pfiff fröhlich, er war immer mit seinem Herrn im Einverständnisse gewesen. Nach dem ersten Freudenergusse berichtete er mir, wie ihn das Geschick begünstigt habe, die Krone in seine Gewalt zu bekommen. Seht hier das dritte Gewebe, den Glasturm in der Mitte des Wassers und hier den kühnen Schwimmer auf dem abgerissenen treibenden

32. dritte Gewebe, W.: „Die Reise des Ritters nach der Kronenburg, gleich einer Pflanze, die in ihrem ersten noch geschlossenen Keimen schon auf ihre Seltenheit deutet und den betrachtenden Leser an ihre Entfaltung fesselt, treibt am üppigsten Fleck empor. Wir steigen mit dem Ritter an dem Felsen hinauf und erblicken die Welt unter uns; es ist eine Höhe, auf die uns der Dichter führt, von welcher aus wir ihn selbst in Ferne und Nähe als Aussicht gewinnen: eine Mehrzahl von Gedanken liegt wie die Mehrzahl der Bergspitzen in Nebel und Sonnenglut, beschneit und begrünt, wir erkennen nicht alles, aber es wird uns unendlich wohl in unserer Umgebung."

Holzstamme, die Krone auf dem Haupte.“ — Hier hielt sie inne, aber der Prior bat dringend um die Erzählung, er habe so oft von der Burg der Kronenwächter gehört und nimmer den Ort sich deutlich machen können, wo sie zu finden. — Die edle Frau fuhr dann fort: „Ich laß mich heute einmal gehen, ich weiß nicht warum, doch ihr seid gute Seelen und werdet mich nicht den Unerbittlichen verraten, die mir den Gemahl raubten. Der Ritter hatte durch seinen früheren Aufenthalt einige Kunde, in welcher Richtung das Schloß zu suchen sei. Vierzehn Tage war er einsam mit seiner Liebe zu mir durch Wälder und Auen hingestrichen, ein schmerzlich süßes Leben, doch ungewiß seines Entschlusses; es kostete ihm viel, den Willen meines Vaters zu erfüllen. Rätselhaftes trostloses Geschick, seine Heiligen hat uns der Himmel entzogen, sie wandeln nicht mehr unter uns, die Engel verstecken sich den ernsteren Tagen, und die Gewalt der Jahrhunderte fällt wie ein Fels unerwartet, oft unerkannt auf die Brust des Erwachsenen, der gegen sie immer nur ein Neugeborner ist, und wer ist der Engel bedürftiger als wir Abkömmlinge großer Begebenheiten.“ — „Wir,“ sagte der Prior mit Bedeutung. — „Aber in so trauriger Welt wiegten sich dennoch,“ fuhr die edle Frau fort, „alle Liebesgedanken an mich mit den klingenden Federspielen auf wilden Rosen des Weges, die Quelle des Weges glänzte von dem Heiligenschein, den sie der Welt zurückstrahlte, nichts entreißt dem jugendlichen Herzen Hoffnung und Reiselust. Endlich wurde ihm der Weg ungewisser, die Hirten seltener, die Wälder hörten auf, Wolken versteckten ihm die Gegend, sie lagerten sich feucht um ihn her und die Sonne ging über ihm wie ein trübes Mondlicht in schwankender Bewegung. So kam der Abend still und anteillos, als ob er in eine andere Welt übergestiegen, es wurde immer kälter; ein Steinbock, der über eine nahe Klippe sprang, entdeckte ihm, daß er an einem Abgrund stehe, in welchem zwei Geier mit gewaltigem Flügelrauschen sich um ein zerschmettertes Ziegenlamm mit den Schnäbeln zerzausten, daß ihm die Federn ins Gesicht flogen. Hier mußte er sich wenden, er hoffte auf nahe menschliche Wohnung, weil er diese so lange nicht wahrgenommen, mußte aber immer weiter von den Menschen fort, immer höher hinauf eine Eisebene ansteigen, die jetzt noch leichter, als im Spätsommer zu überschreiten war, weil das Tauwasser noch keine bedeutende Risse darin gesprengt hatte. Es war ihm schmerzlich, so weglos

zu irren, aber die hohe Luft füllte ihn mit einem seligen Mute: er müsse seiner Liebe folgen und die alten Schmerzen seines Hauses enden. Da traten über ihm die Sterne aus blauer Himmelswoge hervor und er war gewiß, auch ich müßte in dem Augenblicke zu ihnen aufblicken und für ihn beten, wie er für mich. Und als er so still an einem Eisaltare betete und seine Thränen, die er nicht halten konnte, zum Opfer brachte, da hörte er jenseits einen Zug geharnischter Männer rasseln, die heftig gegen einen unter ihnen tobten und ihm den Tod schwuren, weil er auf der Wacht eingeschlafen sei, nun müßten sie darum in der kalten Nacht wie Gemsen auf den Gletschern herumsuchen, wo der Fremdling tot oder lebendig zu finden und zu fangen sei, den ihnen der Hirte beschrieben. Ein paar ließen sich den Fremden beschreiben und der Ritter erkannte sich deutlich an dem Panzerhemde, das rot besetzt sei, und an dem grünen Barett. So furchtbar diese Drohung war, so ging ihm doch ein Licht auf, er sei nahe der Kronenburg. Er versteckte sich so gut, daß sie ihn nicht erblickten, obgleich ihr Atem von der wehenden Luft sichtbar über ihn hingetrieben wurde; dann sprang er freudig auf, als sie vorüber, schritt über Eisspalten und kletterte über Felsenstücke, die auf der höchsten Bergebene wie Riesensitze zur Beratung zusammengetragen schienen. Und als er auch diese überschritten hatte, da senkte sich das Eisfeld nach der andern Seite. Er schritt um so schneller, je leichter es ihm jetzt wurde, auch war hier kein Gletscher, mildere Luft wehte ihn an und in der fernen Tiefe glaubte er ein Städtlein mit brennenden Lichtern zu erblicken, das von einem Freudenfeste wach erhalten worden. Er sehnte sich nach Ruhe; bald bemerkte er aber, daß es der Wiederschein der Sterne gewesen, in einem großen Gewässer, das unbegrenzt vor ihm ausgebreitet lag, was er für Lichterglanz gehalten, bald deckte ein allgemeiner Nebel die ganze Aussicht, er konnte nicht weiter gehen ohne Gefahr, auch übermannte ihn der lange zurückgewiesene Schlaf. Ich lag damals schlaflos auf weichen Betten, sein Lager war hart, auch weckte ihn zuweilen Hunger, ohne daß er ihn vor Müdigkeit aus seiner Reisetasche befriedigte, sondern er schlief immer wieder zu schnell ein, die Kälte mochte dazu mitwirken. Endlich erwachte er ganz von den Strahlen der Sonne, aber er öffnete nur mit Mühe die Augen, denn die Sonne, die aus dem Wasser emporgestiegen, blendete seine Blicke, die über tausend Wunder, wie

über Traumbilder ungläubig hinirrten. Die beschneiten Wipfel schienen ihm wie Paradiesesmauern; Alpenrosen und Bergthymian blühten neben ihm, ein freudiger, wundervoller Teppich, wie er ihn oft in seiner Weberei ersonnen und doch nicht ganz erreicht hatte; vor ihm ein endloses Gewässer, der Bodensee, der über seine Ufer ausgetreten war und in den noch immer die Wasserfälle mit ausgerissenen Tannen und Felsstücken niederdonnerten, die Sonne aber schwamm ruhig auf ihm, wie ein Glutschiff. Er ging entzückt taumelnd einige Schritte, sah nieder und warf sich erschreckt auf den Boden, schloß die Augen und drückte die Steine an sich, wie seinen letzten Halt. Über dem Wasser schien er zu schweben und ohne Hoffnung an dem glatten Felsen niederzugleiten, der gerundet ihm die Gefahr versteckt hatte, bis er in träumenden Gedanken die Höhe der Wölbung erreicht hatte und schon zwischen Himmel und Wasser schwebte. Sich selbst aufgebend, meiner noch denkend, ließ er sich einige Ellen niedergleiten, da stand sein Fuß an einem Vorstoß fest. Er blickte hin und sah, daß er einen gehauenen schmalen Felsensteig erreicht hatte, der ihm von der Felsenwölbung versteckt gewesen war, er sah jetzt eine Felsenbucht zu seiner Linken, die nur durch diesen Fußgang eingänglich schien; das Wasser brauste gewaltig in Strudeln, und in der Mitte dieses Wellenschaums stand fast wie der Schatten eines Schlosses ein siebentürmiges eckiges Schloß, das in seinen Türmen völlig durchsichtig und von Glasstücken erbaut schien, da jeder der Türme einen bunten Regenbogen auf die entfernte schwarze Wasserfläche der Bucht und auf die schwarzen Felsen warf. Er hatte nie einen so überwältigenden Anblick erlebt, die Sonne schien dienstbar dem Menschenwerke und gleich stand seine Überzeugung fest, dies sei die Kronenburg, die Pfalz der Hohenstaufen. Alle Furcht war verschwunden und Glut durchkochte seine Wangen, die Krone zu gewinnen, die ihm durch seine Geburt gehörte. Er eilte den Felsenweg nieder, sah, daß die kunstreiche eiserne Laufbrücke über das Wasser gespannt war. Schon glaubte er alles gewonnen, da sah er vor der Brücke zwölf alte starke geharnische Männer, ihre Füße blutig, als ob sie beim schweren Steigen über Gletscher sich selbst verwundet hätten, um einen Anhalt an der glatten Fläche zu gewinnen. Es waren dieselben, die ihn so zornig auf dem Gebirge suchten, aber sie schliefen jetzt wie todmüde Menschen unerweckich, schienen aber nicht willig eingeschlafen, denn sie hielten

noch ihre Schwerter, als wachten sie bei der Brücke. Da war's, als ob der Tod schon hinter ihm mit der Sense gehe, als ob die Engel ihm die Füße vorwärts höben und stellten, daß er die Brücke überschreite, so schneidend sauste die Luft hinter ihm, als er über die hochschwebende eiserne Stufenbrücke schritt, so sorglich umflogen ihn die Tauben, daß er sich nicht einsam fühle und schwindle. Ich kenne euch Regenbogenhälse, dachte er, seid ihr heimlich mir nachgeflogen, ihr waret meine einzige Gespielen auf Hohenstock, leitet mich, ihr treulich Liebenden! So gelangte er an den hohen Eingang und erblickte an jeder Seite zwei eiserne Männer mit großen Doppelschwertern. Er zog sein Schwert, daß er nicht ungerächt fiele, aber sie standen still und er sah, daß ihr Antlitz von Glockengut bei der Berührung hohl erklang; diese herzlos Gewaltigen waren angekettet, weil die Wächter draußen auf Kundschaft harrten. Glorreich in sich betrat er den ersten Platz, da sangen die Vögel in ewigem sichern Frieden und die Blumen schienen keinen Winter zu kennen, die Erde schuf sie in einer Fülle der Kraft, wie nirgend sonst; Fruchtbäume an Glasstäben der Glasmauer aufgebunden standen in voller Blüte, große bunte Schmetterlinge flatterten hier wie eine Herde. Und er trat weiter in den zweiten Hof, der von Wohnungen umgeben war; da stand ein hoher Schleifstein, der von einem rieselnden Wasser wie eine Mühle getrieben wurde, und Schwerter lagen umher, die frisch geschliffen waren. Nie hatte er solchen Klingenglanz erblickt, er warf sein Schwert fort und wählte sich das schönste, der feine Sand des Mühlsteins war davon noch nicht abgewischt. Aber kaum war er so bewehrt, da brüllte ihm ein Löwe entgegen, der ein ganz junges Kind, als wär' es von ihm geraubt, an den Windeln, worin es eingeschlagen, trug. Mitleid mit dem Kinde unterdrückte jede Rücksicht, er trat auf den Löwen zu, der das Kind nun fallen ließ. Der Löwe erhob sich auf seine Hintertatzen, er durchstach das gewaltige Ungeheuer. Das Kind schrie, er hob es auf, es schien unversehrt; das Kind war ihm lieb wie die Krone, er hatte es erstritten, er konnte es nicht lassen. Nun eilte er von einem Turme zum andern, die Krone zu finden durch das Gepränge der Silbergefäße in den engen gewölbten Gängen. Nicht schreckten ihn in doppelten Farbenspiegelungen die gemalten Wächter, nicht die Schneckentreppen in freier Luft, nicht die einzelnen Steine, auf denen er zur Spitze außerhalb dem Turme schreiten

mußte, er sah auf das Kind in seinem Arm, wenn ihm graute. Endlich auf dem mittelsten höchsten Turme sah er in einer krystallenen matt geschliffenen Schale die Krone blinken, aber noch zwei Stufen waren zu überwinden, die sich um die enge Spitze des Turmes wendeten. Auch diese waren überwunden und schon hielt er die Krone in seinen Händen, einen schlechten goldnen Reifen über einen eisernen Ring geschmiedet, da merkte er erst, daß er keinen Augenblick in der Höhe verweilen dürfe, sondern unmittelbar sich zurückwenden müsse, weil die obere Stufe zu schmal war, um ihn mit beiden Füßen zu tragen. Es giebt Augenblicke, die so furchtbar schnell zu einem Entschlusse drängen, daß der höhere Wille keine Zeit hat, den rohen Trieb zu bemeistern. Dem Ritter blieb in dem Umwenden scheinbar die Wahl, entweder die Krone oder das Kind in die Wasserflut zu stürzen, wenn er nicht mit beiden niederfallen wollte. Daß er aber das Kind hinabschleuderte, war nicht seine Wahl, wie er mir oft geschworen, sondern es geschah, ehe er wählte. Mit seinem Leben hätte er das Kind errettet, denn was war ihm die Krone? Nur als Brautgeschenk, um mich zu erhalten, hatte sie ihm einen Wert; er hätte mir gern entsagt, wenn er das Kind hätte retten können. Nie hat er das Schmerzliche dieses Augenblicks vergessen und sich oft gewünscht, er wäre nachgesprungen in die Flut, auch meinte er immer, daß er dafür einen gewaltsamen Tod wohl verdient habe. Das Unglück war geschehen, das Kind seiner Hand entschlüpft, er wünschte ihm nachzustürzen, aber er kam glücklich mit der Krone zum Schloßplatze nieder. Da hörte er die schweren Wächter über die Brücke kommen, ihm blieb kein Ausweg als das Wasser, und darum folgte er dem Wasser der kleinen Mühle, setzte die Krone auf sein Haupt, warf Waffen und Kleider fort und senkte sich mit dem Flüßchen am glatten Bauwerke in den See nieder, in welchem eine große Zahl von Stämmen mit ihren unzähligen Ästen vom Berge niedergestürzt, umhertrieben und die Drehung des Wassers hemmten. Auf Hohenstock zur Schwimmerei erzogen, half er sich leicht zu einer Tanne hinüber, aber sie war zu klein und sank unter seiner Last, doch nutzte er ihre Hilfe, um zu einer größern sich hintreiben zu lassen, die ihn wie ein sicheres Floß aufnahm. Da blickte er um sich, sie deckte ihn mit ihren Zweigen, er sah, daß die Kronenwächter, die des Löwen Tod und den Verlust des Kindes wahrgenommen, umsonst riefen

und suchten und schauten, sie bemerkten nicht, wo er entkommen; er trieb unaufgehalten der breiten Seefläche zu, von brütenden Tauben, die ihre Jungen in den Nestern nicht aufgeben wollten, in den Ästen umflattert, von namenloser Qual durchbebt, sein reines Leben mit dem Morde des Kindes befleckt zu haben." — Hier schwieg die edle Frau, indem sie einen Teppich hervorsuchte; der Prior aber flüsterte zum Baumeister: „Hält sie mich wirklich für so einfältig, daß ich das Märchen glauben soll, ich war so oft am Bodensee und habe nie von solcher Felsbucht gehört." Der Baumeister lächelte, winkte und strich sich über das Kinn, verzog auch den Mund, als ob er selbst nicht alles glaube, doch sagte er: „Wer kann vor den ärgerlichen Seeräubern da in alle Felsenschluchten fahren, sie unterbrechen allen Handelsverkehr der Städte."

Nach einer Pause fuhr die edle Frau in ihrer Erzählung fort, als ob sie das leise Geflüster gehört hätte: „Vielleicht dünkt euch diese Erzählung des Ritters ein Traum, den er sich ernstlich eingebildet hatte; ich fürchtete für seinen Verstand, als ich sie vernahm, und suchte ihn um so liebreicher zu trösten, je lieber ich die Geschichte vergessen hätte. Ein Blumenkranz, den er mir mitbrachte, war mir lieber, als die berühmte Krone; ich nahm den Schlüssel des Kastens, wo er die Krone eingepackt, daß er der verhaßten Gedanken sich entschlüge, und zog mit ihm aus dem einsamen Jagdhause zum Schlosse meines Vaters, der bald darauf von der Pilgerreise, die er wegen der Türken nicht vollenden konnte, mit seinen früheren Planen beschäftigt, zurückkehrte. Mit heftiger Freude hörte er die Erzählung des Ritters, er schien alles zu glauben; ich mußte die Krone bringen, er küßte sie wie ein Heiligtum, sagte aber, sie sei bei mir sicherer, als bei ihm, er könne nicht jedem in seiner Umgebung trauen, seine Zeit sei noch nicht reif. Unsre Vermählung wurde als Dank für dieses Brautgeschenk ungesäumt, aber heimlich, vollzogen und der Ritter schien seinen Gram vergessen zu haben. Doch als ich ihn mit der Hoffnung erfreute, Vater zu werden, da trat es ihm schwarz in die Gedanken, die Kronenwächter möchten sich an seinem Kinde rächen, wegen des Verlusts des begünstigten Sprößlings. Er beredete mich, scheinbar mit ihm zu einem verwandten Hause nach Flandern zu reisen, uns aber im tiefsten Walde meines Vaters, als Bauern verkleidet, niederzulassen. Mein Vater willigte ungern

in den Plan, er fühlte sich nahe dem Tode und hätte sich gern noch die letzte Zeit den Lebenden angeschlossen, aber er fürchtete selbst Gefahr, da er zwar noch nicht seine Aussöhnung mit dem Kaiser durch Überlieferung der Krone abgeschlossen, aber in der Unterhandlung begriffen war. Wir lebten ein glückliches halbes Jahr in der Einsamkeit, ein Diener sorgte für unser Bedürfnis, wir brachten es in kunstreichen Webereien zur größten Vollendung und erfreuten den Vater mit unsern Arbeiten, indem wir ihn durch diese Abbilder künstlich in unsre Nähe zauberten. Ich wurde von einem Sohne entbunden, genas bald wieder und nichts schien unsrem Glücke zu fehlen."

Die Fremde hielt inne, drückte ihre Stirn mit der Hand und fuhr fort: „Als wir eines Nachmittags den Huf eines Rosses durch den Wald schallen hörten, da fuhr ich auf, wie aus einem Traume, und der Ritter erschrak bei dieser Seltsamkeit, denn der Wald war so dicht, daß niemand seinen Weg durch denselben nahm, am wenigsten zu Rosse. Er griff nach seiner Armbrust, aber ich hielt ihn, denn im Augenblicke entdeckte ich, es sei ein alter Mann, der sich mit seinem Roß durch die Büsche quälte und mein unseliges Mitleiden raubte mir alles. Der Ritter unterhielt sich mit dem Alten, er nannte sich Martin." — „Martin?" fragte Berthold halblaut. — „Martin nannte sich der Alte und seinen Herrn nannte er den Ritter von Golm, der unsern mit seinem Pferde harre, sie hätten sich durch Irrlichter anführen lassen, so wären sie schon in der Nacht von der Straße nach Augsburg abgekommen. Der Ritter entschloß sich, sie auf die rechte Straße zu begleiten; aber meine Neugierde erwachte, etwas Neues von der Welt zu hören, da mein Vater nicht schreiben mochte und der alte Diener zu einfältig war, etwas Neues zu begreifen. Der Ritter gab meinem unseligen Verlangen nach, zur Strafe dieser Neugier habe ich ihn verloren und dem Tageslichte entsagt, bis ich meinen Sohn wiederfinde. — Er brachte den fremden Ritter und seinen Reisigen Martin in unser Haus, ich wandte mich mit allerlei Fragen an den Ritter, der alt und grämlich sie nur kurz beantwortete und sich verwunderte, was wir Wald-Bauerleute uns um die hohen Häuser Schwabens kümmerten. Mein Ritter gab vor, wir hätten sonst beide in einem der Häuser gedient und hätten uns in die Wildnis geflüchtet, weil der Herr unsre Heirat nicht zugeben wollen. Der alte Ritter stellte sich

etwas ungläubig und wollte seine Waffen nicht ablegen, auch nichts genießen, was wir ihm vorsetzten, vielmehr mußte sein alter Martin ihm selbst etwas, das er bei sich führte, in der Küche wärmen. Der unbequeme Gast verdarb uns schon alle Laune, oder war's die Ahnung des nahen Unglücks, daß der Ritter und ich mehrmals mit heimlicher Trauer einander die Hände drückten. So stumm saßen wir drei bei einander, als ein seltsames Knistern und Sausen über uns meinen Ritter aus dem Traume weckte; er riet nicht lange, was es sein könne, denn Martin stürzte herein und sagte, der Schornstein müsse nicht fest gewesen sein, das Sparrwerk des Daches brenne. Ich eilte halb sinnlos nach der Wiege des Kindes und riß es heraus, der Ritter sprang nach dem verdeckten Behältnisse unter dem Bette, wo die Krone bewahrt wurde und nahm die Krone offen in seine Hand. Wir eilten mit dem Ritter und Martin ins Freie und bemerkten dort, daß der Brand nur den oberen Teil des Daches ergriffen und daß wir noch mit Sicherheit so manches unsrer Arbeiten und unsres Gerätes erretten könnten. Ich gab mein Kind dem alten Ritter und sprang ins Haus zurück; mein Gemahl folgte dem Beispiele und warf die Krone beiseite, indem er mir folgte. Wir hatten manchen seltenen Schrank und unsre Teppiche hinausgetragen und als wir fertig mit der Rettung unsrer besten Sachen waren, riefen wir nach dem Ritter, weil wir ihn nicht gleich sahen. Da hörten wir in einiger Entfernung sein Lachen und seiner Rosse Wiehern, Kind und Krone fehlten, wir fühlten und es erstickte unsre Worte, daß wir schrecklich betrogen waren, daß dieses Feuer nur angelegt worden, um zu entdecken, wo die Krone verborgen sei. Ich blieb sinnlos stehen und lehnte mich an einen Baum, mein Ritter zog sein Schwert und eilte den Räubern wie ein Rasender nach. Ich hörte Waffengeklirr, ich sah Martin, den Reisigen, im Gefecht mit meinem Herrn, da sank ich nieder. Ich meinte meinen Herrn gesehen zu haben, wie er mit blutigem gespaltenen Haupte zu mir trat, vor mir niedersank, mich um ein letztes Andenken bat und wie ich in Erstarrung den goldnen schön geschuppten Trauring in die Wunde drückte. Ist's ein Traum gewesen, so war er schrecklich deutlich, aber kein andres Bild aus meinem wahnsinnigen Zustande ist mir so deutlich geblieben. Der alte Diener, der mich fand, konnte von meinem Ritter, von dem Kinde, von der Krone nichts entdecken, die Gesträuche waren mit

Blut bespritzt, mein Herz wußte, es sei das Blut des Geliebten, mein Verstand unterlag, ich fühlte bald nichts von der Welt, deren Ungewißheit mich von ihr losgerissen hatte. Der alte Diener fand mich sinnlos, allmählich besann ich mich, der Tod des Vaters ging gleichgültig meinem Ohr vorüber. Erst im Hause dieses edlen Baumeisters lernte ich wieder denken, erkannte meine Schuld und brachte zur Sühne meiner Neugierde das schmerzliche Gelübde, das Tageslicht zu meiden, bis ich den Sohn oder den Geliebten wiederfinde." — „Ich habe dies Gelübde nicht angeraten," sagte der Baumeister, „wer etwas sucht, muß Tag und Nacht darnach sich umsehen." — „Vergebens sind meine Reisen gewesen," fuhr die Fremde fort, „doch was ist vergebens? Seht hier auf diesem Teppich, den ich nicht vollenden konnte, und den ein junger Maler Sixt, der mich begleitet, mit geschicktem Pinsel füllte, das brennende Haus, unter welchem wir ein seliges Jahr wohnten, dort den tückischen Ritter mit Kind und Krone, den grimmigen Martin, den ich aus tiefster Seele verfluchte, und hier den blutigen Ritter, der ein Andenken von mir begehrt. — Aber was ist Euch, junger Herr?" fragte sie ängstlich, daß sie alle zusammenfuhren, den jungen Berthold, „Eure Thränen übermannen Euch, Ihr wechselt die Farbe wie ein Kranker." — Mit gebrochener Stimme antwortete Berthold: „Mir wird gewiß wohl, wenn ich ins Freie komme, erlaubt mir nur wenige Zeit, ich werde mich erholen und Euch etwas überbringen, woran jetzt meine ganze Seligkeit gekettet ist."

Er eilte nach seinem Hause, fand Frau Hildegard bei ihrer Lampe sitzen und beten; es that ihm wehe, ihr zu sagen, daß er sie wohl nicht mehr lange als seine einzige liebe Mutter verehren würde, er antwortete ihr daher nur unbestimmt auf die Frage, was er suche, und sie berichtete ihm während des Suchens, daß der alte Berthold wegen des ausgehängten Turmwächters zum Bürgermeister spät abends gerufen und noch nicht wiedergekommen sei, weswegen die Leute meinten, der Bürgermeister habe ihn einsetzen lassen. Diese unangenehme Nachricht ging ohne tiefen Ein-

27. Lampe, W.: „Die Fürstin scheint eine Entwickelung herbeizuführen, es überrascht uns nicht mehr, in ihr Bertholds Mutter zu kennen, er scheint auch dieser Höhe teilhaftig werden zu müssen, aber der aufsteigende Strahl wird schon unterbrochen von dem trüben Schein bei Frau Hildegardes Lampe und sinkt vor dem einbrechenden Wetter, das die angehäuften Blüten verweht. Gottes Hand zieht die Wolke wieder vor der durchbrechenden Sonne zusammen. Nach dem Sturm wird es ruhig, aber kalt, und Berthold hat seine Liebe zwischen zwei Müttern zu teilen."

druck an ihm über; sie merkte aber den Ärger und die Angst, in die er sich versetzt fühlte, als er den Kasten mit dem geliebten Haupte durchaus nicht an der Stelle finden konnte, wo er ihn hingestellt hatte. Frau Hildegard konnte keine Auskunft von ihm erpressen, was er suche; die Angst, das Kennzeichen seiner Geburt verloren zu haben, verwirrte ihn schon, er hörte auf nichts und hätte im unruhigen Durcheinanderwerfen die Kiste gewiß übersehen, wenn sie gleich vor ihm gestanden hätte. Endlich sprach Frau Hildegard mitleidig: „So ist nun der Mensch, er meint der Teufel habe sein Spiel, wenn er irgend eine Kleinigkeit, die er braucht, nicht finden kann, und einen guten Gedanken, den ihm wohl ein Engel zum Trost der Seinen eingeben könnte, verschluckt er darüber, als ginge er nicht verloren, wenn er zu spät kommt. Laß dein Suchen und rate mir, wie wir uns mit dem Bürgermeister benehmen!" — Das Wort drang in sein Herz, er fiel der Mutter Hildegard um den Hals, er suchte sie zu trösten wegen des Vaters; dann vertraute er ihr die Hoffnung seines kindlichen Herzens, und wie er nur geschwiegen, um ihr die Sorge zu sparen, als ob seine Liebe schwächer werden könnte, wenn sie sich teilte. Frau Hildegard weinte und segnete die höhern Wege der Vorsehung, wünschte sich aber zurück in die stille Ruhe des Turmes, wie sie der Welt näher gekommen, werde sie auch von ihr bewegt; dann zeigte sie auf einen Wandschrank, wo unser Berthold das Heiligtum fand. Er drückte den Schädel so heftig an Mund und Herz, daß jenes Blinkende, was Martin für einen Helmring angesehen, aus der Öffnung des Schädels sprang und über den Boden rollte. „Es ist ein Trauring," sagte Hildegard, die ihn aufhob, „hier steht der Tag eingegraben im innern Kreise." Besinnungslos freudig sprang schon Berthold mit Schädel und Ring die Treppe hinunter zur Wohnung der edlen Fremden.

Siebente Geschichte.

Der Sturm.

Er fand nur Apollonien im Zimmer der edlen Frau, sie hatte sich zur Besorgung einiger Briefe fortbegeben. Ohne sich Apollonien erklären zu können, drückte er ihr die Hand und küßte

den Schädel; Apollonien durchdrang ein Entsetzen, sie weinte, denn er schien ihr sinnlos. — „Beweine nicht mein Glück," antwortete Berthold, „wer keinen Vater, keine Mutter kannte und von Fremden so mild und zärtlich wie ich auferzogen wurde, der ahnt erst alle Liebe, die eine rechte Mutter zu ihm trägt, und auch dich Apollonia darf ich ohne Scheu anblicken, aus gutem edlen Stamm bin ich entsprossen, bin kein Findelkind, dessen sich die Eltern schämten, wie mir die bösartigen Knaben der Stadt sonst nachschrieen, als ich noch ein armer Schreiber war." — „Bist du also vornehm geworden," fragte Apollonia, „dir gönne ich's recht von Herzen und will für dich im Kloster beten, daß kein Glück dich verdirbt." — „Du willst wieder ins Kloster?" fragte Berthold traurig. — „Ich war recht glücklich und zufrieden im Kloster," antwortete Apollonia.

Jetzt trat die edle Fremde ein und ihr erster Blick fiel auf den Ring, der aus der Wunde des Schädels entfallen in Bertholds Hand glänzte, sie sah auch den Schädel und die tiefe Wunde, in der er so lange verborgen gelegen, sie glaubte die geliebte Gestalt wieder zu erblicken, und es hatte nach so langen Leiden ihr nichts Schauerliches mehr. Mit hastiger Ungeduld, der Worte oft nicht mächtig, stammelte Berthold seine Geschichte, wie er auf dem Schädel geruht, was Martin oft so bedeutend von ihm gesprochen. Nun wußte sie, was sie bei seinem Anblicke gefühlt hatte, ihr war alles gewiß, sie umhalste ihn mit Thränen, drückte ihn an sich und sprach: „So habe ich dich wieder, du geliebter Sohn, und keine Macht soll dich mir rauben, du bleibst nun an meiner Seite; wie eine Löwin, die ihre Jungen schützt, so will ich dich mit meinem Blute bewahren! — Wie viele Jahre meiner Liebe sind dir verloren, denn gut kann der Mensch gegen jeden sein, aber nur das Blut bindet die Liebe unauflöslich; so kann dich keine Mutter lieben, wie ich und die heilige Mutter, der ich dich so oft in meinem Gebete empfahl. Ach, deinetwegen lerne ich die Schrecklichen wieder fürchten, in deren Gewalt dein Geschlecht seit Jahrhunderten zwischen der Hoffnung unerreichbarer Herrlichkeit und der Furcht eines gewaltsamen Sturzes ohne Boden, ohne Himmel schmachtet. Ich darf dich nicht von mir lassen, du mußt dich blödsinnig anstellen, um vor ihnen sicher zu sein, ihre Gaben sind wie des Teufels Schätze, in der Nacht glänzt es wie Gold, am Tage sind es Kohlen. Was soll ich dir schenken zu

der seligen Stunde; bewahre den Ring, bis du eine Jungfrau findest, die dir noch über dies teure väterliche Andenken geht, verschenke ihn nicht leichtsinnig." — Berthold betrachtete den Ring und blickte zu Apollonien. Die Mutter verstand beide und wollte schon die Ringe wechseln, da blickte die aufgehende Sonne feurig durchs Fenster, da fiel die gute Frau auf ihre Kniee nieder und rief inbrünstig: „Ich darf dich wieder sehen, du scheinst in zwei Augen, die ich zu deinem Licht geboren; ruhig wird jetzt die Trauer meiner Liebe und eine innige Gegenwart mit dem Geliebten; die Lerchen steigen wieder freudig und die Glocken klingen wieder hell und der Verstand sieht mich nicht mehr ungütig an." — Bei den letzten Worten winkte sie dem Baumeister, der ernst über ihr stand, und er sprach milde: „Der höchste Verstand ist die Güte, wo mir die noch fehlt, da bin ich ein unverständiger Geselle, diesmal aber meine ich doch etwas zusammengeführt zu haben mit Verstand, dessen sich die höchste Güte nicht zu schämen brauchte."

Während er noch so wohlgefällig sprach, trat der Prior ein und warnte ihn ängstlich, der Bürgermeister lasse das Haus von allen Seiten durch bewaffnete Bürger umringen. Die Fremde meinte, es wäre wegen der Tochter, aber der Baumeister schüttelte mit dem Kopfe und der Prior sagte, er habe ihn sehr heftig von einer Frau sprechen hören, welche sich für die Erbtochter eines regierenden Hauses ausgäbe, aber von den Verwandten dieses Hauses als eine Betrügerin verfolgt würde. „Ich weiß, was sie wollen," seufzte die Fremde, „die edlen Steine aus dem Erbe des Vaters, gebt es ihnen, ich besitze Diamanten von reinerem Wasser in den Freudenthränen, die ich weine. Laßt sie ein, die neidischen Seelen, sie sollen fühlen, daß sie mir nichts nehmen können, so lange ich den geliebten Sohn in meinen Armen halte, er ist mein und keine Gewalt trennt mich von ihm." Der Baumeister trat dazwischen und suchte sie zu überzeugen, der Besitz jener Kostbarkeiten könne nur ein Vorwand sein, ihr werde der Sohn von den Unerbittlichen nicht gegönnt, um noch in ihr das Vergehen des unglücklichen Gemahls zu rächen. „Ihr wißt ihn jetzt wohlbewahrt, reichlich versorgt," sagte er, „Ihr scheidet nicht auf ewig von ihm, Euer Gelübde ist gelöst, erfüllt die Wünsche meiner Treue, lohnt meinen vieljährigen Dienst! Was ist Euch der fürstliche Name, dessen viele Euch wegen der ungleichen Geburt Eurer Mutter und

wegen der Vermählung mit dem unbekannten Ritter für verlustig achten. Als meine Frau kann Euch die freie Stadt Straßburg schützen." — Aber die Fremde hob den Schädel des geliebten Gatten auf und sprach: „Alles könnte ich Euch schenken und lohnte Eure Dienste nur gering, und das einzige, was Ihr verlangt, mein Herz, meine Hand, sie beide sind nicht mein, von meinem Gatten, von meinem Sohne trennt mich kein Entschluß, nur die Gewalt, die mich dem Leben entreißt, kann mich von ihnen scheiden. Überlaßt mich dem Geschicke meines Himmels."

In diesem Augenblicke stieß der zornige Bürgermeister die Leute der Fremden, die ihn aufhalten wollten, ungeduldig von sich und trat ein, mit dem Ausrufe: „Im Namen meines Grafen!" Aber der Baumeister führte ihm in dem Augenblicke, wo er die Fremde für eine Gefangene erklären wollte, die zitternde Apollonia entgegen. — Diese unerklärliche Erscheinung brachte den heftigen Mann außer Fassung; hätte er Berthold erblickt, so hätte sein Zorn eine Erklärung gefunden, aber die Fremde hielt ihn noch in ihren Armen. „Du hier?" fragte der Bürgermeister stammelnd, und Apollonia konnte schluchzend nicht antworten. Nach kurzer Besinnung nahm er sie beim Arm, Berthold wollte sie zurückhalten, aber sie selbst entzog ihm in der Angst die Hand, die er von der Abgewendeten ergriffen hatte. Eine Unbestimmtheit hatte alle ergriffen, die jeden lähmte, und wie Krankheiten im Menschen solche Vorgefühle von Erschöpfung voranschicken, so schien diesmal ein gewaltsames Ereignis in den Lüften wie eine allgemeine Krankheit des Gestirns auf alle Bewohner zu wirken. Ein Sturm erbebte durch die Gassen der Stadt, den die innerlich Erschütterten bis jetzt überhört hatten. Mit steigender Heftigkeit pochten die Luftadern, die fallenden Reihen der Dachsteine, die klirrenden Fenster; das Geschrei der Menschen, die sich in ihren wankenden Holzgebäuden nicht mehr sicher glaubten, wurde jetzt erst hörbar, wo der Sturmwind ein schlecht verschlossenes Fenster des Zimmers, wo sich alle noch befanden, aufschlug, Stroh und Baumäste hineinführte und mit allem Beweglichen im Zimmer sein tolles Spiel forttrieb. Von allen Seiten riefen Stimmen nach dem Bürgermeister, es wurde der Befehl von ihm verlangt, daß alle Feuer auf den Herden gelöscht wurden, damit nicht eine allgemeine Feuersbrunst den Schrecken erfüllte. Der Mann war an schnelle Entschlüsse wenig gewöhnt, er verlangte in der Ver-

legenheit nach dem Rathause, aber die Tochter ließ er nicht aus der Hand, gleich wie die Fremde den Schädel und den Sohn bei allem Sturm immer fester an sich drückte. So zog nun der Bürgermeister mit der Tochter, der grimmige Schlächter mit dem zerschmetterten Lamm ab, über das der sichere Stall zusammengebrochen war.

Nun trat, als er geschieden, der Prior aus seinem Versteck heraus; er hatte für seinen Namen, für sein Amt gebetet, daß er nicht als Entführer der Tochter in Anspruch genommen werden möchte. Er benutzte zur Flucht die ersten Augenblicke, wer hätte geglaubt, daß sein feurig rotes Antlitz so bleich werden könnte.

Die Fremde allein schien wieder ganz ruhig und gefaßt, sie sprach zu Berthold: „Das Unglück ging vorüber, auch der Sturm hat seine Zeit, um so schöner wird die Stille sein, in der jeder erkennt, wie viel ihm blieb." — „Wir müssen den Sturm benutzen, um fortzuziehen," sprach der Baumeister nach einigem Umschauen in den Vorderzimmern, „ich habe die Pferde bestellt, unsere Wache ist fortgelaufen, jeder zu den Seinen, mögen sie mich für einen Zauberer halten, weil ich die Gewalt der Natur als ein gutes Zeichen benutze." — Aber die Fremde erklärte fest, daß sie bleiben wolle; wenn sie ihren Ansprüchen entsage, werde sie Schutz und ruhigen Aufenthalt bei dem geliebten Sohne finden, sie wolle nicht länger wie das Laub im Sturme von entgegengesetzten Gewalten sich emportreiben lassen, sie wolle ruhen an der Erde und bald auch in der Erde. — Der Baumeister machte ihr leise Vorstellungen, aber sie lehnte alles ab; dann nahm er mit tiefem Ernst eine Kette vom Halse, die er von ihr trug, zerriß sie und gab sie der Fremden zurück. Sie reichte ihm die Hand zum Kusse, er kniete längere Zeit still vor ihr. Der Wagen rollte vors Haus, er verließ Mutter und Sohn mit Schweigen.

Ihm folgten die meisten der Leute, welche die Fremde bis dahin als die Ihren behandelt, auch der Maler Sixt, dessen Kunst sich ihr oft in Beihilfe verbunden hatte. Sie weinte auf, die liebe Fremde, als der Wagen im Sturme rollte. „Ich habe einen Freund verloren," sagte sie, „dich aber kann ich nicht verlieren, mein Sohn, führe mich in dein Haus zu den treuen Seelen, die deine Jugend bewachten, der Sturm senkt die Flügel, er hat erfüllt, was er sollte, und die zerstreuten Wolkenschäflein sammeln

sich wieder ruhig aneinander; es bedarf der ganzen Gewalt und Erschütterung des Erdelements, um dem Geiste seine Freiheit zu geben. Ich war befangen von innen und äußerlich von meinen Feinden bewacht, der Sturm hat alle Ketten abgeschüttelt, und ich danke dem Himmel, daß die Zerstörung, in der auch dieses Haus schwankte, mir ein neues Vertrauen geschaffen hat." — Berthold bat die heftig bewegte Mutter, sich zu beruhigen, das morsche Häuschen zu verlassen und in dem sicheren Hause einzukehren, das er zu irdisch ewiger Dauer begründet und auferbaut habe. Sie sprach noch mit ihren Dienern, dann führte er sie hinunter auf die Straße. Da flatterte ihm ein Schleier in die Augen, der an einem eisernen Schildhaken hängen geblieben. War es Apolloniens Schleier? Vielleicht ihr letzter Gruß, der ihm werden sollte. Er wagte es nicht, ihn mitzunehmen, so sehr es ihn gelüstete, denn er war strenge von Berthold vor jedem Diebstahl gewarnt worden; aber er blickte, so lange es ihm möglich, nach dem Schleier um, als wäre es die Geliebte, und als er dem Auge ganz verschwunden, da stand er schon in der Nähe seines Hauses. Und nun beengte ihn die Sorge, wie Frau Hildegard seine Mutter empfangen würde, sie vertrug sich nicht mit andern Frauen, und hatte daher keinen Umgang. Sie liebt mich, dachte er endlich, sie wird auch die Mutter lieben.

„Gottes Segen über dich, lieber Sohn," rief Frau Hildegard ihm entgegen, „eben bringt Meister Fingerling die Nachricht, daß unser guter alter Turm bei dem Sturm zusammengestürzt ist, eben als ein Wagen mit einem Fremden hinausgefahren war, da wäre ich wie der neue Türmer in meinen Sünden hingestorben und verdorben, wenn du mich nicht in das neue Haus geführt hättest." — „Es giebt Zeichen und Wunder!" rief die Fremde. — „Wen führst du mir ins Haus?" fragte Frau Hildegard. — „Die Mutter, die mich geboren hat," sagte Berthold, „führe ich zur Mutter, die mein Leben erhielt, umarmt euch, ihr lieben Mütter, liebt euch um meinetwillen, daß ich euch beide zusammen wie eine Mutter umfassen, lieben, ehren kann." — Frau Hildegard segnete die Stunde, in welcher jene Berthold geboren, die Fremde segnete die Stufen, auf denen sie in das Haus angestiegen, das alles, was sie auf Erden noch liebe, den Sohn und seine treuen Pfleger umfasse. Da sanken beide Frauen einander zärtlich in die Arme, und Berthold drückte beide innig aneinander und freute sich still

dieser Einigung. Das Haus und die Treppe waren noch von der Feier des Einzugs mit Blumen bestreut, Apolloniens Lamm war dem Berthold unbemerkt nachgelaufen, weil er es getragen hatte, und schloß sich an ihn, als wüßte es etwas von seinem Glücke. Die neugierigen Arbeiter, die zur Thüre hinein sahen, nahmen unwillkürlich die Mützen ab und falteten die Hände; sie fanden sich durch diese Zusammenstellung an ein Gemälde der Weiblinger Kirche erinnert.

Zweites Buch.

Erste Geschichte.

Die wunderbare Heilung.

Die Gewohnheiten und der Schmuck des täglichen Lebens verwandeln sich früher in der zerstörenden und schaffenden Hand der Zeit und des Menschen, als das sonntägliche kirchliche Wesen; die Kunst insbesondere versucht sich erst im Weltleben und überlebt ihre meisten Irrtümer in demselben, ehe das Geheiligte die Verwandlung erfährt; ja es scheint, daß sie sich zuweilen, nach dem Erreichen einer gewissen Höhe, unter dem Einflusse ewiger Ahnungen ganz von dem heiligen Kreise wendet, um mit frischer, neu begründeter Kraft sich demselben von anderer Seite zu nahen. Es ist leicht, durch den Anblick von älteren Kirchen uns in die Zeiten Luthers, Dürers, Raffaels zu versetzen, schwerer ist's, das häusliche Leben jener Zeit noch irgendwo ungestört erhalten zu finden. Der Bau unsrer Häuser hat sich so gänzlich verändert, wie unser Verkehr, wir glauben bequemer zu wohnen; im Bau und Schmuck der Kirchen dagegen ist bei allen verschiedenartigen Glaubensbekennern noch kein wesentlicher Fortschritt gemacht. Hat ein Teil der Christen sich der Kunst in Kirchen geschämt (Reformierte), so hat ein anderer durch bedeutungslose Anwendung derselben (man vergleiche alle prachtvollen Jesuitenkirchen) sie weder gefördert, noch den Dienst verherrlicht, und beides wird vor einer neuen Kunst verschwinden, deren Strahlen uns aus der Dämmerung erwärmen; vielleicht wird ungestört fortgearbeitet werden, wo Kranach, Dürer und Raffael ihre Pinsel niederlegten, wo die edlen Bilder vor den toten Augen unter Staub oder Kerzendampf verblichen, oder wo die blinde Wut sie herabriß. Ehe aber diese Zeit eintreten kann, muß Alltägliches und Sonntägliches, muß Haus und Kirche aus einem Stück gebildet sein, wie damals, als

unser Dürer den heiligen Hieronymus mit seinem Löwen in sein eigenes Wohnzimmer setzte, als Kranach den Melanchthon zur Taufe, den Luther zur Kreuzigung Christi führte. Das Himmlische war damals noch nicht so weit von der Erde entrückt, sondern wohnte vertraulich unter den Wahrhaften, der Künstler brauchte sich nicht in eine andere Welt hinauf zu schrauben, er sah die Seinen im erhöhten Sinne an. Wer zu Wittenberg in Luthers Wohnzimmer geblickt hat, muß die innige eigene Entwickelung jener Zeit erkennen, wie Blatt und Blüte, Krone und Wurzel einer Pflanze aufeinander deuten, so natürlich fühlt sich jene Zeit von ihrem innern Reichtum auch äußerlich durchdrungen, ohne es selbst zu wissen; denn lebte gleich Luther nach allen Nachrichten prachtlos und einfach, so ist doch das Getäfel, der kunstreiche Ofen, mit edlen Bildern der Wissenschaften und Künste geschmückt, unendlich besser, einiger mit dem Stil des ganzen Gebäudes, als wir jetzt die Zimmer eines Geistlichen finden würden. Derselbe Geschmack herrschte im nördlichen wie im südlichen Teil Deutschlands, nur war letzteres damals durch die Nähe und den Verkehr vieler reichen freien Handelsstädte noch reichlicher von jeder Art Künstlern befruchtet, besucht und geschmückt, und da sich die Kunst erst damals anfing, nach Völkern zu trennen, auch noch weniger bloß mechanische Scheinblüten trieb, so störte es noch nicht so unangenehm, wie späterhin, Niederländer und Italiener neben deutschen Künstlern an der Ausmalung oder Verzierung desselben Hauses arbeiten zu sehen. Manchen dieser Fremden trieben Staatsverhältnisse nach Deutschland, andere der Erwerb, noch andere in der ungebändigten Leidenschaftlichkeit jener Zeit unselig vergossenes Blut und Familienrache; aus gleichem Grunde besuchten auch deutsche Künstler die Fremde, ohne eben mit diesen Reisen nach Bildung und Unterricht zu streben, ohne sich die heutige Narrheit auszusinnen, als ob die Kunst nur in Rom ausgeheckt würde. Die deutschen Künstler wußten und konnten alles, was von ihnen verlangt wurde, und mehr forderte keiner, als sie zu leisten vermochten, auch hatte jede Stadt ihre Künstler lieb, weil sie ihr von Gott nicht anders beschert waren, und suchte sie zur Ehre der Stadt zu beschäftigen, und hungerten zuweilen

1. Hieronymus, berühmtes Bild Dürers. — 2. Wohnzimmer, der zweite Teil sollte Luthers häusliches Leben vorführen. — 31. Rom, polemisch gegen die „neu-deutsche religiös-patriotische Kunst“, welche Meyer und Goethe 1817 im 2. Hefte von „Kunst und Altertum“ befehdeten.

auch damals die Künstler, so hungerten sie nicht als Künstler, sondern mit der ganzen Stadt.

Auch Berthold hatte sein vollendetes, großes Haus von den Steinmetzen, Tischlern und Glasmalern der Stadt einrichten lassen, so schön als die guten Leute vermochten, die mit rechter Anstrengung alles zur Dauer durch Wahl der Stoffe und zur Lust durch künstliche Ausführung eingerichtet hatten; er kümmerte sich nicht darum, als Fingerling ihm versicherte, es gäbe in Augsburg noch kunstreichere Männer, er suchte seine Weiblinger Künstler und Arbeiter zu bilden, das segnete Gott durch manche kunstreiche Hand, die sich unerwartet hervorthat. Selbst den alten Maler Fischer verschmähte er nicht, der mit sterbender Hand die Mutter Gottes mit dem Kinde auf die Wand über der Hausthüre gemalt, und aus Schrecken, daß er sie so bleich und hinfällig dargestellt, gestorben war. Obgleich sich nun mancher durchreisende Maler zur Besserung dieses verblichenen Bildes gemeldet hatte, so wies doch Berthold alle ab, denn er fühlte sich allmählich absterbend dem Fleische und auflebend im Geiste. Wie hat sich der fröhliche Knabe verändert, seit Reichtum und Ehre ihn mächtiger rüsteten, wie war er so ohnmächtig und siech geworden, und nur in dem engen Raume seines Zimmers, wo die zierlichen Gitterschränke mit seinen Handschriften vom bunten Glase der beiden Fenster mit wechselnden Strahlen beschienen wurden, da fühlte er sich selig erweitert zur frohen Stimmung seiner Jugendtage. Der Neujahrstag war ihm besonders schmerzlich, weil er ihm zugleich den Verlauf eines neuen Lebensjahrs seit dem unbewußten Eintritt auf dem Turme bezeichnete, und weil Frau Hildegard es sich nicht nehmen ließ, am Morgen, ehe es tagte, ihm mit einem Kuchen die Augen zu blenden, um welchen schon mühsam der Wald vergangener Jahre durch ebensoviele kleine brennende bunte Lichter ausgedrückt war. Ach, die Jahre brannten tief in sein trauerndes Herz, als wären's unbewußte Sünden, und er dachte der vielen verlorenen Zeit, der vielen geleerten Medizinflaschen, und wie er weder in Ehre noch Minne, gleich seinen

19. verändert, W.: „Das allmähliche Herabsinken und Hinschmachten Bertholds und die völlige Entfremdung von den angebornen Neigungen hat der Dichter uns wohlthätig entzogen; wir erblicken ihn nach einem langen Zeitraum erst wieder, als er sich seinem Ende zu nähern scheint. So vertrauern edle Pflanzen in hartem ungewohnten Boden. Die letzten Flammen leuchten nicht ohne Milde und Anmut; dazwischen springt der humoristische Sixt."

Lieblingen in den Büchern, irgend etwas gethan, obgleich er in seiner Stadt die höchste Ehre, die Stelle als Bürgermeister erreicht hatte. Dann sah er alle die gemalten Briefe durch, die er am Jahreswechsel erhalten, und wünschte sich die Zeit zurück, als er noch selbst dergleichen für den Bürgermeister Steller mit demütiger Ehrfurcht geschrieben; da flossen seine Thränen häufiger, denn er fühlte die Sehnsucht nach der verschollenen Apollonia wieder erwachen, die er nach einigen Nachrichten nur jenseits der Grenzen dieses Lebens wieder zu sehen hoffen durfte. Unwillig setzte er den Trank, den er einnehmen sollte, in den Schrank zurück, nahm das Buch von Tristan und Isolde in die Hand und sah nachdenkend die schönen feinen Bilder an, mit denen es durchweg geschmückt war. Er ist unglücklich wie ich, dachte er, aber er hat doch etwas erfahren, und er starb früher als seine Isolde.

Der Diener trat ein und meldete einen niederländischen Maler Sixt an. Berthold fuhr bei dem Namen aus seiner Träumerei mit offenem Visier dem Ankommenden entgegen, der demütig, klein und krummbeinig vor ihm reverenzte. „Seid Ihr's, lieber Sixt," sagte Berthold, „ja Ihr seid's, der meiner Mutter Begleiter gewesen, ihr hilfreich in ihren Arbeiten beistand und sie damals vor etwa dreißig Jahren hier verließ." — „Verzeihet es mir, Herr Bürgermeister," antwortete der gekrümmte Maler, „ich glaubte mich nicht recht sicher bei der edlen Gräfin, denn die Leute sprachen so verschieden von ihrer Herkunft und der Baumeister wußte mir immer Arbeit nachzuweisen, da hielt ich es für meinen Unterhalt sicherer, mit ihm nach Straßburg zu ziehen. Es ist mir aber allda sehr konträr ergangen, weil ich da lange vom leidigen Satanas geplagt wurde, die Leute in kontrafetischen Bildnissen durch ihre seltsamen Züge getreulich darzustellen, die sie nicht gern an sich erblickten, also daß sie sich durch ihre eigne Leiblichkeit denigriert fanden gegen die gute Meinung, die sie so lange von ihren schadhaften Angesichtern bewahrt hatten. Jetzt aber bin ich meine Aberration inne geworden und male die Leute, wie sie gern sein möchten und empfehle mich bestens mit dieser meiner neuen Manier." — „Nein, alter Freund," rief der Bürgermeister, „nicht in dieser neuen Manier, in der alten malt mich, daß ich um so

11. Buch; nicht Gottfrieds im 16. Jahrhundert nicht mehr gekannte Dichtung, sondern das prosaische Volksbuch von Tristan und Isalde, das Büsching und Hagen 1809 im „Buch der Liebe" neu herausgegeben hatten, ist gemeint.

williger sterbe, wenn meine Leiche mir schon im Abbild des Lebenden entgegenfriert." — „Hoffe zu kontentieren, Eure Excellenz," rief der Maler und packte sogleich aus allen Taschen sein Malerbrett, seine Staffelei zum Zusammenlegen, seine Farbenscheibe wohl belegt mit allem Farbenreichtum, seine blecherne Büchse mit Pinseln aus und stand jetzt, nachdem er sich der Last entledigt hatte, als ein feiner, wohlgebildeter, nur etwas buckliger Mann vor dem Bürgermeister. „So schnell dachte ich nicht, diese Arbeit zu unternehmen," rief dieser, „inzwischen bin ich heute frei von Geschäften, und wer weiß, ob ich morgen noch lebe." — „Bemerke nur wenig von dem hippokratischen Gesichte an Ihro Hochunvermögen!" sagte der Maler. Während der Arbeit erzählten einander beide, was sie während der langen Zwischenzeit betroffen, denn Meister Sixt war sehr neugierig und suchte Neuigkeiten durch Gegenerzählungen zu bezahlen. Berthold brachte ein Gemälde mit dem Gewebe, das nach diesem, beides aber von der Hand seiner rechten Mutter gemacht, mit einem Seufzer aus dem dunkelsten Schranke hervor. „Damals trug ich noch Farben auf den Wangen, Hoffnung im Herzen," sagte er, „seht, so kunstreich ist mein Mantel aus Blüten aller Art von der Mutter erfunden und ausgeführt und ein Kranz von singenden Vögeln schwebt über dem Haupte, das begeistert den Himmel offen und tausend Engelköpfe in der schimmernden Bläue erblickt, die Mutter ist tot, die Blüten sind verwelkt wie meine Wangen und wie mein Herz mit allen Hoffnungen." — „Wann starb Eure verehrte Mutter?" fragte der Maler, indem er schon mit schneller Hand die Grundfarben in den Umriß peitschte. — „Es war am Fronleichnamsfeste vor zwanzig Jahren," antwortete der Bürgermeister, „als sie einen großen Schreck, den die Ihren ihr bereitet, nicht überleben konnte." — „An dem Tage beliebte auch der Baumeister zu sterben," sagte der Maler, „und mich unredlich in meinem Geschäfte zu verlassen. Es ließe sich viel darüber sagen, wenn ich nur Zeit hätte." Aber Berthold bat ihn, sich Zeit zu nehmen, er wolle sie ihm bezahlen, als ob er während derselben gemalt habe. — Sixt berichtete nun, daß der Baumeister viel von dem Tode der Gräfin an jenem Tage mit ihm gesprochen habe, dann sei er auf die Spitze des Münsters,

34. berichtete, W.: „Der Ton des tiefsten Ernstes wird angeschlagen in der Erzählung von dem Ende des Baumeisters, einer schwersinnigen, aber durchaus edlen Gestalt von solcher Tiefe, daß er wohl auf dieser Höhe den Tod suchen konnte. Sein Gesang ist großartig und erhebend."

auf den Turm zur rechten Hand des Ausgangs, der allein seine Spitze vollendet trägt, hinaufgestiegen, kletterte zu aller Erstaunen an dem Knopf hinan und warf die Fahne hinunter, welche das von ihm auf den Knopf gesetzte Marienbild festgeschnürt bedeckt hatte. Mit der Fahne flatterten unzählige gedruckte Blätter zur Erde. „Seht, Herr, eins habe ich immer als ein teures Andenken bewahrt und trage es bei mir; leset es ruhig, die Augen nach dem Schranke gerichtet, weicht nicht aus der Lage.“ — Berthold las aber laut vor:

„Laß, o Herr, das Werk der Zeiten,
Das dein Hauch hat angereget,
Heut durch meinen Mund ausdeuten,
Großes Wort sich schwer beweget,
Schwer und langsam wie die Steine,
Die aus rauhem Fels gespalten,
Sich erhoben zum Vereine
Und den hohen Turm gestalten.

Gott erschuf am zweiten Tage,
Der vom Wasser schied die Erde,
Zeugen dieser heil'gen Sage,
Felsen sich zum Opferherde;
Erwin sah die heil'gen Zeugen
Drüben harrend an dem Rheine,
Und im Geiste ward ihm eigen,
Was ein jeder sag' und meine.

Wie sie alle ihm gebieten,
Daß er sie hinüberführe,
Daß sie heil'gen Dienst behüten,
Daß die heil'ge Kunst sie ziere;
Daß aus felsenfestem Kerne
Sich erbaue Gottes Kirche,
Darum treiben Gottes Sterne
Goldne Adern durchs Gebirge.

Seht mit diesem Goldgewinne,
Den sie zu dem Rheine senden,
Regen sie der Menschen Sinne,
Wirken sie in fleiß'gen Händen,

22. Erwin von Steinbach ist am 17. Januar 1318 zu Straßburg gestorben.

Daß sie große Gaben schenken
Zu der großen Münsterkirche,
Die der Erwin will erdenken
Aus den Felsen im Gebirge.

Erwin reißt mit schnellem Bleie
Viele Pläne zu dem Baue,
Doch es fehlt die rechte Weihe,
Daß er auch das Rechte schaue,
Zu der Wildnis jener Berge
Dringt er in Verzweiflung weiter,
Klagt, daß Wahrheit sich verberge
Auf des Schönen Himmelsleiter

Betend kommt er so zur Kirche,
Die der erste Christ erbaute,
In dem wildesten Gebirge,
Daß er seinen Herren schaute;
Sieht ein zierlich Bild des Stalles,
Wo der Herr einst ward geboren,
Und das geht ihm über alles,
Und er hat es gleich erkoren.

Die Kapell' aus Stabgeflechten
Ist mit Blumen reich verzieret,
Und was andre bilden möchten,
Diesem Plan der Preis gebühret;
Nein, kein Tempel alter Zeiten
Kann entzücken wie die Hütte,
Soll sich Dauerndes bereiten,
Steigt es nur aus frommer Sitte.

Wo die Krippe einst gestanden,
Ist der Altar aufgerichtet,
Wo das Kind, die Hirten standen,
Hat der Morgen ihn umlichtet,
Und zwei Türme, wo der Tauben
Keusch getrennte Liebe wohnet,
Sich erheben, wie der Glauben,
Der im Geist hoch oben thronet.

Unser guter Meister sinnet,
Daß der Bau in Stein sich gründet,
Bischof Konrads Herz gewinnet,
Und der Bau wird weit verkündet,

39. Konrad von Lichtenberg, Bischof von Straßburg 1273—1299, hat mehrere
[A]blaßbriefe zur Förderung des Münsterbaues erlassen.

Und Vergebung aller Sünden
Wird zu diesem Bau verliehen,
Jedem, der sich da wird finden,
Treu und mutig im Bemühen.

Bischof Konrad wohl beraten,
Kommt mit heil'gem Öl und Weine,
Mit dem Stabe, mit dem Spaten,
Legt geschickt die Gründungssteine,
Ringsum stehn die Arbeitsleute,
Alle Geistliche des Landes,
Alle Zünfte graben heute,
Selbst die Herren edlen Standes.

Als die Weihung ist vollendet,
Tritt der Bischof still zurücke,
Doch ein Streit hat bald geschändet
Dieser Sonne Gnadenblicke,
Wohl mit Recht ist lang verkündet,
Daß der Teufel sich bestelle,
Wo die Kirche wird begründet,
Seinem Dienste die Kapelle.

Eh' der Bischof sie kann trennen,
Ist ein Kampf da ausgebrochen,
Brüder wild im Kampf entbrennen,
Und der eine ist erstochen.
„Wer hat diesen Streit entzündet?"
Ruft der Bischof mit Entsetzen,
„Neu sei dieser Bau begründet,
Nicht mit Blut dürft ihr ihn netzen."

Und es sprach der Mordgeselle:
„Wo dein heil'ger Arm gegraben,
Von der lieben Gnadenstelle,
Stieß er mich wie einen Knaben.
Weiß, ich hab' den Tod verdienet,
Daß ich Bruderblut vergossen,
Doch es sei die Welt versühnet,
Ihr zum Heil sei es geflossen.

„Wißt, es fließen hier im Grunde
Zwei versteckte böse Quellen,
Stopft ihr nicht die Doppelwunde,
Werdet ihr den Turm nicht stellen,

Ganz umsonst sind hier die Pfähle,
Steine, Mörtel ganz vergebens,
Wenn ich's nicht zum Grab erwähle
In der Fülle meines Lebens.

„Eine Quelle will ich laben
Mit des armen Bruders Leiche,
Und ein Grab mir selber graben,
Daß das Wasser schaudernd weiche.
Dann erst ist der Turm begründet,
Und das Wasser ist bezwungen,
Und die Säulen hoch verbündet
Sind vom Sumpfe nicht verschlungen.

„Eilet euch, ihr starken Hände,
Daß ihr euer Grab vollendet,
Weh, ihr glüht wie Feuerbrände,
Erde reinigt, was sie schändet,
Seid begrüßt, ihr Rein'gungsquellen,
Schaudert nicht vor mir zurücke,
Ich umspanne eure Wellen,
Bin des Heiles feste Brücke."

Und der Bischof sieht zum Heile
Hier das Unheil ausgedeutet,
Viele Schuh tief grub in Eile
Dieser Mörder und erstreitet
Sich ein Grab in tiefen Quellen,
Die dem Meister sich verbargen,
Sicher kann er Mauern stellen
Auf dem Leichnam dieses Argen.

Wo die Brüder eingegraben,
Weiht der Bischof neu die Stelle,
Friedlich werden böse Knaben
Nun des heil'gen Baues Schwelle,
Und der Turm ersteigt in Eile
Ohne Streit die höchste Höhe,
Wo ich jetzt zu meinem Heile
Zu der Gnadenmutter flehe.

Flehe, daß sie mich von hinnen
Zu dem Bau des Himmels nehme,
Neue Lehre zu gewinnen,
Denn als Meister ich mich schäme,

Daß ich diesen Turm verdorben,
Weil der Plan schon hier erfüllet;
Was vollendet, ist gestorben
Und die Sehnsucht nicht mehr stillet.

Ja, ich fleh' um Ungewitter,
Flehe um der Blitze Strahlen,
Daß sie durch das graue Gitter
Dieser Steine Flammen malen,
Daß sie brechen und zerschmettern
Diesen Turm, den ich geschlossen,
Und schon blick' ich zu den Wettern,
Fest entschlossen, unverdrossen."

„Nein," rief Berthold und sprang auf, „nein Herr, keine Blitzstrahlen sende in mein Haus, obgleich ich des Hauses auch zuweilen überdrüssig bin, nun ich es überall vollendet habe; wegen meiner alten Mutter Hildegard schone des Hauses." — „Domine," sagte der Maler betroffen und wischte zitternd ein halbes Dutzend Farben auf der Scheibe zusammen, die nicht zusammen gehörten, „was fehlt Euch? Das Poema ist nicht auf Euer Haus, sondern auf den Straßburger Münster gemacht; soll ich einen Doktor rufen?" — „Ich danke Euch," sagte Berthold und setzte sich wieder in die rechte Lage, „der Baumeister hat manche Beziehung zu mir gehabt, ohne ihn hätte ich nie die hohe Liebe einer wahren Mutter kennen gelernt und hätte nie eine tiefe Einsicht von der Nichtigkeit gewonnen, welche die Welt in ihren Herrschern verehrt, wäre in eitlem Sinn in die Absichten der Überklugen eingegangen, welche der Zeit Gewalt anthun möchten. Lassen wir das, erzählt mir weiter von dem Baumeister." — „Es alteriert Euch," sagte der Maler, „darum will ich mich der Kürze befleißigen; mit einem Worte, der Baumeister kniete oben auf dem Knopfe vor dem Marienbilde, wie ein kleines Figürchen, dergleichen am Eingange stehen in Stein; kein Mensch wußte, was daraus werden sollte und das Volk wurde gar sehr ungeduldig. Es wurden Schieferdecker und Zimmerleute aufgefordert von dem Rate, den Baumeister herunter zu schaffen, aber sie versicherten alle, es sei zu viel gewagt, weil er mit der Fahne auch die kleine Leiter fortgestoßen habe, welche ganz notwendig sei, um auf den Knopf hinauf zu steigen, es scheine, daß er nicht zurück verlange. Aber der Rat wollte nun einmal nicht, daß er da oben bleibe; da erbot

sich ein verruchter Mensch, für einen großen Beutel mit Geld hinauf zu steigen und den Baumeister herunter zu werfen, wenn er nicht die Citation des Rats annehme, die ihm sogleich schriftlich ausgefertigt, auch mit dem großen Wachssiegel bedruckt wurde. Der Signor Birbante machte sich auf den Weg, aber viel Zeit war über die Anfertigung der Citation vergangen, und so hell es vorher war, daß wir sehen konnten, wie der Baumeister die Hände rang und beten wollte, aber immer wieder die Hände rang, weil er sie nicht falten konnte, so wurde es jetzt allmählich trübe am Himmel, die Wolken zogen gegen den Wind, es blitzte in der Ferne. Der verruchte Bote ließ sich nicht abhalten, der Teufel hatte ihn mit dem Gelde verblendet. Wir sahen ihn noch die Treppen der Schnecken wie ein Wiesel lustig hinaufrennen, eben wollte er hinaus, paff, — da haben wir's, schrieen alle, die nicht davon liefen." — „Was, was," rief Berthold, „so laßt doch den Pinsel aus dem Munde, oder thut's nachher." — „Es sind nur ein Paar Härchen, die ich abbeißen muß," antwortete der Maler, „nun ist es wieder ganz gut, das kann mancher Mensch nicht mit seinen Zähnen leisten." — „Nun erzählt nur weiter, was geschah," rief Berthold und hielt sich am Stuhle fest, „ich habe mir in der Zeit schon dreimal das Genick gebrochen, es ist ein schwindelndes Unternehmen, aus der Schnecke heraus zu treten, ich kenne sie dort aus dem Risse und kann ihn nur selten ansehen." — „Besonders wenn die Mauer so vom Winde bebt," antwortete der Maler, „da ist das Heraustreten nicht recht praktikabel, die Stufen waren auch glatt vom Regen und ein Mensch, der keine Praktik in solchen Klettereien hat, meint schon in den Schnecken, er könne wohl ausgleiten und durch die mannshohen Nasenlöcher der Steinhaube, die wie eine Brüsseler Spitze gelöchert ist, hindurchfallen." — „Racker," schrie Berthold auf und faßte den Maler am Kragen, „sprichst du noch ein Wort von der Schwindelei, so bin ich des Todes; was wurde aus dem Wagehals, was wurde aus dem Baumeister? sag's mit einem Worte." — „Impossibile," sagte der Maler kalt, „mit einem Worte kann ich mich nicht exprimieren; Ihr müßt einen Arzt gebrauchen, ich erzähle Euch kein Wort mehr von selbigem Vorgange." — „Ihr sollt aber," rief Berthold, „sonst friert mir alles Blut in den Adern." — „Nun,"

5. Birbante, italienisch Spitzbube. — 22 f. kenne sie, Arnim war im Herbst 1811 fünf Tage in Straßburg gewesen.

antwortete der Maler, „auf Eure Gefahr, als der Galgenvogel den einen Fuß hinaussetzte, zischte ein Blitzstrahl an ihm vorbei auf die große Glocke nieder, daß diese ganz fein aufschrie, da kriegte sein Cranium auch eine Erderschütterung, er ging sacht zurück, als ob er's nicht gewesen wäre, und wieder schmetterte ein Blitz hinter ihm auf das Bleidach zwischen beiden Türmen. Da ging mir schon der Regen durchs Hemde, ich zog mich zurück wegen meines Zipperleins und habe erst am andern Tage gehört, der bewußte hochhalsige Galgenvogel sei von Blitzen beständig turbieret worden, bis er sich unter dem Münster in dem Wassergewölbe, das über den beiden Brüdern steht, geflüchtet, sich auf einen Kahn gesetzt und vom Lande gegen des Kirchners Rat abgestoßen habe. Der Bandit ist auch nimmermehr wieder gesehen worden, am andern Morgen schwamm sein Kahn umgekehrt und zerrissen auf dem Rheine, so daß wir erkannten, ein Arm des Rheins fließe unterm Münster, und die Kirche mußte sich einen neuen Kahn bauen lassen, um jährlich die Gewölbe zu untersuchen." — „Und der Baumeister?" fragte Berthold ruhiger. — „Ja der," antwortete der Maler, „der sah am Morgen so grau aus vor dem Marienbilde, als wäre er auch von Stein, doch kniete er noch lange davor und die Leute erzählten, er sei wohl zu Asche verbrannt. Allmählich hat ihn der Regen herunter gewaschen, es ist nichts mehr von ihm zu sehen." — Berthold wurde jetzt so blaß, daß der Maler einmal über das andre rief: „Cospetto di bacco, ich habe nicht so viel Bleiweiß bei mir, ich muß immer mehr darauf streichen und es will immer noch nicht so käseweiß werden, wie Ihr ausseht." — Allmählich erholte sich Berthold nun wieder und erzählte dem Maler, daß er diese Kränklichkeit seit jener Zeit schon in sich trage, da er ihn als einen frischen Gesellen bei seiner Mutter gesehen. — „Ihr waret rot wie ein Apfel," sagte der Maler, „habt Euch vielleicht den Pfeilen des Gottes Amor zu viel preisgegeben." — „Wär' es nur das," antwortete Berthold, „so wäre doch etwas mir geblieben, aber nein, mein Leben ist mir verkümmert worden, ohne daß ich einen Genuß, oder eine höhere Absicht des Himmels darin erraten kann, das Schicksal hat mich zertreten, wie der Mensch einen Wurm, der ihm zu gering ist, als daß er seinetwegen den Fuß

4. Cranium, κράνιον, griechisch Hirnschädel. — 25. Cospetto di bacco, italienisch potztausend.

eine Linie weiter setzen sollte. Ihr wißt, daß ich damals meine Mutter gefunden hatte, ich führte sie in den Seitenflügel, der damals noch allein stand, zu meiner Pflegemutter, um ihr die Rechte unsrer Bürgerschaft gegen ihre Verfolger zu sichern. Es schien auch für den Augenblick, als ob diese sich beruhigten, seitdem sie sich von dem Baumeister losgesagt hatte. Nun müßt Ihr wissen, daß mein Pflegevater Berthold damals gefangen saß wegen einer Kränkung, die wir dem neuen Türmer angethan hatten. Der Türmer war aber mit einer Seite des Turmes herabgestürzt, es fehlte also der Ankläger. Ich schlich mich heimlich zum Gitter vor dem Gefängnisse des Vaters, fragte ihn, was ich thun könne; er reichte mir einen Schlüssel zu seinem Schreibtisch, wo eine Anklage gegen den Bürgermeister schon aufgesetzt liege, die ich einem Zunftmeister übergeben sollte. Ich eilte nach Hause, ich las diese Anklage, es war darin unwiderleglich erwiesen, daß der hochmütige Bürgermeister die Bürger bei öffentlichen Bauten betrogen habe. Da stand ich in gräßlichem Zweifel, ob ich dem lieben Pflegevater folgen und die einzige Hoffnung meines Herzens in ihrem Vater von mir stoßen und vernichten sollte. Halb tot übergab ich endlich nach langem Kampfe diese Anklage in die rechten Hände. Es wurde eine Versammlung der Bürger gehalten in den größten Trinkstuben; ich fühlte mich so unglücklich wie ein Verbrecher und mochte niemand um den Ausgang befragen. Am Morgen erzählte mir Fingerling mit großem Triumph, der Bürgermeister sei mit seiner Tochter und seinen kostbarsten Sachen entwichen, weil er durch Zuträger vernommen, daß sein Betrug verraten sei und er von der Bürgerschaft in Untersuchung genommen werde. Bleich und zitternd fiel ich dem erschrockenen Fingerling in die Arme, ein Blutsturz machte mir Luft, ich lag schwer darnieder und konnte mich nicht freuen, als der Vater in Ehren heimkehrte; ich war krank zum Sterben, ich war so vernichtet in meinem Herzen, daß ich gern sterben wollte." — „Signor," sagte der Maler, „den Kopf etwas höher, alles übrige schadet mir nichts, erzählt, das belebt die Züge." — „Eine kränkliche Schwäche blieb mir nach der Gefahr," fuhr Berthold fort, „die beiden Mütter waren beständig in liebevoller Sorgfalt bei meinem Bette versammelt: ich fühlte mich zärtlich geliebt, aber von der, die ich über alles liebte, konnte mir niemand berichten, ob sie meiner Hilfe nicht dringend in der Fremde bedürfe. —

Der Bürgermeister hatte um so mehr Grund sich zu verbergen, weil der Vogt aus seinen Papieren erfahren hatte, daß er abwechselnd mit den Kronenwächtern und mit den Städten heimliche Verbindungen angeknüpft habe, um die Stadt reichsfrei zu machen. Auch über Apollonia hatte die Bosheit der Menschen ihr Gift verbreitet. Die Nonnen gaben ihr schuld, daß sie wegen heimlicher Liebeshändel dem Kloster entwichen sei. Auf mich häufte sich alle Qual der Stadt im Gespräche der Mütter, endlich auch noch das drückende Geschäft des Bürgermeisters, als der Vater Berthold mehr in der Verlegenheit, als aus Überlegung von den Bürgern dazu erwählt war. Auf mich fiel die Arbeit ganz, als der Vater durch meine fürstliche Mutter in eine zeitraubende Frömmigkeit eingeweiht wurde, beide beteten Tage lang mit einander und in der Kirche. Auf mir, dem jedes Schreiben eine Anstrengung kostete, ruhte das mühsame Geschäft während des Städtekrieges. Als der gute Vater kurz vor dem Tode meiner Mutter an seinem kleinen Hausaltare tot gefunden worden und mich der Schmerz noch mehr geschwächt hatte, erwählte mich die Bürgerschaft einmütig in seine Stelle und wählte mir zugleich einen Stellvertreter für alle die Geschäfte, denen ich in meiner Kränklichkeit nicht vorstehen konnte." — „Darüber freute sich noch gestern im Ratskeller ein alter Bürger, der es vorgeschlagen," unterbrach ihn der Maler, „mit der Stadt sei es so schön vorwärts gegangen, wie mit Eurem Hause und Eurer Weberei und jedermann wisse jetzt vom Städtlein Weiblingen in der Fremde zu rühmen, wie von Eurem Tuche, daß es nicht besser als in Weiblingen zu finden. Aber sagt mir, habt Ihr die Mutter sterben sehen?" — „Nein," antwortete Berthold, „ich war damals so krank, daß mir das Unglück lange verschwiegen blieb." — „Die Leute," meinte der Maler, „wollen sie vor einiger Zeit im Kloster gesehen haben." — „Thorheit des wundersüchtigen Völkchens, sie konnte keine Stunde ohne mich leben," erwiderte Berthold, „wie hätte sie mir in so vielen Jahren kein Zeichen ihres Daseins geben wollen. Übrigens könnt Ihr denken, lag manches Schmerzliche für sie in dem Verhältnisse zu meiner guten lieben Mutter Hildegard; sie mußte ihr die Hälfte ihres teuersten Rechts auf

4. reichsfrei, in der Folge verfeindet sich Berthold durch das gleiche Bestreben die Bürgerschaft. — 16. Städtekrieg, der wichtigste war der von 1386—1389, Arnim denkt an eine der weniger bedeutenden späteren Fehden zwischen den Grafen von Württemberg und den Reichsstädten. — 31. gesehen, vgl. III. Buch 3. Geschichte.

mich abtreten, und Hildegard fühlte oft nicht, wo sie auch jene andre Hälfte tief kränkte, oder an sich riß. Dieser Zwiespalt zeigte sich besonders bei neuen Heilmitteln, welche mir die eine oder die andere zubrachte, da wollte keine zurücktreten und ich mußte verschlucken und einreiben, was der Wahn von Jahrhunderten in den Köpfen der Leute an Geduldsmitteln für Kranke zusammengebracht hat. Seht da alle Flaschen, Kruken und Schachteln Arzneimittel in diesem Schranke, die ich während der Jahre ausgeleert habe, ein gräßliches Kriegsheer des blassen Todes. Auch verheiraten wollten sie mich und stritten sich darüber, mich den Schwachen, der mit seinem Polsterstuhle vermählt ist." — „Domine," sagte der Maler, „in den Flaschen, Kruken und Schachteln steckt Eure ganze Krankheit; mein Paracelsus und mein Doktor Faust aus Kindlingen, der jetzt hier ist, haben die ganze Heilkunde transfiguriert; sie ätzen, schneiden, brennen, wo die andern leise überstrichen, sie schmeißen den Pinsel gegen das Bild, wo keiner fertig malen konnte, und siehe, immer treffen sie damit den rechten Fleck, ich hole den Doktor Faust, Ihr seid gesund, Signor." — Berthold lächelte über den eifrigen kleinen Mann und sprach: „Mir hilft keiner, ich habe schon so viele von diesen Gelddieben befragt, so viel von vergeblichen Mitteln leiden müssen, daß ich seit Jahren aller vergeblichen Quacksalberei entsagte; mag sein, weil ich so seltsam entsprossen bin, daß mir die Heilkunde anderer Menschen nicht anschlägt. Seht Meister Sixt, ich that in der Begierde nach Gesundheit noch mehr, studierte selbst die alten Bücher der Ärzte, lernte von einem flüchtigen Griechen, mit Namen Laskaris, das Altgriechische, um den Hippokrates lesen zu können. Die Sprache ist mir ein Trost, aber die Heilmittel des alten Arztes haben mir nicht geholfen. Ich meine, daß ich für meine inwohnende Kraft seit den heftigen Blutstürzen zu lang gewachsen bin, nur wer mich zusammendrängen könnte, der könnte mich heilen

13. Paracelsus, Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus ab Hohenheim, 1493—1541, hat trotz seiner Prahlereien und alchimistischen Aberglaubens in der Medizin reformatorisch gewirkt, für die Chirurgie geradezu epochemachend; vgl. J. v. Kerschensteiner „Zum Gedächtnisse an Theophrastus Paracelsus" in den Verhandlungen der 54. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Salzburg 1881. — 14. Doktor Faust; über ihn Nat.-Litt. Bd. 25 S. 147 ff. Arnim schildert den Faust, wie die geschichtlichen Zeugnisse Melanchthons u. a. ihn vorführen. — 27. Laskaris, gleichzeitig wirkten zwei gelehrte Griechen dieses Namens, Konstantin Laskaris, gest. 1493, und Andreas Johannes Laskaris, gest. 1535, als Lehrer des Griechischen in Italien, der letztere auch in Paris. Beide waren nach der Einnahme Konstantinopels (1454) nach Italien gekommen. — Hippokrates, geb. 460 v. Chr., als Vater der Heilkunde gefeiert, neben Galenus bis ins 18. Jahrhundert als medizinische Autorität angesehen.

und verjüngen." — „Das kann Faust gewißlich," rief Sixt, „er hat mir schon so eine Geschichte erzählt, wie er die Konfiguration eines Menschen kondensiert und konzentriert habe, um ihn von dem horrorem vacui zu heilen; ich ruf' ihn, bester Herr Bürgermeister."

Und ehe noch Berthold seinen Willen drein gegeben hatte, war schon Meister Sixt die Treppe hinunter und Berthold betrachtete sein eigenes Bild, das schon in den wenigen Stunden unter der Hand des fixen vielgeübten Mannes so weit vorgeschritten war, daß jedermann die Ähnlichkeit erkennen konnte. Nun hatte sich Berthold wohl schon im Spiegel mit ganzem Gesichte, auch in einem Gemälde schon so oft gesehen, aber ganz von der Seite, wie ihn Sixt nach seiner unwiderstehlichen Tücke genommen, hatte er sich nie erblickt. So fehlte ihm hier, was sein Bild sonst erträglich machte, der lebendige Blick, das Friedliche und Milde des Ausdrucks im Munde und es graute ihm vor sich selbst, er meinte auf Erden nichts Gräßlicheres, keinen ärgeren Spuk in mitternächtlicher Einbildungskraft gesehen zu haben, er hätte das Gemälde zerstören mögen, aber noch lieber sich selbst; was auch der Tod ihm bringen möchte, so meinte er doch selbst bei der Verwesung nicht übler wegzukommen. Dieser heftigen Bewegung folgte die Schwäche; Frau Hildegard fand ihn bleich und kraftlos auf seinem Ruhelager, als sie eintrat, ihn zum Mittagessen zu rufen.

Sie hatte ihn am Morgen so wohl nach seiner Art verlassen, daß sie über die schnelle Änderung herzlich erschrak. Darum hörte sie mit Freuden von dem Diener, als wär's ein Engel, daß sich ein Arzt, Doktor Faust, ansagen lasse. Meister Sixt begleitete den Wundermann, trat aber bescheidentlich wie ein dienendes Gestirn zurück, als das feuerrote, dicke Gesicht des Arztes, mit weißblondem Haar und kahler Platte ausgestattet, gleich einem Vollmond in dem Zimmer des Bürgermeisters aufging. Was trug der Doktor für außerordentliche rote Pluderhosen, noch nie hatte Weiblingen so etwas Faltenreiches gesehen, die Bänder hingen daran so reichlich herunter, wie an einem Erntekranze; zehn Ehrenketten beschwerten das schwarze Wams, das nicht minder seltsam nach Venezianer Art geschnitten war; seine Finger waren mit unzähligen Ringen voll Grabsteine bedeckt; auch einen pracht-

4. Horror vacui, Scheu vor dem Leeren.

vollen türkischen Dolch trug der feurige Drache, einen Kranz mit Amuletten um seine Hüften und sein Diener stellte einen kleinen Turm voll künstlicher Scheiben, Zifferblätter in die Mitte der Stube, in welchem unzählige Räder schnurrten. In solchem Aufzuge war noch kein Arzt erschienen; es war, als ob eine kleine Welt mit ihm zöge, auch war sein Wesen dermaßen heroisch, daß Frau Hildegard, die sonst wohl ihren Platz zu behaupten wußte, verlegen an ihren Armen auf und nieder strich, als hätte der Beichtvater sie beim Fluchen über ihre Mägde angetroffen. Nun sprach Faust den Kranken lateinisch an, der ihm die Antwort in gleicher Sprache nicht schuldig blieb, und daran hatte Frau Hildegard ihre Freude, sie meinte immer, ihr Sohn wisse alles und noch etwas mehr. Doktor Faust berechnete nach dem Geburtstage die Konstellation an der Maschine und den Pulsschlag nach einem Perpendikel, den er schwingen ließ und erklärte dem Bürgermeister, er könne ohne Transfusion des Blutes nicht vierzehn Tage leben. „Aber ich habe schon dreißig Jahre so kränklich fortgelebt, warum sollen diese vierzehn Tage mehr über mich vermögen, als dreißig Jahre?" fragte Berthold. „Die Konstellation ist zu Ende," schrie der Doktor, „es stürzt bald alles zusammen, wie an einem Gewölbe, dem der Schlußstein entnommen wird." Die Mutter erkundigte sich, was es denn eigentlich mit dieser Transfusion auf sich habe, wie sie gekocht und abgedämpft werde. — „Ihr Narren," sagte Faust, „wißt ihr hier in dem Loche noch nichts von meiner neuen Heilart, mit der ich den König von Portugal und die Königin von Neapel verjüngt habe; durch eine große Saugepumpe ziehe ich das alte Blut aus den Adern des Kranken, indem ich junges, überkräftiges Blut gleichzeitig durch ein Druckwerk in dessen Adern ergieße; das Faß ist oft noch gut, wenn auch das Bier verdorben ist, so ist's auch mit dem Menschen; die Kunst des Arztes besteht darin, im alten Menschen einen neuen zu erbauen." — „Da soll ich also wieder zum Kinde werden!" rief Berthold. — „Gewissermaßen," fuhr Faust fort, „fanget Ihr ein neues Leben an, wie ein Mensch sich neu und frisch fühlt, der von einer Fußreise heimkehrt und weiße Wäsche angelegt hat; dreitausend habe ich erneut, und jene Mühle, in der die Alten jung werden, von der das Volk erzählt, die Auferstehung selbst ist nur als Nach-

19. **Konstellation**, den Stand der Gestirne bei der Geburt hielt man für das ganze Leben entscheidend. — 36. **Mühle**, die Jungmühle.

bedeutung meiner wunderbaren Kunst zu betrachten.“ — „Ich habe sie oftmals mit großer Admiration verifiziert gefunden!“ meckerte der Maler. — „Mein abgelebtes Blut will ich gern opfern,“ sprach Berthold, „doch niemals möcht’ ich einem andern sein gesundes junges Blut für Geld abkaufen, noch weniger mag ich tierisches Blut in meinen Adern, das wäre Blutschuld, vor der mir graut.“ — „O ha,“ entgegnete Faust, „es leiden und sterben ebensoviele an zu starkem Blute, als andere an zu schwachem, ich gleiche aus, ich helf’ mit einem Kunststück beiden, und seltsam ist es, wo ich einen Schwachen finde, da treff’ ich immer einen Überstarken, als ob zwei Leben eigentlich gesellt, zusammen innerlich gehörten. Gleich hier, bei Meister Sixt liegt krank in wilder Phantasei der starke Knabe Anton, der ist des Todes Eigentum so gut wie Ihr, wenn ihm kein schwächeres Blut kann eingetrichtert werden, wenn Ihr für Euch das große Werk nicht wollt vollbringen, so thut es aus Erbarmen für den schönen Knaben, dem alle Welt in Freuden aufgeht. Ihr schüttelt mit dem Kopf, Frau Hildegard, verflucht, ich gehe augenblicklich von hier und laß den lieben Sohn krepieren; seht hier mein großes Zeugenbuch, da leset, wie ich in Spanien, Frankreich und in Rom geehrt, hier sind sie alle abgemalt, wie meine Kranken vor der Kur und nach der Heilung ausgesehen, seht diese Bleichheit, Magerkeit und hier die feisten Wangen, den dicken Wanst voll wohlgefüllter Bratwürste, wie der so ritterlich turniert, der dort vom großen Stuhl sich nicht erheben konnte.“ — „Hier meine Hand,“ rief Berthold mutig, „ich wag’s, nichts hält mich ab und eine Kette reiche ich Euch zum Lohne, wenn ich ein Roß zum erstenmal besteige, schwerer als irgend ein König sie Euch verehrte.“ — „Ich nehme den Lohn an,“ sagte Faust, „aber der Ruhm, das Glück, welches ich verbreite, ist meine Hauptsache, mein deutsches Vaterland strahlt durch mich bis zu den Säulen Herculis.“ — Frau Hildegard staunte ihn gläubig an und küßte ihm die reich beringte Hand, für die Wohlthat, die er ihrem Sohne erweisen wolle, und Faust hob das Kinn und zog die Falten der Stirn zur kahlen Platte hinauf, als ginge ein neuer Vorhang zur Freude der Menschen auf, dann befahl er Meister Sixt den kranken Anton herzuführen.

Während Meister Sixt fortwippte, trat ein Diener mit Flaschen und kalten Speisen zum Frühstück ein und der alte Fingerling, der bei seiner unermüdlichen Thätigkeit unersättlichen

und doch nutzlosen Hunger hatte, zog dem Geruche nach. Der machte Augen über den Wundermann, glaubte ihn schon längst gesehen zu haben und wußte nicht wo, meinte aber, er habe einmal in Bopfingen einen bösen Gesellen hinrichten sehen durch den Strang, der habe ihm auf ein Haar geglichen, der sei wegen eines Bundes mit dem Teufel verrufen gewesen, habe auch den Leuten die Köpfe abgehauen und wieder anheilen können, doch einstmals zweie mit einander verwechselt, woraus großer Prozeß entstanden. Faust schnalzte verächtlich mit der Zunge und sprach: „Das sind Kleinigkeiten, ich habe schon mehr erlebt, ich habe alles versucht und das Hängen war nicht die schlechteste meiner Erfahrungen, es kommt nur darauf an, den Hals zu schützen und daß man zur rechten Zeit abgeschnitten wird, ich habe dabei sehr viel über den Zusammenhang zwischen Kopf und Herz gelernt und dieses Mittel schon mehrmals mit Erfolg angewendet.“ Fingerling saß da wie erstarrt, so ein Mensch war ihm nicht vorgekommen, er konnte kein Wort vorbringen und zog sich, ohne den Rücken ihm zuzukehren, allmählich zur Thüre zurück, wo er auf Sixt und dessen dicken Sohn Anton fiel, die leise eintraten. Berthold und Frau Hildegard schämten sich zu erklären, was das alles bedeute, aber sie fühlten sich immer mehr von Fausts Allmacht bezwungen, sie wagten nicht zu widersprechen. „Welch ein prächtiger Knabe,“ rief Berthold dem Anton entgegen, „aber seine Augen glühen und seine feurigen Wangen glänzen, seine Worte irren und seine Arme winden sich jammervoll, er faßt an sein Haupt, es schmerzt ihm, und wenn ich stürbe und hätte dem Knaben das Leben gerettet, es sollte mir nicht leid sein.“ Doktor Faust legte aber schnell seine Ehrenketten und sein Wams, seine Ringe und seinen Spitzenkragen ab, setzte eine große Brille auf die Nase, streifte sein Hemde auf, daß seine Muskeln wie Mäuse unter der Haut spielten, als er die Pumpe nun aus dem Planetenkasten hervor=

8. verwechselt, die 51. Geschichte des Faustbuchs, Nat.=Litt. Bd. 25 S. 259. — 31. Pumpe, W.: „Durch die Vertauschung seines kalten Blutes mit dem heißen des starken Antons reißt sich Berthold selbst aus seiner ihm gegebenen Stelle. Daß er unrecht thut, fühlte er, der bloß Gesundheit suchte, nicht; wir fühlen es wohl, denn uns läßt der Dichter durch die Art, womit er den Doktor Faust schildert, nicht im Zweifel; aber ob, was wir, weil es nur zu ahnen ist, das Unaussprechliche nennen, in dem vertauschten Blut nicht zu sinnlich und irdisch grob ausgedrückt sei? Ungewisser, geheimnisvoller hätte es immer ausgedrückt werden können, damit es nicht so hart hereinbreche; die widerwärtige Pumpmaschine übersieht man bloß wegen der lärmenden Farben, womit Faust, übrigens sehr gut, wo sich der Dichter nicht dann und wann zu viel Spaß mit ihm gemacht hat, gezeichnet ist.“

Daß ich diesen Turm verdorben,
Weil der Plan schon hier erfüllet;
Was vollendet, ist gestorben
Und die Sehnsucht nicht mehr stillet.

Ja, ich fleh' um Ungewitter,
Flehe um der Blitze Strahlen,
Daß sie durch das graue Gitter
Dieser Steine Flammen malen,
Daß sie brechen und zerschmettern
Diesen Turm, den ich geschlossen,
Und schon blick' ich zu den Wettern,
Fest entschlossen, unverdrossen."

„Nein," rief Berthold und sprang auf, „nein Herr, keine Blitzstrahlen sende in mein Haus, obgleich ich des Hauses auch zuweilen überdrüssig bin, nun ich es überall vollendet habe; wegen meiner alten Mutter Hildegard schone des Hauses." — „Domine," sagte der Maler betroffen und wischte zitternd ein halbes Dutzend Farben auf der Scheibe zusammen, die nicht zusammen gehörten, „was fehlt Euch? Das Poema ist nicht auf Euer Haus, sondern auf den Straßburger Münster gemacht; soll ich einen Doktor rufen?" — „Ich danke Euch," sagte Berthold und setzte sich wieder in die rechte Lage, „der Baumeister hat manche Beziehung zu mir gehabt, ohne ihn hätte ich nie die hohe Liebe einer wahren Mutter kennen gelernt und hätte nie eine tiefe Einsicht von der Nichtigkeit gewonnen, welche die Welt in ihren Herrschern verehrt, wäre in eitlem Sinn in die Absichten der Überklugen eingegangen, welche der Zeit Gewalt anthun möchten. Lassen wir das, erzählt mir weiter von dem Baumeister." — „Es alteriert Euch," sagte der Maler, „darum will ich mich der Kürze befleißigen; mit einem Worte, der Baumeister kniete oben auf dem Knopfe vor dem Marienbilde, wie ein kleines Figürchen, dergleichen am Eingange stehen in Stein; kein Mensch wußte, was daraus werden sollte und das Volk wurde gar sehr ungeduldig. Es wurden Schieferdecker und Zimmerleute aufgefordert von dem Rate, den Baumeister herunter zu schaffen, aber sie versicherten alle, es sei zu viel gewagt, weil er mit der Fahne auch die kleine Leiter fortgestoßen habe, welche ganz notwendig sei, um auf den Knopf hinauf zu steigen, es scheine, daß er nicht zurück verlange. Aber der Rat wollte nun einmal nicht, daß er da oben bleibe; da erbot

sich ein verruchter Mensch, für einen großen Beutel mit Geld hinauf zu steigen und den Baumeister herunter zu werfen, wenn er nicht die Citation des Rats annehme, die ihm sogleich schriftlich ausgefertigt, auch mit dem großen Wachssiegel bedruckt wurde. Der Signor Birbante machte sich auf den Weg, aber viel Zeit war über die Anfertigung der Citation vergangen, und so hell es vorher war, daß wir sehen konnten, wie der Baumeister die Hände rang und beten wollte, aber immer wieder die Hände rang, weil er sie nicht falten konnte, so wurde es jetzt allmählich trübe am Himmel, die Wolken zogen gegen den Wind, es blitzte in der Ferne. Der verruchte Bote ließ sich nicht abhalten, der Teufel hatte ihn mit dem Gelde verblendet. Wir sahen ihn noch die Treppen der Schnecken wie ein Wiesel lustig hinaufrennen, eben wollte er hinaus, paff, — da haben wir's, schrieen alle, die nicht davon liefen." — „Was, was," rief Berthold, „so laßt doch den Pinsel aus dem Munde, oder thut's nachher." — „Es sind nur ein Paar Härchen, die ich abbeißen muß," antwortete der Maler, „nun ist es wieder ganz gut, das kann mancher Mensch nicht mit seinen Zähnen leisten." — „Nun erzählt nur weiter, was geschah," rief Berthold und hielt sich am Stuhle fest, „ich habe mir in der Zeit schon dreimal das Genick gebrochen, es ist ein schwindelndes Unternehmen, aus der Schnecke heraus zu treten, ich kenne sie dort aus dem Risse und kann ihn nur selten ansehen." — „Besonders wenn die Mauer so vom Winde bebt," antwortete der Maler, „da ist das Heraustreten nicht recht praktikabel, die Stufen waren auch glatt vom Regen und ein Mensch, der keine Praktik in solchen Klettereien hat, meint schon in den Schnecken, er könne wohl ausgleiten und durch die mannshohen Nasenlöcher der Steinhaube, die wie eine Brüsseler Spitze gelöchert ist, hindurchfallen." — „Racker," schrie Berthold auf und faßte den Maler am Kragen, „sprichst du noch ein Wort von der Schwindelei, so bin ich des Todes; was wurde aus dem Wagehals, was wurde aus dem Baumeister? sag's mit einem Worte." — „Impossibile," sagte der Maler kalt, „mit einem Worte kann ich mich nicht exprimieren; Ihr müßt einen Arzt gebrauchen, ich erzähle Euch kein Wort mehr von selbigem Vorgange." — „Ihr sollt aber," rief Berthold, „sonst friert mir alles Blut in den Adern." — „Nun,"

5. Birbante, italienisch Spitzbube. — 22 f. kenne sie, Arnim war im Herbst 1811 fünf Tage in Straßburg gewesen.

antwortete der Maler, „auf Eure Gefahr, als der Galgenvogel den einen Fuß hinaussetzte, zischte ein Blitzstrahl an ihm vorbei auf die große Glocke nieder, daß diese ganz fein aufschrie, da kriegte sein Cranium auch eine Erderschütterung, er ging sacht zurück, als ob er's nicht gewesen wäre, und wieder schmetterte ein Blitz hinter ihm auf das Bleidach zwischen beiden Türmen. Da ging mir schon der Regen durchs Hemde, ich zog mich zurück wegen meines Zipperleins und habe erst am andern Tage gehört, der bewußte hochhalsige Galgenvogel sei von Blitzen beständig turbieret worden, bis er sich unter dem Münster in dem Wassergewölbe, das über den beiden Brüdern steht, geflüchtet, sich auf einen Kahn gesetzt und vom Lande gegen des Kirchners Rat abgestoßen habe. Der Bandit ist auch nimmermehr wieder gesehen worden, am andern Morgen schwamm sein Kahn umgekehrt und zerrissen auf dem Rheine, so daß wir erkannten, ein Arm des Rheins fließe unterm Münster, und die Kirche mußte sich einen neuen Kahn bauen lassen, um jährlich die Gewölbe zu untersuchen." — „Und der Baumeister?" fragte Berthold ruhiger. — „Ja der," antwortete der Maler, „der sah am Morgen so grau aus vor dem Marienbilde, als wäre er auch von Stein, doch kniete er noch lange davor und die Leute erzählten, er sei wohl zu Asche verbrannt. Allmählich hat ihn der Regen herunter gewaschen, es ist nichts mehr von ihm zu sehen." — Berthold wurde jetzt so blaß, daß der Maler einmal über das andre rief: „Cospetto di bacco, ich habe nicht so viel Bleiweiß bei mir, ich muß immer mehr darauf streichen und es will immer noch nicht so käseweiß werden, wie Ihr ausseht." — Allmählich erholte sich Berthold nun wieder und erzählte dem Maler, daß er diese Kränklichkeit seit jener Zeit schon in sich trage, da er ihn als einen frischen Gesellen bei seiner Mutter gesehen. — „Ihr waret rot wie ein Apfel," sagte der Maler, „habt Euch vielleicht den Pfeilen des Gottes Amor zu viel preisgegeben." — „Wär' es nur das," antwortete Berthold, „so wäre doch etwas mir geblieben, aber nein, mein Leben ist mir verkümmert worden, ohne daß ich einen Genuß, oder eine höhere Absicht des Himmels darin erraten kann, das Schicksal hat mich zertreten, wie der Mensch einen Wurm, der ihm zu gering ist, als daß er seinetwegen den Fuß

4. Cranium, κράνιον, griechisch Hirnschädel. — 25. Cospetto di bacco, italienisch potztausend.

eine Linie weiter setzen sollte. Ihr wißt, daß ich damals meine Mutter gefunden hatte, ich führte sie in den Seitenflügel, der damals noch allein stand, zu meiner Pflegemutter, um ihr die Rechte unsrer Bürgerschaft gegen ihre Verfolger zu sichern. Es schien auch für den Augenblick, als ob diese sich beruhigten, seitdem sie sich von dem Baumeister losgesagt hatte. Nun müßt Ihr wissen, daß mein Pflegevater Berthold damals gefangen saß wegen einer Kränkung, die wir dem neuen Türmer angethan hatten. Der Türmer war aber mit einer Seite des Turmes herabgestürzt, es fehlte also der Ankläger. Ich schlich mich heimlich zum Gitter vor dem Gefängnisse des Vaters, fragte ihn, was ich thun könne; er reichte mir einen Schlüssel zu seinem Schreibtisch, wo eine Anklage gegen den Bürgermeister schon aufgesetzt liege, die ich einem Zunftmeister übergeben sollte. Ich eilte nach Hause, ich las diese Anklage, es war darin unwiderleglich erwiesen, daß der hochmütige Bürgermeister die Bürger bei öffentlichen Bauten betrogen habe. Da stand ich in gräßlichem Zweifel, ob ich dem lieben Pflegevater folgen und die einzige Hoffnung meines Herzens in ihrem Vater von mir stoßen und vernichten sollte. Halb tot übergab ich endlich nach langem Kampfe diese Anklage in die rechten Hände. Es wurde eine Versammlung der Bürger gehalten in den größten Trinkstuben; ich fühlte mich so unglücklich wie ein Verbrecher und mochte niemand um den Ausgang befragen. Am Morgen erzählte mir Fingerling mit großem Triumph, der Bürgermeister sei mit seiner Tochter und seinen kostbarsten Sachen entwichen, weil er durch Zuträger vernommen, daß sein Betrug verraten sei und er von der Bürgerschaft in Untersuchung genommen werde. Bleich und zitternd fiel ich dem erschrockenen Fingerling in die Arme, ein Blutsturz machte mir Luft, ich lag schwer darnieder und konnte mich nicht freuen, als der Vater in Ehren heimkehrte; ich war krank zum Sterben, ich war so vernichtet in meinem Herzen, daß ich gern sterben wollte." — „Signor," sagte der Maler, „den Kopf etwas höher, alles übrige schadet mir nichts, erzählt, das belebt die Züge." — „Eine kränkliche Schwäche blieb mir nach der Gefahr," fuhr Berthold fort, „die beiden Mütter waren beständig in liebevoller Sorgfalt bei meinem Bette versammelt: ich fühlte mich zärtlich geliebt, aber von der, die ich über alles liebte, konnte mir niemand berichten, ob sie meiner Hilfe nicht dringend in der Fremde bedürfe. —

Der Bürgermeister hatte um so mehr Grund sich zu verbergen, weil der Vogt aus seinen Papieren erfahren hatte, daß er abwechselnd mit den Kronenwächtern und mit den Städten heimliche Verbindungen angeknüpft habe, um die Stadt reichsfrei zu machen. Auch über Apollonia hatte die Bosheit der Menschen ihr Gift verbreitet. Die Nonnen gaben ihr schuld, daß sie wegen heimlicher Liebeshändel dem Kloster entwichen sei. Auf mich häufte sich alle Qual der Stadt im Gespräche der Mütter, endlich auch noch das drückende Geschäft des Bürgermeisters, als der Vater Berthold mehr in der Verlegenheit, als aus Überlegung von den Bürgern dazu erwählt war. Auf mich fiel die Arbeit ganz, als der Vater durch meine fürstliche Mutter in eine zeitraubende Frömmigkeit eingeweiht wurde, beide beteten Tage lang mit einander und in der Kirche. Auf mir, dem jedes Schreiben eine Anstrengung kostete, ruhte das mühsame Geschäft während des Städtekrieges. Als der gute Vater kurz vor dem Tode meiner Mutter an seinem kleinen Hausaltare tot gefunden worden und mich der Schmerz noch mehr geschwächt hatte, erwählte mich die Bürgerschaft einmütig in seine Stelle und wählte mir zugleich einen Stellvertreter für alle die Geschäfte, denen ich in meiner Kränklichkeit nicht vorstehen konnte." — „Darüber freute sich noch gestern im Ratskeller ein alter Bürger, der es vorgeschlagen," unterbrach ihn der Maler, „mit der Stadt sei es so schön vorwärts gegangen, wie mit Eurem Hause und Eurer Weberei und jedermann wisse jetzt vom Städtlein Weiblingen in der Fremde zu rühmen, wie von Eurem Tuche, daß es nicht besser als in Weiblingen zu finden. Aber sagt mir, habt Ihr die Mutter sterben sehen?" — „Nein," antwortete Berthold, „ich war damals so krank, daß mir das Unglück lange verschwiegen blieb." — „Die Leute," meinte der Maler, „wollen sie vor einiger Zeit im Kloster gesehen haben." — „Thorheit des wundersüchtigen Völkchens, sie konnte keine Stunde ohne mich leben," erwiderte Berthold, „wie hätte sie mir in so vielen Jahren kein Zeichen ihres Daseins geben wollen. Übrigens könnt Ihr denken, lag manches Schmerzliche für sie in dem Verhältnisse zu meiner guten lieben Mutter Hildegard; sie mußte ihr die Hälfte ihres teuersten Rechts auf

4. reichsfrei, in der Folge verfeindet sich Berthold durch das gleiche Bestreben die Bürgerschaft. — 16. Städtekrieg, der wichtigste war der von 1386—1389, Arnim denkt an eine der weniger bedeutenden späteren Fehden zwischen den Grafen von Württemberg und den Reichsstädten. — 31. gesehen, vgl. III. Buch 3. Geschichte.

mich abtreten, und Hildegard fühlte oft nicht, wo sie auch jene andre Hälfte tief kränkte, oder an sich riß. Dieser Zwiespalt zeigte sich besonders bei neuen Heilmitteln, welche mir die eine oder die andere zubrachte, da wollte keine zurücktreten und ich mußte verschlucken und einreiben, was der Wahn von Jahrhunderten in den Köpfen der Leute an Geduldsmitteln für Kranke zusammengebracht hat. Seht da alle Flaschen, Kruken und Schachteln Arzneimittel in diesem Schranke, die ich während der Jahre ausgeleert habe, ein gräßliches Kriegsheer des blassen Todes. Auch verheiraten wollten sie mich und stritten sich darüber, mich den Schwachen, der mit seinem Polsterstuhle vermählt ist." — „Domine," sagte der Maler, „in den Flaschen, Kruken und Schachteln steckt Eure ganze Krankheit; mein Paracelsus und mein Doktor Faust aus Kindlingen, der jetzt hier ist, haben die ganze Heilkunde transfiguriert; sie ätzen, schneiden, brennen, wo die andern leise überstrichen, sie schmeißen den Pinsel gegen das Bild, wo keiner fertig malen konnte, und siehe, immer treffen sie damit den rechten Fleck, ich hole den Doktor Faust, Ihr seid gesund, Signor." — Berthold lächelte über den eifrigen kleinen Mann und sprach: „Mir hilft keiner, ich habe schon so viele von diesen Gelddieben befragt, so viel von vergeblichen Mitteln leiden müssen, daß ich seit Jahren aller vergeblichen Quacksalberei entsagte; mag sein, weil ich so seltsam entsprossen bin, daß mir die Heilkunde anderer Menschen nicht anschlägt. Seht Meister Sixt, ich that in der Begierde nach Gesundheit noch mehr, studierte selbst die alten Bücher der Ärzte, lernte von einem flüchtigen Griechen, mit Namen Laskaris, das Altgriechische, um den Hippokrates lesen zu können. Die Sprache ist mir ein Trost, aber die Heilmittel des alten Arztes haben mir nicht geholfen. Ich meine, daß ich für meine inwohnende Kraft seit den heftigen Blutstürzen zu lang gewachsen bin, nur wer mich zusammendrängen könnte, der könnte mich heilen

13. Paracelsus, Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus ab Hohenheim, 1493—1541, hat trotz seiner Prahlereien und alchimistischen Aberglaubens in der Medizin reformatorisch gewirkt, für die Chirurgie geradezu epochemachend; vgl. J. v. Kerschensteiner „Zum Gedächtnisse an Theophrastus Paracelsus" in den Verhandlungen der 54. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Salzburg 1881. — 14. Doktor Faust; über ihn Nat.-Litt. Bd. 25 S. 147 ff. Arnim schildert den Faust, wie die geschichtlichen Zeugnisse Melanchthons u. a. ihn vorführen. — 27. Laskaris, gleichzeitig wirkten zwei gelehrte Griechen dieses Namens, Konstantin Laskaris, gest. 1493, und Andreas Johannes Laskaris, gest. 1535, als Lehrer des Griechischen in Italien, der letztere auch in Paris. Beide waren nach der Einnahme Konstantinopels (1454) nach Italien gekommen. — Hippokrates, geb. 460 v. Chr., als Vater der Heilkunde gefeiert, neben Galenus bis ins 18. Jahrhundert als medizinische Autorität angesehen.

und verjüngen." — „Das kann Faust gewißlich," rief Sixt, „er hat mir schon so eine Geschichte erzählt, wie er die Konfiguration eines Menschen kondensiert und konzentriert habe, um ihn von dem horrorem vacui zu heilen; ich ruf' ihn, bester Herr Bürgermeister."

Und ehe noch Berthold seinen Willen drein gegeben hatte, war schon Meister Sixt die Treppe hinunter und Berthold betrachtete sein eigenes Bild, das schon in den wenigen Stunden unter der Hand des fixen vielgeübten Mannes so weit vorgeschritten war, daß jedermann die Ähnlichkeit erkennen konnte. Nun hatte sich Berthold wohl schon im Spiegel mit ganzem Gesichte, auch in einem Gemälde schon so oft gesehen, aber ganz von der Seite, wie ihn Sixt nach seiner unwiderstehlichen Tücke genommen, hatte er sich nie erblickt. So fehlte ihm hier, was sein Bild sonst erträglich machte, der lebendige Blick, das Friedliche und Milde des Ausdrucks im Munde und es graute ihm vor sich selbst, er meinte auf Erden nichts Gräßlicheres, keinen ärgeren Spuk in mitternächtlicher Einbildungskraft gesehen zu haben, er hätte das Gemälde zerstören mögen, aber noch lieber sich selbst; was auch der Tod ihm bringen möchte, so meinte er doch selbst bei der Verwesung nicht übler wegzukommen. Dieser heftigen Bewegung folgte die Schwäche; Frau Hildegard fand ihn bleich und kraftlos auf seinem Ruhelager, als sie eintrat, ihn zum Mittagessen zu rufen.

Sie hatte ihn am Morgen so wohl nach seiner Art verlassen, daß sie über die schnelle Änderung herzlich erschrak. Darum hörte sie mit Freuden von dem Diener, als wär's ein Engel, daß sich ein Arzt, Doktor Faust, ansagen lasse. Meister Sixt begleitete den Wundermann, trat aber bescheidentlich wie ein dienendes Gestirn zurück, als das feuerrote, dicke Gesicht des Arztes, mit weißblondem Haar und kahler Platte ausgestattet, gleich einem Vollmond in dem Zimmer des Bürgermeisters aufging. Was trug der Doktor für außerordentliche rote Pluderhosen, noch nie hatte Weiblingen so etwas Faltenreiches gesehen, die Bänder hingen daran so reichlich herunter, wie an einem Erntekranze; zehn Ehrenketten beschwerten das schwarze Wams, das nicht minder seltsam nach Venezianer Art geschnitten war; seine Finger waren mit unzähligen Ringen voll Grabsteine bedeckt; auch einen pracht-

4. Horror vacui, Scheu vor dem Leeren.

vollen türkischen Dolch trug der feurige Drache, einen Kranz mit Amuletten um seine Hüften und sein Diener stellte einen kleinen Turm voll künstlicher Scheiben, Zifferblätter in die Mitte der Stube, in welchem unzählige Räder schnurrten. In solchem Aufzuge war noch kein Arzt erschienen; es war, als ob eine kleine Welt mit ihm zöge, auch war sein Wesen dermaßen heroisch, daß Frau Hildegard, die sonst wohl ihren Platz zu behaupten wußte, verlegen an ihren Armen auf und nieder strich, als hätte der Beichtvater sie beim Fluchen über ihre Mägde angetroffen. Nun sprach Faust den Kranken lateinisch an, der ihm die Antwort in gleicher Sprache nicht schuldig blieb, und daran hatte Frau Hildegard ihre Freude, sie meinte immer, ihr Sohn wisse alles und noch etwas mehr. Doktor Faust berechnete nach dem Geburtstage die Konstellation an der Maschine und den Pulsschlag nach einem Perpendikel, den er schwingen ließ und erklärte dem Bürgermeister, er könne ohne Transfusion des Blutes nicht vierzehn Tage leben. „Aber ich habe schon dreißig Jahre so kränklich fortgelebt, warum sollen diese vierzehn Tage mehr über mich vermögen, als dreißig Jahre?“ fragte Berthold. „Die Konstellation ist zu Ende,“ schrie der Doktor, „es stürzt bald alles zusammen, wie an einem Gewölbe, dem der Schlußstein entnommen wird.“ Die Mutter erkundigte sich, was es denn eigentlich mit dieser Transfusion auf sich habe, wie sie gekocht und abgedämpft werde. — „Ihr Narren,“ sagte Faust, „wißt ihr hier in dem Loche noch nichts von meiner neuen Heilart, mit der ich den König von Portugal und die Königin von Neapel verjüngt habe; durch eine große Saugepumpe ziehe ich das alte Blut aus den Adern des Kranken, indem ich junges, überkräftiges Blut gleichzeitig durch ein Druckwerk in dessen Adern ergieße; das Faß ist oft noch gut, wenn auch das Bier verdorben ist, so ist's auch mit dem Menschen; die Kunst des Arztes besteht darin, im alten Menschen einen neuen zu erbauen.“ — „Da soll ich also wieder zum Kinde werden!“ rief Berthold. — „Gewissermaßen,“ fuhr Faust fort, „fanget Ihr ein neues Leben an, wie ein Mensch sich neu und frisch fühlt, der von einer Fußreise heimkehrt und weiße Wäsche angelegt hat; dreitausend habe ich erneut, und jene Mühle, in der die Alten jung werden, von der das Volk erzählt, die Auferstehung selbst ist nur als Nach-

19. **Konstellation**, den Stand der Gestirne bei der Geburt hielt man für das ganze Leben entscheidend. — 36. **Mühle**, die Jungmühle.

bedeutung meiner wunderbaren Kunst zu betrachten.“ — „Ich habe sie oftmals mit großer Admiration verifiziert gefunden!“ meckerte der Maler. — „Mein abgelebtes Blut will ich gern opfern,“ sprach Berthold, „doch niemals möcht' ich einem andern sein gesundes junges Blut für Geld abkaufen, noch weniger mag ich tierisches Blut in meinen Adern, das wäre Blutschuld, vor der mir graut.“ — „O ha,“ entgegnete Faust, „es leiden und sterben ebensoviele an zu starkem Blute, als andere an zu schwachem, ich gleiche aus, ich helf' mit einem Kunststück beiden, und seltsam ist es, wo ich einen Schwachen finde, da treff' ich immer einen Überstarken, als ob zwei Leben eigentlich gesellt, zusammen innerlich gehörten. Gleich hier, bei Meister Sixt liegt krank in wilder Phantasei der starke Knabe Anton, der ist des Todes Eigentum so gut wie Ihr, wenn ihm kein schwächeres Blut kann eingetrichtert werden, wenn Ihr für Euch das große Werk nicht wollt vollbringen, so thut es aus Erbarmen für den schönen Knaben, dem alle Welt in Freuden aufgeht. Ihr schüttelt mit dem Kopf, Frau Hildegard, verflucht, ich gehe augenblicklich von hier und laß den lieben Sohn krepieren; seht hier mein großes Zeugenbuch, da leset, wie ich in Spanien, Frankreich und in Rom geehrt, hier sind sie alle abgemalt, wie meine Kranken vor der Kur und nach der Heilung ausgesehen, seht diese Bleichheit, Magerkeit und hier die feisten Wangen, den dicken Wanst voll wohlgefüllter Bratwürste, wie der so ritterlich turniert, der dort vom großen Stuhl sich nicht erheben konnte.“ — „Hier meine Hand,“ rief Berthold mutig, „ich wag's, nichts hält mich ab und eine Kette reiche ich Euch zum Lohne, wenn ich ein Roß zum erstenmal besteige, schwerer als irgend ein König sie Euch verehrte.“ — „Ich nehme den Lohn an,“ sagte Faust, „aber der Ruhm, das Glück, welches ich verbreite, ist meine Hauptsache, mein deutsches Vaterland strahlt durch mich bis zu den Säulen Herculis.“ — Frau Hildegard staunte ihn gläubig an und küßte ihm die reich beringte Hand, für die Wohlthat, die er ihrem Sohne erweisen wolle, und Faust hob das Kinn und zog die Falten der Stirn zur kahlen Platte hinauf, als ginge ein neuer Vorhang zur Freude der Menschen auf, dann befahl er Meister Sixt den kranken Anton herzuführen.

Während Meister Sixt fortwippte, trat ein Diener mit Flaschen und kalten Speisen zum Frühstück ein und der alte Fingerling, der bei seiner unermüdlichen Thätigkeit unersättlichen

und doch nutzlosen Hunger hatte, zog dem Geruche nach. Der machte Augen über den Wundermann, glaubte ihn schon längst gesehen zu haben und wußte nicht wo, meinte aber, er habe einmal in Bopfingen einen bösen Gesellen hinrichten sehen durch den Strang, der habe ihm auf ein Haar geglichen, der sei wegen eines Bundes mit dem Teufel verrufen gewesen, habe auch den Leuten die Köpfe abgehauen und wieder anheilen können, doch einstmals zweie mit einander verwechselt, woraus großer Prozeß entstanden. Faust schnalzte verächtlich mit der Zunge und sprach: „Das sind Kleinigkeiten, ich habe schon mehr erlebt, ich habe alles versucht und das Hängen war nicht die schlechteste meiner Erfahrungen, es kommt nur darauf an, den Hals zu schützen und daß man zur rechten Zeit abgeschnitten wird, ich habe dabei sehr viel über den Zusammenhang zwischen Kopf und Herz gelernt und dieses Mittel schon mehrmals mit Erfolg angewendet.“ Fingerling saß da wie erstarrt, so ein Mensch war ihm nicht vorgekommen, er konnte kein Wort vorbringen und zog sich, ohne den Rücken ihm zuzukehren, allmählich zur Thüre zurück, wo er auf Sixt und dessen dicken Sohn Anton fiel, die leise eintraten. Berthold und Frau Hildegard schämten sich zu erklären, was das alles bedeute, aber sie fühlten sich immer mehr von Fausts Allmacht bezwungen, sie wagten nicht zu widersprechen. „Welch ein prächtiger Knabe,“ rief Berthold dem Anton entgegen, „aber seine Augen glühen und seine feurigen Wangen glänzen, seine Worte irren und seine Arme winden sich jammervoll, er faßt an sein Haupt, es schmerzt ihm, und wenn ich stürbe und hätte dem Knaben das Leben gerettet, es sollte mir nicht leid sein.“ Doktor Faust legte aber schnell seine Ehrenketten und sein Wams, seine Ringe und seinen Spitzenkragen ab, setzte eine große Brille auf die Nase, streifte sein Hemde auf, daß seine Muskeln wie Mäuse unter der Haut spielten, als er die Pumpe nun aus dem Planetenkasten hervor-

8. **verwechselt.** die 51. Geschichte des Faustbuchs, Nat.-Litt. Bd. 25 S. 259. — 31. **Pumpe,** W.: „Durch die Vertauschung seines kalten Blutes mit dem heißen des starken Antons reißt sich Berthold selbst aus seiner ihm gegebenen Stelle. Daß er unrecht thut, fühlte er, der bloß Gesundheit suchte, nicht; wir fühlen es wohl, denn uns läßt der Dichter durch die Art, womit er den Doktor Faust schildert, nicht im Zweifel; aber ob, was wir, weil es nur zu ahnen ist, das Unaussprechliche nennen, in dem vertauschten Blut nicht zu sinnlich und irdisch grob ausgedrückt sei? Ungewisser, geheimnisvoller hätte es immer ausgedrückt werden können, damit es nicht so hart hereinbreche; die widerwärtige Pumpmaschine übersieht man bloß wegen der lärmenden Farben, womit Faust, übrigens sehr gut, wo sich der Dichter nicht dann und wann zu viel Spaß mit ihm gemacht hat, gezeichnet ist.“

hob und in Bewegung brachte, sie nach der einen Seite an Bertholds Arm, nach der andern auf des betrübten Antons rechtem Arm anbrachte. Nun öffnete er mit einem Schnepper die Adern der beiden, wies Sixt und Fingerling an, wo sie das Tretrad der Pumpe bewegen sollten; Frau Hildegard wollte beten, er schlug ihr aber auf den Mund und arbeitete wie ein Rasender, indem er nach allem zugleich sah; Fingerling meinte, er habe doppelte Augäpfel in diesen Minuten gezeigt. Die Hitze des Zimmers mehrte sich so schnell, daß die befrorenen Fensterscheiben einen Regen herabtropften und den Lichtstrahlen freien Durchzug, als ob sie auch neugierig würden, gestatteten. Frau Hildegard bemerkte zuerst, wie der Knabe, aus der dumpfen Fieberhitze erwacht, fröhlich zum Fenster blicke und von den bunten Wappen in demselben spreche, wahr und richtig wie ein verständiger Sinn sich ausdrückt; dann sah sie mit noch größerer Freude, wie sich die Wangen Bertholds mit dem edlen Lichte des starken Blutes füllten, wie er kräftiger atme und seine Arme unwillkürlich versuche, wie ein erstarrter Vogel die angefrornen Flügel.

Endlich schlug eine Glocke unter der Pumpe, Faust löste die saugenden Schläuche von den Armen der Kranken, verband die geschlagenen Aderwunden, legte die Kranken bequem auf die wohlgepolsterten Bänke, die um das Zimmer liefen, trocknete sich die Stirn, zog aus seiner Tasche eine gläserne Flöte und blies so sanft und träumend hinein, daß beide Kranke in einen festen Schlummer fielen, auch Frau Hildegard, Fingerling und Sixt sich nur mit Mühe des süßen Schlafs erwehrten. Aber im Augenblicke drangen zwei Arbeiter mit Feuergeschrei ins Zimmer, der Schornstein strecke eine feurige Zunge gen Himmel. Faust, Sixt und Fingerling, auch Frau Hildegard liefen mit den Leuten fort, so blieben die beiden Kranken allein mit den seltsamen Maschinen und Geräten.

Berthold wachte zuerst aus dem Schlafe auf und konnte sich nicht gleich erinnern, was mit ihm vorgegangen; er hatte ein Gefühl so frisch wie damals, als sich ihm der Schatz in der Nacht gezeigt hatte, den er auch jetzt wieder erwartete. Da fand er den Knaben Anton und blickte ihn wie einen Segen des Himmels, wie einen Schatz an; er fühlte ein lebendiges Wohlwollen gegen ihn, als gehörte er zu ihm; es ging ihm durchs Herz, er müsse ihn an Kindesstatt annehmen, dem er so viel danke, ja er meinte

einige Ähnlichkeit im Knaben mit seinem Bilde, das daneben stand, wahrzunehmen, obgleich jener viel stärker an Muskeln und Knochen, gewaltsamer im Ausdruck, kraushaarig und dreiahrig aus großem Überfluß der Natur entsprossen zu sein schien. Er weckte ihn mit sanftem Streicheln seiner Wangen; der junge Bullenbeißer wachte brummend auf, sprang heftig empor, sah sich um, rieb sich die Augen und setzte sich heißhungrig zu dem Frühstück, das Faust auf dem mit herrlichem Teppich bedeckten, runden geschweiften Tische, den Adler trugen, hatte stehen lassen. „Im Himmel ist gut leben," sagte der Knabe mit tiefer Stimme, daß die Balken brummten, „und Ihr seid ein recht braver Herrgott, wie haben mich die Teufel im Fegfeuer mit Hunger und Durst geplagt." — Ehe der Bürgermeister noch antwortete, weil er in stillem Vergnügen den derben lebenslustigen Bengel beschaute, traten Faust und die Mutter mit Sixt ein und riefen: „Das Feuer ist gelöscht." — „Recht so," sagte der Knabe, „nun will ich auch meinen Durst löschen," und leerte die irdene, mit Ritterbildern erhaben und bunt überglaste Ehrenkanne. — Meister Sixt trieb ihn aber unsanft von dem himmlischen Mahle und der Junge sagte: „Wenn Er mit in den Himmel gekommen ist, so wird es schmale Bissen geben und mein ganzer Spaß ist zu Ende." — „Hört Meister," sprach Berthold, „über den Knaben will ich Euch einen Vorschlag machen, jetzt muß ich zuerst unserem Retter, Erhalter, dem hochverehrten Faust danken, indem ich ihm die versprochene Kette umhänge." — „Gebt her den Quark," antwortete Faust, „ich will sie als ein Angedenken schätzen, sonst kann ich mir Gold genug machen und feineres, als der Bergmann scheidet, ich werde nur freilich etwas stark, die chemische Arbeit macht mir Mühe. Übrigens Herr, ich rate, Ihr wollt den Jungen haben, den lasse ich Euch nicht, ich brauch' einen zum Kräutersammeln und zum Stehlen der Leichen, wenn ich meine anatomischen Untersuchungen fortsetze." — „Ich hätte ihn an Kindesstatt angenommen," sagte Berthold, „aber ich möchte nicht gern Eure unzähligen Menschen wohlthätigen Versuche stören." — Meister Sixt aber trat dazwischen und sagte: „Mit aller Devotion, die ich gegen beide Signorias habe, kann doch aus Dero wohlwollenden Desseins nichts werden, da gedachter Jovane mir von hoher Hand anvertraut ist,

3. dreiahrig, das Grimmsche Wörterbuch verzeichnet diese Steigerung von doppelährig nicht.

ich denselben auch zum Farbenreiben wegen seiner Force wohl applizieren kann, so ist es mir nicht möglich, Euch mit demselben ein Präsent zu machen." — „Wenn Ihr mir den Jungen nicht überlaßt," sagte Faust grimmig, „so schicke ich Euch zehn schwere Krankheiten über den Hals, Ihr sollt zugleich an Schwind= und Windsucht, an Heiß= und Wassersucht leiden." — Da stellte sich der Knabe Anton mit drohender Faust vor den Doktor und rief: „Noch ein Wort, du alter Zauberer, so schlage ich dir die Zähne ein." — „Das ist ein böser Bube," sagte Frau Hildegard, „den leide ich nicht im Hause, geht ihr Herren, mein Sohn muß sich noch ausruhen." — „Ihr habt recht," sprach Faust, packte seinen Kasten auf Antons Schultern, „den kleinen Bösewicht will ich mir schon zähmen!" So scheltend zogen die drei fort und jetzt erst konnte die Mutter den Sohn recht herzlich küssen und ausfragen: „Wie ist dir jetzt? Wie war dir? Glaubst du dich gesund? Wird das lange dauern? Ach ich habe kein Zutrauen zu dem grimmigen Doktor; er hatte so etwas Entsetzliches, als er den Knaben forderte, als wäre er ein Teufel, der die Seele zum Lohn nimmt, wer weiß, was er noch von dir fordert?" Aber Berthold wurde wieder müde, verschlief noch den Tag und wachte erst am Abend auf, beruhigte aber die besorgte Mutter gleich mit dem Ausruf: „Ich fühle gründlichen Schlaf, wie einen kräftigen Wein in allen Adern, mir war's im Traume, als erhielte ich mit jedem Augenblicke erfreuliche Nachricht über etwas, was mich lange bekümmert, auch kam es mir vor, als gingen die Uhren rückwärts, so wendeten sich auch die Jahreszeiten in umgekehrter Ordnung um mich her; ich sah schöne Frauen mit Anteil und auch der Schmerz um Apollonien hatte sich gemindert; ich fühle, daß ich ganz gesund werde, daß meine späteren Jahre für alles Versäumte mich schadlos halten; geben wir Gott die Ehre, aber wir sind dem Faust großen Dank schuldig!" — Die Mutter war so innig erfreut über seine veränderte Gesinnung, daß sie ihm wieder alle Bräute mit allem, was an ihnen zu loben, im Gespräche vorführte, auch hörte er ihr diesmal geduldig zu und bekannte, daß eine Heirat ihn sehr glücklich machen könnte, wenn er eine zweite Apollonia auf Erden fände. „Sieh nur um dich," sagte die Mutter, „wähle, welche du willst, es schlägt dir kein Vater seine Tochter ab, die reichsten Geschlechter haben es mir unter der Hand durch arme Witwen sagen lassen, du brauchtest nur anzuklopfen

und dir würde aufgethan; ich wüßte keinen schöneren Lohn für mich, als wenn ich am Ende meiner Tage ein Kind von dir auf meinen Armen wiegen könnte."

Der Bürgermeister versprach gerührt, das Heiraten in bessere Überlegung, als bisher, zu nehmen und Frau Hildegard ging froh von ihm und ließ eine für die Genesung des Sohnes seit lange angelobte ewige Lampe vor dem Marienbilde am vordern Hausgiebel mit frommem Dankgebete anzünden. Die Stadt lief bei der seltsamen Erscheinung zusammen, erzählte sich von der Heilung des guten Bürgermeisters und brachte ihm unter Begleitung der kunstreichen Stadtpfeifer ein freudiges Lebehoch. Berthold war tief gerührt durch die Teilnahme der Menge, er hätte gern zu ihnen gesprochen, aber die Mutter Hildegard wollte es aus Sorge, er möchte sich erkälten, nicht dulden. Es war auch gut, denn sonst hätte er mitten durch den Jubel das Geschrei im Ratskeller gehört, was der trunkene Faust in demselben mit allerlei Katzen und Hunden anstellte, die er unter Gotteslästerungen marterte, wie er sich mit dem alten Sixt um Anton zankte und endlich von diesem zum Keller hinausgeworfen wurde und nun auf allen Vieren, weil er sich sonst nicht halten konnte, zum Spott der Knaben über das Eis hinkroch, bis ihm einer in einer Seitengasse einen Schweinestall öffnete, wo er mit seinen grunzenden Glaubensgenossen eine selige Nacht verschlief.

Zweite Geschichte.

Die Reise nach Augsburg.

Der Morgen war ein seliges Erwachen für den guten Berthold; die Mutter hatte es ihm schon im Schlafe angesehen, daß er sich wohl befinde und war gleich heiter und gesprächig. Beide dachten auf schöne Gaben, die sie dem Faust verehren wollten, als die Nachricht kam, er habe sich in großem Zorn aus der Stadt fortbegeben, nachdem er am Morgen sein Nachtlager kennen gelernt, zugleich beschuldigten ihn die Leute vieler schändlicher Laster. „Wie kann ein Wohlthäter der Menschen, mit der

33. Laster, auch der geschichtliche, von Sickingen begünstigte Faust mußte sich bei Nacht und Nebel aus seiner Schulstelle in Kreuzenach entfernen, da ihm die schlimmsten Dinge zur Last gelegt wurden.

höchsten Weisheit und Gnade begabt, solch ein Saumatz sein!" seufzte Frau Hildegard. Aber Berthold, der viel in Römern und Griechen gelesen hatte, suchte ihr deutlich zu machen, wie gerade die allgemeine wissenschaftliche Ansicht, wenn sie allein herrschend würde, die sittlichen Grenzen des einzelnen Menschen auslösche; er sehe so Mannigfaltiges, Widersprechendes geglaubt und geehrt, daß er nur den Geist achte, in welchem alles getrieben würde. Frau Hildegard schüttelte mit dem Kopfe und warnte Berthold gegen die Bücher, daß er es nicht auch einmal so treibe wie Faust, wenn er ganz gesund würde.

Wirklich hatte schon Berthold am Dreikönigstage ein Lusten zum Dreikönigsschmaus beim Herrn Brix, als die beiden Töchter, die noch immer keinen Mann bekommen hatten, ihn besuchten und dazu einluden. Sie kamen ihm diesmal ganz anders vor, die frische Luft hatte ihre Gesichter angeregt und es war ihm, als ob der Glanz von Apolloniens Augen noch auf ihnen weilte. Hätten die beiden Jungfrauen durch seine Stirn sehen können, sie hätten diese Stimmung gewiß benutzt, denn sie waren nicht freiwillig so einsam in der Welt geblieben. Aber in ihrem ruschligen, schwatzhaften Wesen übersahen sie alle Neuigkeiten an dem reichen Berthold, wie er heimlich der einen an den Arm faßte und die andere zu seinem Schranke hinzerrte, wo Zeichnungen von Orden, zum Dreikönigsfeste brauchbar, durchsucht wurden. Ja er schalt nicht, als ihm Babeli einigen Festkuchen auf die saubern Pergamentbilder krümelte. Schon nahm er sein Barett, als die Mutter eintrat und nach seinem Beginnen fragte. Es wurde ihr erzählt, sie sollte auch teilnehmen. — „Auf einen Schmaus," rief die Alte, „bei allen Heiligen nein, der Schneesturm brächte dir die Krankheit in die Glieder zurück und heute schon so zu schwärmen, hieße Hundshaare auf eine kaum geschlossene Wunde legen." — „Mutter," sagte Berthold, „ich bin ganz gesund und was ist Gesundheit anders, als der freie Gebrauch des Lebens." — „Nein, nein," sagte die Mutter, „du wirst schon unartig und bist kaum ein wenig aus den Windeln, daran sind die beiden Mädchen schuld; es ist gar nicht schicklich, daß sie so den jungen Leuten auf die Stube laufen." — „Ich bin über vierzig Jahre alt, liebe Mutter," sagte

11. Lusten, W.: „Giebt man einmal die Statthaftigkeit des Motivs (der Transfusion) zu, so ist es aufs vortrefflichste benutzt und die Geschichte entwickelt sich daraus in unendlichen lebensvollen Bewegungen. In Berthold bringt bald der neue Mensch heraus."

Berthold bedeutend. — „Ach lieber Gott," riefen die Mädchen, „wir sind noch älter," und trippelten mit Gelächter davon; wenn sie es recht bedacht, hätten sie lieber weinen mögen, aber sie waren darüber hinaus und längst mehr auf Zerstreuung und Putz, als auf Liebesabenteuer gerichtet.

Nun fragte Berthold nach Anton, seinem Gesundheitsgenossen; aber die Mutter schimpfte heftig auf den Knaben, er habe sich nicht nur recht unbescheiden im Essen und Trinken aufgeführt, sondern auch die Nacht mit Faust im Keller vertrunken, sie habe deswegen schon dem alten Sixt den Kopf gewaschen und dieser habe ihn zur Strafe nach einem armen Dorfe zum Ausmalen der Kirche geschickt. Berthold wagte nicht, seinen Vorschlag laut werden zu lassen, ihn ins Haus an Kindesstatt zu nehmen.

Mit Fingerling hatte Berthold ein ganz anderes Verhältnis; jener glaubte ihm nie genug Dank für den Reichtum abstatten zu können, der durch den Schatz, eigentlich durch seine Anwendung über sie beide gekommen, er suchte Berthold an den Augen abzusehen, was ihm Freude mache. Seine Lebhaftigkeit gab ihm bei seinen weißen Haaren etwas Jugendliches, er war wie ein alter Bedienter immer in einer Art Verschwörung mit Berthold gegen die Mutter. Nie hätte diese zugegeben, daß Berthold so viel Geld für seine Handschriften, alte Waffenstücke und andere Altertümer ausgäbe, wenn sie die Preise gewußt hätte. Aber Fingerling brachte die Sachen ins Haus, als ob sie ihm von Handelsfreunden geschenkt wären, und Frau Hildegard bedauerte nur immer den Raum, den sie einnähmen, nachdem das Haus durch die Erbschaft der Gräfin mit Gerät so dicht vollgestopft wäre. Bertholds Wonne war der Waffensaal, den er mit Fingerling eingerichtet hatte und den dieser nur mit ihm betreten durfte. Da las er ihm vor aus den Heldenbüchern, jeder Hauptheld hatte da seine Rüstung, sein eigen benanntes Schwert und der Rosengarten war eigen künstlich mit gemachten Bäumen und Blumen, welche die natürlichen übertrafen, und mit Bildern von Wachs ausgeführt, so daß er die Mitte des Saals einnahm, und daß die beiden alten Spielkameraden mit den Figuren zusammensetzten, was sich an Hauptbegebenheiten im Buche zutrug. Als Berthold nun mit jedem Tage an Kraft und Gesundheit zunahm, da wurde

31 f. Rosengarten, der große Rosengarten oder der Rosengarten zu Worms; vgl. Nat.-Litt. Bd. 7 S. 144—150.

er an einem Februarsonntage gar unerwartet für Fingerling traurig. Er konnte sich der Thränen nicht erwehren und Fingerling mußte lange in ihn dringen, ehe er ihm die Ursache sagte, endlich sprach er: „Du mußt mich recht verlachen, gutes altes Herz, aber unsre Kriemhilde scheint mir nicht mehr so lebendig wie sonst, und Siegfried wird so steif und unbehilflich in seinem Wesen, daß ich lieber einmal selbst ihn vorstellen möchte. Besonders verdrießlich erscheinen mir aber unsere hölzernen Pferde, kein gutes Haar ist mehr daran; — ich möchte gern einmal selbst reiten, aber die Mutter darf es nicht wissen." — Fingerling wollte ihn zur Ruhe ermahnen, weil sich das nicht so geheim treiben lasse, sonst sei er selbst, obgleich kein schulgerechter, doch ein geübter Reiter auf seinen Reisen geworden. Aber Berthold war nicht von der Sache abzubringen. „Ich kann mich nicht mehr beruhigen, seit ich Kraft in mir fühle," sprach er, „ich möchte, daß mir etwas Ritterliches begegne, wie dem Siegfried, ich thue in Gedanken tausend Streiche in die Luft. Deine Liebe zu mir ist groß, aber du liebtest mich gewiß noch höher, wenn ich erst etwas recht Ritterliches gethan hätte. Ich möchte in Verzweiflung aufschreien, daß mich die Mutter von allem Reiten, Fahren, Ringen, Armbrustschießen, Schlittschuhlaufen, wie es andre gute Gesellen der Stadt treiben, aus Furcht wegen meiner Gesundheit abgehalten hat und ich muß mich totgrämen, nun ich gesund bin, aber des Lebens und seiner Gaben nicht zu brauchen weiß." — Da sah Fingerling, daß die Sache ihm ernstlich ans Herz griff; er versprach alles zu thun, um diese seine Sehnsucht zu befriedigen, schlug ihm auch vor, in einem großen Schafstalle vor der Stadt auf dem Hofe, den Berthold kürzlich gekauft hatte, eine Reitbahn für sie beide einzurichten, auch ein paar gutmütige Pferde zu den ersten Versuchen aus den Ackergespannen auszusuchen. — Da fiel ihm Berthold um den Hals und konnte kaum ruhen, bis die Sache ausgeführt war, ja er schlug vor, gleich nach dem Rathause zu gehen, wo von einem Komödienspiele, worin die Weiblinger sehr ausgezeichnet waren, ein trojanisches hölzernes Pferd stehen geblieben, um Sitz und Haltung vorläufig zu üben. So thaten auch die beiden Freunde, schützten Geschäfte vor und verschlossen sich im Rathaussaale, wo das hölzerne Pferd stand. Fingerling zeigte,

35. üben, W.: „In dem Versuch reiten zu lernen, erscheint er ein wenig zu lächerlich, und man wünscht ihn schneller vergessen zu können."

so gut er es wußte, wie die Zügel und der Steigbügel zum Aufsteigen gefaßt sein wollen, — mit einem Schwunge saß Berthold oben und freute sich der Höhe. „Nun gebt die Sporen, dann geht's fort," rief Fingerling, „aber haltet die Zügel, daß es nicht durchgeht, nicht zu fest und nicht zu wenig." Auch das that Berthold, bemerkte aber plötzlich solche Bewegung in dem Rosse, daß er die Zügel immer stärker anzuhalten für nötig fand, was aber alles nicht half, denn unaufhaltsam stürzte der stolze, von der Sonne ausgetrocknete Holzbau zusammen, Berthold an die Erde und aus dem hohlen Bauche sprang Anton schlaftrunken, sich die Augen reibend, hervor. Fingerling half erschrocken seinem lieben Berthold auf, fragte ihn sorglich, ob er sich Schaden gethan, dieser aber hörte nicht auf ihn, sah Anton verwundert an und sprach: „Ist mir's doch wie ein bedeutsamer Traum, daß du aus meiner verunglückten Ritterfahrt so froh hervorgehst; begegnest du mir vielleicht noch oft? Wie kommst du hieher? Du bist in der kurzen Zeit recht gewachsen?" — Anton antwortete mit der Bitte, seinem Vater nichts zu sagen, er habe sich vom Lande heimlich in die Stadt geschlichen, um sich einmal bei der Ratskellerwirtin, die ihm sehr gnädig, satt zu essen, und da sei er nach Tische im trojanischen Rosse zur Ruhe übergegangen, zugleich dankte er, daß sie ihn erweckt hätten, er müsse noch sechs Meilen bis zum Dorfe zurückgehen. Berthold schenkte ihm etwas auf den Weg und Anton eilte fort. „Wir geben das Reiten auf, nicht wahr?" fragte Fingerling. „Nein," antwortete Berthold, „ich habe gefühlt, daß ich recht dazu geschickt bin, denn die Besonnenheit hat mich keinen Augenblick verlassen; aber dieses Vorfalls werde ich oft noch gedenken müssen."

Schon am andern Morgen hatte Fingerling alles zum Reiten auf dem Vorwerke eingerichtet. Der ehrliche alte Meier war sehr verwundert und erfreut über die Seltsamkeit des Herrn, wußte aber in allem gut zu raten, da er in seiner Jugend ein wackerer Reitersknecht gewesen war, und auch die künstlichen Aufzäumungen und Zügelbewegungen, samt der richtigen Anwendung des Sporns, wie es die Rennpferde verlangen, wohl verstand und sich darüber mitteilen konnte. Als nun der Bürgermeister zuerst an der Leine im Kreise ritt, da meinte er sich unwiderstehlich nach einer Seite niedergezogen, aber er blieb dennoch mutig sitzen. Als er abgestiegen, fand er sich in allen Gliedern seltsam zerschlagen, aber

er ließ sich nichts merken, weder vor dem Freunde, noch vor der Mutter. Besonders unbequem war es ihm in den nächsten Tagen, wo er heimlich anfing zu zweifeln, ob er zu solchen Beschwerden sich gewöhnen werde. Aber der Meier machte ihm mit seinem Lobe immer frische Lust, er rühmte seinen guten Anstand, er werde sicher ein guter Reiter werden. Bald war er seinem Gefährten Fingerling überlegen, auch waren ihm bald die geduldigen Ackerpferde zu gering, die Rennbahn zu enge. Es wurden ein Paar schöne Rennpferde von einem verarmten Ritter gegen einige Stücke Tuch eingetauscht und nun beschlossen, durch ein feierliches Vorbeireiten das Schelten der Mutter zu besänftigen.

Demnach that ihr Fingerling kund, daß an einem Sonntage ein fremder Ritter, der sehr viel kaufe, bei ihnen eintreffe, sie möchte ihm ein Mahl bereiten lassen. Das war alles geordnet und Frau Hildegard nur allein darum ärgerlich, daß ihr Sohn so lange ausbleibe; da sah sie einen stattlichen Rittersmann, in voller Rüstung auf hohem Roß, über den Markt traben und ging ihm feierlich an die Thüre entgegen. Der Ritter ließ sein Pferd kunstreich traversieren, daß sie heimlich den Übermut des Menschengeschlechts bejammerte, auf glattem Pflaster so brotlose Künste zu machen, dann stieg er ab, — sie blickt ihm in den offenen Helm, sie stockt in ihrem Gruß, — es ist ihr lieber Sohn, der Bürgermeister, der ihr um den Hals fällt.

Nun erst erschrak sie über seine Kühnheit, fürchtete, er werde ihr in allen Dingen ausschrammen, nachdem er solche gefährliche Kunst heimlich erlernt habe und suchte ihn mit Scheltworten und Thränen von dieser brotlosen Kunst abzubringen. Aber Berthold hatte das alles vorausgesehen und sprach zu ihr, als er sich an den hochgeschmückten Tisch gesetzt hatte: „Seht Mutter, so ein Mahl habt Ihr mir nie bereiten lassen, wenn ich auch den ganzen Tag zum Besten der Stadt gearbeitet hatte, so ehret Ihr selbst die brotlosen Künste des Ritters und wollet mich gegen etwas warnen, wozu mein Blut mich bestimmte, und woran mich nur Leibesschwäche so lange hinderte. Ich habe bisher vor Euch wie ein umgekehrtes Panzerhemde erscheinen müssen, thatenlos und gedankenvoll, den Stahl innerlich, die Polster äußerlich, meine Welt war die Vorzeit, denn was die Gegenwart brachte, konnte mich nur erschrecken, da ich sie in keiner Art zu bestreiten wußte.“ — „Ach,“ seufzte Frau Hildegard, „gewiß ist der verwünschte Ehrenhalt bei

dir gewesen, den ich so oft mit Geld und Gaben von dir fortgekauft habe.“ — „Der Ehrenhalt?“ fragte Berthold, „weiß ich doch nichts von dem Manne, was bringt er, was will er mit mir, ist er abgesandt von den Kronenwächtern? Seid ruhig Mutter, ich diene ihnen nicht, die Thränen der Mutter, der Tod des Vaters, auch Martins Tod haben mich von ihnen geschieden. Meine Wünsche sind beschränkter, ich will nur als ein guter Bürger gerüstet und wehrhaft gegen Gefahren sein, ich will mich selbst um mein Handelsgeschäft kümmern, denn unser guter Fingerling ist zwar munter, wie ein junger Geselle, aber gar alt; er soll mich in Augsburg mit unsern Handelsfreunden bekannt machen, und darum hindert mich nicht, daß ich mit ihm gen Augsburg reite, wo der ehrwürdige, ritterliche, in allen Künsten versuchte Kaiser Maximilian einen Reichstag ausgeschrieben hat, der alle Handelsleute aus Schwaben zusammenführen wird.“ — Frau Hildegard schlug in Verzweiflung die Hände über den Kopf zusammen und rief zu Gott um Rat, wie sie sich benehmen solle, ob sie den jungen Menschen in solche gefährliche verführerische Stadt hinziehen lassen dürfe? „Die Verführung ist so groß,“ sagte sie, „so ein junger Mensch ist zuthulich und neugierig und wenn die Leute hören, daß er nicht ohne Mittel, da drängen sich alle an ihn, er wird ausgezogen und noch wohl gar verlacht.“ — Da trat Fingerling mit kluger Rede dazwischen, versprach die Fahrt mitzumachen, den Herrn Bürgermeister wie seinen Augapfel zu bewachen, versicherte, die Reise sei notwendig, weil sonst alle Webstühle still ständen und trank auf die glückliche Heimkehr. So war die Erlaubnis zur Reise der sorglichen Mutter über den Kopf weggenommen.

Als die Zeit nahete, verwunderte sie sich, daß sie es erlaubt habe, dennoch sorgte sie fleißig für das Reisegerät und packte außer der Wäsche eine ganze Apotheke und eine halbe Küche in die Mantelsäcke, und konnte immer noch nicht mit ihren Anstalten fertig werden, nachdem schon Maximilian mit seinem prachtvollen Einzuge fertig geworden war. Endlich war der Ritt angeordnet, der Bürgermeister hatte einem Ratmanne die Geschäfte übertragen, der Buchhalter sorgte für das Haus, die Pferde standen bepackt

27. Reise, W.: „Von der Reise nach Augsburg an bis zu dem Brunnenbau ist der Fortgang der Geschichte heiter, schön und durchaus wohlgefällig; es ist ein Feld voll Ebenmaß, wo die Saat gedrängt und gleichmäßig in der Erzählung aufschießt.“

vor dem Hause, dennoch ließ sich Frau Hildegard nicht abhalten, dem Sohne noch einmal alle Warnungen einzuprägen, die sie in der ganzen Zeit gesammelt hatte und zum Schluß suchte sie ihn noch mit der Ahnung zu rühren, als ob sie ihn nicht wieder sähe. Obgleich er diese Ahnung schon so oft gehört hatte, so beschwerte sie doch sein Herz und er ritt die erste Strecke gar nachdenkend in seinem Reisemantel. Endlich wurde es ihm leichter ums Herz, er genoß der ersten Freiheit seines Lebens, und der keusche Frühling blickte mit tausend Blüten, wie mit neugierigen Augen in die geheime Sehnsucht, die ihm seit der Genesung jedes artige Jüngferchen zu einer Apollonia erhob, daß er jede ehrfurchtsvoll, aber oft anblicken mußte. Die Gesundheit hatte das Samenkorn, das bis dahin in ihm wie im Sarge geruhet, schnell zum Keimen gebracht, es sprengte das Steingewölbe, das ihn bisher umgab; er war, er fühlte sich frei und zu etwas bestimmt. Und wie herrlich glänzte ihm das Schwabenland, überall Züge von Reisenden; hier Kaufleute, die neben ihren Frachtwagen einhergingen, dort Landsknechte, die einen Hauptmann suchten; Pilger, die zu dem wunderthätigen Bilde der schönen Maria in Regensburg zogen und Frauen und Männer, wie sie gingen und standen, mit ihrem Gesange fortrissen, denn es war das erste Bild unter den Deutschen, in welchem die geheime Gewalt des Heiligen mit der offenkundigen der Schönheit verbunden war. Hätte Fingerling nicht Einspruch gethan, der gute Berthold wäre mit zu dem Bilde gezogen, aber der lebendige Trieb nach lebendiger Schönheit wuchs in dieser Annäherung.

In reger Geistesthätigkeit, von allem angesprochen, doch ohne sonderbare Reisevorfälle, kamen die beiden Reisenden in die Nähe Augsburgs, hatten schon mit einiger Beklemmung die weite Stadt mit ihren vielen Türmen von einer Anhöhe überschaut, als Kaiser Maximilian bei der Wertachbrücke, der Kurfürst Joachim von Brandenburg auf der einen Seite, auf der andern Markgraf Kasimir, der schöne Verlobte, dessen hoher Braut entgegenritten und dem Bürgermeister den Weg verrannten. Aus dem Gerede der vor-

31. Joachim I. erhielt auf dem Augsburger Reichstage, zu dem er am 9. August eintraf, das Anerbieten, des Kaisers Enkelin Isabella als Gemahlin seines Kurprinzen zu erhalten, wenn er für die Nachfolge Karls stimme; er wirkte dann aber für die französische Partei. — 32. Kasimir hatte sich erst in Augsburg mit dem Kurfürsten ausgesöhnt; am 25. August erfolgte der Einzug von Kasimirs Braut Susanne, der Nichte des Kaisers, am 27. reiste das neuvermählte Paar nach Ansbach ab.

eilenden Menschen, mehr noch aus der Ähnlichkeit mit vielen Holzschnitten erkannte Berthold den Kaiser schon in der Ferne und wurde gezwungen, ihn recht in der Nähe zu betrachten, weil er von der Menge, die nicht weichen wollte, an das Geländer der Wertachbrücke angedrängt wurde. Er freute sich, wie viel milder der Kaiser aus des höchsten Weltkünstlers Hand gekommen, als aus der Hand der Maler; der Kaiser hatte wohl recht, einmal zu sagen, jeder, der eine lange Nase zu pinseln weiß, meint, er habe mein Bild gemacht. Der Kaiser trug über seinem mit Gold eingelegten Panzer einen roten, mit großen Perlen und grünen Edelsteinen gestickten Waffenrock, auf seinem Helme den zweiköpfigen Adler, der in der Krone wie in einem Neste seine Jungen ausbrütete, — ein Zeichen, daß er diesmal die Nachfolge im Reiche für seinen Sohn Karl vermitteln wollte. Er ritt ein ganz weißes Roß mit leibfarbenen Nüstern und Augenwinkeln in goldnem Zaumzeuge, ein Pantherfell seine Satteldecke, das mit schweren, goldnen, betroddelten Gitterbändern um den Leib des Pferdes angezogen war. Der Kurfürst Joachim war dagegen einfach in einen Marderpelz gekleidet, sein Roß war schön, aber etwas scheu, so daß er sich manchmal von der Seite des Kaisers abwandte. Der Bräutigam, Herr Kasimir, ließ sich in einem leibfarbenen, seidenen, mit Hermelin ausgeschlagenen, mit Silber gestickten kurzen Mantel sehen, einen grünen Kranz auf dem Haupte, aber seine Schönheit, seine Freudigkeit war sein bester Kranz, so daß ihm jeder die schöne Braut gönnte, der das unzählige Volk, wogegen alle Hartschierer zu schwach, mit Freudengeschrei entgegenjauchzte, sie recht in der Nähe zu sehen.

Sie war in ihrem Wagen so nahe an Berthold gedrängt, daß er wie einer der Fürsten zu ihrer Begrüßung entgegen geritten schien. Er sah die steigende Röte ihrer Wangen unter dem Kranze von Edelsteinen; das Klopfen ihres Herzens bebte in dem Blumenstrauße, der auf der reichen Silberwoge ihres Busens unterzusinken schien. Berthold hörte deutlich, daß sie nach Herrn Kasimir fragte, den sie bis dahin nur im Bilde gesehen, das auf ihrem Herzen an goldner Kette hing, und Berthold meinte, sie frage ihn, und zeigte nach der andern Seite des Wagens, der

14. Karl, Maximilians Enkel, der spätere Kaiser Karl V.; diese Wahl durchzusetzen war in der That auf dem Augsburger Reichstage von 1518 Maximilians vergebliches Bestreben. Karl selbst wird von Arnim in den Novellen „Isabella von Ägypten“ und „Der Pfalzgraf als Goldwäscher“ eingeführt.

nach beiden Seiten offen, nur oben mit goldnem Teppich gedeckt war. „Auf der andern Seite wartet Seine Hoheit,“ sprach er; er wußte es genau, denn ein Nachbar hatte es ihm kurz vorher erzählt.

„Dank, Dank, Ihre kurfürstliche Liebden,“ sagte die Braut, Fräulein Susanna von Bayern, die ihn für den Kurfürsten Joachim hielt und sich jetzt an der Schönheit Kasimirs weidete, indem sie bescheiden die Augen mit einem Wadel von Pfauenfedern deckte. Der Bräutigam beugte vor ihr ein Knie, nachdem er vom Pferde gestiegen, die Braut reichte ihm den Mund, dann lockte sie der Kaiser auseinander, indem er in den Wagen stieg und ihnen sagte, sie würden einander noch lange genug sehen, auch sprach er: „Nicht wahr, liebe Tochter, wir haben gut gewählt, wir gedenken heut bei euch beiden, daß wir auch einmal jung waren und freiten, und in der Welt wie in einem Baum voll reifer Kirschen gegen die Sonne gedeckt zu sitzen glaubten, aber die Kirschenzeit ist kurz, am Ende beißt man mit stumpfen Zähnen die Kerne auf, die man erst weggeworfen, und die Jahre vergehen wie die Tage, sonst war mir die Sonne zu warm und jetzt zu kalt.“ Er winkte zum Fortfahren und die schöne Braut reichte Berthold die Hand, als einem Verwandten, dem sie sich freute verbunden zu sein. Der Kaiser blickte sie befremdet an und fragte: „Wäre dies wohl einer meiner lieben Vettern aus Bayern, den ich noch nicht kenne?“ — „Ich meine, es sei Herr Joachim, kurfürstliche Gnaden von Brandenburg, unser künftiger lieber Herr Vetter!“ — „Wir irren, liebe Tochter,“ antwortete der Kaiser, „dort reiten Seine Liebden von Brandenburg. Wer seid Ihr, guter Herr?“ fragte er Berthold. Und Berthold antwortete noch freundlicher, von dem Händedruck erwärmt: „Der glücklichste Bürgermeister aus Weiblingen.“ — „Nun, du ehrlicher Schwabe,“ sprach Maximilian, „Gott segne dir den Händedruck meiner schönen Schwestertochter bei deiner Frau.“

In dem Augenblicke bewegte sich der Wagen fort und Berthold versank in ein stummes Nachsehen, nicht allein, weil er gewünscht hätte, der Augenblick möchte immer und ewig währen, sondern auch, weil es ihn recht kränkte, daß er noch keine Frau besitze. Aber kaum waren die sechs Prachtwagen, die dreihundert bayrischen Reiter mit ihren Reisigen und Trabanten vorüber, so riß der unglaubliche Volksstrom den Bürgermeister aus den Ge-

danken und mit sich fort nach dem Felde an der Stadt. Jedermann wollte der Trauung in der Ulrichskirche beiwohnen, nur Berthold wußte nichts von der Ursache dieser Eile und widersetzte sich dem Drange, um Fingerling zu erwarten, der unbemerkt schon früher von ihm fortgetrieben war. Den Fußgängern widerstand er auf seinem starken Rennpferde, aber die Reiter, die nachfolgten, zogen ihn unwiderstehlich dem Thore zu; umsonst lavierte er von einer Seite zur andern, wie ein Schiff, das mit halbem Winde fährt, die Volksmenge trieb ihn fort, wie ein höheres Geschick. Am Thore stieg der Drang aufs höchste, denn die kaiserlichen Trabanten hinderten den Eintritt, damit Julia Peutinger, das geehrte vierzehnjährige Kind des Stadtschreibers, ihre lateinische Rede an der Spitze vieler hundert weißgekleideter Jungfrauen Augsburgs ungestört vor der Braut halten konnte. Kaum war die Rede geendet, das Kind im Wagen der Braut aufgenommen, die vornehmsten Jungfrauen in die nächsten Häuser zur Sicherheit gebracht, während der Brautzug hereinfuhr, so schloß sich das Thor mit vieler Gewalt und die neugierige Menge war wie ein Feind ausgeschlossen. Gleich verbreitete sich der gute Rat unter dieser Menge, ans nächste Thor zu eilen, um dort noch zur Kirche zu gelangen. Da war aber große Eile wegen des Umweges nötig und um so ärger wuchs das Gedränge; Reiter stürzten, Wagen warfen um, niemand kümmerte sich darum, am schlimmsten ward einer Schar der weißbekleideten Jungfrauen mitgespielt, die nicht Zeit gehabt hatten, sich in die Stadt zu flüchten; auf ihren weißen Kleidern war der Schmutz der bespritzten Wagen und stampfenden Rosse deutlicher zu erkennen, als auf den dunkelfarbigen oder bunten Mänteln. Während der Donner des Geschützes von den Wällen die übrige Menge immer wilder nach der Mitte des Festes hintrieb, fand Berthold sich immer lebhafter von Mitleid gegen die Verunglückten hingezogen, die um ihre Hoffnungen betrogen, Schmerz statt Lust eingetauscht hatten; dort hob er einen Gestürzten aufs Pferd, hier half er einem Wagen aus dem Graben heraus, und sah sich dabei nach Fingerling, aber vergebens, um. Bei dieser Geschäftigkeit hatten sich die Leute verlaufen, es wurde ihm tausend Segen gewünscht; aber die

12. **Stadtschreiber**, Konrad Peutinger (1465—1547), angesehener Humanist, bekleidete seit 1497 die wichtige Stellung; seine Tochter Juliane hatte schon als vierjähriges Kind Katser Maximilian mit einer lateinischen Anrede begrüßt, war aber 1518 nicht mehr am Leben.

Trauung war inzwischen vorübergegangen, das bezeichnete der neue Donner des Geschützes von den Wällen, wie ihm einer mit Bedauern sagte.

Verdrießlich, seinen Freund nicht finden zu können, der in seinem Mantelsack alle Empfehlungsbriefe an Handelsfreunde trug, noch verdrießlicher, daß an ein Unterkommen in Wirtshäusern, wie ihm jeder versicherte, jetzt gar nicht zu denken, ließ er sein Pferd langsam den Fußstapfen der Menschen nach dem anderen Thore hin folgen. Schluchzend, weil sie sich einsam glaubte, ging da eine hohe Jungfrau von kräftigem Wuchse, und besah mit Trauern ihr Kleid, an welchem die eine Seite ganz zerrissen und beschmutzt wie eine Trauerfahne erschien. Berthold fühlte sich vom Mitleide hingezogen, er ließ sein Pferd etwas schneller gehen, daß er fast an ihr vorbeigeritten wäre, wenn ihn nicht die schönen blauen Augen festgehalten hätten, die gleich Vergißmeinnicht am Bache ihre äußersten Blätter eintauchten und mit Tropfen füllten, ehe sie ihm, beschämt gesehen zu sein, die langen vierfachen Flechten des dichten, gelbbraunen, sanft gekrausten Haares zugewendet hatte. Jetzt konnte er so recht mit müßiger Lust beschauen die Wölbung des Nackens, die breiten Schultern, die schlanken Hüften, die weißen runden Arme, vielleicht zum erstenmal der Sonne entblößt, während die Hände von ihren Strahlen gebräunt waren, die zierlichen Füße mit hohem Spann, den edlen Gang in der Bewegung aller Falten, die gleichsam von einem edlen Tanze wiederhallten. Noch saß der Kranz von mancherlei Feldblumen freudenstolz auf dem Haupte der Betrübten, deren Angesicht sich in dem Rosenbusch versteckte, welcher die Mitte des keusch geteilten Busens bezeichnete. Da war kein Mangel, kein Überfluß, sondern in dem Ebenmaß ein rechtes Bild menschlicher Zufriedenheit, alles schien an der hohen Jungfrau fest und beweglich zugleich, nirgends Zwang, alles eine schöne Gewohnheit der verhältnisreichen Gestalt. Er hätte so gern ihr Antlitz gesehen und besann sich auf eine Frage, aber er fand keine; so ritt er stumm an ihrer Seite, wendete sich zu ihr und wieder von ihr ab, wie eine Wetterfahne bei streitendem Winde, denn Apollonia fiel ihm ein, aber so blaß wie der Mond am Tage gegen diese neue Sonne seines Lebens. Er

3. sagte, W.: „Die Darstellung bei dem Einzug des Kaisers gleicht hier der Malerei guter altdeutscher Bilder, so fleißig, wahr, sorgfältig ist sie, ohne mühselig zu sein, in allem Einzelnen, dabei so mannigfach und glänzend. Es gehört eine eigne Sicherheit dazu, die Farben hell und ungetrübt in ihrer Pracht spielen zu lassen."

hätte weinen mögen mit ihr und mußte sich freuen, denn alles lebte in ihm mit Freude an der Welt; in solchen Augenblicken der Bestimmung zeigt sich Gott in der Herrlichkeit seiner Welt, wie auf dem Throne, jedem nach seinem Maße. So kam wie eine höhere Gabe ein Zutrauen in Bertholds Seele, daß er mit ernster Stimme zu der Jungfrau sprach: „Ich kann Euch gewiß helfen!“ Sie sah ihn an, schüttelte mit dem Kopfe und sprach mit Schluchzen, das gegen ihren Willen wieder ausbrach: „Kein Mensch kann mir helfen, die Leute haben mir im Gedränge das Kleid zerrissen, was fange ich an, wir haben es zum heutigen Tage geliehen!“ — Bei diesen Worten sah sie von neuem den großen Riß und mußte wieder weinen und jammerte über die Schläge, die sie von der Mutter erhalten würde, obgleich sie keine Schuld bei dem Unfall hätte, es müsse einer im Gedränge mit der Degenschnalle eingehakt sein. — Berthold versprach die Mutter zu besänftigen, er werde ihr den Drang und die Not am Thore berichten. „Ihr kennt sie nicht,“ sagte das Mädchen, „auch hatte sie mir alles voraus gesagt, aber meine Lust, die fürstliche Braut zu sehen, war allzugroß, und daß ich sie gesehen habe, ist mein einziger Trost bei dem Unglück!“ — Und nun erzählte sie von dem Einzuge und schien ihr Unglück etwas zu vergessen, bis sie an Häuser kamen und sie dem Bürgermeister das niedrige Dach ihres Hauses zeigte, da wollte sie in Angst keinen Schritt weiter thun, sondern sich hinter dem steinernen Brunnenbecken verstecken.

Berthold faßte seinen Entschluß, ritt voran nach dem Hause und bat die Jungfrau langsam nachzukommen, indem er sich den Namen der Mutter, welche Frau Zähringer hieß, von ihr sagen ließ. Er klopfte an das Haus und hörte sie im Hause schelten, wer sie schon wieder stören wolle; gleich trat auch eine rüstige Frau heraus, etwas stark, doch ohne davon beschwert zu sein und von Ansehen jugendlicher, als sich bei einer erwachsenen Tochter vermuten ließ. Sie hatte wahrscheinlich am Webstuhle gesessen, denn sie hielt noch ein Schiff in Händen und fragte mit Ungeduld, was Berthold wolle. Das Ansehen, die Stimme noch mehr erinnerten Berthold an etwas Bekanntes, inzwischen achtete er nicht darauf, sondern brachte seine Entschuldigung der langsam sich annähernden Tochter in der Art vor, er sei beim Einzuge auf die Tochter gedrängt worden, und habe ihr ohne bösen Willen mit seinem Sporn das Kleid zerrissen, er biete ihr einen Gulden

zur Sühne und diesen Gulden reichte er ihr zugleich dar. Der Anblick des Geldstücks löschte alle Zornglut der Mutter; sie schalt die Tochter, daß sie sich nicht mehr in acht genommen, sie sagte Berthold, daß er nicht hätte reiten sollen, wenn er sein Pferd nicht zu führen verstehe, endlich versicherte sie aber doch, weil er sie so höflich angesprochen, wolle sie diesmal nicht schmälen, doch sei es zu viel, was er ihr biete, sie wolle das Stück wechseln lassen und ihm das Zuviel herausgeben. — „Vielleicht brauchet Ihr mir nichts wieder zu geben," sprach Berthold darauf, „wenn Ihr eine Bitte von mir erfüllen könntet, mich für heute in Eurem Hause zu beherbergen, die Wirtshäuser sind gefüllt und alle Empfehlungen an Handelsfreunde hat ein Freund von mir bei sich, den ich im Gedränge aus den Augen verloren habe." Die Mutter sah ihn bedenklich an und maß ihn vom Kopf bis zum Fuße. „Ich glaube Euch wohl," sprach sie, „daß Ihr in der Stadt kein Unterkommen finden würdet, waren doch schon gestern alle Herbergen besetzt, aber ich kann Euch nicht ins Herz sehen, was Ihr für einer seid, und in dieser Zeit ist jeder auf seiner Hut; schwärmt viel loses Gesindel umher und wir wohnen hier einsam." — „Liebe Mutter," sagte die Jungfrau, „er meint es gewiß ehrlich, was hätte ihn sonst bewogen, meinen Schaden auf sich zu nehmen." — „Ich habe kein Haus, das sich zum Herbergen für Mann und Roß eignet," sagte die Mutter. — „Im Stall ist wohl noch Platz," sagte die Tochter, „so auch in der Giebelstube." — „Aber wer seid Ihr?" fragte die Mutter. — „Ich bin Berthold, der Bürgermeister aus Weiblingen." — Bei diesen Worten sah die Mutter ihn genauer an, indem sie die Hand gegen die Sonnenblendung richtete, schwieg einige Augenblicke und sprach: „Tretet ein, es sollte nun einmal so sein, seid willkommen, Anna soll für Euer Roß sorgen, ich kann mich schon schützen gegen Euch, wenn Ihr etwas Übles wollt." — Berthold dankte, aber er gab nicht zu, daß die Tochter sein Pferd führte, er selbst führte es, sattelte es ab, hatte noch etwas Futter bei sich und füllte ihm die Krippe. Dann ging er mit dem Felleisen ins Haus, wurde in das reinliche Wohnzimmer geführt, wo zwei Leinenwebstühle standen. Er beschaute in der Verlegenheit die kleinen Bilder an der Wand und fand ein Bild von Weiblingen in deren Mitte befestigt. Die Mutter antwortete nicht auf seine Frage, wie sie zu dem Bilde gekommen, sie schien beschäftigt. Bald rief sie ihn

zum gedeckten Tische, wo ihm die Tochter mit ihren runden Armen, die gleichsam mit weißen Haaren bestäubt waren, einen guten Hirsenbrei auffetzte und eine hölzerne Kanne mit Bier dabei hinstellte und ihn zum Essen nötigte, nachdem die Mutter den Segen darüber gesprochen hatte.

Dritte Geschichte.

Der Becher.

Das kleine Mahl war längst verzehrt und noch immer wurde von den Merkwürdigkeiten des Reichstags und von den Festlichkeiten, welche die Vermählung feiern sollten, gesprochen. Die Jungfrau Anna konnte ihre Vorliebe für die ritterlichen Spiele, für das Gesellenstechen, das am andern Tage gegeben werden sollte, nicht verbergen, obgleich sie nie etwas der Art gesehen und ebensowenig von dem Wesen dieser Spiele gehört hatte. Da fühlte sich Berthold recht im Mittelpunkte seiner Kenntnisse, tagelang hatte er an einzelnen kunstreichen Stücken, die von den Stechen erzählt wurden, spekuliert, sie zu zeichnen sich bemüht, auch alle Gesetze und Gewohnheiten der Turniere mit seinem Freunde Rüxner gemeinschaftlich gesammelt; sein Gedächtnis bewahrte ihm jedes berühmte Turnier und die Namen derer, welche Preise gewonnen hatten. Er unterrichtete die Frauen von dem hohen Altertume der Kampfspiele unter den Deutschen, die nicht wie bei andern Völkern der alten Welt als ein müßiges Schauspiel für die größere Menschenzahl, sondern als eine allgemeine Belustigung aller ritterlichen Männer geachtet wurden, bei welcher nur Frauen als Zuschauer zu beachten waren. „Vor allem war das Rennen mit Spießen immerdar hochgeehrt," sagte er, „und der große Kaiser Heinrich der Vogler hat zuerst einen großen Reichsverein darin gestiftet, den Adel gegen Verwilderung zu schützen und ihn dem übrigen Volke als Vorbild aufzustellen. Wer gegen den christlichen Glauben Untreue erwiesen, gegen des Reiches Beste gefrevelt, Frauen entehrt, die Ehe gebrochen hatte, wer meineidig und siegelbrüchig erkannt, wer feldflüchtig erfunden aus Feigheit oder Verrat, wer gemordet, wer Kirchen, Witwen oder Waisen beraubt hatte, wer Wein oder Getreide gegen die Kriegsordnung

zerstört, wer ohne Grund und Kriegsordnung befehdet und Straßenräuberei getrieben hatte, sollte sein Pferd verlieren und auf die Schranken des Turnierplatzes gesetzt werden. Diesen Gesetzen fügte Meister Philippsen, des Kaisers Schreiber, noch zwei hinzu, nämlich, daß auch die ausgeschlossen wären, die sich mit der Kaufmannschaft abgegeben und die ihren Adel nicht mit vier Ahnen beweisen könnten.“ — „Bei uns hätten die Reichen dem Meister Philipp die beiden letzten Gesetze nicht zugegeben,“ meinte Frau Zähringer, „jetzt werden die reichen Fuggers höher geachtet, als tausend adlige Heckenreiter, die hier außen in den Vorstädten den Juden ihre Beute verkaufen.“ — „Meine gute Frau,“ sagte Berthold, „als jene Gesetze angenommen wurden, hatten sie gewiß ihren Grund, der Adel durfte sich nicht in fremdartigen Geschäften zerstreuen, der nahen Reichsfeinde gab's zu viele, auch mußte er sich für ein geschlossenes Ganze im gewissen Sinne halten, sollte er anders der Ehre sich als Opfer bringen. Demnach konnte der Kaiser wohl den Adel verleihen, aber erst die in mehreren Geschlechtern geprüften Abkömmlinge erhielten das volle Recht des Adels. Darauf haben die Zünfte der reichen Städte ähnliche Turniere bei sich eingerichtet und seit Jahren schon sind die großen Turniere der vier deutschen Lande ins Aufschieben gekommen. So wechselt alles gar seltsam, was nicht nach der Zeit sich richten, oder die Zeit überwältigen kann. Statt die andern deutschen Lande, wie sie aufblühten, in gleiche Rechte mit den früher geordneten einzusetzen, statt eines freundlichen Verkehrs und Zusammenhaltens mit den Städten, trennte sich alles in herkömmlichem Stolze. Wir werden noch mehr erleben, bald meinen die Bauern Fürsten zu sein, geben keinem mehr eine freundliche Antwort, man braucht sie nur anzusehen, so gehen einem die groben Knollfinken zu Leibe. Der Bundschuh in der Fahne der Speierschen Bauern im Aufruhr bezeichnete, daß sie ihn so hoch ehrten, wie eines Ritters Stiefel mit dem güldnen Sporn; dieser Aufruhr ist gewiß nicht der letzte gewesen, besonders in den geistlichen Landen, wo die Last doppelt drückt und weltlicher Prunk mit geistlichem zusammen bestritten werden soll.“ — „Ja,“ sagte Frau Zähringer, „wenn ich so einen Bettelmönch aus dem Bistum sehe,

30. Knollfink, plumper, grober Mensch. — Bundschuh, Bauernschuh; für den Aufstand von 1513 wurde dies Zeichen der Bauerntracht nachweislich zuerst als Fahne der empörten Bauern aufgesteckt.

wie er mir mein sauer verdientes Brot abtrotzt, um es nachher für Wein in der Schenke zu verhandeln, da möchte ich ihm mit meinem Bundschuh gern auf die Platte schlagen und mit den Bauern rufen:

Was ist das für ein Wesen?
Vor Mönchen mag keiner genesen."

— „Sonst war alles anders," fuhr Berthold fort, „das strenge, arbeitsame Leben dieser Mönche befriedigte zu Hause alle ihre Bedürfnisse und nur, wenn sie mit geistlichem Troste zu den Leidenden umhergingen, bedurften sie eines geringen Unterhalts, der kaum bemerkt wurde gegen die Fülle höherer Unterhaltung, die ihr Wort verbreitete."

Während dieses Gesprächs war die Tochter, die in der vorigen Nacht arbeitsvoll und erwartungswach nicht zum Schlafe gekommen war, auf ihrer Hand eingeschlummert, dem guten Berthold gegenüber, der mit scheuem Vergnügen auf die von Schlaf und Traum lebhaft bewegte, heftig atmende Jungfrau hinblickte, denn alles war gut an ihr, wie in der Welt nach den Schöpfungstagen. „Daß dem lieben Kinde nur nicht die Hände einschlafen," sagte er endlich in Verlegenheit, „sie liegt damit an der scharfen Kante des Tisches und klemmt ihr Herz ein, es scheint ihr sehr heiß." Die Mutter nahm ein Näpfchen mit Weihwasser, sprengte damit über die Brust des Mädchens, daß diese aufschreckte, und rief dann, daß ihr der Segen wohl bekommen möge nach dem Schlafe. — „Ich habe nicht geschlafen," sagte Anna, „ich hörte noch von dem Stechen und wie der fremde Herr Bürgermeister den Preis und Dank gewonnen hat, wie er ihn mir darreichte und wie ich darüber so glücklich war." — Die Mutter verlachte ihre Einbildung, aber dem Bürgermeister war das Blut glühend heiß in die Stirn getreten; Anna hatte mit dem Traume die vieljährige Sehnsucht seines Herzens zu Worte kommen lassen, der er so lange nur heimlich nachgehängt, weil sie während seiner Schwäche als Wahnsinn erschienen wäre. Er konnte dem innern Drange, dem äußern Rufe zugleich nicht widerstehen, er mußte es wieder bestätigen, daß jeder Mensch, früher oder später, einmal ausrasen muß; er rief, daß er beim heiligen Georg für die edle Jungfrau eine Lanze brechen müsse, der Himmel werde es fügen, daß er den Traum wahr mache, ihr sei der Preis verehrt. Nun bedauerte er, keine seiner Rüstungen mitgebracht zu haben, aber Anna erzählte ihm

von einem Waffenschmied in der Nähe, der immer dergleichen in Vorrat zum Verleihen habe, nur die Mutter warnte ihn, sich in acht zu nehmen, es seien geschickte Stecher in Augsburg. Die Warnung befeuerte seinen Mut, jetzt erst freute er sich, Fingerling aus den Augen verloren zu haben, der hätte ihm Hindernisse in den Weg gelegt; was die Mutter einst dazu sagen würde, brachte er aus dem Kopfe und freute sich nur, wie er für Anna sein Leben an das Ungewohnte setze.

Schnell beurlaubte er sich von Mutter und Tochter und dachte zum Waffenschmied gehend: Für einen Reiter, der mehr auf dem Pferde als auf der Erde, mehr in der Rüstung als im Schlafrock gelebt hat, ist es ein kleiner Dienst, seiner Jungfrau zu Ehren ein Rennen einzugehen, etwa nicht mehr, als wenn ich mich anheischig machte, ihr ein Liederbüchlein schön abzuschreiben! wer aber, wie ich, mehr auf der vierbeinigen Bank oder im Krankenbett, als auf dem Roß und auf der Burg gelagert war, wer, wie ich, kein junger Wagehals mehr ist, wer, wie ich, vieles kennt, was ihm lieb und wichtig ist und eine warnende Mutter stets vor sich sieht, der mag sich dieses Dienstes wegen ehren, er opfert ihm alles, was ihn so lange bethätigte und beengte.

So kam er an zwei Läden, deren einer mit weiblichen reichen Tanzkleidern in Gold und Silber, der andre mit schwarzen eisernen Harnischen angefüllt war, alles zur Wahl für diese Tage, wo Tanz und Stechen mit einander wechselten, in heller Beleuchtung zum Kauf und Leihen ausgestellt. Da sah er sich erst zweifelnd nach beiden um und beide Verkäufer nötigten ihn mit guten Worten einzutreten, indem er bei sich bedachte, welches von beiden, der Frauenschmuck oder die Männerwaffen, mehr Heil und Ehre, mehr Unheil und Schande bereiteten. Er fühlte sich stark genug, beides Heil und Unheil zu ertragen, ging erst in den Laden mit kostbaren Tanzkleidern und wählte eins, das nach seinen Gedanken der schönen Anna besonders gut stehen müsse, ließ es in eine saubre Schachtel einpacken, zahlte und trat dann zu dem Waffenschmied. Der Meister sah ihn seltsam an, daß er zum Stechen eine Rüstung begehre, denn Berthold war wohl von hohem Wuchse, aber in dem Stubensitzen und Kränkeln etwas dünnlich angewachsen, obgleich er jetzt in seiner Art wohl aussah. „Es giebt hier starke Renner, glaube kaum eine Rüstung Euch leihen zu können, die gut schließt,“ sagte der Schmied.

Somit rasselte er unter allem alten Vorrat herum, der an der Seite auf einem Haufen lag und schrie endlich: „Gefunden, ein rechtes Prachtstück, in alter Art mit silbernem Blumenwerk ausgelegt, etwas eingerostet zwar, aber dafür seht Ihr eine Merkwürdigkeit an ihr, die soll einem Hohenstaufen gehört haben, ich tauschte sie von einem Hohenemser Grafen ein, der dafür eine nach neuem Zuschnitt annahm, die fest gegen Büchsenkugeln.“ — Da griff Berthold mit Eifer zu, lieh sie nicht, sondern gab gleich den geforderten Preis, zog sie an, sie paßte und er gelobte heilig, seinen Ahnen keine Schande zu machen.

Rasselnd in der Rüstung, die Schachtel in der Hand, während ein Knabe des Schmieds ihm die Pferderüstung samt dem Speer nachtrug, trat er an die kleine Thür des lieben Häuschens, wo er nicht zu klopfen brauchte, da Anna aufmerksam am geöffneten Fenster seiner geharrt hatte. Er nahm dem Knaben alles ab und trat mit freundlichem Gruße zur Frau Zähringer, die bei hellem Lampenschein an ihrem Webstuhl arbeitete. — „Sollte ich mich doch fast vor Euch fürchten,“ sagte Frau Zähringer, „erst kamet Ihr friedlich, nun in Waffen, aber ich habe die Furcht überstanden, habe oft während des Kriegs mein kleines Haus mit den Waffen schirmen müssen und der selige Mann gab mir manchmal seine Wehr, wenn er zu müde war, hinaus zu treten und nach den Fremden zu fragen.“ — „Ich komme wie ein Kriegsmann, der den Frieden erkaufen möchte,“ sagte Berthold, „seht dieses seltsame Kleid habe ich gekauft, versucht doch Anna, ob es Euch paßt, die, welcher ich es verehren werde, hat gleichen Wuchs mit Euch.“ — „Gewiß Eure Frau?“ fragte Frau Zähringer, nahm ihrer Tochter den gefalteten, hoch stehenden Kragen ab, zog ihr das Jäckchen aus, daß Berthold den schönen vollen Hals und Nacken und die sanften Umrisse des Rückens mit selig staunendem Blicke, wie ein neu entdecktes Paradies in bekannter Gegend umspannte und die Antwort vergaß. „Eure Frau kann mit dem Kleide zufrieden sein,“ sagte Frau Zähringer, „nie sah ich schöneren Silberbrokat, die Rosen sind recht natürlich darin gewirkt und gar köstliche Spitzen im Besatz.“ — „Meine Frau,“ antwortete

5. Hohenstaufen, W.: „Der Dichter hat das Glück oft ein gesammeltes Licht auf die Wahrheit der Darstellungen zu ziehen, z. B. der kleine Zug, daß sich Bertholds Gestalt zu lang und dünn für alle Rüstungen findet, welches seinem Stubensitzen zugeschrieben wird, wo dann die Rüstung seiner Ahnen, die ihm paßt, uns einen Blick in die Zeiten des alten Herrschergeschlechts gewährt.“

Berthold aus dem Traume aufschreckend, „ich habe keine Frau, ich habe nur eine Mutter, der ich es verehren wollte.“ — „Diese Rosen schicken sich nicht für eine alte Frau,“ sagte Frau Zähringer, während sie sich über Anna innerlich freute, die einer Kaiserin gleich mit ernst frohem Angesicht in der ungewohnten Pracht auf und nieder stolzierte, als folge ihr ein ganzer Hofstaat zur Vermählung. — „Es paßt mir gut,“ sagte Anna, „mag es Eurer Mutter ebenso gut sitzen.“ Mit diesen Worten legte sie es wieder ab, wie es ihm schien ohne Neid, denn auch das schönste Kleid war nicht wert, so viele kräftige Schönheit zu verstecken, die sie so wenig erkannte als versteckte, sondern unbekümmert wie bei ihrer täglichen Arbeit im knappen Leibchen sich neben den Geharnischten an den Webstuhl setzte, wo dieser in spielender Freundlichkeit sich anstellte, als ob er auch die Weberei lernen wollte. Dabei erzählte er, wie viele Webstühle er beschäftige, ohne selbst etwas davon zu verstehen, und erkundigte sich nach der Gelegenheit, seinem verlornen Freunde Fingerling am andern Morgen nachzuspüren, dem er die Leitung dieses Geschäfts hauptsächlich danke. Frau Zähringer versprach sich selbst in den Gasthäusern und Herbergen am andern Tage nach ihm umzusehen, denn Anna mochte sie in dem Drange nicht dahin schicken und Berthold möchte sich nicht überall zurechtfinden. Während dieses Berichts nickte Anna mehrmals auf Bertholds Schulter ein, und fiel gleichsam in einem Kuß gegen seine Wange, ohne daß sie es wollte, deswegen trieb Frau Zähringer den Ritter in die Giebelstube, daß alle ihre Ruhe fänden. Welche selige Träume senkten ihren vielfarbig blühenden Mohn über den müden Ritter, auch Anna träumte und die Mutter auch, die lange nicht geträumt hatte.

Früh war er auf, sein Roß tüchtig auszufüttern, das an den vielen Liebkosungen zu merken schien, es solle nach langer Abwesenheit wieder einmal die Rennbahn betreten, den Kopf stolz hob und mit den Vorderfüßen arbeitete, als gehe es schon in den Schranken. Dann ging es in die nahe Kirche zur Frühmesse, mehr in Erinnerung ritterlicher Gewohnheit, als aus Andacht, denn seine Gedanken waren ganz allein auf Anna hin gerichtet und obgleich wohlgemeint, doch nicht heilig zu nennen. Ob er sie heiraten solle, ob sie ihn wolle, ob sie nicht zu jung sei, ob er ihr gleich seine Hand anbiete, ob er prüfend warte, das schwirrte ihm so im Kopfe herum, daß er nicht auf eignen Rat sich ver-

lassen wollte, sondern die Vorsehung anzusprechen beschloß, indem er eine Münze für den Opferstock aus seinem Beutel nahm. Er hatte sich dies als Kind schon in zweifelhaften Fällen angewöhnt; er warf die mit einem Kreuz auf der einen Seite bezeichnete Münze in die Höhe, fing sie in der flachen Hand auf, und war diese heilig bezeichnete Seite oben, so billigte der Himmel seinen Vorsatz. Auch diesmal erhielt er dreimal das Kreuz hinter einander, somit blieb ihm kein Zweifel, daß er um Anna bald anhalten müsse. Er ging mutig heim, waffnete sich und ließ sich von Anna einen Kranz auf die Lanze stecken, dann ritt er von einem gemieteten Knecht begleitet nach dem Weinmarkte, wo die Schranken eingerichtet waren. Die Grieswärtel machten ihm in dem Gedränge Platz und er ritt hinter die Seile, wo seine Waffen von den Turniervögten untersucht und untadelig gefunden wurden. Dann wurde sein Name aufgezeichnet und er in die innern Schranken gelassen. Die Pracht des Anblicks blendete ihn einen Augenblick, nie hatte er einen solchen Haufen geharnischter Reiter, so viele hochgeschmückte Frauen beisammen gesehen. Wie kann ich da siegen, dachte er bescheiden in sich; aber ich kann doch zeigen, daß ich für Anna alles wage, so dachte er weiter. Bald ward unter den Frauen ein stürmisches Bewegen, jede suchte sich höher zu stellen, das Stechen verkündete sich durch ein betäubendes Geschmetter aller Trompeten. Der Kaiser ritt jetzt mit geschlossenem Helme durch die Schranken, machte aber nur eine zierliche Wendung gegen Markgraf Kasimir, der ihm folgte, als ob er sagen wollte, er möchte wohl, aber könne nicht stechen, und reihte sich dann mit allen Fürsten und Herren, die seinem Beispiele folgten, hinter den Schranken der einen Seite. Als nun die Herren das Stechen abgelehnt hatten, so begann das Gesellenstechen, auf ein Zeichen des Ehrenhalts, nach welchem die Seile, welche die Kämpfer zurückgehalten, von den Bahndienern mit scharfem Beil zerhauen wurden. Je sechs und sechs wurden nun immer aufgerufen und ritten gegen einander. Das waren nun meist tüchtige Männer, wie sie das Handwerk bildet, aber nur wenig geschickt und ermäßigt; die meisten gaben mehr auf die Derbheit des Anlaufs, als auf die Richtung und auf die Benutzung der Blöße des Gegners, so daß der Kaiser, der in allem Meister war, oft herzlich über das Ungeschick lachen mußte, wenn gewöhnlich alle zusammenstürzten. Die dritte Reihe berief auch Herrn Berthold in die

Schranken; er empfahl sich dem Himmel und seiner Anna und weil er wirklich sein Pferd sehr gut führte, sein Pferd auch sehr gut eingeritten war, er sich außerdem die Art des Kaisers wohl gemerkt hatte, so zeichnete er sich gleich vor allen aus, die bis dahin erschienen. Es geschah bald seinetwegen Nachfrage unter den Frauen; sein Glück aber erreichte den Gipfel, als ein Fleischer, mit Namen Kugler, in solchem Ungestüm gegen ihn anrannte, daß dessen Spieß abgleitete und der Schwankende ohne große Gewalt von ihm abgeworfen wurde, während er sich unerschüttert hielt und gegen einen zweiten rannte, der schon von einem abgeworfenen Gegner bügellos gemacht war. Auch dieser fiel, und da inzwischen die andern einander heruntergestoßen hatten, so war er der erste, der als Sieger aus einer Reihe blieb und aufgezeichnet wurde. Von seinem Glücke erfüllt, sah und hörte er nicht, was weiter auf der Bahn geschah; sein Geschick war entschieden und er konnte ruhig warten, wenn auch einer noch mehrere niederrannte, einer der Preise mußte ihm werden Am Schlusse des Rennens wurde ihm von der neu vermählten Markgräfin ein silberner Becher, mit silbernen Denkmünzen ausgelegt, als Preis überreicht; sie erkannte ihn wieder, gab ihm die Hand zum Kuß und sprach: „Ei, ei, hätte ich Euch doch nicht angesehen, daß Ihr ein so starker Renner seid!“ Kaum hatte er seinen Dank gesprochen, so trat ihn ein Bote des Kaisers an und nötigte ihn zum Mittagessen. An den Schranken war ihm eine neue Freude bereitet, hier umhalste ihn Fingerling, der in kraft der Empfehlungsschreiben bei Fugger die Nacht geherbergt hatte, ihn ausrufen hörte und nun auf ihn wartete Kaum konnte der gute Alte seinen Jubel mäßigen, daß solche Ehre über Berthold gekommen, zugleich berichtete er ihm, daß ein Bett für ihn im Hause Fuggers bereitet sei und was er für Angst ausgestanden, seit er ihn im Gedränge aus den Augen verloren hatte. Berthold ging mit ihm auf dieses Zimmer, zog dort seine Rüstung aus, erfrischte sich mit Wein, erzählte wie gut er aufgenommen sei, vertraute Fingerling seine Liebe, und bat ihn, mit dem Becher zur schönen Anna zu gehen, ihr zu sagen, daß er nur für sie gewonnen sei, daß er zu alt wäre, um seine Entschlüsse lange aufzuschieben, sie möchte entscheiden; wolle sie ihm geneigt sein, sie möchte den Becher ans Fenster stellen, damit er vorübergehend sein Glück erkenne und in ihr Haus eingehe, oder im Falle sie ihn meide, für immer vorübergehe, sich den Schmerz

und ihr die Verlegenheit zu ersparen. Zwar wollte Fingerling mit allerlei Rat auftreten, daß Rom nicht in einem Tage erbaut, die Welt nicht in einem Tage erschaffen sei, weil Eile mit Weile auch bei Gott und den Weltgeschicken gelte, aber der junge Hohenstaufen sprach aus Berthold mit heftigem, fast befehlendem Drange, und Fingerling unterwarf sich als ein ergebener Schneider. So war diese Herzensangelegenheit zu einer Entscheidung gereift, Berthold fühlte sich leichter, als wäre etwas abgethan, und ging mit einer frohen Zuversicht nach dem Fuggerischen Saale, wo der Kaiser diesmal die großen Tafeln hatte einrichten lassen.

Gleich beim Eintritt, als der Ehrenhalt seinen Namen nannte, begrüßte ihn Marx von Treitssauerwein, des Kaisers Schreiber, in griechischer Sprache, er hatte mit ihm schon längere Zeit über einige Komödien des Menander gebrieft, die damals noch in einem schwäbischen Kloster vorhanden waren, aber bald darauf von einem hypochondrischen Abte verbrannt wurden. Es war ein freundlicher, behaglicher Herr, wohl beleibt und den Freuden der Tafel ergeben, wenn er seine Geschäfte wohl erfüllt zu haben glaubte. Berthold mußte sich zu ihm an den Tisch setzen und sie kamen im Gespräch bald auf den Kaiser; beide liebten und ehrten ihn, aber beide hatten genug deutsche Wahrheit in sich, durch keine Freude an Menschen sich blenden zu lassen, sondern das Menschliche in allem Gegenwärtigen zu erkennen und nur aus der Vergangenheit sich Strahlenbilder fleckenloser Vollendung zum Vorbild dieser Gegenwart aufzustellen. Der kaiserliche Schreiber bedauerte, daß das Schauen von unnützen Prachtzügen, von Jagden und Fischereien dem Kaiser so viel Zeit genommen habe, es würde sonst mehr fürs Wesentliche geschehen. Berthold gab es zu, doch rühmte er es aus seinem Gefühle, wie innig ihn die Nähe des

13. Treitzsauerwein, Marx, des Kaisers Geheimschreiber, hat den vom Kaiser entworfenen allegorisch-historischen Roman Weißkunig 1512 ausgeführt. — 15. Menander, der hervorragendste Dichter der jüngeren attischen Komödie; nur einzelne Verse und Namen seiner Stücke sind uns erhalten. Vgl. Konr. Ferd. Meyers hübsche Novelle „Plautus im Nonnenkloster“. — 21. Gespräch, W.: „Das Politische, besonders im Gespräch mit dem Schreiber des Kaisers, strebt über das Ebenmaß der Erzählung hinaus und ist doch zu dünn und fremdartig; auch führt der Dichter hier manchmal aus dem Bereich der Dichtung heraus zu der urkundlichen Wahrheit, so daß wir nicht wissen, wem wir anhangen sollen. Daß sich die Dichtung an eine bestimmte Zeit und wirkliche Orte anlehnt, an gewissen Begebenheiten aufwächst, dagegen haben wir nichts einzuwenden; was ist sie überhaupt anders als wofür sich diese ausdrücklich ausgiebt? Nicht geschichtliche Wahrheit, sondern eine geahnte Füllung der Lücken in der Geschichte; ein Bild im Rahmen derselben. Jeder Mißbrauch wird verhindert, indem wir uns dieses Verhältnisses immer wohl bewußt bleiben.“

Kaisers bei dem heutigen Spiele mit ihm verbunden habe; wenn die Kaiser so leicht die Ergebenheit der Menschen sich gewinnen könnten, so sei es nicht verlorne Zeit zu schelten, die sie darauf verwendeten. „Vielleicht,“ sagte er, „würde der deutsche Adel sich auch viel eher in die gute Ordnung fügen, wenn der Kaiser seine großen Turniere mehr begünstigte, sie in seiner Gegenwart halten ließe.“ — „Falsch,“ sagte Treitssauerwein, „da es unsre geheime Absicht ist, den Bürgerstand empor zu bringen, so müssen solche Versammlungen des Adels gemieden werden. Ihr kennt wenig unsern Adel, der steht ein paar Jahrhunderte zurück, ich meine den auf dem Lande, der denkt noch an die Kreuzzüge und an die Hohenstaufen, meint niemand über sich als Gott und die Wahrheit, was ist damit bei der jetzigen List und Verruchtheit in allem Verkehr anzufangen. Die Neuerungen, der Landfriede, die ihnen jetzt über den Kopf weggenommen werden, weil sie vereinzelt sind, alles das ginge zum Teufel, wenn die Kerls mit einander zur Sprache kämen. Der Kaiser steht hoch über der Zeit, er hat die Welt kennen gelernt, hat sich wie eine Erdbeerpflanze an zehn Stellen eingewurzelt, in Spanien, Portugal, Ungarn, Böhmen, und das alles, um sich gegen dies unser verwirrtes, übermächtiges deutsches Adelsvolk und die Menge kleiner Fürsten zu sichern; es geht jetzt ins Große, der Adel denkt nur ans Kleine, verachtet den Handel, statt ihn zu nutzen, verachtet das neue Kriegswesen und kann doch mit seiner Art nur bei kleinen Zügen etwas wirken; es möchte noch jeder als Mensch bestehen, während die Geschichte alles zu Nationen zusammenfegt. Was unser Maximilian und wir nicht erleben, das kommt seinem Sohne Karl zu gute, ihm gehört die Welt, die Kirche macht er frei vom Papste, darum möchte der Kaiser ihm schon auf diesem Reichstage das Reich sichern. Die widersprechenden Kräfte müssen sich in Neid aufzehren, die Fortschritte der höchsten Gewalt im Auslande werden auch auf Deutschland einwirken und die stolzen Fürsten, Kirchen- und Stadthäupter, die wir jetzt dem Adel entgegensetzen, werden wie ausgepreßte Zitronen in ihre Winkel geworfen, wenn sie unsre Rache gefühlt haben gegen diese übermütige Mittelgewalt, die den Kaiser kaum wie seinesgleichen achtet.“ — Berthold sah verlegen nach dem Boden und Marx fragte nach der Ursache. „Soll ich's Euch sagen,“ sprach Berthold, „der Kaiser hat immer seine Plane zu weit gemacht, so daß sie nirgends recht passen

wollten, mit aller seiner Tapferkeit und Weisheit ist er in allen Kriegen schlecht bestanden, wie ist er von den Schweizern vernichtet worden. Er kennt zu viel fremde Sprachen und fremde Lande, und hat darüber sein eigenes vergessen; ein Volk mag doch nur von dem glücklich regiert werden, der seine Tugenden und seine Fehler in sich gefühlt hat. Der Kaiser sieht aber nur dessen Fehler; durch seinen Landfrieden hat er alle ritterlichen, bisher geehrten Verhältnisse für Straßenraub erklärt, Volkssitte läßt sich nicht wie ein Wams umschneidern. Der Kaiser meint, wenn der Adel unter sich friedlich lebte, so könnte er ihn um so eher gegen gefürchtete Fürsten aufhetzen, aber die sich erst an ein Zuhausesitzen, wie die Bauern gewöhnt, lassen sich eher von dem brauchen, der ihrem Hause am nächsten, als von dem überall weit entfernten, fremden Kaiser. Der Kaiser will sich ein unabhängiges Heer in den Landsknechten erziehen, daß er der Lehnsfolge entbehren kann, er mag aber wohl bedenken, daß er einen Haufen ohne andres Vaterland, als das, wo es Geld gilt, sich bildet, und daß dieses Heer jedem dienen wird, auch dem Welschen, wenn er sie bezahlt." — „Wird der Kaiser noch Papst," antwortete Treitssauerwein, „so macht er aus den Landsknechten einen geistlichen Ritterorden, giebt ihm liegende Gründe in Deutschland und Italien, wer möchte ihm dann widerstehen; das Papsttum macht er erblich, indem er allen Geistlichen das Heiraten erlaubt, römisches Kaisertum und römisches Papsttum ist dann unauflöslich verbunden, der alte Spuk mit den Hohenstaufen und ihren vermeintlichen Abkömmlingen, die überall und nirgends stecken, sinkt wie die Stunde schlägt."

In diesem Augenblicke wurden sie durch ein Lärmen vor dem Fenster gestört, das Volk schrie und lachte, alle traten an die Fenster. Sie sahen Kunz von Rosen, den Hofnarren des Kaisers, der wie ein Huhn, das Enten ausgebrütet hat, neben dem Brunnen umherlief, in welchem drei Bettelmönche umherschwammen und sich wie gebadete Mäuse heraus arbeiteten. Kunz kam dann heran und erzählte, mit welcher Begierde die Mönche dem Essen zugesehen und auf den Zehen am Rande des Brunnens

7. Landfrieden, es ist die Auffassung von Goethes Götz von Berlichingen. — 19. Papst, Kaiser Maximilian hat wirklich einmal daran gedacht, seine Würde niederzulegen und als Bewerber bei der Papstwahl aufzutreten. — 30. Kunz von der Rosen (Rößlin), lustiger Rat, Günstling und Vertrauter des Kaisers, gest. 1519. A. Grün und G. Freytag haben ihn dichterisch verherrlicht.

gestanden hätten. Er habe sich zu ihnen gestellt und gethan, als ob er das Gleichgewicht verliere, einer habe sich am andern festgehalten, einer den andern hineingeworfen, so geht's den deutschen Fürsten bald auch, damit schloß er. — „Aber wirst du auch Ablaß bekommen?" fragte Marx. — „Den habe ich schon, seht da in der Tasche, auf eine Sünde, die ich mir vorgenommen, den hatte ich eben von ihnen gekauft," antwortete Kunz. „Der eine graue Esel predigte heute, so wie der Pfennig in des Papstes Kiste falle, so müßten bei dem Silberklange die Teufel eine erlöste Seele loslassen. Ich antwortete ihm darauf aus der Menge: Der Papst sei grausam, daß er bei seinem Reichtum nicht alle Tage eine Million in den Kirchenkasten würfe, daß es recht klappere, er könne sie alle Abend wieder heraus nehmen, so hätte er keinen Schaden und die armen Seelen hätten den Nutzen." — Jetzt rief der Kaiser den Kunz ab und dieser that so eilfertig, als ob etwas Wichtiges bevorstehe, warf aber im Vorbeigehen ein prachtvolles Venetianisches Trinkglas vom Kredenztische, das der Augsburger Rat dem Kaiser verehrt hatte. — Die Ratsherren sprangen erschrocken und zornig auf, viele nannten den hohen Preis des Glases, andre suchten die Stücke auf, als ob sie das Glas wieder zusammenleimen wollten, andre baten beim Kaiser, den Narren zu strafen, der sich so ungeschickt durch kluge Leute dränge. Kunz warf sich vor dem Kaiser nieder und fragte ihn, ob wohl einer von diesen, die sich für klug hielten und ihn für einen Narren, so wie er zu ihm durch den Graben geschwommen wäre, ihn zu sehen, ihn zu retten, als er in den Niederlanden gefangen saß. — Maximilian klopfte ihm freundlich die Backen und sagte: „Mit den Narren ist immer am meisten auszurichten in der Welt, darum nimm den Titel für keinen Tadel; ihr Herren beruhigt euch, ich habe das Glas verloren, aber ich will nicht vergessen, daß ihr es mir geschenkt habt. Wäre es von Silber gewesen, da könnten wir die Stücke noch brauchen und doch kostet es so viel, wie das feinste Silber und das Geld kommt unsern Feinden, den Venetianern zu gute." — Bei diesen Worten merkten die Ratsherren, daß Kunz nur ausgeführt hatte, was seinem Herrn durch den Kopf gegangen; sie konnten nichts darauf entgegnen und der Kaiser hob

8. Pfennig, der bekannte, Tetzel nachgesagte Spruch. — 26. gefangen, während Maximilians Haft zu Brügge 1482 suchte Rosen in Verkleidungen und durch listige Anschläge seinen Herrn zu befreien; A. Grün hat diese Bemühungen „des treuen Dieners" in seinem epischen Cyklus „Der letzte Ritter" mit Vorliebe dargestellt.

mit einem Trunk auf das Wohl aller Jungfrauen der Stadt Augsburg die Tafel auf. Diese Gesundheit trank Berthold mit Innigkeit herunter.

Vierte Geschichte.

Die Ringe.

Ehe Berthold sich auf den Weg machte, sein Geschick zu erfahren, trat ihn Treitssauerwein an und flüsterte ihm ins Ohr, er möchte sich bereit halten, am nächsten Morgen mit dem Kaiser zu sprechen, der ihn zu einigen Nachforschungen ausersehen habe. Berthold fragte bestürzt, ob er sich vielleicht vorbereiten könne auf diese Unterredung, wenn er ihm den Gegenstand der kaiserlichen Wißbegierde anzeigte. Der Geheimschreiber meinte, es würde wohl von den versteckten Hohenstaufen die Rede sein, für die unter den Bauern ein Anhang gesammelt werde. Mit diesem Worte entließ er ihn und Berthold ging doppelt angeregt durch die Stadt zu den stillen Vorstadtgassen. Als er sich dem kleinen Hause näherte, das mit Weinreben bezogen, durch kleine Blumengärten vor den Fenstern gegen Neugierde gesichert war, da sah er am Fenster eine seltsame zweifelhafte Erscheinung. Er sah seinen Becher abwechselnd erscheinen und verschwinden! — Lag dieses Glanzspiel in seinen Augen, wallte die Luft von der Sonne erhitzt? Jetzt war er verschwunden und schon wollte er sich traurig zum Stadtthore zurückwenden, da blickte er noch einmal nach dem Hause, wie zum Abschiede und sah den Becher vor dem Fenster. Er nahte sich jetzt schnell und sah, daß Anna mit der Mutter und Fingerling am Fenster stand, daß die Mutter den Becher neckend zurückzog, wenn jene beiden ihn hinausgestellt hatten und seine Sorge löste sich in lebhafte Freude. Er sprang eilig ins Haus, daß ihn keiner bemerkte, und lauschte nun durch die offene Stubenthüre. Die Mutter sagte, Anna sei jung und unbesonnen, sie dürfe nicht gleich dem fremden Manne trauen, keiner wisse, ob er nicht zehn Bräute habe sitzen lassen, dann sei er auch älter wie sie, könne wohl eifersüchtig, böse und herrisch im Hause sein und ihr die Armut vorrücken, weil sie ihm wenig mitbringe, vielleicht wolle er sie nur als eine dienende Krankenwärterin seiner

späteren Jahre sich annehmen. — Aber Anna schwur, keiner könne das glauben, der Berthold einmal recht angesehen habe, sein Antlitz sei von Ehre, Ehrlichkeit, Milde und Frömmigkeit erhöht und geläutert, daß er ihr jugendlicher scheine, als Kugler und andre, die so lange sich um ihre Hand beworben hätten. Sie schwöre bei der heiligen Radiana von Wellenburg in ein Kloster zu gehen, wenn die Mutter diese Vermählung, dies vom Himmel ihr seltsam bescherte Glück, verhindern wolle. Die Mutter antwortete darauf: „Anna, du hast kein geistliches Blut, du bist ein frisches Mädchen, aus deinen Augen blicken freudige Kinder, darum magst du ihn heiraten, wenn du nicht anders willst; aber ich hätte dir einen jungen Mann gegönnt, daß euer überflüssiges Leben mit einander aufgegangen wäre und daß nicht eines dem andern nachtrauern muß.“ — „Du weißt Mutter,“ antwortete Anna, „die jungen Leute haben mich immer mit ihrem Schönthun traurig gemacht, als kämen ihre Worte nur aus böser Lust, als würden sie mich gern verderben, wenn ich es zuließe. Berthold sagt wenig, aber seine Liebe sieht ihm aus den Augen, er hat mich lieber, als sich selbst; ihm könnte ich mein Leben lang gern und treulich als Magd dienen, wenn es mir versagt wäre, seine Frau zu sein.“

Berthold trat jetzt gerührt zu Anna, die etwas zusammenfuhr, weil sie sich belauscht sah, nahm ihre Hand, drückte sie an sein Herz und sprach: „Anna, du hegst so fromme, sanfte Wünsche, du denkst so gut von mir, es ist wahr, was du von meiner Liebe zu dir denkst, wir werden glücklich sein, wenn nur nicht die Verschiedenheit unseres Alters uns so bald zu scheiden drohte. Ach, liebes Kind, daran bin ich jetzt zum erstenmal erinnert, das hat mir noch keiner gesagt, und seit ich gesund worden, fühle ich mich so frisch und lebenslustig, wie damals, als mir das Geschick das erste Liebesglück entrissen.“ — Fingerling, der bisher still geschwiegen, wollte Berthold etwas mitteilen, aber Anna ließ ihn mit den Beteuerungen, daß sie Bertholds Alter nicht wahrnehme, daß ein Traum ihr gesagt habe, sie werde eher sterben als er, nicht zu Worten kommen. Endlich sagte die Mutter: „Es ist eine seltsame Geschichte und es muß wohl der Wille des Himmels sein, daß sich alles so fügen mußte; die Leute werden meinen, ich hätte Euch künstlich in mein Haus gelockt, wie in ein Garn, um mir einen reichen Schwiegersohn zu erwerben. Aber ich will es beweisen, daß ich mich nähren kann und nähren werde künftig,

wie jetzt, von meiner Hände Arbeit." — Als Berthold diese trostreichen Worte vernahm, da zog er von seinem Finger den Ring, den er einst Apollonia zu geben durch die Schrecken und Wonnen des stürmischen Geschicks verhindert worden. „Es ist ein bedeutungsvoller Ring, den ich Euch biete," sagte er, „nur der sollte ich ihn verehren, der ich mich auf ewig verbinden wollte und Ihr erbt ihn von der, die ihn nie empfing, die mir früher entrissen wurde, ehe sie meine Liebe kannte, der ich jahrelang vergeblich nachgeseufzt und die ich in Euch wieder liebe und die mir nach dreißigjähriger treuer Hoffnung sie zu finden, bei Eurem Anblicke in einem Augenblicke verschwunden ist." — „Bin ich es wert," fragte Anna mit niedergeschlagenen Augen, „so lange gehegte Neigung zu verdrängen?" — „Wer kann Unschätzbares messen," sagte Berthold, „giebt's in dieser seligen Fülle meines Herzens eine Kränkung, so ist es nur ein inniges Bedauern, daß ich so lange einer andern denken konnte; nimm den Ring Anna." — Sie nahm den Ring und steckte ihn an ihre Hand, während sie schmeichelnd einen Ring der Mutter vom Finger zog und ihn Berthold überreichte. — Berthold wollte den Ring küssen; als seine Augen darauf verweilten, deckte er mit einer Hand seine Stirne, als ob er sich an etwas erinnert fühle, während er ihn mit der andern dem Fenster näherte. Endlich sprach er, als ob es ihm dämmerte: „Ihn trug die Mutter, sie gab ihn Apollonien, o sprecht, wie kam dies werte Andenken an Euch?" — Jetzt konnte sich Fingerling nicht länger halten, er drängte sich vor und sprach in seiner lebhaften Beweglichkeit: „Warum wolltet Ihr mich nicht hören, ich wollte es Euch zuflüstern, als Ihr eintratet; es ist gewiß seltsam, daß Ihr sie nicht erkannt habt, ich brachte es doch gleich heraus, wie sich Menschen in dreißig Jahren verändern; groß war Apollonia, aber wie ist sie so stark geworden, das kommt von der Arbeit, so nahe war sie uns und wir schrieben an alle Handelsfreunde vergebens." — Berthold sah jetzt Frau Zähringer tief in die Augen und sprach: „Verzeihet mir, ich kann dem guten Manne diesmal nicht glauben, daß Ihr meine Apollonia gewesen." — Frau Zähringer wischte eine leichte Thräne aus den Augen und sprach: „Der alte Name, so lange nicht gehört, wieder einmal von geliebten Lippen ausgesprochen, führt mir die ganze Reihe verlorner Hoffnungen und Wünsche zurück. Seid glücklich mit meiner Anna und habt Ihr mich je geliebt, nun ist nichts ver-

loren. Was macht die grimme Zeit aus dem Menschen, kaum kann ich mich in die alten Tage zurückdenken. Ich habe Euch wohl nicht so geliebt, wie Ihr mich, und wie Ihr es verdient hättet, — Anna ist mehr zärtlich und nachdenklich als ich, ich verliere mich bei jeder Thätigkeit; ich dachte nicht in der Unglücksnacht, daß ich Euch entrissen werden könnte, und doch habe ich mich hier vermählt, als der Vater starb; — ich hatte Euch keine Treue geschworen und ich war hier einsam und verlassen."

Berthold unterdrückte mit einem Kusse jede Entschuldigung, er glaubte sie jetzt in jedem Zuge, in ihrer Stimme wieder zu gewinnen, er fand sich mit dem Geschick des ganzen Hauses jetzt so mannigfaltig verflochten, daß die Freude der Verlobung von der Neugierde, wie es der Mutter ergangen, unterbrochen wurde; im Hintergrunde regte sich das Gefühl, ob er ihr nicht Treue schuldig sei, ob sie seinem Alter nicht angemessener sei, als die Tochter, er fühlte sich zu beiden gezogen, aber den Widerspruch, der darin lag, fühlte er eigentlich noch nicht. Frau Zähringer machte ihn nun zum Vertrauten ihrer unglücklichen Geschichte.

Ihr Vater hatte das kleine Haus, das sie noch bewohnte, unter anderm Namen zum Zufluchtsort gekauft, Kleider und Namen wurden geändert, so entkamen sie aller Nachforschung, aber nicht der steten Angst, verraten zu werden. Alle Anschläge des Vaters, im Handel sein Glück zu begründen, wurden durch die Nichtswürdigkeit eines Vertrauten umgestoßen, der ihm das bei ihm niedergelegte Geld nicht unter seinem jetzigen Namen ausliefern wollte. Sein Stolz mußte sich herablassen, er nährte sich mit Schreibereien, während Apollonia alles zu nutzen wußte, was sie bei den Nonnen in Weberei und andrer wirtschaftlichen Arbeit gelernt hatte. Der Vater sank immer tiefer, denn er übergab sein quälendes Bewußtsein der Zerstreuung im Trunk und vernachlässigte seine Arbeit. Der trunkene Müßiggang führte ihn in das Haus einer bösartigen Witwe, die ihn an sich zog, um Apollonien in ihre Gewalt zu bekommen und sie einem schein-

18. Geschichte, W.: „Die ruhige Beherrschung der Erzählung wird unterbrochen durch die Nachricht von Apollonias früherem Leben; man sieht, daß der Erzähler in diesem Augenblick ungern die große Heerstraße, deren Aussichten sich mannigfaltig erweitern, verläßt, um uns mit dem nebeneinlaufenden Knüppeldamm bekannt zu machen. Apollonias Charakter gehört auch zu denen, wo der Dichter etwas Verschiedenartiges zusammengesetzt zu haben scheint; es wird sich nicht jeder den Raum zwischen der schönen Jungfrau, die uns von der nächtlichen Kirchenscene als eine edle Gestalt mit dem Lamme im Arm in Gedanken schwebt, bis zu dem zankenden Weibe mit einem nicht abzuleugnenden Zuge von Gemeinheit ausfüllen können."

heiligen Sünder zu verkaufen. Die Angst in diesem Verhältnisse, Apollonia von Arbeit erschöpft, vom Vater mißhandelt, von der Nachbarin mit Lug und List gedrängt, hatten alle höheren Wünsche ihres Herzens unterdrückt, sie betete nur, ehrlich durch die Welt zu kommen. Und der Himmel gewährte ihr diesen Wunsch durch einen Landsknecht, der vor dem Hause bettelte, als eben der trunkene Vater mit Schelten heimkehrte. Sie klagte vor sich, wie sie mit dem Vater fertig werden wolle, der Landsknecht bot ihr seine Hand, er wolle ihr schon Ruhe schaffen, er wisse etwas gegen die Trunkenheit, sie möchte ihn nur ins Haus aufnehmen. Sie nahm ihn auf wie einen himmlischen Boten, er setzte sich zum Vater und schüttete ihm etwas in den Wein, den jener noch mit sich brachte, um ja nicht ein Fünklein Bewußtsein übrig zu behalten. Als er das heruntertrank, machte er ein grimmig Gesicht und mochte keinen Tropfen mehr trinken. So wußte auch der Landsknecht jener Frau, die den Vater in ihrer Gewalt hielt, etwas anzuheften, daß der Vater großen Überdruß gegen sie empfand. Nachdem er durch seine Künste das Haus gereinigt hatte, vermählte sich ihm Apollonia, aber nie gab sie ihm den Ring, den sie einst Berthold bestimmt hatte. Der Landsknecht, Zähringer war sein Name, nährte sich und die Frau von vielen kunstreichen Heilmitteln fürs Vieh, auch vom Ratten- und Mäusegift, das er für Geld legte, andere Übel wußte er zu besprechen. Der Vater half ihm dabei, starb aber, noch ehe Anna geboren, nicht ohne Verdacht, die Ratten um Gift betrogen zu haben; ihn quälte ein steter Lebensüberdruß, seit ihm der Wein verleidet worden, ein Durst und eine Begierde, die er nicht befriedigen konnte. Apollonia machte dem Manne Vorwürfe, daß er ihren Vater umgebracht habe mit seinen teuflischen Mitteln, sie drohte ihn anzugeben, wenn er nicht von der schwarzen Kunst ablasse. Er schwieg und ging aus dem Hause und ließ sich seitdem nicht wieder sehen. Sie hatte Anna bald darauf geboren, sie durch ihrer Hände Arbeit auferzogen, bis sie geschickt genug wurde, ihr helfen zu können. Sie schloß mit der Versicherung, indem sie Berthold weinend umarmte, daß es ihr vielleicht unmöglich geworden wäre, ihrer Neigung zu ihm zu entsagen, nun der Zufall ihn ihr so unerwartet zurückgeführt habe, ja unmöglich wäre es ihr geworden, ihre Neigung dem Wunsche ihrer Tochter und seiner Liebe zu ihr aufzuopfern, wenn nicht die Ungewißheit, ob ihr

Mann noch lebe, ihr jede Verbindung untersage, und darum müsse sie die Wege des Himmels preisen, die ihr bis dahin so unverständlich gewesen. — Mit inniger Beklemmung hörte Berthold dieses offene Bekenntnis ihrer Neigung, er fühlte auch für sie ein zärtliches Nachgefühl seiner Jugendsehnsucht, aber er liebte mehr jenes Bild, das er so lange in seinen Gedanken getragen, das ihm viel lebendiger in der Tochter, als in der Mutter selbst wieder begegnete. Die Tochter hingegen zeigte eine seltsame Eifersucht gegen die Mutter; sie stellte sich zwischen beide und sprach kleinlaut, daß sie zurücktreten müsse, weil die Mutter ein älteres Recht zum voraus habe. Die Mutter achtete diese Ziererei ihrer Tochter nicht, sondern gab ihr einen Backenstreich, daß sie sich in die Angelegenheiten ihrer Mutter mische, und legte die Hände Bertholds und Annens zusammen, nahm den bescheidenen Fingerling zum Zeugen und öffnete das Fenster, daß der Himmel ihren Segen über beide höre, wenn sie einander lieb und getreu blieben und ihren Fluch über den, der den andern böslich verlasse; wenn sie noch lebe, wolle sie dem ihr Gürtelmesser ins Herz stoßen. — Die Frauen trugen nämlich zu jener Zeit ein Küchenmesser neben der Geldtasche am Gürtel und sie sprachen gern davon, wie die Männer von ihren Degen. Die beiden Glücklichen hörten nur den Segen, sie glaubten nie des Fluchs zu bedürfen, der Himmel war noch abendklar und sie vergaßen in seliger Beschaulichkeit, daß ihnen noch ein großes Fest bevorstand.

Bald aber erinnerte sie daran der Gruß eines starken Mannes, der sich mit einer Kiste dem Hause nahte und Anna einen guten Abend bot. „Das ist Meister Kugler, der reiche Schlächter,“ sagte sie ärgerlich zu Berthold, „der freit um mich schon seit einem Jahre und ich kann ihn nicht los werden, nun will er uns noch den schönen Abend verderben.“ — „Bei Verlobungen und Hochzeiten kommen immer überlästige Gäste,“ sagte die Mutter, „aber das befehle ich dir, sei nicht hart gegen ihn, niemand meint es besser, wie der; wäre Berthold nicht dazwischen gekommen, du hättest ihn doch heiraten müssen.“ Nun trat der Meister hinkend ein und erzählte, daß er ein schönes Kleid bringe und sich Annens Gesellschaft zum Ball erbitte. — Die Mutter aber dankte ihm freundlich, drückte ihm die Hand, indem sie ihm versicherte, ihre Tochter habe schon einen Begleiter, dieser Begleiter sei Berthold, ein alter Freund von ihr und jetzt der Tochter Ver=

lobter. Kugler starrte Berthold an, der starke Mann mußte sich halten, so überraschte ihn die Nachricht, endlich faßte er sich und sprach: „Herr Berthold, Ihr seid zu meinem Ärger auf die Welt gekommen, erst stecht Ihr mich heute aus dem Sattel und jetzt bei dem Mädchen aus. Beim heiligen Christophel, wenn ich Euch so ansehe, ich kann's nicht glauben, daß ich Euch unterliegen mußte, wovon ich noch am linken Fuße hinke, der Fuß thut mir sehr weh. Nun sagen auch die Leute, Ihr wäret des Kaisers Liebling und aller heidnischen Sprachen Meister. Da sagt mir beim heiligen Christophel, was wollt Ihr mit der großen Dirne noch dazu, die laßt mir. Ihr kriegt überall eine vornehmere und reichere, die in Gelehrsamkeit erzogen ist, ich aber kann keine andere brauchen, als so eine, die ein halbes Rind aufheben und an den Haken hängen kann, wenn ich gerade nicht im Scharrn bin, auch muß sie den Lehrburschen eins verreichen können, wenn sie die Wurst nicht fein hacken." — „Lieber Meister," antwortete Berthold, „unser Ännchen kann mehr als das, wollt Ihr nur ein starkes großes Mädchen, ich schaffe Euch in Weiblingen ein Dutzend zur Auswahl." — „Darauf gebt mir die Hand," antwortete Kugler, „und so will ich mir Annen aus dem Kopf schlagen, aber das Kleid kann sie wohl von mir noch annehmen." — „Das ziehe ich an," sagte die Mutter, um ihn zu versöhnen, „denn für die Tochter hat Berthold schon gesorgt, Ihr führt mich und bildet Euch ein, ich sei Eure Braut." — „Ei Mutter," sprach er, „mache einen rechten Ernst daraus, ich bin dir auch recht gut und in der Wirtschaft bist du noch brauchbarer als Anna, ich werde gar zu sehr betrogen, wenn ich länger allein wirtschafte." — „Nun das hat Zeit," sagte die Mutter Apollonia, „wollen uns darüber noch ein zehn Jahre bedenken, aber zum Tanz gehen wir mit einander, laßt uns nur das Zimmer frei, damit wir uns dazu ankleiden können."

Berthold führte den heiratslustigen Meister in die Laube vor der Hausthüre, übersah so die Straße und sprach, um von dem unbequemen Verhältnisse des Mannes zu Annen abzukommen: „Es ist doch eine herrliche Sache um den Eifer fürs gemeine Wohl, der in Reichsbürgern liegt, auch in den Vergnügungen zeigt es sich; sie lieben das Öffentliche und Gemeinsame und setzen darin ihre Ehre, während die Bürger anderer Städte ihre Feste lieber im engen Hause unter wenigen Verwandten feiern

und keinen Kreuzer für öffentliche Lustbarkeiten zusammensteuern mögen. Und wie sie zur Lust nicht gemeinsam gesellt sind, so trifft auch jedes Unglück den Einzelnen vernichtend, denn jeder fängt mit seiner Dummheit zu leben an und muß auch damit auskommen. Ja ich sage Euch, bis in Kleinigkeiten macht sich eine freie Stadt kenntlich, schon in den herrlichen Glocken tönt's entgegen aus der Ferne, da darf keine gesprungene scharren, dann kommen viele zierliche Gärten und auch im ärmsten ist noch etwas für den Anblick gethan, die Zäune verziert und angestrichen, die Stadtmauern und Thore sind aber vor allem gut erhalten und aus den reinlichen Häusern strecken sich überall die Gewerbszeichen wie Siegesfahnen heraus und die Wirte stehen ruhig und fest in den Thüren, sie wissen, daß sie mit zu regieren haben. Sehe ich nun die vielfachen Waren in den Läden, so erkennt sich gleich die allgemeine Verbindung unter den Städten, der keine Entfernung zu weit ist, das Nützliche und Künstliche gegen gemeine Landeserzeugnisse einzutauschen. Im Einheimischen ist alles kunstreicher, das Brot weißer, die Semmel in allerlei lockenden Gestalten, die Braten kunstreich in der Haut gekerbt, daß Hirsche und Hasen drüber zu laufen scheinen." — „Es giebt nur ein Augsburg," rief Kugler, „wir Augsburger haben den Schelm im Nacken, ich sage Euch, zwölftausend Ochsen schlachten wir jährlich und darunter sind rechte Kerls. Auf unserm Kornhause bewahren wir hundertundeinjährigen Roggen, habe selbst davon kürzlich ein Probebrot gegessen, es ist etwas schwärzer, aber sehr nahrhaft; wir haben einen Tanzsaal erbaut, da können dreihundert Paare schleifen, wir haben einen Knopf auf die Hauptkirche gesetzt, der wiegt dreihundertundneun Pfund. Das Sprichwort sagt: Nürnberger Hand geht durch alle Land, aber nichts geht über Augsburger Geld, das gilt in der neuen Welt. Übrigens wird es mit dem Gelde bald aus sein," fuhr er bedenklich fort, „die reichen Geschlechter kaufen sich außerhalb Güter, wie kleine Königreiche; die alten bleiben nun wohl unter uns, aber die jungen sind schon mehr in Cadix, Lissabon und Antwerpen, als bei uns zu Hause, und hätten unsre Zünfte nicht seit dem Aufruhr im Jahre 1368 die Hälfte der Ratsstellen zu besetzen, so würden wir vielleicht künftig von den Landgütern der reichen Geschlechter, wie Ihr von Stuttgart aus befehligt. Mit dem heimlichen Gerichte hätten sie uns gern untergezwungen, aber wir haben die

heimlichen Boten mehrmals so wacker durchgebläut, daß sie nicht mehr wagen, sich unserem Weichbilde zu nahen. Hört, lieber Berthold, Ihr müßt Euer Wappen in mein Gesellenbuch malen, Ihr sprecht so vernünftig, daß ich Euch recht achte und ehre." — „Recht gern," antwortete Berthold, „aber ich habe kein Wort gesagt, nur wollte ich Euch bemerklich machen, daß die heimlichen Gerichte eine Freiheit und keine Last, Hohe und Niedere durch gleiches unabwendbares Gesetz richten sollten. Dazu bedurfte es des Geheimnisses, damit sich keiner dem entziehen konnte; es wurde gefürchtet und hat doch nicht halb so viel Blut vergossen, als die Halsgerichte jeder Stadt und jedes Fürsten." — „Ich kann es doch nicht leiden," sagte Kugler, „was ich für ehrlich halten soll, das muß öffentlich getrieben werden, schon in den Zünften sind mir zu viele Geheimnisse, ich will alles klar und deutlich."

Inzwischen waren Mutter und Tochter mit ihrem Anzuge fertig geworden und traten mit einer Laterne heraus, um den Weg nach dem Tanzsaale einzuschlagen. Die Mutter erregte diesmal die meiste Verwunderung, besonders bei Kugler, der sie nie recht anzusehen verstanden hatte, oder weil der schöne Anzug überhaupt dem Nachsommer, wegen des kalten Windes, der noch immer drein weht, nützlicher ist, genug sie schien in der Pracht ganz verjüngt, ihre Farbe in der ungewohnten Bewegung lebhaft, ihre Augen glänzten, sie hätte eher für eine ältere Schwester, als für die Mutter gelten können; ihr Anstand war vortrefflich und mit dem Kleide schien sie auch die angewöhnte Härte und Roheit des Ausdrucks abgelegt zu haben. Dem guten Fingerling wurde das bescheidene Los zugeworfen, ein Wächter des Hauses in dieser Nacht zu sein. Er fühlte sich dabei sehr zufrieden, da er sich heimlich auf einen schnellen Ritt nach Weiblingen vorbereitete und ausruhte, der alten Mutter diese Verlobung so gut wie möglich beizubringen, denn er machte es gern allen recht, denen er sich verpflichtet hielt.

Unter großem Drang, den nur Kuglers mächtige Gestalt durchbrechen konnte, kamen sie in den herrlich beleuchteten Tanzsaal, der schon von dem Glanze der Reichen wie ein wogendes Meer blinkte, während die Pfeifer und Trommelschläger durch Bässe und Posaunen verstärkt, mit den Geigen und Trompeten auf den verschiedenen Bühnen wetteiferten, sich trennten und wieder verbanden. Als aber der Kaiser (an seiner Seite Matheus

Lang, der Bischof von Gurk) eintrat, da verbreitete eine Stille allgemeine Ordnung. Die Gesellschaft ging paarweis geordnet an dem Kaiser vorüber und er reichte jeder Frau oder Jungfrau eine duftende Blume aus den Körben, welche seine Edelknaben hertrugen. Anna erhielt von ihm eine Rosenknospe und die Mutter eine stark aufgeblühete Rose. Beide wunderten sich über die frühzeitige Menge aller Blumen, es waren aber künstliche Blumen aus Draht und Seide, denen durch wohlriechende Öle der natürliche Geruch verliehen war. Kunz von Rosen eröffnete dann den großen Reihentanz, indem er mit einem Degen viele künstliche Fechtersprünge machte, um einen freien Raum im Saale zu gewinnen, dabei sang er:

Platz, Platz, uns jungen Gesellen,
Wir wollen zum Tanze uns stellen,
Wer reicht mir den Kranz,
Ich führe den Tanz.
Ich bin ein Geschlechter,
Ein stattlicher Fechter,
Ich kann euch beschützen
Mit Messern und Witzen,
Will einer euch kränken,
Ich will's ihm nicht schenken.
Kann schweben und schwanken
Mit Herz und Gedanken,
Kann treten und springen,
Wie Pfeifen erklingen,
Kann drehen und wenden
Mit drückenden Händen,
Mit klopfendem Herzen,
Mit jauchzenden Scherzen;
Es folgen mir alle
Mit freudigem Schalle,
Schnell spielen die Geigen
Den freudigen Reigen,
Es schwanken die Dielen
Je höher sie spielen,
Es stäubet das Haus,
Da geht es zum Schmaus,
Da geht es zum Wein:
Nun, Liebchen, schenk' ein!

1. Lang, ein geborner Augsburger, wurde 1519 Erzbischof von Salzburg, nachdem er 1500 als Dompropst in Augsburg sich der Simonie verdächtig gemacht hatte. Schon bei Maximilians Vater, Friedrich III., stand er als Rat in hohem Ansehen.

„Das nenn' ich ein Kränzelsingen," rief der begeisterte Kugler und trabte scharf wie ein Gaul, wegen seines hinkenden Beines. Berthold erschrak über sein teuflisches Trampen, aber viele andere machten es nicht besser; der gute Kaiser mochte wohl darüber so lachen, er konnte sich gar nicht beruhigen, setzte sogar des Bischofs große Brillengläser auf, um diese halsbrechende Arbeit recht genau zu betrachten. Als endlich die Männer von Schweiß gebadet, als ob sie Holz gesägt hätten, ihre Schritte hemmten, ließ der Kaiser den reichen Ratsherrn Stutzer zu sich kommen, von dem nachher alle windige Bursche den Namen behalten haben, und machte den Wunsch ihm bekannt, von den jungen Frauen und Mädchen unter sich einen Reihentanz aufführen zu sehen. Die Frauen traten zusammen, Stutzer berichtete, der Vortrag wurde überlegt, wer war nun alt? Bald hätten sich die Frauen darüber verfeindet, aber Kunz sprang hinein, holte die Schönsten paarweis heraus und sagte: „Wer schön ist jung!" Es mochte wohl für Frau Zähringer zeugen, daß sie mit der Tochter zusammen in den Tanzkreis geführt wurde. Nun erfuhr man erst, was es heiße, zierlich zu tanzen, nie hatte ein Augsburger solche Kunst in den Frauen geahnt, was der Kaiser beim ersten Blick aufgefaßt hatte. Die trabenden, tropfenden Männer standen rings, wie verzuckt, denn die lebendigste, mannigfaltigste aller Künste, der Mittelpunkt aller, die lebendige Malerei, Bildnerei, in der nach dem Sinne der Freude und Leidenschaft wechselnde Musikbewegung sich gestaltet, die hochherrliche Tanzkunst war ihnen in dieser freudigen Nacht aufgegangen, keinem aber so schön, wie unserm Berthold, denn seine Anna übertraf alle in der Sicherheit schöner Bewegung! So schön und kräftig war keine gewachsen, das zeigte sich erst hier durch die Anmut ihrer Bewegung, wie die Schönheit eines Bildes durch richtige Beleuchtung. Kaum wagte er mehr aufzublicken, so viel Lob erhielt sie überall, er betete in sich, daß sie keinen dieser Verehrer liebenswürdiger, als ihn, finden möchte, zugleich beseufzte er die vielen Jahre, die er unter den Büchern, ohne Anschauung aller lebenden Herrlichkeit hatte zubringen müssen. Dem Blute Antons dankte er diese Verwandlung, er wollte es gerne nicht vergessen und doch mochte er nicht gerne daran denken, es war ihm, als ob jener dadurch auch ein Recht an seine Braut gewinne, das er niemand gönnte. Sonst war er nicht eifersüchtig, vielmehr freute er sich über den Ratmann Stutzer, der gegen die

schöne Anna so viele artige Dienerlein machte, daß es wie ein Kinderspiel aussah. Dieser Stutzer war ein seltsamer Gesell, er stellte sich viel schlimmer an, als er war und hätte gern aller Welt Liebeshändel einzubilden gewünscht, die er weder haben mochte, noch hätte bestreiten können. Er sprach bald Frau Zähringer ins Ohr, bald Anna und dann sprach er wieder halb laut vor sich, wenn er von ihnen fern, und verwünschte das Mädchen, es habe ihm ein Liebes angethan, und es könne doch nichts daraus werden, da er schon zu viel Liebschaften habe. Darum machte er Annen aus der Ferne ein ganz saures Gesicht, als ob er in ein Essigfaß gerochen und schwänzelte dann wieder freundlich zu ihr, weil eben ein anderer mit ihr sprechen wollte.

Dem allen sah Berthold mit einem Gefühle der vollkommensten Sicherheit zu und ging unbekümmert in einem Gespräche mit Kunz, der sich durch Treitssauerwein mit ihm hatte bekannt machen lassen, durch die Nebenzimmer umher. Er war verwundert üben den seltsamen Mann, der neben seinen Possen den tiefsten Ernst in sich zu beherbergen vermochte. Unter den gelehrten Gesprächen über die griechische Litteratur hatte ihn Kunz unbemerkt durch alle Zimmer des Hauses bis unter den Haufen geführt, der vor dem Hause unter manchem rohen Gespäß dem Feste zuzusehen strebte, aber immer wieder von kaiserlichen Hartschierern und Trabanten zurückgeworfen wurde. Verwundert fragte endlich Berthold, wohin er ihn führe und ob er ihn auch anführen wolle? — „Nein," sagte Kunz, „aber ich habe mit Euch etwas vor, es ist mit Treitssauerwein verabredet, ich konnte es besser ausführen, weil niemand hinter meinen seltsamen Gängen und Sprüngen etwas Ernsthaftes sucht. Die Stimme unseres Volks, die Stimme Gottes, Luther ist hier, der Kardinal kann ihn nicht mit Wortstreit, nicht mit Drohungen dahin bringen, seine Sätze zurückzunehmen, er will ihn jetzt mit heimlicher Gewalt vernichten; ihn lebend oder tot nach Rom zu bringen, hat er Befehl, und bei dem vielen armen und fremden Gesindel könnte ihm dies wohl gelingen. Luther muß fort, aber so unbemerkt, daß es morgen noch niemand weiß, daß keiner den Kaiser als Mitgehilfen seiner Flucht denken kann. Niemand wird Euch diese Kühnheit zutrauen, Euch habe ich ausersehen, diese schnelle Flucht möglich zu machen, da Ihr vor dem

29. Kardinal, Thomas de Vio von Gaeta (Cajetan).

Thore wohnt und ein Pferd besitzt. Entscheidet Euch schnell, ob Ihr wollt, denn dort an dem erleuchteten Fenster wohnt Luther, wartet auf Euch; sei Euch der heutige Dank im Turniere ein Vorzeichen, daß der Himmel Euch zu etwas Großem ermutigen wollte." — Berthold schlug in die dargebotene Hand des Kunz und antwortete: „Es sei, habe mich gleich an dem kühnen Mönch erfreut, obgleich nicht viel bei der Sache herauskommen wird; es wäre doch schade, wenn er in welsche Schlingen, wie der Savonarola einginge und sie ihm ein Feuer unter den Füßen anzündeten." — „Warum nicht viel herauskommen?" fragte Kunz verwundert. — „Einmal," antwortete Berthold, „weil er nicht durchdringen kann gegen die Menge, welche ihren Vorteil in der Gelderpressung sucht und dann, weil es kein größeres Übel ist, Geld zur Abstrafung von Gewissenspflichten zu geben, unter dem Namen Ablaß, wie für Verletzung bürgerlicher Pflichten. Was hilft's, den Ablaß abzuschaffen, wenn die Fürsten und Städte zum Besten der Reichen alle Strafen mit Geld abkaufen lassen? Da das Bekenntnis und die Zahlung des Gelds freiwillig ist, so sind sie als Zeichen der Reue recht gut, denn das Landvolk besonders möchte lieber zehn Jahr im Sack und in der Asche büßen, als einen Kreuzer Bußgeld dafür ausgeben, und Thränen, die geben sie gar leichtsinnig aus." — „Aber das Geld geht nach Rom und kehrt nicht wieder nach Deutschland," sagte Kunz, „und die schrecklichen Lehren der Ablaßkrämer verderben die Menschen." — „Die Lehren sind schon längst bei uns verlacht," sagte Berthold, „unsere Leute sind darüber hinaus, was aber die Geldverschleppung nach Rom betrifft, freilich, es wäre besser, Kaiser und Reich duldeten sie nicht, statt daß jetzt ein armer Mönch dies für sie durchfechten muß. Das Ablaßgeld könnten wir gut brauchen zur Führung der schweren Reichskriege, die wir mit unsern Sünden wohl verschuldet haben." — „Freilich," sagte Kunz, „es ist verkehrte Zeit, das Volk weiß mehr von Gottes Wort als die Geistlichen, und ein Mönch muß für einen mächtigen Kaiser und seine Fürsten das Wort führen!"

Unter diesen Gesprächen waren sie in Luthers Zimmer getreten, der von einer ernsten Unterredung mit zweien Männern, die mit ihm das Zimmer durchschritten, abbrach und sich zu den Eintretenden wandte. „Dies ist Staupitz, der Generalvikar des

8. Savonarola, vgl. Nat.-Litt. Bd. 155.

Ordens, unter welchem Luther steht, jenes der edle Langemantel, Luthers Beschützer,“ sagte Kunz, „und daß der in der Mitte Luther ist, steht ihm wohl an die Stirn geschrieben.“ — Staupitz bat noch einmal Luthern, er möchte nachgeben, die Zeit sei nicht reif zur bessern Einsicht, aber Luther antwortete ihm, er kenne sich und seine Schüler und sein Werk stehe nicht mehr in seiner Macht und seinem Willen. Dann ging er wieder zu einem Schreibpult und ließ die andern inzwischen mit Kunz und Berthold das Nötige zur Flucht verabreden; er ließ sich gern in den Vorsichten seines äußeren Lebens von Freunden raten.

Kunz wurde weggesandt, um Frau Zähringer und ihre Tochter zu benachrichtigen, daß Berthold zu einem Geschäfte abgerufen, er könne sie nicht heimführen. Kunz ließ noch Mantel und Kappe für Luther zurück. Berthold hörte in einem nahen Zimmer Lautenspiel, und Staupitz sagte, es sei Kurfürst Friedrich bei dem Bilde seiner geliebten Fürstin Amalia von Schwarzburg, einer gebornen Mansfelder Gräfin, zu deren Garten ihn der Hirsch mit goldenem Geweihe geführt hätte. Staupitz öffnete leise die Thür; sie sahen das hellerleuchtete Bild einer weinenden Frau in einem Lustgarten, die einen Hirsch mit goldenem Geweihe streichelt, der Kurfürst war von ihnen abgewandt. Staupitz schloß leise die Thür und sagte: „So fand er sie vor dreißig Jahren. Ihr würdet sie jetzt schwerlich wieder erkennen, aber er liebt sie noch immer in gleicher Verzweiflung, denn mit strengem Ernst hat sie ihn während dieser Jahre zu kühnen Zügen bis Jerusalem gesendet, aber seine Wünsche nie erfüllt, wenn er ihre Aufträge vollbracht hatte; sie glaubt mit ihrer Tugend die Herrschaft über ihn zu verlieren, so stirbt er keusch und kinderlos. Unsern Luther schützt sie, Luther kann sicher sein, so lange ihr Wille dauert. Sie hatte den seltsamen Traum in der Nacht vor dem Tage, als Luther die Theses gegen den Ablaß an das Thor der Schloßkirche zu Wittenberg schlug, ein Mensch stoße mit seiner Feder dem Papst die dreifache Krone vom Haupte und zwar mit einer Feder, die von Wittenberg bis Rom reichte, sie fuhr nach Wittenberg und als sie Luther sah, von dem jedermann in den Tagen sprach, da versicherte sie, er sei es gewesen. Es ließe sich viel von der seltenen Frau sagen, die immer in anderer Welt zu leben scheint, als andere Menschen, und doch auf diese so unerbittlich wirkt. Sie hat gestern geschrieben, der Kaiser werde schwach, der Kaiser

werde sterben, wir sollten für Luthers Sicherheit sorgen." — „Amen," sagte jetzt Luther und legte die Feder nieder, „hier ist mein letztes Wort an den Kardinal und nun stehe ich in Gottes Hand, bin fertig und bereit, wohin ihr mich senden wollt." Langemantel reichte ihm Kunzens Mantel und Kappe und Luther lächelte des seltsamen Staats, wußte ihn kaum anzulegen, dann aber erschien er darin allen bunten Lappen zum Trotz, gleich einem Herrscher mit kühnem Blick. Wie ein Gebirge Ströme nach Osten und Westen sendet, so vereinigte der Mann ein Entgegengesetztes, was sonst nirgend gefunden wird: Demut und Stolz, Bewußtsein seiner Bahn und Hingebung an anderer Rat, helle Verständigkeit und blinden Glauben; noch war das Volk nicht reif, sich solch einem Manne nachzubilden, aber seine Gegner lernten bald so viel von ihm, wie seine Anhänger.

Staupitz und Langemantel nahmen mit Ernst und Rührung von ihm Abschied. Berthold führte Luther herunter. Als Berthold die laute Freude des Festes hörte, stieg ihm wohl ein schwerer Seufzer auf, ob er nicht das nahe Glück seines Lebens an eine Angelegenheit setze, die dem ganzen Deutschland, nur ihm nicht, wichtig scheine, aber er stärkte sich gleich mit seinem ritterlich gegebenen Wort. Die Gassen wurden stiller, die Brunnen geschwätziger, und der scharfe Morgenwind trieb seinen Mutwillen mit den Schlafkammerfenstern, sie waren jetzt am Thor, das in dieser Nacht wegen des Festes geöffnet blieb, sie schritten ohne Aufenthalt hindurch über die Brücke, da hörten sie mit Teilnahme des Wächters Lied:

„So mancher liegt in Nöten
Und liegt in Liebchens Arm,
Er liegt so still und warm,
Der Bruder will ihn töten,
Er träumt vom gold'nen Ringe,
Sieht nicht die blanke Klinge,
Die um das Haupt ihm schwirrt.

So mancher flieht in Sorgen
Und steht in Gottes Hand,
Der ihm den hellen Morgen
Zu seinem Trost gesandt,
Er denkt nur seiner Feinde,
Und kennt nicht seine Freunde,
Die Klugheit ihn verwirrt."

„Bei Gott, das ist Kunzens Stimme," sagte Berthold. — „So fand mein Herz in dem Narren Trost!" antwortete Luther. Als sie in die angelehnte Thüre des kleinen Hauses der Frau Zähringer traten, fand sich Luther, der vorangegangen, von zwei freundlichen Armen umfangen. Luther sprach: „Kein lieberes Ding auf Erden, als Frauenliebe, wem sie zu teil mag werden!" — Da fuhr Anna vor der fremden Stimme erschrocken zurück und Berthold trat zu ihr, freute sich, daß sie schon heimgekommen, erklärte ihr den Irrtum, sagte aber, daß er diesem tapfern geistlichen Herrn den Gruß auf die Reise wohl gönne, zugleich stellte er Anna als Braut vor, und bat um Luthers Segen zur Verlobung. — Luther sprach: „So thut, wie euer Herz begehrt, was ihr in eurem Herzen gelesen habt. Frühes Aufstehen und Freien soll niemand gereuen. Das Weib wird selig durch Kindergebären, wenn sie bleiben im Glauben und in der Liebe und in der Zucht. Der Mann arbeitet sich froh durch die Welt, wenn ein frommes Weib den Schweiß von seiner Stirne trocknet, er wirft seine Sorge auf Gott, thut recht, scheuet niemand, und freut sich an der Welt wie auf den Himmel. Amen, es geschehe!" — Anna dankte unter Thränen, sie blieb mit Luther allein, während Berthold sein Pferd sattelte. „Und Ihr dürft nicht heiraten?" sagte sie mitleidig, „und wißt doch den Ehestand zu rühmen?" — „Freilich," sagte er, „ist es gegen des Papstes Gebot, was die heilige Schrift gebietet: Es soll ein Bischof unsträflich sein, eines Weibes Mann!" — Nun kam Berthold mit dem Rosse vor die Thüre; Luther grüßte freundlich und trat hinaus. — „Euch fehlen ein Paar Stiefel," sagte Berthold, „gern gäbe ich Euch die meinen, aber sie sind Euch zu enge." — „Mein Vater und Großvater," antwortete Luther, „waren arme Bauern, haben oft ohne Strümpfe und Schuhe ihre Rosse zur Schwemme geritten, und so mußte ich auch thun als ein kleiner Knabe. Und naß soll das Roß werden, als ging es in die Schwemme, acht Meilen muß ich zurücklegen, ehe ich sicheres Geleit finde. Habt Dank und lebt

21. nicht heiraten, deutliche Erinnerung an Götzens Unterredung mit Bruder Martin. Nat.-Litt. Bd. 89 S. 124. — 32. acht Meilen, Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation: ‚Luther glaubte, obwohl er sich ein kaiserliches Geleit verschafft, doch selbst vor Gewaltthätigkeit nicht mehr sicher zu sein; er verfaßte noch eine Appellation an den besser zu informierenden Papst; dann entfloh er. Durch eine geheime Pforte, die ihm seine Augsburger Gönner bei Nacht öffnen ließen, auf einem Pferde, das ihm sein Provinzial Staupitz verschafft hatte, in seiner Kutte, ohne Stiefel noch Beinkleider ritt er davon, von einem wegekundigen Ausreiter begleitet, acht große Meilen den ersten Tag."

wohl, ich sende Euch das Roß mit meinem Dank beladen durch sichere Hand zurück."

Es wurde helle, als er forttrabte, und Berthold ging nicht ungeküßt auf sein Zimmer ans Giebelfenster, um ihm in die Ferne nachzusehen. Anna blieb noch vor der Thüre, sie wollte den neuen Tag in ihre Freude hineinziehen. Ein lustiger Wind spielte in den Blumenkelchen der beiden kleinen Gärten vor dem Hause, und Anna sang, indem sie ein wenig da aufräumte, was in den beiden Tagen vergessen war:

„Gold'ne Wiegen schwingen
Und die Mücken singen,
Blumen sind die Wiegen,
Kindlein drinnen liegen,
Auf und nieder geht der Wind,
Geht sich warm und geht gelind.

Wie viel Kinder wiegen?
Wie viel soll ich kriegen?
Eins und zwei und dreie
Und ich zähl' aufs neue,
Auf und nieder geht der Wind,
Und ich weine wie ein Kind."

Fünfte Geschichte.

Die Rose.

Berthold mochte noch keine Stunde vom süßen Schlaf umfangen gewesen sein, als ihn ein Lärmen erweckte; es kamen kleine Steine an sein Fenster geflogen und er fürchtete für die Scheiben. Er sprang eilig auf und hoffte Annen vor dem Fenster zu erblicken. Diesmal irrte er; es war Fingerling, der zu Pferde und reisefertig ihm berichtete, er eile nach Weiblingen, mit der Mutter alles zu besprechen und auszugleichen; am Abend habe er sich deswegen gleich schlafen gelegt, als Anna zurückgekehrt, zugleich sagte er ihm, wo er die Briefe wegen der Handelsgeschäfte aufbewahrt habe. Berthold dankte ihm schlaftrunken für alle seine Liebe, hieß die Mutter schön grüßen, und wollte sich wieder ins

Bett legen, als ihm der Befehl des Kaisers einfiel, nach Göggingen zu gehen, wo er ihn sprechen wollte. Gleich bereitete er sich unter stetem Dehnen und Gähnen, denn der vorige Tag hatte ihn übermüdet, öffnete leise die Thüre, stieg herab, ging zur unverschlossenen Hausthüre hinaus und sah beim zufälligen Umblicken die liebe Anna durch das Fenster in ihrem Bette liegen. Er schlich sich in das Zimmer. Hätte sie die Augen geöffnet, kein Kaiser hätte ihn von ihr fortgezogen, denn schon jetzt war er schier entschlossen, die kaiserlichen Aufträge zu vergessen. Aber sie schlief ruhig und fest, und er hing ihr, ohne daß sie es bemerkte, ein kleines silbernes Kettchen über, das er lange getragen, um einen Strauß zu bezahlen, den er vom Bette nahm und der ihm eigentlich wohl gegönnt und bestimmt war.

So erfrischt durch Anblick und Duft trat er seinen Weg freudiger an, erkundigte sich und fand die Straße, fand auch bald Herrn Treitssauerwein, der ihm bedeutsam vertraute, er schreibe an einem Werke, die Thaten und Geschicke seines Herrn Maximilian zusammenzustellen. Nun versicherte er, daß Maximilian während seiner ganzen Regierung auf so wunderbare Art in den bedeutendsten Augenblicken der Unternehmung gehemmt worden sei, daß er diese unendliche Reihe von Zufälligkeiten endlich nur aus einer sehr durchdachten Gegenkraft erklären könne, welche vielleicht jetzt bald ihr Dasein öffentlich gegen ihn oder gegen seinen Stamm kund thun würde, da sie in ihren Verbindungen so allgemein und dringend geworden sei. Es gehe schon lange die Sage von Sprößlingen der Hohenstaufen, die in einem unzugänglichen Schlosse der Zeit warteten, den Kaiserthron zu erstreiten. Dem Kaiser sei selbst einmal, als er sich auf der Gemsenjagd verirrt und verstiegen hatte, ein Schloß erschienen und in den Wolken verschwunden, das gleichsam aus durchsichtigem Glase erbaut zu sein geschienen und eine Krone in die Wolken gestreckt habe. Begierig staunte er das Wunderbild an, suchte sich ihm zu nähern, aber bald umzog ihn die Wolke immer dichter. Dennoch verfolgte er nach seiner Meinung die rechte Richtung; als aber der Wind die Wolken zerstreute, fand er sich in einer noch öderen Gegend wieder, wo er nichts von dem Schlosse wahrnehmen konnte, aber auch keinen Weg, um herabzukommen, denn da, wo er hinaufgestiegen

17. Werke, eben den Weißkunig; vgl. S. 131.

war in der Trübheit der Wolken, da war in der Klarheit kein Herabsteigen möglich. Er hatte sonst die Welt in seinem Reichsapfel spielend in Händen getragen, jetzt trug ihn die Welt spielend in ihrer luftigen Hand und schien zu zweifeln, ob sie ihn dem eigenen Schwindel, oder dem Sturmwinde, oder den wilden Vögeln überlassen sollte, deren Nestern er zu nahe getreten war. Er ließ sich auf die Kniee nieder, um sich im Gebet zu verstecken, wie der Strauß, vom Jäger übereilt, den Kopf unterm Flügel birgt. Da rührte eine Hand an seine Schulter, Gottes Allgegenwart schien ihn sichtlich zu ergreifen; er blickte mit Scheu um und sah einen heiter lächelnden, blonden Lockenkopf, den er für einen Engel hielt. Aber körperlich fest ergriff der Knabe seine Hand und führte ihn mit Anstrengung zu einem schwierigen, doch gefahrlosen, sehr verborgenen Seitenwege, wo weiter keine Gefahr vorauszusehen war. Hier blieb der Knabe und gebot ihm auf demselben, ohne sich aufzuhalten, bis zum Sonnenuntergang fortzugehen, nie wieder zu kehren in diese Gegend, und niemand von seiner Rettung etwas zu sagen, so lieb ihm sein Leben; „denn," sagte er, „ich war geschickt, dich herabzustoßen, aber dein mildes Antlitz machte mich ungehorsam, und ich rettete dein Leben und wage jetzt das meine, wenn ich nicht dein Schwert mitbringe, das mir als Wahrzeichen zu bringen geboten." — Milde reichte der Kaiser dem Knaben das Schwert und sagte ihm, es sei das Schwert Karls des Großen, zugleich bat er ihn um Aufschluß über die Geschichte des Schlosses und der Menschen, die es bewohnten. Aber leichtfüßig, ohne Antwort, war schon der Knabe mit dem Schwerte entschwunden; der Kaiser traf nach mehreren Tagen auf Bergbewohner, die ihn zu den Seinen führten. Er schwieg wirklich, sagte, daß er sein Schwert beim Klettern verloren habe, und ließ heimlich ein gleiches machen. Erst nach mehreren Jahren hat er mich jetzt, wo er sich am Rande seines Lebens fühlt, ins Vertrauen gezogen, nachdem ihm auf andern Wegen die Sage von Abkömmlingen der Hohenstaufen bestätigt worden ist; er fürchtet für seinen Sohn und für die großen Entwürfe seines Lebens. Er wünscht von Euch Nachforschung über die geheimen Führer des Bauernaufruhrs, der im Jahre 1514 um Weiblingen bei

2. möglich, Benutzung der bekannten Geschichte von der Martinswand; vgl. Buch III Geschichte 5, wo Anton denselben Vorgang berichtet. — 34. Sohn, Erzherzog Philipp der Schöne war schon am 25. September 1506 als König von Castilien gestorben; Maximilian konnte nur an seinen Enkel, den spätern Kaiser Karl V. denken.

Beutelsbach, scheinbar wegen Maß und Gewicht, ausbrach, eigentlich aber wohl von der Brüderschaft des armen Konrad, worunter Konradin von Schwaben gemeint, angestiftet worden sei. — Berthold lächelte und meinte: „Ich bin zwar hinfällig in dieser Zeit gewesen, daß ich nur das Notwendigste zur Sicherheit unserer Stadt anordnen konnte, aber soviel ich damals gehört, so hat dieser Konrad nichts mit Konradin zu thun, es war ein Bauernscherz, sie wußten sich keinen Rat, wer sie führen sollte, da keiner gern seinen Hals daran setzen mochte; darum nannten sie ihren unsichtbaren Führer Keinrat, daraus wurde in ihrer Aussprache Konrad. Die Sage bildet gern etwas Zweideutiges in der Geschichte; so wurde auch dieser Name, wie der Orakel der Alten, zweifach ausgelegt.“ — Treitssauerwein antwortete: „Das Nächste täuscht am leichtesten, denn aus Gewohnheit kommen wir darauf, nichts Ungewohntes darin zu vermuten; glaubt mir, am armen Konrad war der Ernst früher, als der Scherz, der ihm zum Deckmantel dienen sollte.“ — Sie hatten sich unterdessen dem Kaiser genähert, der, mit der Armbrust hinter einem Dornbusche versteckt, ihnen Stille zuwinkte, weil seine Hunde ihm einen Hasen eben schußrecht herantrieben. Inzwischen hatten sie beide doch schon dem Hasen zur Warnung gedient, er sprang seitwärts; der Kaiser nahm ohne Zorn den Bolzen von der Armbrust, rief die Hunde und schickte sie mit den Jägern zurück. Der Kaiser sprach: „Nicht wahr, mein lieber Bürgermeister, es steht eigen in der Welt, wenn sie einen Jäger zum Kaiser hat!“ — „Gnädiger Kaiser,“ antwortete Berthold, „ich habe eben vernommen, wie die Gemsenjagd Euch einst auf so seltsame Entdeckung gebracht; demnach möchte auch diese Neigung wohl zu Eurem Besten Euch eingepflanzt sein.“ — „Zu meiner Gesundheit wenigstens,“ sagte Maximilian, „wohl that unser Freund Gelegenheit etwas für uns, aber unser Feind Ungelegenheit machte alle Nachforschungen darüber bisher vergeblich. Wir nahmen's damals nicht ernst genug, wir merken erst jetzt an manchem Widerstande der Kurfürsten, daß sie mehr von der Sache wissen, als wir bei aller offenen Macht und heimlichen Kundschaft. Wir haben Euch erwählt, lieber Bürgermeister, weil Ihr uns durch Marx und Kunz empfohlen

1. Beutelsbach, Stammschloß der Grafen von Württemberg, jetzt Marktflecken; der Bauernaufstand brach in Beutelsbach zuerst aus. Im zweiten Teile tritt der arme Konrad personifiziert als Anführer der Bauern auf.

seid, und keiner auf Euch rät, uns Aufschluß in der Sache zu verschaffen." — Berthold erklärte sich bereit, aus allen Kräften mitzuwirken, und es ging ihm ängstlich im Kopfe herum, ob er nicht dem Kaiser sagen solle, was er durch Martin von dem Schlosse gehört, und wie er selbst zu diesem Geheimnisse gehören möchte; aber Martins Tod schwebte ihm vor, er schwieg. — Der Kaiser fuhr nun fort: „Aber Berthold, wenn nun der Papst in dem Bunde mitwirkte, seid Ihr in der Gewalt des Beichtvaters, oder seid Ihr darüber hinaus?" — „Die Geistlichkeit," antwortete Berthold, „hat überall zu viel Ärgernis gegeben, als daß die Leute sich ihnen auf Gnade oder Ungnade ergeben; was gut thut zu sagen, das wird bei uns gebeichtet, vieles aber verstehen die geistlichen Herren nicht, und es ist ihnen auch mehr um das Beichtgeld, als um die Geheimnisse zu thun." — „Das Geld," sagte der Kaiser, „ist das Blut des Staats, und wie der edle Held Parzival so tiefsinnig wurde beim Anblicke dreier Blutstropfen im Schnee, so wird mir oft beim Anblick eines Kreuzers recht nachdenklich, wie viel Kunst, Thaten, Glück und Weisheit durch solch ein Stücklein gefördert und gelähmt werden können. Wohin hätten wir unsere Fähnlein geführt, wenn es nicht an Geld gefehlt hätte? Darum lasse ich auch nicht den Luther verderben, der das deutsche Geld von Rom abschneiden will, und danke Euch, daß Ihr ihm förderlich gewesen seid, von hier fortzukommen. Doch seht, wir sind unbemerkt von einem Umgange umgeben, also kürzlich gesagt, mein lieber Bürgermeister, es ist mir sowohl um meine Feinde, die Hohenstaufen, zu thun, als auch um meinen Freund, den Knaben, der jetzt schon ein wackerer Jüngling sein mag, ich meine jenen, der mir das Leben rettete, ich möchte ihm lohnen; sucht mir von einem oder dem andern Kunde zu schaffen, ich werde Euch danken." Der Umgang zog

16. Wolframs Parzival VI. Buch, 282:

do er die bluotes zähere sach
uf dem snê, der was al wiz,
dô dahte er . . .
Cundwir âmûrs (seine längst verlassene Gattin) sich mac für wâr
disiu várwe dir gelichen,

Er bleibt nun so in den Anblick dieser Farbenmischung verloren, daß er, ohne es zu merken, angetjostet wird und gleichfalls, ohne selbst es zu wissen, seine Gegner aus dem Sattel hebt. — 21. Geld, Maximilian war in der That sein Lebenlang in Geldverlegenheiten. Luther betonte den deutschen Geldverlust erst später, wohl aber war Hutten bereits früher gegen die römische Geldgier aufgetreten. — 30. Umgang, die Umfahrt um die Kirchen St. Leonhards, des Patrons der Pferde und des Rindviehs, wird noch jetzt im bayrischen Gebirg am St. Leonhardstag geübt.

singend an ihnen vorbei und endete das Gespräch; der Kaiser, Berthold und Treitssauerwein schlossen sich an und zogen zur großen Freude der Bauern mit ihnen nach St. Leonhard in die Kirche; die Bauern meinten, ein so herrlicher Umgang sei nicht gehalten worden, seit Göggingen stehe.

Während der Meßandacht wurde Berthold gestört, indem ein neben ihm Knieender, auf den er noch nicht geblickt, ihm in den Finger biß. Ärgerlich sah er hin und staunte, es war eine Jungfrau, es war Anna, gleich war sein Zorn verschwunden und er fragte heimlich, was sie hergeführt. Sie sagte ihm, daß sie ihm Notwendiges zu erzählen habe. Zum Glück beteten und seufzten die Bauern umher so laut, daß sie ihm leise flüsternd alles erzählen konnte, wie es ergangen. Die Mutter hatte am Morgen das Pferd, den Herrn und auch Fingerling in großer Verwunderung vermißt, da weder Fingerling noch Berthold ihr Vorhaben deutlich gemacht hatten. Da Berthold sie so unerwartet auf dem Ballhause verlassen hatte, so schwankte sie zwischen der Vermutung, Berthold reue seine Verlobung, oder er sei davon durch einen hohen Herrn abgehalten, vielleicht durch den Kaiser selbst, dem noch ein Ruf von Zärtlichkeit, trotz seinem Alter, nachzog. Ihr war gestern durch Kunz bestellt worden, ein höherer Auftrag habe ihn entfernt und er könne sie nicht heimführen. In diesem Zweifel wendete sich erst ihre Härte gegen Anna, die gar nicht begreifen konnte, was ihr fehlte. Sie erfuhr erst diese Sorgen der Mutter durch Kugler, der mit einem Braten als Geschenk sich eingestellt hatte, dem sie sich heimlich vertraute, und der Annen sagte, er reite fort, um in Weiblingen Nachfrage zu halten, ob Berthold etwa auch, wie Fingerling dahin zurückgekehrt sei, doch müsse die Mutter und sie sich gleich entschließen, inzwischen seiner Wirtschaft und seinem Fleischscharrn vorzustehen. Dort hatte Anna durch einen Kunden zufällig gehört, er sei mit dem Kaiser auf der Straße nach Göggingen im Gespräche gesehen worden, sie hatte sich unter einem Vorwande fortgeschlichen, mit ihm zu sprechen, und von ihm Wahrheit zu hören, denn sie konnte nicht leugnen, daß seine Kette, die sie am Morgen gefunden, ihr wie ein schweigendes Abschiedszeichen erschienen wäre. Berthold beruhigte sie, aber ihre Thränen flossen nun um so häufiger, da sie ihrer Sorge befreit war, und die ehrlichen Bauern meinten, es sei Andacht und Buße. Kaum war die Messe geendet, so schlich sich Berthold

mit Annen fort, so schnell, daß weder Kaiser, noch Geheimschreiber seinen Weg bemerkten. Aber noch einen Aufenthalt mußten sie überstehen; der Weg führte sie an Stutzers Gartenhause vorbei, der eben beschäftigt war, Pfeffersäcke in ein Vorratshaus packen zu lassen und dabei sehr emsig die einzelnen ausfallenden Körner auflas, aber die Vorübergehenden nicht weniger fest hielt, ihnen die Pracht seines Landhauses zu zeigen. Dem kleinstädtischen Bürgermeister glaubte er die Augen damit auszuleuchten und Annen für immer unglücklich zu machen, wenn sie nicht ein Gleiches bei Berthold fände. Ein Italiener hatte ihm dies Landhaus nach ganz neuer Art erbaut, die Fassungen der Fenster waren gemalt wie Marmor, alte Götterbilder bedeckten die Flächen im bunten Gemisch mit Heiligen. Berthold erklärte sich ohne Umschweife gegen den malerischen Schein, um fehlende Bauwerke zu ersetzen: „Die Schönheit eines Baues," sagt er, „liegt wie die Schönheit des menschlichen Antlitzes nicht allein in der Berechnung gewisser Verhältnisse, sondern in dem Ausdruck innerer Vortrefflichkeit; die Dauerhaftigkeit und Bequemlichkeit der innern Einrichtung mag sich auch gern äußerlich kennbar machen; die innere Wölbung, die Balkenlage will sich auch äußerlich zeigen. Hier ist alles das gemalt, von einer Seite erscheint es herrlich, von der andern wird die Nichtigkeit um so deutlicher und eine glatte Wand ohne Architektur gäbe wenigstens keinen Ärger." Der gute Stutzer hörte nicht auf die Rede, er sah nur verdrießlich höhnisch ihn an und sagte: „Lieber Herr, entschlagt Euch solchen Gedanken, das hat Pilati aus Florenz gebaut und gemalt." — „Das macht ihm wenig Ehre," sagte Berthold, „da kann ich Euch von unserm Meister Fischer manches Bessere zeigen in meinen Zimmern." — Stutzer wurde innerlich so böse über den stolzen Kleinstädter, führte ihn aber doch ins Haus, dessen weiter Flur von Marmorsäulen mit korinthischem Hauptschmuck glänzte, Faunen und Silenen trugen die Treppe, welche mit einer Weinlaube überzogen war, an der durch die Wärme hinter den geschlossenen Fenstern der Wein schon blühte. — „Prächtig," sagte Berthold, „aber ich wundre mich, wie Ihr hier bestehen könnt." — „Warum?" fragte Stutzer. — „Einmal," meinte Berthold, „könnt Ihr keine ehrliche, deutsche Frau hier einführen, es ist ja ebenso gut, als ob Ihr sie in das öffentliche Männerbad gebracht hättet, und dann, wie gefallt Ihr Euch als Herr im Hause, da Ihr doch nur winzig und dürr seid,

wenn so wohlgenährtes Göttervolk, wie Hunde auf der Treppe vor Eurer Thüre harren muß. Ich ginge in Eurer Stelle unter die türkischen Enten und welschen Hähne, die in Eurem Garten so gemächlich wandeln und picken, statt Euch so übermäßig vornehm bedienen zu lassen.“ — Der eitle, kleine Kerl wußte nichts zu antworten, denn so war ihm noch keiner gekommen; aber die Rede hatte die gute Folge, daß er die beiden nicht länger zwang, seine Pracht zu beschauen, mit seiner Zudringlichkeit gegen Anna hatte er die kleine Züchtigung verdient.

Als sie zum kleinen Hause der Frau Zähringer kamen, waren beide etwas ermüdet; besonders Berthold und Anna fürchteten, weil es schon spät, den Zorn der Mutter wegen ihres Ausbleibens. In solchen Betrachtungen setzten sie sich ein wenig ins Gras des Gartens hinter dem Hause; die Sonne schien betäubend warm, die Blumen dufteten mit ihren betäubenden Kräften und beide nickten neben einander ein; der Geist möchte immer Wunder thun, immer thätig sein, aber der Körper haßt die Wunder und gleicht den einzelnen Menschen mit dem ganzen Geschlechte aus, indem er ihn mit Schlaf oder Krankheit beschwichtigt.

Was Frau Zähringer an diesem Tage ausstand, nun auch die Tochter ausblieb und Kuglers Wirtschaft ganz auf ihr lastete, ist schwer zu sagen, insbesondere als Boten des Kaisers, Treitssauerweins, des Kurfürsten Friedrich kamen und nach Berthold fragten, als ob sie ihrer recht spotten wollten. Endlich kam der Abend, der sie den Geschäften entließ, aber um so tiefer in den einsamen Gram ihres Hauses versenkte, bis auch diesen der Schlaf ablöste.

Die Sterne glänzten schon scharf auf dem blauen Grunde, als Anna erwachte und durch ihre Bewegung den glücklichen Träumer Berthold mit erweckte. Kaum konnten sie es begreifen, daß es natürlich im Wandel der Zeit jetzt Nacht geworden sei; sie machten sich bittre Vorwürfe wegen der Mutter und dachten nach, wie sie dem ausweichen könnten, auch scheute sich Anna vor bösem Ruf, wenn eines der Nachbarn sie mit Berthold im Grase liegen gesehen. Nach vergeblichem Beraten entschlossen sich beide, jedes in sein Zimmer zu gehen und zu thun, als ob nicht geschlafen und nichts versäumt sei; der Morgen werde ihnen der Unruhe ohnehin genug bringen. Anna öffnete die Hausthür mit einem Kunststücke. „Das lernte ich, wenn ich für unsre Kuh auf

Grasung spät ausblieb," sagte sie; dann drückte sie Berthold sanft an sich und drückte ihn von sich, als seine Zärtlichkeit sie zu verraten schien, und ging in das Zimmer der Mutter, wo sie angekleidet in das große Bett schlüpfte, das sie seit dem Davonlaufen des Vaters mit ihr teilte. Die Mutter erwachte nicht, dies erlauschte Berthold, dann ging er leise die Treppe hinauf in seine Giebelstube. Ihm war so heiß, er riß das Fenster auf, öffnete den Wams und fand eine Rose, die ihm Anna unbemerkt hinein geschoben hatte; er konnte das stille Lager im grünen Grasgarten erkennen, das Gras war eingeknickt und erhob sich jetzt, die Worte hüpften ihm im Munde und er sang mit geschlossenen Augen in wehmutsvoller Freude zu den seligen Sternen, die ihm im Herzen aufgegangen waren:

„Ein Stern der Lieb' im Himmelslauf
Die off'ne Brust sanft atmend kühlt,
Der Frühling heiß im Herzen spielt,
Da blüht die erste Rose auf;
Du bist der Stern, dir unbewußt,
Dein Atem kühlet meine Brust,
Du bist der Frühling, der mich wärmt,
Der in des Herzens Blumen schwärmt,
So kühlst du außen, wärmst da innen,
Die Glut verschließt dein keusch Besinnen.

Gern that sich Lust in Bitten kund,
So lebenswarm wie Herzensblut,
Da schloß die Rose mir den Mund
Und thut mir duftend hier so gut,
Ich schwimme in dem Liebesduft,
Unendlich scheint das Blau der Luft;
Die Augen füllt ein süßer Drang,
O Liebestau, in Thränen Dank,
Daß keusche Sterne dürfen scheinen,
Und nur zerdrücktes Gras beweinen."

Sechste Geschichte.

Der Mahlschatz.

Frau Zähringer erwachte, als die liebe Anna eben eingeschlafen war; sie sah die Tochter neben sich, als sie eben über ihre Abwesenheit nachdenken wollte und die Begebenheiten des vorigen Tages gewannen das Ansehen eines Traumes. Sie stand auf und schlich nach dem Zimmer Bertholds herauf, blickte durch das Schlüsselloch und sah, daß er auch ruhig in seinem Bette liege. Da schien es ihr Gewißheit, daß sie sich nur mit einem bösen Traume geplagt habe. Sie ging herunter und schämte sich, weckte die Tochter, die auch keine Lust hatte, von der Geschichte anzufangen, so wenig wie Berthold, der auch zum Frühstück gerufen wurde. Die Leute Kuglers weckten sie aus dieser guten Meinung, sie verlangten von ihr Rat und nun entwickelte sich das Geheimnis. — Berthold erfuhr jetzt erst, daß Kugler ihn in Weiblingen suche, er fürchtete, daß seine Mutter erschrecken möchte und behauptete, daß er nur durch ein eiliges Nachreisen das Ungewitter zerstreuen könne. Frau Zähringer gab ihm recht, und Anna wußte nichts dagegen zu erinnern, doch äußerte sie die Meinung, daß sie ihn gern begleiten möchte. Berthold faßte das auf und suchte der Mutter und Tochter zu beweisen, daß sie nichts in Augsburg hielte, Kuglers Wirtschaft würde dessen Schwester gern führen, die eigne Wirtschaft sei schnell geordnet, die Mutter kenne Weiblingen und selbst wenn sie in seinem Hause nicht zu wohnen Lust hätte, so sei doch ebenso leicht ein eignes Haus für sie zu finden. In Apollonien sprach eine alte Liebe zu dem Orte für den Vorschlag, aber sie ließ sich noch erst recht lange bitten, bis Berthold ihre Einwilligung erzwang. Es wurde ein Fuhrmann aus der Nachbarschaft gemietet, mit großer Hast alle Kleider, Betten und Leinenzeug eingepackt, so daß alles übrige im Hause durch fremde Leute konnte besorgt werden, wenn sie etwa gar nicht wieder an den Ort ihrer Plage und Arbeit zurückkehren wollten. Die Geschäftigkeit unterdrückte Gefühl und Betrachtung; nach einer Stunde, als alles eingepackt, alles besorgt war, als die Pferde schon vor dem Wagen ungeduldig die Erde stampften, da fühlte erst Frau Zähringer, daß die Zeit im Unglück, wie im Glück den Menschen

an den Boden fesselt, sie konnte nur unter heftigen Thränen die armselige Hütte verlassen. Berthold hatte manches Geschäft abgemacht in aller Eile, Herrn Marx und Kunz sich empfohlen, er freute sich recht der Ruhe auf dem Wagen an Annens Seite, ein Tag der Reise macht vertraulicher, als ein Monat andrer Umgang, er freute sich, für Mutter und Tochter allerlei Besorgungen übernehmen zu können. Das Stoßen des Wagens setzte manche Erzählung in Umlauf. Berthold suchte Apollonia mit allem bekannt zu machen, was sich inzwischen in Württemberg verändert habe, wie der Graf Eberhard, der Bärtige, vom Kaiser zum Herzog gemacht sei und wie jetzt Herzog Ulrich gar seltsam regiere. Frau Apollonia erzählte, daß sie ihn in früheren Jahren einmal zu Augsburg gesehen, er sei ein bauchiger, dickköpfiger Herr gewesen, der sich zuweilen aus Hochmut alles Blut ins Gesicht geblasen und gedrängt habe, wie ein welscher Hahn. — „Er war schon in die Acht erklärt," fuhr Berthold fort, „aber der Kardinal Lang machte seine Versöhnung mit dem Kaiser und jetzt wirtschaftet er noch rasender mit seinen Räten, welche nach der Bedingung dieser Versöhnung während sechs Jahren die Landesverwaltung führen sollten; ein paar hat er schon unter nichtigem Vorwande foltern lassen und einen im Kohlenfeuer fast gebraten."

„Gott stehe uns bei," sagte Apollonia. — „Wir können ruhig leben," antwortete Berthold, „aller Zorn des Herrn ist persönlich, es leiden nur die von ihm, die er kennt, die Räte und Herren vom Hofe, seine Frau und Kinder." — „Ist nicht seine Frau, die edle Sabina von Bayern, mit der er so prunkvoll Hochzeit gehalten, ihm entflohen?" fragte Frau Apollonia. — „Freilich," antwortete Berthold, „wie konnte sie länger das qualvolle Leben ertragen, allen Weibern ihres Gefolges stellte er nach. Die schrecklichste Geschichte war wohl, als er der Frau des Hans von Hutten nachtrachtete, die ihm aber als eine ehrliche Frau widerstand. Das kränkte ihn, er stellte sich eifersüchtig wegen eines Ringes, den Hutten von seiner Herzogin erhalten hatte, um ihn seiner Frau für ihre Standhaftigkeit einzuhändigen; er beschied Hutten in den Böblinger Wald, gebot ihm um Leib und Leben sich zu wehren und durchstach ihn, ehe er noch sein Schwert gezogen hatte. Dann

11. Ulrich, aus Hauffs „Lichtenstein" jetzt bekannter als aus Huttens Schriften gegen ihn, deren Anschuldigungen Arnim folgt; 1503 hatte ihn Maximilian vor der Zeit für volljährig erklärt. — 17. Versöhnung, der Tübinger Vertrag von 1514. Auf dem Reichstage in Augsburg 1518 wurden Maßregeln gegen ihn erwogen.

hing er ihn an eine Eiche mit dem Gürtel und machte als Freigraf das Zeichen des heimlichen Gerichts zum Schutz seines sinnlosen Frevels über den Toten." — Die Geschichte veranlaßte ein langes Gespräch über die Eifersucht, in welchem es sich äußerte, daß die Mutter wohl einige Eifersucht gegen die Tochter, die Tochter aber noch viel mehr gegen die Mutter hege und jeden Händedruck, jeden Kuß Bertholds mißgönne. Berthold aber nahm diese Äußerungen wie einen Scherz auf, er war zu bescheiden, sich so heftige Einwirkung auf die Gemüter zuzuschreiben, zu unbekannt mit sich selbst, um zu fühlen, daß diese Eifersucht Annens wohl einen Grund in ihm haben könnte, denn je mehr er Apollonien sprach, je mehr Erinnerungen der frühen Jahre erwachten in ihnen beiden.

Übrigens war es eine schwere Sache, dem Meister Kugler nachzureisen, um die Sorge, die seine Anfrage in Weiblingen verbreiten konnte, durch die Gegenwart des Vermißten zu zerstreuen. Kugler war des Reitens beim Einkauf des Viehs sehr gewöhnt, in seinem Treiben lag immer etwas Rastloses und danach hatte er auch seinen Schecken ausgesucht, der nicht eher vom scharfen Trabe absetzte, bis der Herr ihn hielt. Fingerling war bequemer, sein Pferd geringer und so kam's, daß ihm Kugler vorbeigeritten, ohne daß einer vom andern etwas gemerkt hätte, da Fingerling sein Pferd in einen Wirtsstall gezogen und selbst einem Mittagsschlummer auf der Ofenbank sich ergeben hatte. Er gewann einen solchen Vorsprung, daß Fingerling ihn selbst dann nicht erreichte, als Kugler einen Handel über ein paar Lämmer mit einem Bauer abschloß, die Lämmer über den Sattel band und nun doch etwas langsamer seinen Weg fortsetzte. Als er in Weiblingen angekommen, kümmerte er sich wenig um ein Wirtshaus, sondern ließ sich nach dem Hause des Bürgermeisters weisen, wo er wie ein Würgengel mit den Lämmern trabend eintritt. Die alte Frau Hildegard trat auf den Lärmen an die Stiege, fragte ihn, was er wolle und horchte auf seine Antwort sehr aufmerksam, konnte aber nicht klug daraus werden, so wenig war der Mann zur klaren Erzählung geeignet. Bald fragte er nach Berthold, ob ihm ein Unglück geschehen, bald schimpfte er auf ihn, daß er entwichen sei, bald machte er ihr als Mutter Vorwürfe, daß sie ihn nicht besser gezogen habe, dabei bä'ten die Lämmer und Kuglers Hund zeigte den neugierigen Haushunden knurrend die Zähne. Nachdem diese

Unverständlichkeit etwas gewährt hatte, so glaubte Frau Hildegard ihrem Hausrecht nicht wenig zu vergeben, wenn sie sich von einem Fremden so etwas bitten lasse; sie fing also an, auf Meister Kuglers Pferd zu schimpfen, das ihr den eben gekehrten Thorweg verunreinige, auch auf den Hund, der einen ihrer Lieblinge zu zausen Anstalt machte, zuletzt auf den Meister, der kein vernünftig Wort rede. Meister Kugler schonte auch nicht, weil er sich im Recht glaubte, schon liefen die Leute aus der Schreibstube mit Knütteln herbei, als ein gellendes Jagdhorn durch die Unterhaltung schmetterte. Es war Fingerling, der sich diesen Spaß ausgesonnen hatte, um jeden Widerspruch der Alten mit seinem Jubel über das Geschehene zurückzuweisen und gleichsam die Sache mit Gloria zu verkündigen. Der Lärmen schwieg und Fingerling stieg mit seligem Antlitze von seinem Rosse, als ob er eine Tasche voll Rosinen trüge, verkündete mit sehr abgemessener Sprache, vielleicht wohl gar in Reimen, den Turnierruhm, des Kaisers Gnade, die Verlobung Bertholds. Frau Hildegard schlug beide Hände zusammen, sie meinte den Alten wahnwitzig. Aber noch toller war's, als jene beiden in Streit gerieten, als Kugler von dem Berthold als von einem verlornen Manne sprach, der auch wohl ein Ausreißer sein dürfte. Fingerling behandelte ihn als einen eifersüchtigen Thoren, der dem ein Bein stellen wolle, der ihn aus beiden Sätteln gehoben, und das kränkte Kugler. Die Schreiberherren halfen dem schwächer gestimmten Fingerling durch ihr begleitendes Chor, die Dienstmägde, die Arbeiter drohten in ihrer Art, schon bissen die Hunde auf Kuglers Hund los und alles schien über Kugler herfallen zu wollen, als Berthold, dessen Wagenrollen niemand bei dem Schreien beachtet hatte, mit seinen beiden Reisegenossen mitten unter ihnen stand. Kugler wollte ihm gleich zu Leibe gehen, da sah er die beiden Begleiterinnen und erstarrte in Verlegenheit. Die Mutter wollte Berthold umarmen, da trat sie scheu zurück vor den beiden Frauen, die er ihr zuführte, alles war verlegen oder verwundert, nur nicht Fingerling, der aus seinem Jagdhorne die süßesten Töne herausdrückte, welche auch das Beißen der Hunde in der Art trennten, daß diese mit allen heulenden Tönen ihre musikalische Beistimmung gaben.

Alles zog sich während dieser Kunstgewalt ins Feierliche; Berthold küßte Frau Hildegard die Hand, auch Anna folgte seinem Beispiele; die Mutter begrüßte sie förmlich, worauf Frau Hildegard

alle Zusammengehörigen in ihr Zimmer nötigte. Da geschah in Ordnung die Auseinandersetzung, bei welcher Frau Hildegard sich nicht enthalten konnte, so einige Worte von Verführung junger Leute zu sprechen, und wie sie zwar die Verheiratung des jungen Menschen immer gewünscht, aber sich doch jetzt nicht der Thränen erwehren könne, nun sie so unerwartet, ohne ihre Vermittelung erfolge, daß sie nun nicht mehr über seine Gesundheit im Schlafe wachen könne, nicht mehr ihr Bett neben das seine stellen dürfe. Ihr Argwohn gegen die fremden Frauen, die sie für Abenteurerinnen hielt, welche den Sohn künstlich beschwatzt hätten, verwandelte sich bald in Teilnahme und Rührung, als ihr Apollonia im Verlauf der Erzählung näher bekannt ward, von der sie sonst wie von einem Mädchen gesprochen hatte, zu der ihr Sohn nie aufblicken dürfe, und die nun nach so vielen ausgestandenen Leiden ihren ehemaligen Freund der Tochter abtreten müsse. Ihrem Gefühle nach sollten es sich alle noch überlegen, sie meine, der Sohn müsse Apollonien heiraten, das sei er ihr schuldig, mit ihr komme auch sein Alter überein. Der Vorschlag kränkte Annen und Frau Hildegard hatte Mühe, sie zu trösten, als sie ihr versicherte, daß sie auf dem Vorschlag gar nicht bestehe. Der ehrliche Kugler fühlte sich bei der ganzen Sache am überflüssigsten, dachte deswegen auf eine Artigkeit, sich beliebt zu machen und brachte die beiden Lämmer zum Geschenk, die schön weißgewaschen, wie sie waren, der Frau Hildegard so wohl gefielen, daß sie dieselben aufzuziehen beschloß. — „Wo mag damals in der Schreckensnacht mein Lamm geblieben sein?“ fragte Apollonia. — „Von diesem Lamm stammt eine Herde,“ sagte Berthold, „die sich jährlich auf dem Hofe vor der Stadt vermehrt und die feinste Wolle im ganzen Lande trägt. Lernt mich in meiner Treue gegen Tiere kennen, auf jenen Bäumen brüten jährlich und werden von mir gefüttert die Abkömmlinge der Elster, welche mir diese Baustelle zeigte.“ Das gab Veranlassung, die Fremden umher zu führen, ihnen die Zimmer zu zeigen, die ihnen bestimmt wären. — So endete der Tag und Frau Hildegard freute sich, dem Sohne im Bette wieder wie sonst die Hand reichen zu können und in diesem Gefühle gelobte sie es zur glücklichen Vermählung desselben, die Mutter Maria mit dem heiligen Kinde, die am Hause nur schlecht gemalt, vom Regen ausgelöscht war, wieder auffrischen zu lassen. Der gute Sohn sann aber inzwischen darauf, wie er seiner Mutter

eine stete Gesellschaft lassen könnte und berechnete sich, wie viel Dank er dem alten Fingerling schuldig sei und wie dieser auch so einsam lebe. Da trug er ihr vor, ob sie sich nicht mit dem guten Manne vermählen wolle, im Grunde wären sie doch in Hinsicht aller Wirtschaftsangelegenheiten längst mit einander verbunden; habe sie wegen ihres Schwindels sich sonst schon gegen ihren Willen vermählt, warum wolle sie jetzt nicht ihrem Alter und ihrer Bequemlichkeit dieselbe Gefälligkeit erweisen. Die Mutter wies das zwar von sich, sie sei schon neunzig Jahre, aber der Sohn meinte dennoch durchzudringen, weil sie von ihrer Seite den Plan machte, Apollonien mit Meister Kugler zu verheiraten, wenn ihr entlaufener Mann für verschollen erklärt wäre, so daß ein Tag sie alle in gehörige Verbindungen versetzen könne. Der Mensch denkt und Gott lenkt.

Am Morgen wurde Anna sehr erschreckt, sie konnte sich nicht gleich erinnern, wo sie erwache; das Zimmer erschien in der Morgenhelle anders, als abends in der Lampenerleuchtung. Sie rief die Mutter, aber diese hatte schon Zimmer und Bett verlassen, und erst allmählich besann sie sich auf alles. Sie strählte ihre Haare am Fenster und flocht sie auf, des herrlichen Anblicks über den blumenreichen Garten erfreut und darum weniger eilfertig; das alles sollte nun bald ihr Eigentum sein, in dem Gedanken fühlte sie ein stolzes Glück. Ein sanfter Wind wogte mit Ästen und Gesträuchen und wie er diese einmal stärker niederbeugte, sah sie die Mutter auf einer Gartenbank neben Berthold sitzen, wie er sie herzlich küßte. Sie zitterte, sie wollte nicht glauben, aber der Wind trat immer stärker auf und es war nicht zu zweifeln; nun suchte sie alles auf, Berthold und die Mutter zu entschuldigen, aber nichts wollte die Heftigkeit ihres Zornes erleichtern, als ein Strom von Thränen. Als sie noch weinte und ehe sie sich bezwingen konnte, trat die alte Frau Hildegard an ihrem Stabe ein und ließ durch ein paar Mädchen ein elfenbeinernes Schränkchen auf den Tisch in die Mitte der Stube setzen. Die Mägde gingen fort, die Alte hatte zu schwache Augen, um gleich die Thränen der künftigen Schwiegertochter wahrzunehmen, auch war sie sehr beschäftigt, die Seltsamkeiten des Schränkchens sorgsam auszupacken, so gewann Anna Zeit, sich etwas zu fassen. — „Das Schränkchen," sagte Hildegard, „enthält den Mahlschatz der guten Mutter unseres Bertholds, wie wird sie sich freuen, wenn ein Blick aus

jener Welt ihr gegönnt ist, diese Zeichen ihrer Liebe in Zeichen der Liebe ihres Sohnes verwandelt zu sehen. Ich, die ich viel älter war als sie, sollte das alles noch vor meinem letzten Stündlein erleben." — Anna kannte nichts von dem Geräte, freute sich aber an aller zierlichen Arbeit, während sie ungeduldig nach dem Fenster hinblickte, ob ihre schmerzliche Wahrnehmung sich ihr zu größerem Kummer wiederhole. — Frau Hildegard erklärte ihr nun die Bedeutung jeder einzelnen Gabe des Mahlschatzes. „Der Kranz mit drei Eicheln auf einem Stiele bezeichnet," sagte sie, „die Unschuld, welche bisher unter dem höchsten Schutze der Dreieinigkeit gestanden, ihn überreichst du meinem Berthold am Hochzeittage, wogegen er dir die goldene Kette mit den Rubinen als ein Anerkenntnis deiner Unschuld verehrt. Dies ist das silberne Armgeschmeide, das ihr einander anlegt, als Zeichen, daß eure Hände nicht mehr frei sind. Dies ist der Schaugroschen, den du als Mietsgeld von dem Manne empfängst, ein Zeichen der treuen Dienste, die du ihm und seiner Wirtschaft leisten mußt. Dafür übergiebst du ihm in der Hochzeitnacht dies feine Hemd, das du noch mit seinem Namen sauber zeichnest, und für das Hemde giebt er dir am Morgen diesen aus Silberdraht geflochtenen Gürtel, an welchem eine Geldtasche und ein Küchenmesser hängt, als Zeichen, daß du gegen jedermann das dir anvertraute Gut schützen sollst." — Anna dankte ihr unter Thränen für alle die guten Lehren, sie wolle fleißig und treu wirtschaften, wenn nur Berthold gleiche Treue gegen sie erweise. Das Geheimnis ließ sich der Anfrage Hildegards nicht bergen, und Anna vertraute ihr, was sie eben gesehen und was vielleicht noch geschehe. Hildegard war betroffen, sie sagte, wenn auch jetzt zu diesen Zärtlichkeiten nur die Erinnerung der Stelle, wo er sich zuerst mit Apollonien begrüßt, den Stoff hergegeben habe, so sei freilich eine Rückkehr zu dem Jugendgefühle eine sorgliche Sache, weswegen sie immer noch wünsche, daß jene beiden einander ehelichen möchten und daß Anna einen Jüngling ihres Alters erwähle. Der Rat brachte die Jungfrau auf, sie schwur, daß sie ohne Berthold nicht leben könne, daß sie auch von Luther feierlich eingesegnet sei. Da gab ihr Hildegard den Trost, sie möchte nur schweigen und thun, als ob nichts sie kränke, damit nicht Unfrieden in die Ehe gesäet würde, sie wolle dafür sorgen, daß Apollonia nicht im Hause bleibe, so sei doch der Umgang weniger häufig. Zum Glück sei

das artige Haus des Nachbars feil, das solle der Sohn für Apollonien kaufen und einrichten lassen.

Sehr unbefangen, wie es der Unschuld ihres Herzens ziemte, traten jetzt Apollonia und Berthold ein, grüßten, erzählten, wie sie im Garten des wunderbaren Zusammentreffens, der noch wunderbareren Trennung gedacht hätten, die Annen das Leben geschenkt habe. Berthold erzählte noch, es sei ihm einen Augenblick vollkommen wie damals zu Mute gewesen und sie hätten sich wie ein Paar Verliebte geküßt; dann habe er noch eine Inschrift an die Stelle gesetzt, wo ihm so viel Glück geworden. Alle gingen hinunter, diese Inschrift an Ort und Stelle zu hören, und Berthold las sie mit inniger Rührung, es war eine Art Gebet:

„Gieb Liebe mir und einen frohen Mund,
Daß ich dich, Herr, der Erde thue kund,
Gesundheit gieb bei sorgenfreiem Gut,
Ein frommes Herz und einen festen Mut;
Gieb Kinder mir, die aller Mühe wert,
Verscheuch' die Feinde von dem trauten Herd;
Gieb Flügel dann und einen Hügel Sand,
Den Hügel Sand im lieben Vaterland,
Die Flügel schenk' dem abschiedsschweren Geist,
Daß er sich leicht der schönen Welt entreißt."

Anna wurde von dem Gebete sehr ergriffen, sie versprach ihm mehr, als der Himmel ihm geben könne. Es wurde von der Einrichtung des Hauses gesprochen und ehe noch Hildegard davon anfing, erklärte Apollonia, sie wolle weder auf Kosten, noch im Hause ihres lieben künftigen Schwiegersohns leben, aber die Stadt gefalle ihr wieder von neuem, sie höre, daß ihr ein mütterliches Erbe zugefallen sei, worauf die Stadt keinen Anspruch machen könne, sie wolle sich ankaufen, bis sie in den letzten Jahren zu dem Kloster zurückkehre, welchem sie damals entrissen worden. Frau Hildegard machte trotz aller Gegenrede Bertholds, der Apollonien nicht aus dem Hause lassen wollte, ihren Vorschlag wegen des Nachbarhauses, er gefiel Apollonien, doch gab Berthold nur ungern seinen Willen darein, weil beide Häuser durch ein schmales Fußgängergäßchen getrennt waren, so daß keine andere Verbindung als durch das Zubauen der allgemeinen Straße zwischen den beiden gestiftet werden könnte.

12. **Gebet**, W.: „Es ist ein innig tiefes Gefühl darin, dem der leicht anschmiegende Reim durchdringende Rührung und Klarheit verleiht."

Das Nachbarhaus wurde jetzt in Augenschein genommen. Es fand sich neu und dauerhaft, denn es wurde erst vor wenig Jahren auf der wüsten Stelle gebaut, nur konnte sich Frau Apollonia nicht zufrieden geben, daß ein Brunnen fehle, der ihr als eins der liebsten und wesentlichsten Teile der Wirtschaft erscheine. Bertholds Baulust machte gleich einen kühnen Plan. Auch ihm mangelte ein tiefer Brunnen in seinem Hofe, nur trübe moorichte Quellen sammelten sich in dem Behälter, das er damals bei der ersten Besitznahme des Gebäudes ausgegraben hatte; zum Ersatz hatte ihm der schöne tiefe Marktbrunnen gedient, der doch sehr unbequem weit vom Hause ablag. Jetzt fiel ihm ein, beiden Häusern den Dienst zu erweisen, durch einen gemeinschaftlichen Brunnen zwischen beiden ihnen nicht nur ein tieferes reines Quellwasser, sondern auch die Freude der Verbindung am Brunnen wie den Altvätern der Bibel in den Wüsten Asiens zu verschaffen. Zwar mußte dann die kleine Straße, die dem ganzen Städtlein nützlich war, um zu den Bleichplätzen auf kurzem Wege zu gelangen, auf immer geschlossen werden. Er schwankte, aber Apollonia trieb ihn mit der Bewunderung seines Anschlags über sein gutes Gewissen und seine Besonnenheit als Bürgermeister hinaus. Er fühlte, daß er unrecht habe, ganz deutlich; unrecht, weil er die ehrwürdige Scheidewand des Hohenstaufenpalasts durchbrach; unrecht als Verwalter des öffentlichen Vorteils, aber der Gedanke war ihm zu süß, er konnte sich nicht losreißen, er hätte gleich in Ungeduld Hand ans Werk legen mögen. Er hatte so viele Gaben himmlischer Gnade erhalten, daß ihn der Mangel dieses Brunnens so quälte, als ob alles, was er besitze, gar nichts dagegen bedeute.

Schon versuchte er den Boden, ob er fest sei; da hörte er Frauen in dem Gäßchen, die rühmten dies Gäßchen, wie es so reinlich und fest sei, der Regen schade gar nicht, kein Wagen komme ihnen da entgegen, wenn sie mit den Linnen bepackt wären, die Kinder könnten da auch so sicher spielen, ohne Gefahr

21. unrecht habe, auf den Tadel über die Verschuldung Bertholds erwiderte W. Grimm in einem Briefe vom 8. November 1817: „Daß Ihnen die Fortsetzung der Kr. nicht so ganz wie der Anfang gefallen, kann ich mir wohl denken. Allein ein Dichter ist an seine Dichtung gebunden und muß die Menschen fortleben lassen, wie ihre Natur verlangt, er kann nicht wie er will und das Schwere und Harte kann er nicht umgehen, wenn er der Wahrheit treu bleiben will. Die edle Natur geht doch nie in Berthold unter, so hart ihm auch die Geschicke entgegentreten und sein Tod ist so herrlich wie immer seine Geburt. Fast immer ist auch das Wilde schön beruhigt oder gemildert und nachdem der Brunnen des Bösen aufgehört hat zu fließen, dürfen wir noch auf heitere Tage hoffen."

übergefahren zu werden. Es rief in ihm, dies sei die Stimme eines warnenden Engels, aber der Teufel stand auch schon neben ihm, der Doktor Faust, der, wieder angekommen aus der Fremde, sich nach seinem Wohlsein erkundigte und die Unterredung behorcht hatte. Er fühlte Bertholds Puls und sagte, sein Blut verdicke sich, es fehle ihm entweder an Luftbewegung, oder an fleißigem Gebrauche des reinen Wassers. Frau Apollonia fiel ihm in die Rede, daß es an der Seite der Stadt nur einen öffentlichen Brunnen gäbe, der natürlich oft verunreinigt würde, sie könne nicht leben, ohne einen Brunnen in ihrem Hause zu haben. Faust gab ihr mit schrecklich wichtiger Gebärde allen Beifall, wollte aber von der Wunderkur anfangen, wie er Berthold ein frisches Lebensblut verschafft habe und daß er dies schonen müsse; da führte ihn Berthold unter einem Vorwande beiseite, steckte ihm eine Handvoll Geld zu, sagte ihm, er müsse diese Wunderkur verschweigen, weil er sich schäme, durch fremdes Blut genesen zu sein. Faust grinste über das seltsame Geheimnis und brummte: „Ihr meint wohl, die Frau möchte nach dem fragen, der Euch das Blut gegeben? Ihr solltet den einmal jetzt sehen, das ist ein rechter Heidengott, ein junger Herkules geworden, er wächst wie Holunder und ist fest wie Hagebuche. Seid ruhig, ich will schweigen, aber erfrischt Euch an gutem Wasser, ich sage Euch, ich habe es in den Füßen, wo Quellen liegen, mir wird da so wohl, als stiege ich in ein Bad; da wo Ihr eingegraben habt, liegt entweder ein Schatz oder eine mächtige Quelle.“ — „Ich will einen Rutenschläger bestellen, ehe ich anfange zu arbeiten,“ meinte Berthold, „Euer Gefühl kann irren.“ — „Herr,“ sagte Faust ergrimmt und seine schwarzen Augäpfel traten hervor, wie Kugeln, die er eben fortschießen wollte, „Herr Bürgermeister, ich wünsche Euch alle Pestilenz auf den Hals, ich kuriere Euch nicht, wenn Ihr einen elenden Gauner von Rutenschläger befragen wollt, wo ich Euch schon Bescheid gesagt habe. Ihr müßt hier einen Brunnen graben, oder ich schreie in der ganzen Stadt, der Bürgermeister ist ein toter Mann, der nur durch Bürgerblut lebt, und ihr braucht nur sein Blut dem Anton abzuzapfen, so muß er wie ein Blutigel, dem Salz aufgestreut wird, auch sein Blut entlassen. Nun Herr, habe ich Euch in meiner Gewalt, es ergiebt sich keiner umsonst dem Teufel.“ — Berthold sagte ihm, er sei trunken. — Faust antwortete: „Trunken bin ich, denn jetzt

sind es gerade siebenundzwanzig Jahre, als ich zum letztenmal nüchtern war, aber im Wein ist Wahrheit, wenn das Wort heraus ist, so gehört's einem andern, und wenn ein Ding geschehen ist, so verstehen's auch die Narren, der Barbier läßt sich mit dem abgeschnittenen Haar nicht bezahlen; wüßte ein Mensch recht, wer er wär', er würde fröhlich nimmermehr, aber der Wein macht lustig, das ist seine Gerechtigkeit." — Bei diesen Worten winkte er einem verschmitzten bleichen Knaben, der auf ihn an der Thüre wartete, ließ sich eine große Henkelflasche von ihm reichen und wankte langsam dem Ratskeller zu, indem er zuweilen anhielt, um mit Hilfe des Knaben, der beide Arme unterstemmte, die große geflochtene Flasche ihrer letzten Tropfen in seinen Mund zu entledigen.

„Es ist ein seltsames Vieh, unser Doktor," sagte Berthold zu Apollonien, die sich über ihn verwunderte, „aber ein Ingenium hat er, wie keiner, wenn er kaum seinen Weg sehen kann, da errät er am besten alle verborgenen Übel, und hier hat er eine außerordentliche Quelle entdeckt, wo wir einen Brunnen nötig haben. Ich kann nicht ruhen, bis ich Arbeiter finde, das Werk anzugreifen; ich sehe in Gedanken den Rand des Brunnens, die Sitze umher von Marmorstein, auf denen wir täglich miteinander frühstücken, wenn hell und herrlich der Morgen, und wenn er von Annen mit den ersten Gaben des Jahres, mit Krokus, Schneeglöckchen und Veilchen bekränzt wird, wenn wir unsere Kinder dabei taufen lassen, wenn bei Feuersgefahr dieser Brunnen die Stadt rettet, dann werden sie gern das kleine Gäßchen geopfert haben und werden es mir danken."

Um keinen Widerspruch zu erfahren, eilte er, aufgemuntert von Apollonien, zu seinen Arbeitern; die Gasse wurde geschlossen, die Mauern durchbrochen, ehe noch die Sonne sank, und Fingerling ihm sagte, daß die Zünfte einen Verdruß empfänden und zusammengekommen wären, daß er eine solche gewaltsame Änderung und Zueignung ohne sie vorgenommen habe, nur ihre alte Anhänglichkeit halte sie ab, sich heftig dagegen zu erklären. Er meinte aber, die guten Leute zu kennen; er wußte, daß sie einer großen, öffentlichen Lustbarkeit nicht widerstehen könnten, und bat Fingerling, alle Zünfte mit Frauen und Kindern zu seinem Hochzeitsfeste einzuladen, zugleich sollte er die Angelegenheit des Brunnens hinhalten; wenn sie erst ein paar Wochen davon ent-

wöhnt wären, würden sie einigen alten Weibern zuliebe, die das Linnen trügen, ihm diesen Gipfel des häuslichen Glücks nicht wieder entreißen.

Anna und Hildegard vernahmen nichts von der Sache; die erstere war allzu glücklich mit der Musterung aller Kostbarkeiten und Künstlichkeiten beschäftigt, welche die fürstliche Mutter dem Hause zur Überfüllung aller Zimmer verlassen hatte. Kaum gönnte sie sich Zeit zum Mittagessen, die neugierige Anna; wäre Berthold nicht mit seinem Brunnen beschäftigt gewesen, es hätte ihn kränken müssen, daß die Begierde auf Wirtschaftsgeräte, die sie bald als Eigentum betrachten sollte, ihre Aufmerksamkeit für den ganzen Tag von ihm abgelenkt hatte. Mit rastlosem Eifer wurden alle Zimmer, alle Schränke gemustert, und Frau Hildegard selbst hatte die Freude, manches durch die Berührigkeit Annens wieder zu sehen, was ihr zu schwierig war aufzuheben, selbst manches noch zu entdecken, wovon sie bisher keine Kunde gehabt hatte. Immer höher stiegen sie und kamen im Boden an eine Kammer, von der Frau Hildegard selbst nichts wußte. Da aber die Thür verschlossen war und kein Schlüssel unter allen sich dazu vorfand, so wurden alle durchsucht, ob sie paßten Endlich fand sich ein Schlüssel von dem Zimmer Bertholds, der auch hier aufschloß, aber die Erwartung war betrogen, die Kammer schien nichts zu enthalten, als einen mottenfräßigen grünen Wams, den Frau Hildegard bei näherer Betrachtung für den grünen Schreiberwams, für die erste Gabe Apolloniens erklärte. Der wurde von Annen mit Hildegards Einwilligung gleich beiseite geschafft, damit diese Erinnerung, von der er oft sprach, keine neue Neigung und Eifersucht erwecken könnte. Nun fand sich noch ein eiserner Kasten in einer Ecke, in welchem Anna nichts fand, als ein türkisches Messer mit einem Drachengriff und einen ledernen Beutel; beides war seltsam schön gearbeitet und gefiel ihr, sie meinte, es brauchen zu können. Aber Frau Hildegard gebot ihr, beides hinzulegen, sie wolle ihr ein besseres Messer kaufen, das sie in der Wirtschaft brauchen könne, und der Beutel scheine ihr ohnehin verstockt zu sein. Doch Anna dachte sich schon als Herrin des Hauses, glaubte das alles schon

13. **gemustert**, W.: „Anna ist meisterhaft gehalten und reizend im Gefühl ihres schönen, gesunden und tüchtigen Daseins, obgleich der Dichter uns nie ganz ihre Abkunft vergessen läßt und gewisse Beimischungen, z. B. die Neigung mit den Mägden sich zu unterhalten, die Neugierde, womit sie das Haus gleich durchsucht, uns im Gegensatz desto mehr mißfallen; Wahrheit ist übrigens gewiß dabei."

ihr Miteigentum, wollte mitgenießen, was ihr gefiel, und sparen, was überflüssig schien; sie meinte also, es sei verständig, Messer und Beutel mitzunehmen, ohne daß es die Alte mit ihren blöden Augen bemerke; nachher werde sie schon vergessen, ein überflüssiges Messer zu kaufen, und den Beutel brauche sie ohnehin gleich, um allerlei kleine Gaben zu bewahren, die sie während der Haussuchung erhalten hatte. So kamen beide bedeutsame Gaben alter Zeit, das Einzige, was von dem Schatze Bertholds übrig, in die Gewalt der schönen Braut, die ihre Seltsamkeit und die Gefahr, welche damit verbunden, nicht ahnen konnte, aber das Unrecht war ihr doch deutlich, denn sie nahm beides heimlich, und es brannte sie doch schon etwas, wie den Adler die glühende Kohle, welche er statt des Opferfleisches in das sichere Nest trug.

Siebente Geschichte.

Der Brunnen.

Der Heiratsanschlag auf Fingerling hatte keinen Fortgang, der alte Junggeselle befand sich in seiner ängstlichen Ordnung zu wohl, als daß er sie hätte ändern mögen. Er fand sich durch den Antrag sehr geehrt und geängstigt, denn seine alte Aufwärterin war gegenwärtig und machte ein böses Gesicht, auch die Kanarienvögel, denen er etwas Grünes gebracht, schrieen zornig drein, seine drei Schoßhunde knurrten — und Berthold fand es demnach geratener, zu ihren Geschäften überzugehen. Einen Vorteil hatte er inzwischen durch den verlorenen Antrag; es durfte Fingerling seine Einwendungen gegen den Brunnen aus erwiderndem Nachgeben nicht weiter vorbringen. Dieser Brunnenplan war Berthold aber ganz ans Herz gewachsen, seit Anna, die vorläufig mit der Mutter ins Nachbarhaus der Schicklichkeit wegen bis zur Vermählung gezogen war, diese Verbindung höchst bequem fand, um spät und früh bei Berthold zu sein, mit ihm die Zukunft und das Haus auszuschmücken. Bertholds Zärtlichkeit, die jede Stunde durch artige Zeitvertreibe, Geschenke und Gesellschaften zu beleben

7. Gaben, im zweiten Teile enthüllt sich dieser Beutel als Fortunatussäckel, an Stelle des Messers ist ein jeden Gegner und Zauber überwältigender Zauberdegen gesetzt.

wußte, hatte jede Eifersucht der Tochter wieder in den Hintergrund gestellt, und bei der Brunnenverbindung beider Häuser störte sie kein sorglicher Gedanke. Sie suchte inzwischen doch die Verbindung der Mutter mit Meister Kugler zu betreiben, der nun einmal fest entschlossen war, nicht ohne Frau in seine Wirtschaft zurückzukehren, und sich inzwischen mit dem Fleischeinkauf für das große Fest beschäftigte, das Berthold der Stadt geben wollte. Als die Mutter ihr dieses Ansinnen rund abschlug, weil sie von dem Tode ihres Mannes eigentlich gar nicht unterrichtet sei, so sannen beide auf eine andere Frau für ihn, doch vergebens. Da traten die geschwätzigen Töchter des Vogts, Babeli und Josephine, mit großem Geschrei ein, weil sie erst jetzt die Anwesenheit ihrer liebsten Gespielin erfahren hätten, küßten Apollonien, erzählten gleich, wie viele Verehrer sie ausgeschlagen hätten, bis die andern, davon abgeschreckt, sich ihnen nicht mehr zu nahen wagten; wie sie jetzt viel verständiger handeln würden, wenn es ihnen gestattet wäre, ihren Weg noch einmal zu machen, wie sie nicht mehr auf irrende Ritter, sondern auf ehrliche Zunftgenossen sehen würden. Das Gespräch belebte sie, die Erinnerungen schmolzen das Eis ihrer Herzen, und Kugler, der nicht mehr hinkte und sehr großstädtisch gekleidet war, trat zur rechten Zeit ein. Babelis Stunde hatte geschlagen, zwar spät, aber um so lauter, Kugler wollte eine Frau aus der Stadt, woher Anna stammte, sie liebten beiderseitig nicht, ein zartes Verstecken mit ihrer Zuneigung zu spielen; Apollonia und Anna förderten die Geburt mit freundlichem Zureden, sie hatten sich erklärt und verständigt, geeinigt und geküßt; sie waren zum uralten Vogt gelaufen, der seinen Töchtern allen Willen ließ und auch zu dieser Verlobung freundlich nickte; alles das an e i n e m Tage.

Auch hievon zog Berthold für seinen Brunnenbau wesentlichen Vorteil. Die Bürger wollten sich durch den versprochenen Schmaus wegen des vermauerten Bleichgäßchens nicht beschwichtigen lassen; sie wollten aber den reichen Bürgermeister nicht unmittelbar kränken und steckten sich deshalb hinter den Vogt, der gegen Berthold gleich einige Worte von herzoglicher Genehmigung fallen ließ. Gegenwärtig fielen diese Worte ins Wasser, womit der Vogt seine Hände in Unschuld wusch; wie hätte er den Mann kränken sollen, der seinen künftigen Schwiegersohn beherbergte, der gewissermaßen die Veranlassung gegeben, daß er Babeli unter die

Haube brachte; eine Hand wäscht die andere. Vielmehr gab er gleich den Bürgern zu verstehen, wenn sie sich gegen den Bau setzten, so würde Berthold durch herzogliche Gnade ihn dennoch durchsetzen, ihr Widerspruch sei vergebens. Die Bürger kannten Herzog Ulrich und schwiegen, trugen es aber Berthold nach, der doch nichts von diesem Gerede des Vogtes wußte.

Das Ausgraben des Brunnens hatte große Schwierigkeiten, weil Berthold nichts vom Bergbau verstand, der doch hier notwendig zu Hilfe gerufen werden mußte, wenn er die oberen Quellen verschmähen und sich zur Tiefe durcharbeiten wollte. Die Arbeiter sagten oft, Erde und Steine möchten ihnen über den Kopf zusammenstürzen, denn sie verstanden es nicht, durch ein Zimmerwerk die steilen eingegrabenen Erdwände zu sichern, doch Berthold redete es ihnen in seiner Lust den Brunnen fertig zu sehen, immer aus, machte ihnen Mut durch Wein und Geld, stieg auch selbst in die Tiefe und half, zum Zeichen, daß er keine Gefahr da ahne. Aber jedesmal stürzte die Erde auf ihn nach und nötigte ihn, hinauszugehen und sich umzuziehen, wenn sie auch keinen weiteren Schaden that. Er ließ das Ausgraben weiter umherführen, glaubte alles gesichert und förderte die Arbeit um so eifriger, je weitläufiger sie wurde. So tief hat des Himmels Gnade das Verderben versteckt, der Mensch sucht es trotz allen Gefahren auf; oft scheint es, als ob sein höchster Mut erst in der Sehnsucht nach dem Verderblichen erwache, als ob die Überzeugung des Guten nicht diese heftige Flamme in ihm entzünden könne. Berthold hatte eben die Arbeiter verlassen, es war am dritten Tage, da kam ein Geschrei, der Brunnen sei eingestürzt, die Arbeiter verschüttet. In Verzweiflung eilte er hin, er sah den Brunnen durch die von zwei Seiten eingestürzten Wände halb gefüllt, der Gram seines Herzens nannte ihn einen Mörder, er sprang hinunter, er rief jedermann zu Hilfe, alles arbeitete in stummer Verzweiflung. Endlich gelang es, den armen Verschütteten Luft zu schaffen, sie konnten sich schon zum Teil selbst helfen; die leblos schienen, wurden wieder zu Atem gebracht, nur einem war der Arm zerschmettert. Berthold sorgte reichlich für alle; den Unfall suchte er den Frauen zu verheimlichen, doch glaubte er sich gezwungen, den Bau so lange auszusetzen, bis er sich erfahrene Arbeiter verschafft hätte.

Da brachte ihm Fingerling am nächsten Tage Botschaft, ein

fremder, seltsam gekleideter Mann, fast wie ein Schornsteinfeger, der eine Lederschürze hinten, schwarz leinene Jacke und grüne Mütze trage, reite sein hohes Ritterpferd in den Hof und bringe ein Schreiben von Martin Luther. — „Glück auf," sagte der Fremdling, übergab seinen Brief mit einem freundlichen Händedruck. Berthold durchlas den Brief, worin ihm Luther berichtete, daß er den ersten Tag wohl acht Meilen auf dem Pferde, seiner Sicherheit wegen, zurückgelegt habe, am Abend aber so steif und müde angekommen sei, daß ihn die Leute hätten herunter heben müssen. Ein ehrlicher Bergknappe habe es übernommen, das Pferd zurückzubringen. Noch wünschte er ihm viel Segen zu der Ehe, auch solle ihm der ehrliche Bergmann ein Lied vom Ehestande vorsingen, denn der wisse aus den Tiefen, wie der Gesang in die Tiefen des Herzens dringt. — Aber unserem Berthold klang ein anderer Gesang in den Ohren bei den Worten, dies sei ein Bergmann, er sah ihn an wie einen höhern Boten, er drückte ihm die Hand wie einem Bruder, er zog ihn mit sich fort, zum Brunnen hin, zeigte ihm mit Leidwesen, wie die Tiefe zugestürzt sei, er müsse ihm Rat geben, um gefahrlos in die Erde zu dringen. Der Bergmann lachte und sagte in seiner fremden Mundart, er wäre ein so hochgelehrter Herr, der lesen und schreiben könne, er wolle ihn mit der Kleinigkeit wohl nur zum Narren haben. Berthold stutzte und sah ihn verwundert an, dann beteuerte er ihm, daß keiner einen Rat wisse, in die Tiefe zu kommen, so wenig es ihm gelungen, in die Wolken zu fliegen. — Der Bergmann spottete ihn aus, beschrieb ihm, wie ein Schacht nichts anders sei, wie eine Brunnenöffnung, bei der es aber auf Erz ankomme, wie dieser oft auf mehrere hundert Fuß Tiefe durch Wasser und Felsen eingetrieben werde, wie das Wasser und Gestein hinaus zu schaffen sei, und wie das Pulver jetzt alles Sprengen der Felsen erleichtere, wo sonst gar mühsam durch Feuersbrand die Härte gelöst werden mußte. Dann bestellte er sich Holz und Zimmerleute; Berthold versprach ihm reichen Lohn.

Die Bürger hatten des Unfalls am Brunnen gespottet, jetzt konnten sie gar nicht begreifen, was er vorhabe. Keiner der

1. Mann, W.: „Mit dem Eintritt des Bergmanns nimmt die Grundfarbe der Erzählung die Erdfarbe an, auf der die Gestalten hineinblitzen, wie der Glimmer im Gestein." — 12. ehrliche Bergmann, seit Novalis' „Heinrich von Ofterdingen" war der Bergmann mit besonderem romantischen Schimmer umkleidet; Arnim hat in der „Dolores" ein Lied „Des ersten Bergmanns Jugend", die Sage vom Bergmann von Falun, eingeschaltet.

Schmiede und Zimmerleute konnte den fremden Bergmann verstehen, denn zwischen den ungebildeten Menschen, die verschiedene Mundart reden, ist das Verständnis schwerer, als mit denen, die schon ihre gewohnte Sprache durch Erlernung fremder Sprachen zu übersetzen gewöhnt sind. So mußte Berthold als Dolmetscher dazwischentreten, um den Leuten deutlich zu machen, was sie hauen, sägen, bohren, hobeln, nageln und schmieden sollten, obgleich er selbst eigentlich nicht verstand, was aus der Sache werden sollte, auch dazwischen von mancher Besorgung für das Haus und die Braut abberufen wurde. Es war diese Zeit des Glücks gefährlich für ihn, der so lange durch seine Erziehung und seine Schwächlichkeit von der Welt in eigenen Wünschen und Leidenschaften abgehalten worden, er hatte sie nur immer durch das gleichgültige Nebelmeer der öffentlichen Geschäfte, der eigenen Bedürftigkeit und des Erwerbs angeschaut Nun fühlte er sich auf einmal ein mitlebender Mensch, der manches vermöge, von zwei Frauen geliebt, von vielen Menschen umdrängt, die jetzt erst Vorteil oder Unterhaltung in dem Hause suchten. Es kamen Ritter aus der Gegend unter manchem Vorwand, versicherten ihm ihre Freundschaft; es that ihm wohl, von Turnieren mitzureden, den gewonnenen Becher zu zeigen; dann erregten sie seine Eifersucht, wenn sie artig gegen Apollonien und Annen waren, auch seinen Zorn, wenn sie auf Annen nicht zu achten schienen. Er lernte aus ihren Erzählungen das kriegerische Jagdleben der kleinen Ritterstaaten von der glänzenden Seite kennen und fühlte sich da mehr zu Hause als bei sich selbst, wo ihm die Schreibstube, das Einkaufen der Wolle, das Dingen und Zahlen, wenn es gleich Fingerling gern besorgte, unleidlich fiel, sobald einer jener ritterlichen Gesellen ihn in der Zahlstube besuchte. Über seine früheren Jahre suchte er in sich ein Vergessen zu verbreiten, der Rosengarten und das ritterliche Puppenspiel ward eingepackt, er glaubte sich selbst zum fertigen Ritter bilden zu können, weil er sich gesund fühlte. Meister Sixt wurde jetzt von Frau Hildegard ins Haus gerufen, um die Bildnisse von allen zu ewigem Gedächtnis der schönen Zeit zu malen. Berthold schenkte ihm eine bedeutende Geldsumme für Anton, damit dieser ihm nie, so wenig während der Arbeit, wie nachher

10. Zeit des Glücks, die Geschichte vom glücklichen Färber schließt Lehnchen, als sie ihm die Goldtinktur weggenommen, mit der Mahnung, „daß der Mensch in seinem höchsten irdischen Glück sich selbst am wenigsten vertrauen darf, sondern am meisten zu Gott beten muß, daß er die irdische Gewalt unter seinen Willen bändige".

ins Haus komme, weil er behauptete, Frau Hildegard könne ihn nicht wohl leiden. Er bemühte sich gar, den Anton nach Nürnberg zu Dürer in die Lehre zu bringen; aber das schlug Sixt rund ab, weil er auf die Malerei der dortigen Meister, besonders Albrecht Dürers, gar nichts hielt, sondern das Wohlgefallen der Leute an dessen magern Gestalten für eine Augenverblendung ausgab. Er hatte die vollen sinnlichen Gestalten seiner niederländischen Meister im Kopfe, so malte er auch seine Heiligen, daß noch ein sehr vollendeter Mensch außer der Heiligkeit sich in ihnen zur Schau stellte, ein Mensch, der auch zur Sünde den Stoff in sich trug, aber in seinem Ausdruck die Bändigung der Lust, die Unterwerfung des blinden Triebs zu höherem Zwecke zeigte, der zugleich durchscheinen ließ, daß dies alles in ihm kein toter Zwang des Gesetzes sei, sondern ein Drang seiner Seele, ein feuriger Wille, oder was gewöhnlich Glaube genannt wird, dies Vertrauen auf einige Begeisterung des Willens für etwas, das alles wirkt und bildet. So tückisch Meister Sixt die schwächliche Gestalt Bertholds einst aufgefaßt hatte, so reich und freudig wußte er die herrlichsten Augenblicke in Annens Gestalt und Ausdruck zu sammeln und fest zu halten, Apollonien gab er dagegen zu viel Böses und Frau Hildegard zu viel Gemeines in den Ausdruck, denn was ihn nicht entzückte, das machte ihn tückisch. Eine Bosheit von ihm war es auch, daß er sie durch das Zugehörige, die Eule bei Apollonien, die Taube bei Annen und den Pfau bei Hildegard, als die drei Göttinnen der Fabel bezeichnete, Berthold aber als Paris hinzufügte, wie er Annen den Apfel reichte. Diese mythische Bedeutung, die niemand in Weiblingen als Berthold verstand, hatte dieser in Zutrauen auf Anna gebilligt, da er in ihr allerdings etwas von einer Liebesgöttin fand, auch konnte das ganze Bild, das an den zu erbauenden Vereinigungsbrunnen (der nach Bertholds Zeichnung in das Bild eingetragen war) den Zuschauer versetzte, ebenso gut für eine Verherrlichung der Gartenlust, die Berthold geschaffen, gelten. So wurde es auch von den Frauen, von allen Basen und Vettern, von Rittern und Knappen aufgenommen.

Zu keiner Angelegenheit verhielt sich während dieser Arbeit unser alter Sixt seltsamer, wie zu dem Bergbau am Brunnen,

3. Dürer, im zweiten Teile sollte Anton wirklich in Dürers Werkstatt lernen.

der inzwischen schon mit verschränktem Holze ausgesetzt war und durch ein Drehrad mit zwei Pumpen seines wilden Gewässers entledigt wurde. Er konnte ihm seine Bewunderung nicht versagen, begriff aber nicht, was da vorgehe. Daß da unten in der Tiefe einer arbeite, kam ihm nicht in den Sinn, sondern er meinte, das mache sich alles von selbst durch die mirakulöse Maschine. Er spritzte deswegen eines Morgens sehr unbesorgt sein warmes Wasser, worin er die Pinsel, Farbenscheibe und Farbenbeutelchen ausgewaschen, in den Brunnenschacht. Er hatte den Tag sehr viel an einem roten Kleide Annens gemalt, das warme Wasser war wie Blut gerötet, und der Bergmann erschrak bei seinem Grubenlichte nicht wenig, als ihm rotes warmes Blut über den Kopf rann, er glaubte, daß ihm eine Ader an einer Kopfwunde, woran er schon einmal totkrank gelegen, wieder aufgesprungen sei. Er stieg entsetzt und gar unerwartet für Meister Sixt, wie ein Schornsteinfeger für den Storch, der ruhig über dem Schornstein nistet, aus der Tiefe. Meister Sixt machte ein Kreuz mit seinem Pinsel und wäre schnell dem Berggeiste entwischt, der aber hatte ihn schon in seinen schwarzen Fäusten und sagte ihm in seiner breiten Mundart, er solle ihm einen Arzt bestellen, ihm sei eine Ader gesprungen. Meister Sixt versprach alles, um dem schwarzen blutigen Manne zu entkommen. Er lief fort und begegnete in der Straße einem Geistlichen, dem Pfarrer Sprenger, der die heilige Speise zu einem Kranken getragen hatte, den sandte er gleich zum Trost des armen Bergmanns. Dann lief er zum Bader, daß er sich mit chirurgischem Verbande einstelle und begleitete diesen zum kranken Bergmanne. Der gute Bergmann hatte inzwischen schon alle seine Sünden gebeichtet, wie er hie und dort Erze beiseite geschafft und an die Chimisten verkauft habe, er war seiner Sünden entledigt und die heilige Speise ihm gereicht worden. Der Geistliche suchte ihm noch Mut einzusprechen, aber der Bergmann blieb dabei, ihm würde im Himmel auch nichts geschenkt werden; er werde „ta prav tonnern“ helfen müssen. Da trat der Chirurg hin, wusch den Kopf ab, setzte seine Brille auf, schüttelte mit dem Kopfe, sah wieder, roch wieder und brüllte endlich zornig: „Meister Sixt, ich schlage Euch alle Rüben im Leibe zusammen, hier ischt keine Wunde, das ischt kein Blut, sondern riecht wie Malerfarbe, Ihr habt mich zum Narren brauchen wollen, mein Gang kostet einen Gulden, die Ehrenerklärung kostet

auch einen Gulden, und wenn ich Euch nicht totschlagen soll, so kostet's noch einen Gulden." — Der Geistliche, als er dies vernahm, sprach Fluch und Bann über den dürren Meister aus, daß er mit dem Heiligsten seinen Spott treibe. — Meister Sixt krähte dazwischen von seinem point d'honneur, indem er einen kleinen Degen zog, ihn habe der schändliche Bergmann angeführt, er sei unschuldig; der Bergmann aber schalt grimmig auf den Maler, „er habe ihm ein Fieber in den Leip gejagt, er habe ihn mit Treck gesalpt". Schon hatte der Bergmann mit seinem Fäustel den kleinen Degen des Malers in die Luft geschnellt und wollte ihn damit weiter auspochen, da trat Berthold aus dem Hause, ermahnte ihn zum Frieden, ließ sich den Vorgang erzählen und erklärte allen den seltsamen Irrtum, worin sie sich vergebens ereifert hätten, zahlte dem Wundarzt eine kleine Entschädigung, verehrte dem Geistlichen Tuch zu einem Mantel, schickte Sixt zum Bilde fort und trieb den Bergmann an die Arbeit, die ihrer Beendigung nahe schien und die viel Menschen nötig hatte, weil die Pumpen Tag und Nacht beschäftigt werden mußten.

Der Bergmann wollte sich zwar weigern, gleich nach solcher Unortnunge und pöser Warnunge, wie er sich ausdrückte, fortzuarbeiten, aber Berthold stellte ihm vor, daß die Arbeit durch den Felsen wahrscheinlich noch an dem Tage zu der großen Quelle führe, auf die alle Vorzeichen deuteten. Der Bergmann dachte seines Berufs und der Vergebung seiner Sünden, er stieg in die Tiefe; das Unheil war so tief verborgen, er mußte es doch zu Tage fördern. Berthold hörte den Bergmann aus der Tiefe gar herrlich singen und dachte wohl an Luthers Brief und wie dieser fromme Bergmannssohn für die Sehnsucht der Welt nach tiefer Erkenntnis sein Leben daran setze, eine Quelle des Glaubens zu entdecken, nachdem aller andere Glaube, wie er bisher gebraucht, als getrübt befunden worden. Ängstlich fragte er den Bergmann, ob auch keine Gefahr ihm drohe, es sei ihm so bange. — „Eine feste Burg ist unser Gott," antwortete der alte Hauer, „ich laß mich nicht zum zweitenmal von blinder Furcht abtreiben, es muß hindurch, der Fels mag hier noch so fest sein, ich habe gebeichtet und gebetet."

Beruhigt ging Berthold zu seiner Anna, fand aber dort einen sehr schmerzlichen Brief des guten Treitssauerwein; er schrieb ihm, daß der Kaiser täglich schwächer werde, daß ihm seine großen

Bestrebungen lächerlich dünkten, daß er viel von den Kronenwächtern vernommen und sich lächelnd geäußert habe, daß er sich gerade an den Unrechten gewendet, als er Berthold zu Nachforschungen aufgefordert habe, er möchte wohl selbst zu ihnen gehören. Das habe er als Freund bestritten; aber der Kaiser sei nun einmal altersschwach und beschaue täglich seinen Sarg, den er bei sich führe. Als er von Augsburg ohne Prunk ausgezogen, habe er sich bei der Rennsäule auf dem Lechfelde umgewendet, lange mit seinen weisen, gütigen Augen die Stadt beschaut und endlich mit bebendem tiefem Atem gesprochen: „Nun gesegne dich Gott, du liebes Augsburg und alle frommen Bürger darin, wohl haben wir manchen guten Mut in dir gehabt, nun werden wir dich nicht mehr sehen!" — Wo die Thonkugel eines Knaben und wo die Geschützkugel zur Ruhe kommen, sind beide gleich machtlos, von dem Leben nimmt der Bürger und der Kaiser mit gleichem Gefühle Abschied; daß aber ein Kaiser nach so gewaltigem sausendem Laufe durch die Welt und ihre Geschichte noch so menschlich mit der Stadt reden konnte, in der er wenige frohe Tage lebte, diese Treue rührt tiefer, als das Angedenken mancher großen That.

Berthold erinnerte unter solchen Betrachtungen seine Anna an jedes gute Wort des Kaisers und beide saßen fest verschlungen an einander in Thränen, als sich ein Lärmen hören ließ nach der Hofseite, als ob ein fernes Geschütz abgefeuert würde. Berthold hörte gleich darauf ein Geschrei der Arbeiter am Brunnen, er lief ans Fenster und erblickte eine Wassersäule, die sich über den Brunnen erhob und sich dann senkte; das Wasser aber floß dann wie aus einem überkochenden Kessel aus dem Brunnenschacht die enge Gasse zwischen den beiden Hofmauern nach der Rems hinunter. — „Gott, Gott," rief er, „unser armer Bergmann!"

Mit diesem Ausruf eilte er aus dem Zimmer hinunter die Treppe, über den Hof zum Brunnen hin. „Helft, helft!" schrie er zu den Arbeitern; aber da war schon alles versucht, den armen Bergmann herauszuziehen, es fehlte nur an Haken, um bis zur Tiefe des Brunnens zu gelangen Die Leute berichteten, daß sie einen Schall in der Tiefe gehört, als ob er den Durchbruch eines Felsenstücks, woran er lange gearbeitet, zustande gebracht, aber

25. Wassersäule, W.: „Der emporschießende Wasserstrahl betäubt wie ein lang Ersehntes und Gefürchtetes; erst nachdem er in sein ruhiges Bett zurückgetreten, hoffen wir, daß der Teufel hier nicht ganz die Oberhand gewinne."

mit einem furchtbaren Bullern, das leichte Steine fortgeschleudert, habe sich eine Wassersäule erhoben, gewiß habe er ein großes Wasserbecken im Innern des Bodens geöffnet und sei vom Felsenstück niedergedrückt worden, sonst würde ihn der Strom emporgetragen haben. Kein Schwimmer könne da niederdringen, solange der Wasserstrom mit solcher Gewalt ausströme, die Haken möchten ihn nicht erreichen, selbst von langen Bäumen, er sei verloren; ein Glück für ihn sei es, daß er gebeichtet habe und gespeist sei. Die Leute sahen darin eine besondere Absicht und Gnade des Himmels, daß der Maler den Geistlichen herbeigeführt habe. Das war kein Trost für Berthold, er suchte umher nach Rat und Hilfe, aber vergebens, zugleich schämte er sich des Vorgangs vor den Frauen und vor der Stadt. Er gab den Leuten Geld, daß sie dies Unglück verschwiegen; auch im Hause sagte er nichts von dem Vorgange, sondern berichtete nur die Erscheinung der von Faust vorausgesagten großen Quelle. Alles eilte verwundert dahin, der Bergmann schien vergessen. Heimlich bestellte Berthold, so wenig er sonst darauf gehalten, Seelenmessen für ihn zu lesen; so verschmähen nur wenige, was ihnen angenehm im Glauben ist, nur das Unbequeme veranlaßt den Zweifel und die Untersuchung.

Aber die Arbeiter schwiegen kaum so lange, als das Geld währte, das er ihnen geschenkt; bald war die Geschichte ein Märchen in der Stadt, es hieß, der Bergmann habe kostbare Edelsteine im Grunde des Brunnens gefunden und sei von Berthold herabgestürzt, um dies zu verheimlichen, er werde es künftig schon herausarbeiten. Niemand sagte ihm so etwas wieder, daß er die Wahrheit hätte offenkundig machen können. Die Lüge wandte immer mehr Herzen von ihm, aber er war zu übermächtig durch seinen Reichtum, durch die große Zahl von Arbeitern, die er beschäftigte, als daß irgend ein Bürger eine Anklage gegen ihn gewagt hätte. Faust mehrte den Zorn der Leute, in seiner Trunkenheit sagte er seltsame Dinge von Bertholds Heilung durch Blut, wovon er, wenn er nüchtern, nichts wissen wollte. Um diese Zeit liefen aber so viele Klagen gegen Faust ein, daß Berthold, seines ärgerlichen Wandels überdrüssig, ihn zur Stadt hinausführen ließ. Da sagte Faust ganz vernehmlich, es solle den Bürgermeister noch gereuen, wenn er den Anton nur erstechen könne, so wäre er auch des Todes, und dazu werde sich schon einer finden. Aber auch davon erfuhr Berthold nichts, er wurde immer noch von den

Seinen wie ein krankes Kind gegen jedes unangenehme Lüftchen bewahrt. Schnell ordneten sich die Steine um den Brunnen zu seinem Rande und zu Sitzen umher, sein Abfluß wurde sanft und ein kleiner Ausschnitt leitete den Überfluß durch ein Gitter ab. Am sogenannten Polterabend vor der Hochzeit, wo bei den Ärmeren alles Gerät abgesondert, die alten Töpfe zerschmissen werden, um ein neues Leben anzufangen, war der Brunnen am Abend fertig und trocken und erst jetzt entdeckte sich allen seine Anlage. Die Sitze waren hinlänglich gehöht, um über die Mauern nach dem Remsthale hinzublicken, so daß die sinkende Sonne in ihrem abendlich gesättigten Rot aus dem Spiegel des gewundenen Flusses mit dem Scheine mannigfaltiger Inseln blickte; unter den Mauern sangen die Chöre der Bleicher auf den grünen Wiesen; Berthold wurde überrascht und überraschte zugleich, die beiden Frauen zierten den Brunnen mit einem Blumennetze, das sie heimlich bereitet hatten und auf bunten Stangen über die Mitte des Brunnenrades stellten, daß es mit Duft und Farbenspiel sie wie ein Zelt umgab und die Aussicht erhöhte, indem es zuweilen sie unterbrach. So saßen sie ruhig, und Anna fühlte einmal gar keine Eifersucht, daß Berthold die Mutter mit seinem andern Arm umfaßte; sie sprachen wenig und blendeten sich an dem Abendrot. Der Brunnen war zwar teuer erkauft, aber er gewährte dem glücklichen Berthold das stolze Gefühl, daß ihn diesmal nichts geschreckt habe, die andern wußten nichts von dem armen Bergmann. Da hörte Anna von einer Seite einen Atemzug, wo keiner der Ihren stand, sie blickte um sich und sah einen alten Mann in rostiger Rüstung. Sie fragte Berthold mit leichtem Schreck: „Wer ist der fremde Mann? Er sieht aus, als ob eines von unsern alten Steinbildern am Hause zu uns herabgestiegen wäre. Er hat mehr Züge im Gesicht, als zwei gewöhnliche Menschen. Er schiebt jetzt einen Kasten heran, es kommen mehrere, die ihm helfen, alle gerüstet wie er, alle von bleichem steinernem Angesicht. Sie gehen schweigend zurück, er bleibt.“

Achte Geschichte.

Das Hausmärchen.

Frau Hildegard, die sich zugleich mit Berthold umsah, stieß diesen vergebens an und flüsterte ihm zu, er möchte sich fortbegeben, es sei einer der Kronenwächter, den sie sonst schon oft abgewiesen habe. Berthold fühlte einen Mut in sich, dem Alten zu begegnen, und fragte ihn, was er wolle, warum er sich ihnen so heimlich genaht habe. — „Heimlich?“ antwortete der Alte mit tiefer, heiserer Stimme, als ob die böse Witterung eines Jahrhunderts darin sich verkrochen hätte, „heimlich war nicht nötig, Ihr saht und hörtet nichts. Mein Name ist Kronenhelm, bin Ehrenhalt auf dem Schlosse Hohenstock, wurde viel hin und hergeschickt in Ernst und Spiel, habe Turnier ausgerufen, Fehde verkündet, Schlösser aufgefordert, habe im Zweikampf Sonne und Schwerter gemessen,

Besprochene Waffen losgesprochen,
Die Hexerei mit ritterlicher Ehre gebrochen,
Kann blasen auf dem Ehrenhorn hoch und tief,
Und wenn einer sieben Jahre schlief,
Ich weck' ihn
Und schreck' ihn,
Doch wenn einer lustig ist,
Bin ich auch ein guter Christ,
Und zu Eurem Polterabend
Komm' ich über die Heide trabend,
Euch Gruß zu bringen,
Eure Hand zu schwingen,
Geschenk und Gaben,
Die sollt Ihr haben,
Buntes Glas,
Wie bald bricht das,
Darum nehmt's wohl in acht,
Es hat ein Vorfahr gemacht.
Seht her, seht hin,
Seht die Sonne darin,
Wie's flimmt, wie's flammt,
Alles vom Lichte stammt.“

Bei diesen Worten hob er aus einem Kasten, den ihm einige Leute nachtrugen, länglichte Glasfenster, oben als Spitzbogen ge-

schnitten, und stellte sie in die leeren Räume zwischen den mit Blumen umwundenen Stangen gegen die untergehende Sonne, daß die Farbenpracht des Glases in seinem Durchscheinen in dieser vollsten aller Lichtfüllungen jedes andere denkbare Bild überstrahlte. — Berthold grüßte den Mann, und in der Meinung, er sei von den Frauen geschickt, drückte er den beiden Frauen die Hand und dankte ihnen für die seltene Freude, die sie ihm bereitet hätten, er schwöre ihnen, kein Baumeister hätte je so etwas Schönes ersonnen. Dieses Blumenzelt solle in feinem Marmorstein ausgeführt werden und die Glasfenster haltend umschließen, daß der Brunnen ebenso leicht frei, als geschlossen nach Witterung und Stimmung genutzt werden könne, zum kalten Bad für die heiße Zeit, als warmes Bad im Winter, auch zum sichern Mittagsschlaf beim Rauschen des Gewässers. Er rühmte Annen, wie sie ihn in allem übertroffen; aber Anna sah Apollonien verwundert und ärgerlich an, als ob diese heimlich sie durch Erfindung habe übertreffen wollen, — und Apollonia noch verwunderter Annen. Der alte Ehrenhalt lachte recht von Herzen. — „Warum lacht Ihr, Alter?" fragte Berthold, „daß ich so eifrig bin, mir hier gleich ein Brunnenhaus fertig zu denken, woran noch mancher Meißel stumpf wird. Ihr sehet hier noch Stangen, ich sehe schon die Blumenkrone in Marmor über dem Brunnen, ich sehe schon die Morgensonne von jener Seite, wie sie die Fenster durchleuchtet, ich meine, das Thal dort wird noch freundlicher scheinen, weil es weniger blendet." — „Herr," antwortete der Ehrenhalt, „Eure Absicht finde ich gar wohl erdacht, aber ich wundere mich, daß Ihr diese Arbeit so wenig kennt nach ihrem Werte und ihrer Seltenheit, daß Ihr es für eine bloße Artigkeit Eurer Braut haltet. Solche Fenster möchte der Kaiser sich wünschen und sie nicht bereit finden; dieser mühsam zusammengebrachte Reichtum an Schmelzfarben steht keinem Glasmaler so zu Gebot, und die Fertigkeit in der Benutzung aller ihrer Mischungen und Überlagen fordert ein vieljähriges Nachdenken. Hier ist nicht wie in gewöhnlicher Glasmalerei mit schwarz geschattet, ein jeder Schatten sinkt in seiner eigentümlichen Farbentiefe. Ehrt dies Geschenk, das erste, womit die Kronenwächter Euch ein Zeichen ihres Vertrauens geben." — „Wer erlaubt Euch, hier einzudringen?" unterbrach ihn jetzt die Frau Hildegard, „jetzt erkenn' ich Euch, wie oft habe ich Euch abgewiesen?" — „Laß ihn," sagte Berthold;

„sei nicht böse, guter Mann, die Mutter meint es gut mit mir, und fürchtet Euch wegen Martins Tod; Eure Gabe lerne ich jetzt erst recht bewundern, Ihr habt diesen Abend seltsam verherrlicht, Ihr sollt Zeuge sein meiner Freudentage, und Ihr werdet Euch scheuen, ein Glück zu stören, um Greuel hoffnungsloser Erwartungen zu säen.“ — „Greuel?“ fragte der Ehrenhalt ernst. — „Ich sage Euch meine Ansicht,“ antwortete Berthold, „verhehlt sie nicht den Kronenwächtern. Ich meine, daß ein hochberühmtes Geschlecht nach Gottes Weisheit von der Höhe schwindet und dem gemeineren Platz macht, wenn seine Fortdauer Greuel brütet. Denkt Euch, der vielfache Mord, an welchem mein Vater untergegangen, wäre von dem herrschenden Geschlechte vor den Augen der Welt begangen, welch ein Vorbild den Völkern; jetzt schwindet er in der Unbemerktheit, nur denen verderblich, die sich darin verwickelt finden.“ — „Woher aber diese Greuel?“ antwortete der Ehrenhalt. „Führt Ihr solche Frevel in Eurem Blute? Seid Ihr nicht mild und schaffend in Eurem Kreise gewesen, und war nicht ebenso Euer Vater? Berührt Euch aber der Gedanke Eures Sturzes ernstlich, und das wird keinem fehlen, dann lernt Euch selbst fürchten, fiele die wärmende Sonne zur Erde, sie würde uns verbrennen. Als Euer heiliges Geschlecht herrschte, gab es ein reines keusches Rittergeschlecht, aber die jetzt den Namen tragen, sind es nicht. Nicht die sind Ritter, welche mit goldenen Sporen einherstolzieren, die von den Kaisern mit Gunst und Thorheit zu Rittern geschlagen sind. Die echten Ritter sind vom harten Geschick geschlagen und geprägt, ihr Sporn ist die Treue und ihr Schwert der Glaube an das ewige Bestehen der Geschlechter, und daß dieselbe Herrlichkeit aus dem Stamme immerdar wiedergeboren werde, wie Ihr das Wasser dieses Brunnens ruhig abfließen laßt und immerdar auf die Dauer und Gabe der Quelle rechnet. Doch, Herr, es ist nicht gut, einen zu wecken, ehe er ausgeschlafen hat, Ihr müßt noch ausschlafen von dem Siechtum, das Euch lange zu ritterlichen Thaten untüchtig machte, auch wollen die Kronenwächter noch nichts mit Euch, sie senden Euch nur eine kleine Freundesgabe, daß Ihr Eure Abkunft nicht vergeßt, denn in diesen Bildern ist viel von Eurer Abstammung erzählt, und hier sind die Reime, die Euch hierüber weitere Auskunft geben.“ — Mit neugierigem Stolze griff Anna nach dem Buche und sagte: „Es ist mein, denn seine Ehre ist auch meine

Ehre jetzt; aber die Züge dieser Handschrift müssen gar alt sein, ich kann sie nicht lesen. Herr Ehrenhalt, schenkt uns noch einen Bericht aus diesem Buche, es scheint gar lang, und Ihr werdet uns das mehr in der Kürze berichten können, da das Abendlicht bald zu verlöschen droht." — „Thut es, alter Herr," sagte Berthold, und bot ihm einen Becher alten Neckarwein an, „wenn Ihr ein ritterlicher Diener seid, so dürft Ihr schönen Jungfrauen so etwas nicht abschlagen." — „Euer Wein ist klar, wie der Jungfrauen Angesicht," antwortete der Ehrenhalt, „und was Ihr begehrt, ist unsre stete Unterhaltung in den einsamen Wachtstunden; bald sprechen wir von den wohlbezeugten Geschichten des Hauses, von Barbarossa und Konradin, bald von den Hausmärchen aus den Zeiten des Attila, von denen hier eins abgebildet ist. Es berichtet von einem der alten schwäbischen Könige aus dem Hause der Hohenstaufen, dessen Namen verschieden angegeben wird, hier aber soll er in Weiblingen sein Hoflager gehalten haben. Weiblingen war damals eine große Stadt." — „Das wissen wir aus der Chronik," sagte Berthold. — Nun erzählte der Ehrenhalt das Hausmärchen nach Ordnung der Bilder, die er nacheinander, wie er in der Erzählung fortschritt, gegen die Sonne stellte, daß jeder ihre Bedeutung zugleich erschaute.

Erstes Bild.

Es war nun der dritte Tag, daß der König dem wunderbaren, kleinen, wie Silber blinkenden Vogel über Höhen und Tiefen bis zum Anfang des dichten Schwarzwaldes nachschlich. Der Vogel schien aber der Jagdkunst verständig, trug spielend eine goldene Feder im Schnäbelchen, wenn er außer dem Bereiche der Armbrust war, wiegte sich auf dem Zweige und sang ruhig; aber im Augenblicke, wo der König den Pfeil auflegte, breitete er seine Flügel aus und schwand selbst wie ein Pfeil in die gefahrlose Weite, während der König ihm ärgerlich, aber vergebens, seinen Pfeil nachschnellte. Die Jagdwut des Königs überwältigte seine Ermüdung, seine beiden einzigen Gefährten, zwei Ritter, die ihm

12. Hausmärchen, W.: „Der Schmuck des Brunnens ist reizend und entspricht der damit verknüpften Erzählung, die wie eine ausländische Pflanze, gleich den Fensterbogen über der schönen Gruppe, sich in einander flechtend und blühend verdrehet und alle Himmelslichter in buntem Wiederschein auf sie strahlt; Gewebe der Blätter und Blüten ist fein und unverletzt, der Duft fremdartig und edel. Die Weisheit, die sich auf allen Straßen, vor jeder Hausthür im alltäglichen Gewand des irdischen Lebens erblicken läßt, zeigt sich hier in einem duftigen Schleier, der mit den Wolken des Himmels verschwimmt."

aus gutem Willen folgten, waren schon am Morgen erschöpft bei einem Einsiedler liegen geblieben. Des Königs Jagdlust entschädigte ihn für alles, was er entbehrte, er überließ sich ihr nach dem schnellen Absterben seiner beiden Eltern, das einem tückischen Gifte zugeschrieben wurde, um seinen Kummer zu zerstreuen, daß er den Mörder nicht entdecken konnte. Gewiß war es einer seiner Gaugrafen, denen er in der Trauer so unbesorgt die Nachforschung, die Regierungsgeschäfte und alle Einnahmen überlassen hatte. Dieser schmerzliche Müßiggang machte ihn dem Volke verächtlich, wenige entschuldigten ihn mit dem schmerzlichen Anlasse. Die beiden gutmütigen Edelleute, die ihm auf seinen Irrwegen folgten, erkannten zwar das Unglück, was er durch diese Lässigkeit über das Land brachte, aber sie wagten nur selten, ihm Vorstellungen zu machen, da er allmählich in seiner Jagdlust verwildert, gegen jede Einrede wütete, und sich selbst überredet hatte, indem er von dem Ertrage der Jagd sich kärglich nähre, so müßte es seinem Volke recht wohl sein, dem er alle seine Einnahmen überlassen hätte. Aber seine Grafen hatten dieses Erbe zur Unterdrückung des Volks durch fremde Söldner benutzt; so wurde das reiche Land vernichtet. Jener Vogel hatte den König allmählich in den damals dreifach größeren unzugänglichen Schwarzwald geführt, er eilte über die von den Menschen bis dahin nicht überschrittene Grenze der Wildnis, ohne es selbst wahrzunehmen. Da bedeckte die untergehende Sonne ihr Haupt mit Asche der brennenden Wolken; er hätte seinen letzten Atem aushauchen mögen, um ihr Feuer noch für einen Augenblick anzufachen. Er blickte um sich, denn der Vogel schien entschwunden, und er hörte doch seine Stimme. Welche Bäume umgaben ihn, und welche zusammengestürzte Haufen von Baumstämmen, auf denen riesenhafte Pilze mit bunten Giftfarben erwachsen waren; hier sah er eine Eidechse, die auf den Tod einer Schlange lauerte und ihr vorsang, dort hackten unzählige Spechte den Takt zu dem Gesange. Wilde Reben aller Art, lebendig und abgestorben, verflochten den Urwald, in welchem die Bäume so dicht aneinander ihre Äste drängten, daß er seinen Weg durch die abgestorbenen Unteräste brechen mußte.

Grimmig schleicht er auf den Zehen
Durch des Waldes tiefe Nacht,
Aus dem Thale zu den Höhen
Lockt der Vogel ihn und lacht,

Lacht in tausendfachen Tönen,
Schlägt mit seinen Flügeln ihn,
Recht als wollt' er ihn verhöhnen,
Denn das Dunkel macht ihn kühn.
Wütend schlägt der Herr die Bäume,
Wo er längst entflohen ist,
Schießet in die dunklen Räume
Und die Wut sein Herz zerfrißt.
Kracht die Tanne an der Tanne,
Seufzt er auch aus zorn'ger Brust,
Fühlt sich schmerzlich in dem Banne
Von der bösen Jägerlust.

So wütete sein stolzer Jagdsinn gegen den Vogel, der ihn in diese Wildnis geführt, und wo er etwas flattern hörte in den gedrängten Ästen, da schoß er seine Bolzen hinein, doch ohne andere Frucht, als die Mückenscharen auf sich hinzuziehen, die schon in den Fichtenästen ihr Nachtlager aufgeschlagen hatten. Von ihnen gepeinigt, stampfte er auf den Boden, da sauste eine Wolke von Erdbienen gegen ihn empor. Er stürzte sich durch die trockenen Äste, ihnen zu entfliehen, da brummte an ihm vorüber ein zottiger Bär, der den Honig der Bienen wittern mochte, denn er achtete des Königs nicht, der schon sein Schwert zur Wehr gezogen hatte. Nun hörte er wieder die Stimme des silbernen Vogels, aber er fühlte keinen Zorn mehr gegen ihn, er war ihm eine willkommenere Gesellschaft unter den Ungeheuern, die ihn umdrängten. Ein heftiger Durst zähmte ihn, er hörte wohl Wasser rauschen, aber wie ein Strom, der von einer Höhe stürzend zerstäubt, denn der Felsen, auf welchem er stand, bebte von dem Falle. Ein Schritt noch, und es ist der letzte, schien ihm des Vogels Gesang zu sagen, und der König fühlte zum erstenmal, daß er noch nicht zum Sterben vorbereitet sei. Er betete zum erstenmal seit dem Unglück, das ihm die lieben Eltern geraubt hatte, denn er hatte mit dem Himmel gezürnt, in Finsternis und Wildnis kam der Geist des Herrn über ihn. Und als er das Haupt vom Gebete erhob, da sah er den silbernen Vogel dicht neben sich, der einen großen leuchtenden Johanniswurm in seinem Schnabel trug, und damit flatternd einen Fußpfad erleuchtete, den er in der Dunkelheit der Nacht und des Waldes nie wahrgenommen hätte. Demütig hing er seine Armbrust über und folgte mit Rührung dem angefeindeten Boten des Himmels. Seht hier

auf dem Bilde, wie alles Licht von dem Johanniswurme ausgeht, welchen der Vogel trägt, seht an der Seite Schlange und Eidechse, an jener Bär und Bienen am Abgrunde, den das brausende Wasser unterwühlt.

Zweites Bild.

Über eine Stunde führte ihn der kleine Laternenträger durch den dichten Wald. Bei solcher Obhut konnte ihn weder das Heulen der Wölfe, noch das Liebesgeschrei der Eulen erschrecken, aber doch fühlte er in seinem brennenden Durste, welchen das Kauen von Blättern nur vermehrte, daß er, ohne eine Quelle zu finden, bald verschmachten müsse. Der Boden blieb dürr oder felsig, das Nadelholz hatte alles Leben unter sich erstickt, die Nacht war taulos, und ein fernes Blitzleuchten in der Schwüle gab nur entfernte Hoffnung zu himmlischen Quellen. Da erschien ihm, als er schon alle Hoffnung aufgeben und eine Ader sich öffnen wollte, seinen Durst zu stillen, das Feuer eines nahen Herdes, indem sich die Thüre eines Häuschens, das von Bäumen versteckt war, öffnete. Der Vogel sang fröhlich und zeigte ihm den Weg dahin durch die Gebüsche, und setzte sich auf den Giebel des Häuschens, und ließ den leuchtenden Johanniswurm frei entfliegen. Nicht aus Vorsorge, weil Räuber die Wildnis zum Aufenthalt wählen konnten, sondern erschöpft lehnte sich der König an die aus wilden Rosenbüschen geflochtene Wand der Hütte, ehe er einging, und dankte dem Himmel für die gnädige Führung. Dies stellt das zweite Bild dar: In der Hütte sehen wir einen ehrwürdigen Greis mit langem weißem Barte, an einem Pulte schreibend, während schöne Knaben neben ihm an einem Tische Früchte und Becher zu einem Mahl auftragen. Die alten Reime lehren dabei:

Lernt im Zufall Gottes Führung,
Wie er euch in Not begrüßt,
Denn es braucht oft tiefe Rührung,
Daß ihr euch nicht ganz verschließt.

Drittes Bild.

Totenbleich tritt er zur Hütte,
Wie sein eig'nes Schattenbild,
Trinkt vom Quell, der in der Mitte,
Gleich dem müd' gehetzten Wild;

Und ein Kind bringt Stuhl und Früchte,
Und der Alte Wein und Brot,
Will nicht, daß er erst berichte,
Was ihn brachte in die Not.

Der König stillte seinen Durst, dann dankte er dem Alten, und fragte nach der Gegend, wohin er sich verirrt habe. Der Alte schrieb schon wieder gar eifrig und legte den Finger auf den Mund, zum Zeichen des Schweigens. Der König schwieg und die Kinder führten ihn zum Lager am Feuer, wo ihn der Schlaf in wenig Augenblicken überwältigte.

Er mochte wenige Stunden geschlafen haben, als ein Funke vom frisch angeschürten Feuer auf seine Stirne sprang und ihn erweckte. Aber die Ermüdung aller Glieder war noch zu groß, er wollte sich erheben und vermochte es nicht, nicht einmal die Augenlider konnte er öffnen, er hörte die Unterhaltung zwischen dem Vater und seinen Söhnen, ohne daß diese wahrnehmen konnten, daß er erwacht sei. Der Alte schien etwas sehr Ernstes zu bedenken, er hatte einen Dolch gen Himmel gehoben und sprach heftig:

Ja, der König muß verderben,
Soll der Staat genesen sein,
Mit dem Dolche muß er sterben,
Meine Thräne soll ihn weih'n,
Mich entflammt nicht eig'ne Rache,
Mich ergreift des Landes Wut,
Denn bald nährt der grimme Drache
Sich mit unsrer Kinder Blut.

Aber die Kinder flehten alle für den König und sagten:

Wie viel Wolken zieh'n vorüber,
Und die Sonne scheint dann hell,
Und der König wird einst lieber,
Als der mutigste Rebell,
Vor dem armen Volk erscheinen,
Das vergessen alte Not,
Sich erwählet einen Reinen
Und bestraft des Königs Tod;
Er ist gut, es sind die Grafen,
Die mit frechem Übermut
Laster lohnen, Tugend strafen,
Ach, der König ist so gut!

Fest entgegnete darauf der Alte und focht mit dem Dolche gegen die Luft:

Wer darf sein Geschick vergessen,
Nicht der Bettler fremd im Land,
Und kein König darf vermessen
Kronen, die aus Gottes Hand,
Unter seine Diener teilen,
Um in ungestörter Ruh
In dem wilden Wald zu weilen,
Nein, bei Gott, ich stoße zu.

Dem Könige war in diesem Gespräch so manches Wort wieder erwacht, was seine beiden Edelleute bescheiden hatten fallen lassen; die Not hatte seinen Geist erhellt, mit Jammer erkannte er sein Unrecht, richtete sich auf, öffnete seinen Wams und sprach zum Alten: „Stoß zu, ich fühle mein Unrecht, ich habe mein Volk und meine Krone lange vergessen, möge ein Würdiger mir folgen, der es treuer bewacht.“ — Der Alte und die Knaben sprangen von ihren Sitzen und sahen ihn verwundert an. „Bringt kühles Wasser dem Kranken,“ sagte der Alte, „er hat unserem Spiele zugehorcht und wähnt, er sei selbst der Schottenkönig, dessen Geschichte wir darstellen.“ — „Ihr spielt mit dem Dolche?“ sprach der König. „Oder hat Euch mein Auge den Mut benommen? Ich will es schließen, will mich niederlegen wie ein Schlafender, daß Ihr mich ohne Scheu morden könnt.“ — Bei diesen Worten entfiel dem König die Krone, die er unter seinem Hut trug, und der Alte erkannte wohl, daß dies Mißverständnis einen Grund habe, und keine leere Qual der falschen Einbildung zu nennen sei. Er ließ sich vor dem Könige auf ein Knie nieder und sprach: „Nicht jeder kennt die Not und das Geschick eines andern, der die Furchen seiner Stirn erblickt, wohl mögt Ihr unser gnädiger Herr sein, den wir so lange vermissen, ich aber wage es nicht, Euch zu beraten, so wenig ich Euch zu morden gesonnen war. Lange habe ich meine Augen nicht mehr dem Lebenden geöffnet, aber oft habe ich vor Euch in jüngeren Jahren am Marktfeste zu Weiblingen die Geschichte der Völker auf künstlicher Bühne gesprächsweise aufgeführt; gedenkt Ihr meiner noch, des alten Meistersängers David, aus Ungerland? Hier in stiller Einsamkeit durchdenke ich die Geschicke der Völker, und was Euch ergriffen, ist die Geschichte eines Schottenkönigs, der von seinen Barden er=

stochen wurde, weil ein Drache ungestört das Land verwüstete." — Der König erhob den Alten, küßte ihn und sprach: „Mag Eure Geschichte mir fremd sein, Eure Lehre ist mein geworden; der Sänger Wort ist ein höherer Ruf, und wie es uns trifft im Innersten, im Geist, im Herzen zugleich mit einem Strahle, so wirkt ein höherer Geist durch das Wort; wohl mögt Ihr mich noch vergessen haben und des fernen Schottenkönigs gedenken, dennoch steht mein Reich, ich und meine Gedanken im Spiegel Eures Geistes, Euch selbst unbewußt, und ich schaudere vor meinem Abbild." Das Bild stellt den König dar, wie er seine Brust dem Dolche entblößt, während die Krone von seinem Haupte fällt.

Viertes Bild.

Der König fühlte sich entschlossen, wieder selbst zu herrschen, und fragte nach Kostnitz am Bodensee, wo der Graf der Nibelungen als besonderer Günstling des Königs wohnte. Gleich war ein Knabe mit einer Kienfackel dazu bereit, und der Alte gab ihm seltsame, ahnungsvolle Worte auf den Weg. Und der Knabe führte ihn die wunderbarsten Wege auf umgestürzten Baumstämmen über Abgründe, in denen die Wölfe heulten. So waren sie bei dem Morgenlichte schon am Waldrande, wo der König den Knaben mit vielem Dank zurücksandte; gern hätte er ihm auch eine Gabe gereicht, aber schon lange hatte er kein Geld mehr gehabt und verlangt. Gegen Abend erreichte der König das Schloß des Grafen der Nibelungen, versteckte seine Krone und sein Schwert unter dem Mantel, und warf die Armbrust unter einen Steinhaufen, daß er sie einst wieder finden könnte. Das Schloß war hell erleuchtet, er mischte sich unter das müßige Volk der Zuschauer, die alten Reime sagen:

Und er geht zum hohen Schlosse,
Helle jedes Fenster blitzt,
Viele kommen da zu Rosse,
Und sie haben ihn bespritzt,
Und er läßt die Wagen rollen,
Steht da, wie ein armer Tropf,
Fackeln, die sie putzen wollen,
Schlagen sie auf seinen Kopf,
Daß das heiße Pech ihm rinnet
In den Nacken, auf das Kleid,

Wahrlich, keine Seide spinnet,
Wer so zusieht wilder Freud'.
Ruhig wärmt er sich am Feuer,
Das der Wagen Spur erhellt,
Einen Brand nimmt da ein Geier,
Trägt ihn in das reife Feld,
Und des Armen Feld muß brennen,
Weil der Reiche fröhlich zecht,
Doch sie werden bald erkennen,
Daß noch lebt ein göttlich Recht.

Und wie der König dem ernstlich nachdachte, hatte sich die Menge, die keine Gäste mehr zu sehen erwartete, schon vom Wachtfeuer verlaufen; er stand allein, als ein Haufen Reiter eine gebundene und dennoch würdig scheinende Jungfrau auf einem Pferde herbeiführte und am Thore zu Boden setzte. Die Reime sagen:

Von dem Mund der Jungfrau nehmen
Sie das Band, das ihn verschloß,
Meinen, daß sie sich soll schämen
Vor dem glanzerfüllten Schloß.
Doch die Jungfrau ruft dem Winde,
Sagt's der keuschen Sternennacht,
Daß sie ihren Gram verkünde
Und die nahe Übermacht:
„Harter Graf, der mich geraubet,
Schlechter König, der nicht hört,
Heut' hat Myrte mich umlaubet,
Morgen bin ich schon zerstört."

Diesen Raub der schönen Jungfrau seht ihr hier auf dem Bilde, und wie der König nach dem Degen greift.

Fünftes Bild.

Die Besonnenheit des Königs beschwichtigte diese Aufwallung, er gedachte der Zahl jener Räuber und beschloß der armen Geraubten, deren Schönheit ihn tief gerührt hatte, mit sicherer Klugheit zu helfen, oder selbst der Strafe für die lange Vergessenheit seiner Pflicht zu unterliegen. Sein Schwert wieder im Mantel versteckt, wie seine Krone, trat er ins Schloß und vertraute einem Diener des Grafen, er habe seinem Herrn willkommne Botschaft von einer schönen Frau zu überbringen. Der Diener, solcher Verhältnisse

des Grafen kundig, wies ihn nicht ab, wie der König wohl gefürchtet hatte, aber er brachte ihn auch nicht zum Grafen, wie er gehofft hatte, sondern nach einem abgelegnen, unerleuchteten Zimmer des Schlosses und verließ ihn, um seine Anwesenheit dem Grafen zu melden. Der König war nicht lange mit sich allein, als Seufzer aus dem Nebenzimmer ihm hörbar wurden; gleich dachte er, es sei die unglückliche Jungfrau, die den Untergang ihres Lebens, zum Schutz ihrer Ehre, beschließe, und sang zu ihrer Vertröstung:

„Liebeszauber, Unschuldthränen,
Ihr erweckt mein totes Schwert,
Wie der Blitz, der durch die Mähnen
Eines müden Rosses fährt,
Und es bäumt sich kühn zum Himmel,
Wo der Donnerwagen rollt,
Möcht' ihn lenken durchs Getümmel,
Daß er nicht der Erde grollt."

Dieser Gesang schien die Seufzer zu stillen; bald hörte der König von der andern Seite Menschentritte und der Graf trat mit einer Kerze ein, erhitzt vom Traume der Freude, sehnsüchtig nach der Verheißenen. — „Bist du es selbst, liebe Freundin," sagte er eintretend, „ich schwur darauf, als mir ein Unbekannter, im Mantel verhüllt, gemeldet wurde, der mir frohe Botschaft bringe." — Aber statt des Kusses, den der Graf erwartete, als jetzt der König den Mantel abwarf, sah er ein Schwert in seiner Hand blitzen; er wollte zurückspringen und Verrat rufen, da erkannte er den König und war wie von einer Erscheinung erschüttert und verwirrt. „Gnädiger Herr," stammelte er, „Ihr beehrt dies Fest mit Eurer Gegenwart, möchte es Eurer würdig sein, Euch erheitern." — Der König sagte darauf mit Ruhe: „Das Fest ist meiner nicht würdig, es betrübt mich tief; die Klage der Unschuld ist Eure Musik und das Brot der Armen drückt Eure Tische nieder; Ihr habt mein Zutrauen getäuscht, ich habe Euch meine königliche Gewalt übergeben, mir bleibt nur mein ritterliches Herz; einer von uns beiden ist der Erde überzählig. Zieht, lieber Graf, daß Gott zwischen uns blutig richte, wer hier herrschen soll." — Der Graf zog zwar seinen Degen, aber von dem früher gewohnten Gefühle übernommen, dies sei sein Herr, legte er den Degen zu dessen Füßen, kniete nieder und sprach: „Ich habe Euch nicht

kränken wollen, gnädiger Herr, verzeihet meiner Jugend und der Freiheit, der Ihr uns überlassen hattet, wo ich in Leidenschaft irrte." — Der König setzte ihm einen Fuß in den Nacken, erhob sein Schwert und sagte: „Der Übermut deiner Diener hat mir heißes Pech auf den Nacken geschüttet, als ich ruhig dem Freudenfeuer zuschaute, an dir will ich mich rächen, dein Tod ist in diesem Augenblick ein Schwung meines Arms! Ich will nicht deinen Tod, doch gedenke dieses Augenblicks künftig, und schwöre mir ritterliche Treue!" — Der Graf hob die Hand auf und schwur ihm einen Eid der Treue; da gab ihm der König seinen Degen zurück, und befahl, ihn als Herrn in die Mitte der Grafen zu führen, die in dem Schlosse versammelt wären. Das Bild stellt dar, wie der König ihm den Fuß in den Nacken setzt und sein Schwert erhebt:

Der vor allen hoch gestanden,
Ist am tiefsten nun gebeugt,
Also geht der Stolz zu Schanden
Und vor Gottes Macht sich neigt.
Wer mit Mut dem Rechte dienet,
Ist erfüllt von Gottes Macht,
Was er schafft, auf Erden grünet,
Was er störet, sinkt in Nacht!
Und woran er zu erkennen,
Ist die sich're Mäßigung,
Rache will er sich nicht gönnen,
Ihm genügt die Besserung.

Sechstes Bild.

Der Graf, von der Würde des Königs in seinem leichtsinnigen Herzen frisch erschüttert, meinte sich ernstlich ihm anschließen zu müssen; er schilderte ihm die Verwirrung, die Bedrückung des Landes, den Trotz der meisten Grafen, die sich gewiß der Rückgabe aller Gewalt in seine Hände widersetzen würden. Er wolle deswegen den Saal mit bewaffneten Dienern besetzen, daß die Grafen nicht zu ihren Waffen kommen könnten und sich in die Notwendigkeit seiner Anerkennung ohne gewaltsamen Widerstand ergäben. Für diesen Rat ernannte ihn der König zum Nachfolger in der Regierung, wenn er, der Letzte des altschwäbischen Hauses, ohne eigne Kinder sterben sollte. Diese Gnade befeuerte den Grafen; er bewaffnete schnell die besten Leute; der Saal, wo

die Ritter bankettierten, ward von ihnen besetzt, als der König, die Krone auf dem Haupte, das Schwert in der Hand, von vielen bewaffneten Fackelträgern umgeben, an seiner Seite der Graf, in den Saal trat. Da war großes Erstaunen, insbesondere als der König nicht freundlich, sondern mit harter Belehrung ihnen ihre Fehler verwies, sie bedrohete, alle enthaupten zu lassen, wenn sie nicht in Reue und Demut ihren Übermut büßten. Sie sahen den Grafen und dessen Leute auf der Seite des Königs, sie fühlten sich verloren, wenn sie widerstehen wollten, sie knieten nieder, gaben die Regierung in seine Hand zurück und ließen sich an ihren alten Rechten genügen und huldigten ihm von neuem. Und als nun dies große Werk für das Land geendet war, da befahl der König zu neuer Überraschung des Grafen, die geraubte Jungfrau in den Saal zu führen. Und bald trat sie mit dem Morgenstern in den Saal, der die Decke der wunderbaren Nacht lüftete und alle waren erstaunt über ihren Glanz, vor allen der König, der sie jenem liebreichen Knaben ähnlich fand, der ihn aus dem Walde zurückgeführt hatte und der noch immer wie ein wunderbarer Engel in seinem Andenken erschien. Der König kündigte ihr Freiheit an, zugleich bat er, ihm ihren Namen und ihr Geschick zu vertrauen, daß er für ihre Sicherheit sorgen könne. Da nannte sie sich die Tochter des unglücklichen Herzogs David aus Ungarland, der im Kampfe gegen Attila seiner zwölf Söhne, seines Landes und Verstandes beraubt, sich unter dem Namen eines Meistersängers in dieses Königreich Schwaben geflüchtet, und sie einem Nonnenkloster in Schutz gegeben habe; sie bat um Freiheit, ihn aufzusuchen, für ihn zu sorgen. — Der König fragte zagend, ob sie ihr Gelübde im Kloster schon abgelegt habe? — Sie antwortete mit niedergeschlagenen Augen, daß sie noch kein Gelübde abgelegt habe und auch keines ablegen werde, seit sie erfahren müssen, daß nicht die Klostermauern, sondern ritterlicher Mut sie gegen Gewalt geschützt habe. Darauf kniete der König vor ihr nieder, ergriff ihre Hand und zeigte ihr seinen Goldring. Und sie steckte ihren Finger hinein, denn ihre Augen verstanden sich und nannte ihn ihren lieben Ritter, denn sie wußte nicht, daß es der König sei. Als aber jetzt die Grafen ihr mit gebeugtem Knie die Hand küßten, und das Heil ihrer neuen Königin ausriefen, da erkannte sie die hohe Würde ihres Verlobten, wie sie sein hohes Herz erkannt hatte: sie verbarg ihr Antlitz an seiner

Brust, und segnete alles Unglück, in welchem der Himmel sie geprüft, ob sie dieses Glück ertragen könne, wobei sie ihres Vaters gedachte, wie er sich dieser Rückkehr zum alten Ansehen seines Hauses freuen werde. Das Bild zeigt, wie sie den Finger in den Ring steckt, die alten Reime sagen:

Seht, der neue Tag zieht prächtig
In die Herzen, in die Welt,
Alle Sorge dunkel nächtig
Hat zum Grafen sich gestellt.

Wer verlor auch mehr als der Graf, außer der Herrschaft auch die Geliebte, und nicht durch Gewalt, sondern durch ihre Neigung zum Könige.

Siebentes Bild.

Die schöne Braut war, von Müdigkeit überwältigt, im Gemache der Mutter eingeschlummert und ihr Schlaf war lang. Der König gönnte sich nur kurze Rast, es trieb ihn die Sehnsucht nach dem alten Sänger, der gleichsam eine Seele seines Volkes, unbewußt sein Schicksal gelenkt hatte. Er sorgte für die Sicherheit seiner Braut und zog mit den rüstigsten Grafen und den wegkundigsten Gebirgsjägern in den großen Schwarzwald. Er selbst ging voran, weil er an den bedeutendsten Punkten Zweige eingebrochen hatte, auch fand er bald diesen seinen Weg, den ihm der Knabe gezeigt hatte, nur fehlten jetzt alle die Brücken, auf denen er über Abgründe sicher hingeschritten. Diese Verbindungen schienen mit Absicht vernichtet zu sein. Aber der König ließ sich dadurch nicht abhalten; die Gebirgsjäger, obgleich sie diesen wilden Teil des Waldes nur selten berührt hatten, wußten doch aus ihrer Erfahrung guten Rat, die schroffsten Felsen zu umgehen und Wege zu bahnen; die Jäger erlegten die zornigen Bewohner der Wildnis, die ihnen nahten, Bären, Wölfe, Luchse. Zwei Tage arbeiteten sie mit frischem Mute, aber am dritten wurden alle stiller und langsamer, mancher meinte, es sei unmöglich, daß der König in einer Nacht diese Wege gewandelt sei, er müsse wohl geträumt haben. Darum waren alle sehr überrascht, als sie wirklich beim Aufgange des dritten Tages in einer grünen Fläche, die von hohen Eichen umgeben war, eine wunderbare Kapelle erblickten, die aus hochstämmigen, weißblühenden Rosenbüschen geflochten, von Epheu umrankt, ein Kreuz über die Erde bildete.

Der König ging voran, um den alten Freund durch die Zahl der Gäste nicht zu erschrecken, ihm folgten die andern. Als aber der König die Thüre öffnete, sah er einen einfachen Altar, wo wenige Tage vorher der Alte geschrieben hatte, ein Kreuz bezeichnete ihn und die Morgensonne glänzte prachtvoll hinüber. Alle knieeten nieder, der König beschloß, dem Erlöser hier, wo er vom Trübsinn zur Freude erlöst worden, eine Kirche zu erbauen. Und als er über die Art dieses Baues nachsann, erblickte er auf dem Altar den Bau vieler Bienen, welche in ihrem Wachs die Kapelle im kleinen nachgebildet hatten.

Gleich der freundlichen Kapelle
Ist der Wachsbau ausgeführt,
Von dem Turme bis zur Schwelle
Gleiches Maß darin regiert.
Einsam bauten diese Bienen
Wohl schon manche liebe Zeit,
Daß sie diesem Altar dienen,
Daß ein Schränklein sei bereit,
Um das Heil'ge drin zu stellen
Und des heil'gen Nachtmahls Brot,
Das der Priester den Gesellen
Bei des Baues Gründung bot,
Denn da flogen sie zur Sonne,
Wie ein Kreuz geordnet hin,
Daß Vertrauen mit der Wonne
Sel'ger Thränen weicht den Sinn.
Dreifach wird die Kirche schimmern
In dem Wachs, im Rosendach,
Aus Granit die Werkleut' zimmern
Nun die Wölbung auch danach.

Die beiden Kapellen und die Gründung der Kirche zeigt das Bild, alle dreie einander gleich, nur in verschiedenem Maße.

Achtes Bild.

Nachdem der Bau angeordnet und die Arbeiter bestellt waren, zog der König heim, indem er überall den Weg zu dieser Wallfahrtskirche eröffnen ließ. Acht Tage nach seinem Auszuge traf er zum Schlosse des Grafen ein. Da trat seiner freudigen Ungeduld die liebliche Braut weinend entgegen und klagte, sie habe ihren Vater nur wiedergefunden, um sein Ableben zu betrauern.

Die Vorsteherin des Klosters habe sie zu ihm geführt, aber er habe, einem Toten ähnlich, wenn gleich noch atmend, in seiner Hütte geruht. Zwar hätten die Nachbarn, welche ihm gern aufwarteten, weil er ihnen zum Lohn schöne Geschichten erzählte, behauptet, er sei nicht tot, sondern schon oft in solche Verzückung verfallen, aber sie könne nicht mehr an diesen Trost glauben, diese Störung seines Lebens dauere zu lange. Hierauf führte sie den bestürzten König nach dem Saale, wo der Vater unter einer Purpurdecke auf weichen Kissen ruhte. Wie sie nun die Decke mit abgewendetem Gesichte aufhob, rief der König: „Frommer Sänger, du hast mich ins Leben zurückgeführt und bist selbst zu den Toten gegangen, warum sahest du nicht die Freude deines Werkes, ehe deine Augen sich schlossen." — So war es nun heraus, der Vater seiner Braut, der alte Herzog, war eben der Meistersänger, dessen Schauspiele und Gesänge die Stadt erfreuten, eben der, welcher den König aus seiner Trägheit erweckt hatte. Das Seltsame aber war, wie er nach der Wildnis gekommen, da die Nachbarn versicherten, er habe an jenem Tage schon in der Verzückung auf seinem Bette gelegen. Wie nun der König jener Ähnlichkeit der zwölf Knaben mit seiner Braut gedachte, da fiel ihm ein, ob es wohl die zwölf Söhne gewesen sein möchten, welche die Hunnen umgebracht hatten? Es schauderte ihn, als ob er im Schwarzwalde schon über die Grenzen des Lebens hinüber gestiegen gewesen, aber durch Warnung in dessen Mitte wieder zurück getreten sei. Da traten die beiden treuen Begleiter seiner Jagd, die beiden Ritter, welche erkrankt gewesen, in abgetragenen Wämsern, wie es sich an Höfen wohl nicht ziemte, in den Saal, begrüßten den König mit Freudenthränen, erzählten, wie sie ihn so lange vergeblich gesucht hätten, bis sie endlich durch den Fang zweier Vögel, unter denen auch der, welchem der König so lange nachgeschlichen, zur Heimkehr veranlaßt worden wären. Dieser Fang, der ihnen so leicht geworden, da die Vögel mit einander gespielt und sie nicht wahrgenommen hätten, sei ihnen als ein gutes Zeichen erschienen und dies gute Zeichen sei nun erfüllt. Bei diesen Worten zog der eine einen Gitterkasten unter dem Mantel hervor, in welchem die beiden Vögel, in der Gestalt wie Spechte, der eine golden, der andre silbern, eingesperrt saßen. Mit Gnade sagte der König den Freunden willkommen, aber nicht ohne Widerwillen fühlte er in sich die alte böse Jagdlust beim

Anblicke der Vögel wieder erwachen. Er kämpfte mit sich, endlich reifte sein Entschluß, er ließ den goldnen Vogel aus dem Kasten fliegen, daß er durch das Fenster ins freie Blau der Luft entflöge; er wollte auch den silbernen entfliegen lassen, aber da überwand ihn seine Jagdlust, daß er die Gitterthüre wieder schloß. Der goldne Vogel nutzte aber nicht das Geschenk der Freiheit; er flog zwar fort, aber blieb auf dem Munde des halbtoten Sängers sitzen; dieser öffnete den Mund, der Vogel schlüpfte hinein und der Alte öffnete die Augen wie ein gesund Erwachter. Der Saal war ihm fremd, er fragte, wo er sei, fragte die Tochter, wer sie sei? Dann aber erkannte er sie beim ersten Kusse, auch der König erschien ihm bekannt, und als ihn dieser an die Lehre erinnerte, die er von ihm in der Rosenhütte empfangen, da rieb sich der Alte die Stirn und meinte, daß ihm von dem allen auch geträumt habe, daß er auch seine zwölf Söhne wieder gesehen, die ihm vielen guten Rat zu dem Fastnachtsspiele gegeben hätten. Dann sei ihm aber auf dem Heimwege seine geliebte selige Frau begegnet, die habe ihn so ernstlich an den Himmel gemahnt und daß er der irdischen Spiele vergessen solle, darüber hätten sie sich so im Gespräche vertieft, daß sie beide gefangen worden. Jetzt erkannte er in dem eingesperrten silbernen Vogel die geliebte Seele seiner Frau, er beschwor sie, ihn noch nicht zum Himmel zu entlocken, bis er sein tiefsinniges Spiel beendet habe und der Vogel schien mit sanftem Tone ihm darin nachzugeben. Das Bild stellt euch dar, wie der Vogel in den Mund des Alten schlüpft.

Neuntes Bild.

Kaum verstattete sich der Alte die Zeit, alles zu vernehmen, was seiner Tochter geschehen, die Frau mahnte ihn zur Arbeit; sie war ehrfurchtsvoll dem Käfig entlassen und saß auf seiner Schulter, auf seinem Tintenfasse, auf seiner Feder, daß er nicht bei den Liebkosungen der Tochter das Schreiben unterlasse. Umsonst führte diese den Vater zu weiten Aussichten in Prachtzimmer, umsonst zeigte sie ihm den reichen Garten, der Alte schrieb gehend, stehend, sitzend, so wie sich seine Gedanken klar machten und verdrängten. Die Tochter wußte aber die Gefahr, daß er sich ihrer Liebe und der Welt entzöge, wenn er seine Arbeit beendigt habe, und da diese rasch fortrückte, so ersann sie einen Kunstgriff:

Unermüdet schreibt der Alte,
Schaut begeistert in die Welt,
Sieht nicht, wie die Tochter walte,
Nur sein Werk ihm wohlgefällt.
Wenn er nun ein Blatt geschrieben
Wirft's die Tochter heimlich fort,
Daß es in den Strom getrieben
Und erloschen jedes Wort.
So der Alte unermüdlich,
Ohne Zürnen, ohne Groll,
Schreibt von neuem still und friedlich,
Doch sein Werk wird nimmer voll.

Als nun die Sonne an die Erde gestoßen und in tausend Sterne zersprungen war, da sank der Alte ermüdet auf seinen Schreibstuhl, sein Mund öffnete sich, der goldne Vogel entfloh singend dem Munde, und flog in den Jasminenbusch, wo der silberne Vogel seiner harrte, wo dann große Freude zwischen ihnen war und tausend Bitten der Mutter kund wurden, die Arbeit bald zu enden. Aber auch der König dachte bei der Lust der guten Vögel, daß er seine Vermählung, seinen Einzug in die Hauptstadt beschleunigen müsse und ordnete alles zum andern Tage. — Er begann den Zug auf einem schwarzen Rosse, ihm folgten die Grafen, dann folgte die Königin auf weißem, sicherem Rößlein, umgeben von den Gräfinnen, den Zug schlossen die Meistersänger, welche zu Pferde den Wagen umgaben, in welchem der Alte saß und schrieb, das Vöglein auf seiner linken Hand tragend. Das Volk strömte mit Jubel entgegen, küßte den Ankommenden die Steigbügel, jeder atmete wieder frei auf, so ging der Zug zur Kathedrale auf der Anhöhe, wo wir hier noch jetzt den vielen Bauschutt auf dem Weinberge finden, dort wurde die schöne Braut durch die Hand des Priesters dem Könige feierlich vermählt. Dies zeigt das Bild.

Zehntes Bild.

Als der König und die Königin am andern Morgen nach der Hochzeit aus süßem Schlaf erwachten, waren sie verwundert, den Alten noch nicht erwacht auf seinem Ruhebette, noch nicht beim Schreiben zu sehen, vielmehr bemerkten sie die beiden Vögel in großer Thätigkeit auf einem hohen Rosenstocke, der in goldnem

Gefäße die Hochzeitskammer schmückte. Die beiden Vögel hatten sich in den Ästen ein Nest geflochten aus seidnen und leinenen Fäden und dasselbe mit goldnen und silbernen Federn gefüttert, die sie einander spielend ausgezogen hatten. Sie ließen sich nicht von der Anwesenheit der beiden Neuvermählten stören, sie grüßten sie und sangen zu ihnen Glückwünschungen und nahmen süßen Mohn vom Munde der Tochter. Dies war der einzige Tag, daß der Alte versäumte in seinen Leib zurückzukehren, auch war am andern Morgen die seltsame Änderung vorgegangen, daß die silberne Frau ihn nicht mehr so dringend zur Arbeit anmahnte und daß der Alte sich daher mehr seinen Kindern mitteilen konnte. Dennoch schrieb er immer noch viel und die Tochter löschte an jedem Abende alles wieder aus, daß sein Heldenspiel zwar immer schöner, aber nie fertig wurde. Die Mutter war zwar abwechselnd mit dem Neste beschäftigt, aber sie war doch die meiste Zeit um den Vater, der Tochter hingegen schenkte sie weniger Aufmerksamkeit. Eines Tages ging sie aber gar nicht vom Nest, und die Tochter lauschte und nahm endlich wahr, daß die Mutter ein silbernes, mit goldnen Ringen bezeichnetes Ei unter den Federn des Nestes versteckte. So legte der silberne Vogel allmählich zwölf Eier, jeden Tag eins, und setzte sich darauf, sie auszubrüten, und wechselte in dieser Arbeit mit dem goldnen Vogel ab, so daß der Alte während seiner ganzen Brütezeit nicht in seinen ruhenden menschlichen Körper, nicht zu seiner Arbeit kam, denn auch während sie brütete, war er emsig beschäftigt, zarte Blumensämereien für sie herbei zu tragen, welche kein Mensch finden kann, wie die klugen Vögel sie finden und sammeln können. Aber auch die Königin rückte während der Brütezeit ihrer Mutter in ihrer Leibessegnung so weit vor, daß sie eines Morgens von einem herrlichen Knaben entbunden wurde. Und kaum war er in die Welt getreten, so entflogen zwölf schöne, kleine geflügelte Kinder, in der Größe von Kanarienvögeln, mit goldnen und silbernen Flügeln versehen, also ganz wie Engel geschildert werden, aus dem Neste der silbernen Mutter, sangen den Neugebornen an, liebkosten ihn, spielten mit ihm, reinigten und wickelten ihn mit zärtlicher Sorge und wehrten ihm die Fliegen und Mücken ab. Sie selbst waren zwar klein, aber doch fertig in allen ihren Kräften in die Welt geflogen und kannten die menschliche Bedürftigkeit nur, indem sie diese andern erleichterten. Das Bild zeigt dort im Hintergrunde das Bett; die Königin, er-

schöpft von der Mühe, drückt sie dem Könige die Hand und blickt mit Wohlgefallen nach dem Kinde, das im Vordergrunde von den kleinen Engeln gewickelt wird.

Elftes Bild.

Als die Königin das Kind von ihrer Brust entwöhnt hatte, da sagte ihr der König, daß er in der Stunde ihrer Not die Beschleunigung des Kirchenbaues im Schwarzwalde durch eine strenge Wallfahrt dahin gelobt habe. Sie sei nun glücklich befreit und er wolle, seinem Gelübde treu, von ihr Abschied nehmen. Aber die Königin erklärte, er dürfe nicht allein gehen, sie müsse mitziehen, sie ließ sich durch keinen Grund zurückweisen, wie Weiber sind; unter andern ersah sie, daß sie den Vater als Vogel einfangen und samt der Mutter im Käfig mit sich nehmen wolle, damit der Vater die Zeit nicht benutze, sein Heldenspiel fertig zu schreiben und sich ihnen auf immer zu entziehen. Die zwölf geflügelten Boten versprachen für den kleinen Königssohn in ihrer Abwesenheit Sorge zu tragen, wie sie es ohne Beihilfe anderer täglich zu thun gewohnt waren, und sich nicht abschrecken ließen, wenn das starke Kind mit kindischem Ungeschick zuweilen einen ergriff, drückte oder rupfte. Sie standen in solchem Falle einander so treulich bei, daß sie bald des Kindes Meister wurden, und das Kind folgte ihnen in allem, worin es sie verstehen konnte. In dieser Obhut ließen sie nach unzähligen Küssen das geliebte Kind und begaben sich heimlich, um jedes Gefolge von Leuten zu vermeiden, das ihrer Demut ein Vorwurf zu sein schien, aus der Stadt, ohne zu ahnen, daß sie das Kind und die Stadt zum letztenmal gesehen hätten. Erst mehrere Stunden nach ihrer Auswanderung verbreitete sich das Gerücht derselben und große Scharen frommer Pilger folgten ihnen nach. — Es hatte sich aber, seit der König selbständig und gerecht die Regierung übernommen hatte, viel Glück über alle verbreitet, nur die Grafen wollten das nicht erkennen, weil sie sich durch die Gerechtigkeit in ihren Einnahmen sehr beschränkt fanden. Jener Graf des Nibelgaus, welcher sich die meiste Schuld an dieser neuen Wendung der Dinge beimaß, weil er sie seiner Feigheit zuschrieb, teils von Liebe zu der Königin gequält, nun auch von Ärger über die Geburt des Prinzen erfüllt, weil dieser die Hoffnung der Nachfolge ihm raubte, fand sich vom Geiste der Versuchung gereizt, durch den Mord des

Königs sein Schicksal ändern zu wollen. Diese Wallfahrt, die einer seiner Diener auskundschaftete, bot ihm die Gelegenheit zur unbemerkten Ausführung. Die Vormundschaft über das königliche Kind konnte ihm nach dem Tode des Königs nicht streitig gemacht werden, wie leicht konnte es aus der Reihe der Lebenden vertilgt werden, die Königin hoffte er durch sein Liebesglück und durch sein Ansehen sich dann zuzueignen. Der Graf war zum Schein zu seinem Bruder gefahren, hatte sich aber ohne eines Menschen Begleitung nach dem Schwarzwalde gewendet und lauerte an der gebahnten Straße der Wallfahrer. Der ganze Weg hatte unsere beiden Pilger ganz in die Zeit ihrer ersten Liebe versetzt, mancher Kuß hemmte die Reise, sie sahen nicht um sich, sondern vergaßen sogar oft das angelobte Gebet. Umsonst warnten sie die beiden Vögel im Käfig, der Wurfspieß des Grafen hatte beide durchbohrt und den Käfig der Vögel durchbrochen, ehe sie eine der Warnungen vernommen hatten; ohne Schrecken, ohne Ahnung, noch freundlich lächelnd, hatte der Mordstahl ihren Lebensfaden durchschnitten. Aber der Graf sah mit Verzweiflung zu ihnen hin, denn nicht die Königin sollte sein Spieß treffen, aber ein zärtlicher Kuß hatte sie an den König gedrückt, als schon der Wurfspieß seiner Hand entschleudert war. Erst jetzt fühlte der Graf, daß mehr seine Liebe zu der Königin als der Wunsch nach der Herrschaft ihn getrieben, er haßte sich und sein Unglück, das er sich selbst geschaffen hatte. Den Mord stellt das Bild dar.

Zwölftes Bild.

Bald dachte der Graf auf seine Sicherheit und eilte nach seinem Schlosse, ehe irgend eine Kunde des Mordes in das Land gekommen. Der große Zug der Weiblinger Pilger, welcher dem Königspaare nachgepilgert war, entdeckte die beiden Leichen beim Geschrei der beiden Vögel, und da jeder Versuch, sie zu beleben, vergeblich war, so zogen sie mit ihnen traurig und still der Kirche des Erlösers zu, wo die Geistlichen sie mit Balsam zu erhalten suchten, bis die feierliche Beisetzung angeordnet wäre. In der Hauptstadt war aber, ehe diese Trauerbotschaft einlief, eine allgemeine Verwirrung. Der Königssohn war verschwunden mit seinen zwölf Engeln, niemand erriet, wer ihn könne geraubt haben. Als aber die Kunde des Mordes anlangte, da erhob sich das Volk in Verwünschungen der Mörder, so daß der Graf von Glück

zu sagen hatte, daß kein Verdacht auf ihn gefallen, weil ihn viele kurz vorher bei seinem entfernten Bruder gesehen hatten. Zur Beerdigung des Königspaares versammelten sich alle Grafen und vieles Volk bei der wüsten Kirche, die Särge wurden geöffnet; der Graf, als Nachfolger, verfluchte da öffentlich die Mörder, sie sollten das Licht der Sonne nicht mehr sehen. In dem Augenblicke drangen die beiden königlichen Vögel, wie sie vom Volke genannt wurden, aus den Wolken nieder zu ihm und hackten ihm, ehe er sich ihrer erwehren konnte, beide Augen aus. Das Bild zeigt, wie die beiden Vögel auf ihn eindringen, im Hintergrunde ist das Hochamt und die Leichen, an der Seite das Volk zu sehen, die alten Reime sagen:

Mörder, ruft der ganze Haufen,
Sieh', es ist erfüllt der Fluch;
Kannst du Licht der Augen kaufen
Von dem Himmel durch Betrug?
Und der Graf irrt in der Kirche,
Ruft umsonst nach Freundeshand,
Daß ein andrer ihn erwürge,
Alle sind von ihm gewandt.
Blind, nach einem Ausgang suchend,
Stürzt die Stufen er hinab,
Und so stirbt er, sich verfluchend,
Sein Gebein bleibt ohne Grab.

Dreizehntes Bild.

Nun begann ein bürgerlicher Krieg um den befleckten Thron. Jedes der Grafenhäuser machte Ansprüche auf den Thron, ohne es laut werden zu lassen; es äußerte sich aber darin, daß sie jeden stürzten, der die Absicht zeigte zu herrschen. So dauerte es wohl vierzehn Jahre, daß der königliche Palast von keinem aus Scheu der andern bezogen wurde, als die Hunnen unter Attila bis Schwaben eindrangen. Gleich suchten einige der Grafen durch Attila zur Herrschaft zu gelangen, aber er benutzte sie nur, um alle gegenseitig durcheinander aufzureiben. So kam er, unter Zujauchzen derer, die immer noch Lohn von ihm erwarteten, von ihren Leuten gezogen, in die Hauptstadt, in den Schloßhof. Eines seiner ersten Geschäfte war, den alten ehrwürdigen Palast teils aus Neugierde, teils aus Vorsicht und der Befestigung wegen in Augenschein zu nehmen. Die Beute war gering, die Raubsucht

hatte ihm wenig Kostbarkeiten gelassen; aber endlich fand er in einem Zimmer, das mit Epheu grün berankt war, weil die Luft frei durch die offenen Fenster strich, einen starren alten Mann, der auf eine geschriebene Rolle blickte und den einer der Begleiter als den alten Sänger, den Vater der ermordeten Königin erkannte, von dem niemand seit ihrer Abreise etwas erfahren hatte, denn in der Bestürzung jener Zeit war niemand in dies abgelegene Zimmer eingedrungen. Der Attila meinte, es sei ein alter Zauberer, der immer noch lebe, die andern dachten auch, er läge nur noch immer in der Verzückung, so wenig hatte der Tod ihm anhaben können. Nun wollte Attila wissen, was in der Schrift, die vor ihm lag, woran er zuletzt geschrieben, stehe und befahl einem der Eingebornen, weil er der Schrift unkundig, dies Blatt ihm vorzulesen. Ein Geistlicher las aber folgende Worte zu einem im Heldenspiel beschriebenen Triumphzuge:

„Wer lebendig blieb, schreit Sieg aus, doch die Toten schweigen still,
Triumphierend zieht der Feldherr auf den blutbefleckten Thron,
Und die Narrn, die ziehn den Karrn ihm, und er lacht der Narren schon;
Denn er sinnt schon im Triumphzug, wo er die verbrauchen will,
Die mit ihm zerstört den Weltteil, und beim Raub nun möchten ruhn.
Seht, er treibt sie frisch zum Krieg fort, treibt sie schlau zum Todesnetz,
Denn er erbt auch ihre Diebsbeut', erst ihr Tod ist ihm der Sieg!
Dann erst feiert Frieden Heimkehr, wenn er einsam kehrt zurück,
Und von jedem tapfern Mordknecht trägt die Schuld und das Geschick,
Daß an einem Haupt übt Strafrecht, Gott von ungerechtem Krieg,
Daß bei einem Namen Eis läuft über uns in Luft verwirrt,
Daß in dieser Qual die Richtscheid jeder Kraft, die sich verirrt.“

Als Attila diese prophetischen Worte vernommen hatte, glaubte er, sie seien ihm zum Trotze geschrieben und gelesen, und spaltete zuerst das Haupt des Geistlichen, der sie gelesen, wobei zum Schrecken aller der Körper des Alten von der Erschütterung in einen kleinen Aschenhaufen zusammenstürzte. Er und seine treue Geliebte waren längst der Erde entschwunden. Das Bild zeigt, wie Attila das Schwert zweifelnd erhebt, welchen von beiden er zuerst erschlagen möchte.

Vierzehntes Bild.

Attila selbst fühlte sich durch dieses Ereignis erschüttert, auch seine Anhänger mochten ihm zweifelhaft scheinen; er wollte deswegen etwas Festes begründen, und wo er kein ererbtes Recht

hatte, doch in seinem Mut ein Recht der Erwerbung begründen. Er ließ öffentlich ausblasen, daß er im Schwarzwalde am Grabe des letzten Königs mit jedem um die Krone Schwabens kämpfen wolle, die dann dem Sieger unweigerlich zufallen solle, und zu dem Kampfe bestimmte er einen Tag. — Was bisher aus dem königlichen Kinde geworden, ist noch nicht berichtet, so aber verhielt es sich damit. Die zwölf fliegenden Boten erhielten schnelle Kunde durch die zum Himmel fliegenden Eltern von der Ermordung; sie hoben den Königssohn im Schlafe aus den Betten und trugen ihn zu einem Adlerneste in der Nähe der Erlöserkirche. Da nährten sie ihn mit der Milch der Hirschin, bis er kräftig war, an der Erde zu gehen. Dann brachten sie ihn zu einem Einsiedler bei der wüsten Kirche; sie sorgten für des Kindes Nahrung, der Einsiedler für dessen Erziehung. Er zeigte dem Kinde früh, wie das Bestehen des Glaubens vom Wohl der Staaten abhänge, denn seit der allgemeinen Verwirrung sei kein Stein zum Bau der Kirche angefahren worden. Der Knabe wuchs in sichtlichem Gedeihen, seine dunklen Augen spiegelten Ernst und Mutwillen, sein Mund wechselte in Würde und Milde, und seine Stirn trat hervor von der Kraft guter Gedanken und fester Entschlüsse. Früh reifte er zum männlichen Jüngling und übte sich selbst in jeder ritterlichen Kunst, so weit es die Einsamkeit und der Mangel an Kampfgenossen ihm gestatten wollte, denn die geflügelten Boten, wenn sie ihm ein Turnier untereinander vorstellten, daß er es daraus kennen lerne, waren nur wie die Gedanken zu betrachten, die wir uns als Kind von einer Schlacht machten. So hatte er sein fünfzehntes Jahr erreicht und fragte eben die kleinen Boten aus, was es sei, das ihn so schwermütig mache, als der wilde Attila mit dem Volke sich der Kirche nahte. — Da sprach der älteste von den Zwölfen: „Königssohn, die ganze Welt ist noch ein Geheimnis für dich und das Leben ein ritterlicher Kampf mit ihr, nur nach ernstem Kampfe wird sie sich dir enthüllen und das Gleichartige wird dir eigen werden und eine neue Jugend aus dir hervorgehen. Sohn der Könige, rüste dich, nicht der Tag der Liebe, sondern des Kampfes mit dem Räuber deines Landes ist erschienen. Sohn der Könige, du kennst Ritterpflicht, wir dürfen dir nur mit unserm Gebete im Kampf beistehen, besteig dies Roß, bestreite den fremden König, der jeden ausfordert, der ihm die Krone, deine Krone streitig macht, siegend

oder fallend wirst du uns über dir wie eine Wolke sehen, unsere Thränen in Lust und Schmerz werden auf dich fallen, auf Erden suche uns nicht mehr.“ — Sie erhoben sich, die lieben Zwölfe, der Königssohn dankte ihnen und war so zornig, daß er sie auf Erden nicht wiedersehen sollte, daß er sich gern in die Lanze des Fremden gestürzt hätte. Vergebens hatte der König Attila seine Gegner ausgefordert, keiner der Grafen wagte sich gegen den Riesenmann in die Schranken; da trat der gerüstete Jüngling auf und der König lächelte seiner schlanken Gestalt. Aber der Jüngling rannte auf ihn in so zornigem Sinne, daß seine Lanze durch die Ringe des Brustharnisches in König Attilas Herz drang. Der wilde Attila stöhnte sein Leben aus, da blickte der Jüngling dankbar zum Himmel, zu der glänzenden Wolke, die Freudenthränen auf ihn fallen ließ, dann öffnete er den Helm und nannte seinen Vater und führte das Volk zu dessen Grabe, und der Einsiedler beschwor, daß er des Königs Sohn, des Reiches Erbe sei, und setzte auf dessen Haupt die Krone, die er dem ermordeten Könige abgenommen und heimlich bewahrt hatte. Das Volk schwur ihm Treue als König, und er schlug die Hunnen, die mit ihnen da versammelt waren. Das Land war frei, der König weise, die Kirche wurde vollendet. Das Bild zeigt die Krönung des jungen Königs und das Erschlagen der hunnischen Ritter; die alten Reime schließen mit den Worten:

Doch die Zeit will neue Thaten
Und erzählt ist schon genug,
Gott im Himmel wird uns raten,
Schützt uns vor des Teufels Trug,
Wird uns seine Sänger senden
In des Schmerzes Einsamkeit,
Daß wir ahnen, wie zu enden
Das Beginnen dieser Zeit.



Drittes Buch.

Erste Geschichte.

Die Hochzeit.

Die ewige Lampe vor dem Bilde der heiligen Mutter, welche Frau Hildegard bei der Genesung Bertholds gestiftet hatte, war schon sichtbar, auch die messingenen Kronen glänzten durch die offenen Fenster des Rathauses, als eine neue Erleuchtung bei dem großen Röhrbrunnen des Marktes für die armen Frauen eingerichtet wurde, die dort mit großer Emsigkeit zinnerne Schüsseln und Teller abscheuerten, welche von den Hochzeitgästen auf dem Rathause geleert waren. „Wie der steinerne Ritter sein Laternchen so schön über den Brunnen hält, als ob er drin krebsen wollte!“ sagte die eine der Frauen. — „Das war noch ein guter Einfall von dem Anton,“ meinte die andere, „dafür schenk' ich ihm das große Stück Schinken, das hier auf der Schüssel blieb.“ — „Und ich schenke ihm den Backfisch,“ sagte die andere, „aber er muß mir einen Kuß geben.“ — „Ich gebe keinen Kuß!'“ brummte Anton und begnügte sich mit dem Schinken. — „Was das für ein Junge ist,“ sagte die andere, „es gäbe mancher etwas darum, wenn ich ihm einen Kuß anböte und der nähme lieber einen Backenschlag dafür an. Was treibst du dich bei den Weibern herum, wenn du nicht willst geküßt sein, Anton!“ — „Ihr denkt wohl, ich komme euretwegen hieher,“ sagte Anton, „mein Alter hat Weidenruten in den Brunnen gelegt, damit sollt ihr gestrichen werden, wenn ihr die Schüsseln nicht rein abwascht, schreit nur nicht, — die Weidenruten braucht er zum Flechten der Ehren-

1. **Drittes Buch**, W.: „Im dritten Buche drängen die Begebenheiten mehr, Ernst und Laune, Hohes und Niederes tritt näher an einander. Berthold, ob er gleich thätig und verständig, wo er sich zeigt, wird in dieser Abteilung doch etwas zu sehr von den anderen vorbringenden Gestalten versteckt. Die Zänkereien der Mägde, welche Mutter und Tochter von einander trennen, entfernen diese auch etwas von uns.“

pforte an Bertholds Hausthor, und die Ehrenpforte um das Gerüst zu verstecken, das wir auf Befehl der Frau Hildegard heimlich erbauen, um morgen in aller Frühe das Bild der heiligen Mutter aufzufrischen, wie sie zur Vermählung ihres Sohnes gelobt hat. Denkt euch, bis Mittag soll das alles fertig sein." — „Das ist recht," sagte eine Frau, „so verdient Ihr doch auch was und die heilige Mutter war gar nicht mehr zu kennen." — „Mir ist's nicht recht," sagte Anton, „denn meinem Alten schwindelt da oben auf dem kleinen Gerüste und da muß ich früh auf und muß alles allein pinseln." — „Ich geb' dir auch einen Kuß dafür," sagte die eine Frau. - - „Lieber lauf' ich gleich davon," antwortete Anton und ging mit seinen Weidenruten und grünen Zweigen nach Bertholds Hause, aus welchem die Waisenknaben jetzt wieder eine Reihe der seltsamsten Backwerke nach dem Rathause unter Fackelbeleuchtung trugen. Die Weiber liefen vom Brunnen, ließen ihre Eimer überlaufen unter den Röhren und ihr heißes Wasser kalt werden, um diese Wunderwerke, die Türme und Gebirge aus Teig und Früchten zu bewundern. — „Gott ist mein Zeuge," sagte die eine, „aber wie die Brautmutter mit dem Teige umzugehen weiß, das geht nicht mit rechten Dingen zu, das läuft ihr unter den Händen auf, da bleibt nichts sitzen, das hat sie noch im Kloster von der vorigen Äbtissin gelernt, die jetzige weiß um so weniger davon, da kochen sie jetzt zum Erbarmen, und die Nonnen sehen aus wie Gespenster. Die werden sich freuen über die guten Gerichte, die ihnen heut die Brautmutter ins Kloster geschickt hat." — „Hat sie denn alles allein gekocht?" fragte eine andere. — „Warum nicht gar, wie kann ein Mensch so einfältig fragen?" sprach die andere, „ich habe gesehen, wie sie sich untereinander in der Arbeit geteilt haben. Die Braut hatte die Aufsicht über alle Braten, Meister Kugler schlachtete alles aus, Frau Hildegard besorgte die Suppen und das gekochte Fleisch, Frau Apollonia gab sich allein mit dem Backwerke, mit Pasteten und Kuchen ab, und der Meister Sixt kochte die Fische nach seiner niederländischen Art, bloß aus Wasser und Salz, und bereitete aus tausenderlei Zeugs die Tunken; ich konnte ihn gar nicht ansehen, wie er sich dabei hatte; als er kostete, habe ich ihn mit der Nase unversehens hineingestoßen, daß die ganze Küche lachte. Aber hört, etwas muß ich euch erzählen, das wird mir keiner glauben; in dem Hause ist ein Kobold, Gott weiß, ob es die Seele des

armen Bergmanns ist, der im Brunnen liegt, aber ich ginge um keinen Preis an den Brunnen. Hatte gestern allerlei Kessel und Eimer, die wir beim Schlachten brauchten, an den Brunnen im Garten gestellt, in der Küche war kein Platz, nun blieben aber die Herrschaften am Brunnen bis zur Nacht, so konnte ich nichts abscheuern; heute morgen finde ich alles so blank gescheuert, wie es kein Mensch auf Erden zustande bringt; das war böse Teufelsarbeit, aber ich dankte Gott dafür, denn wir hatten keine Zeit." — „Der Teufel kann immer schon ein Stück Arbeit für uns thun, wenn wir nur nicht dabei sind," meinte eine andere, „Narrenpossen sind's, in dem Hause giebt's viel Leute, wer weiß, welcher sich über die Kessel hergemacht hat." — Die andere stemmte beide Arme in die Seite und wollte eben zanken, da wurden aber die großen Schüsseln herunter getragen, was jeder Gast für die Seinen nach Hause schickte, das wollten sie alle sehen. Da hieß es: „Der Vogt hat sich am besten bedacht, der Alte kann auch nur wenig essen, begnügt sich mit der Tunke, da wird sich die alte Ausgeberin freuen." — „Dafür hat er uns auch die Straße nach dem Bleichplatz zubauen lassen," sagte die andere, „das vergebe ich ihm und dem Berthold nimmermehr!" — „Dafür läuft jetzt das Wasser durch den Bleichplatz," sagte die andere, „das ist mir mehr wert, als ein paar Schritte, die ich umlaufen muß, eine Liebe ist der andern wert!" — „Wir könnten aber beides haben," sagte die andere, „die Bürgerschaft hätte es nicht leiden sollen, aber die Einladung zum Hochzeitsschmaus hatte alle zu stummen Hunden gemacht, die vorher so laut kläfften." — „Und beim ersten Kinde will er zur Taufe einen gleichen Schmaus geben," sagte die andere, „das kratzt er alles vom Tuche ab, davon ist es auch so dünn, daß einer jetzt Mohn durchsäen kann. Wenn es nur bald ein Kind gäbe, aber die reichen Leute müssen immer eine Weile darauf warten, wo es uns Armen immer zu früh kommt. Was sie wieder blasen! Das ist eine rechte Gesundheit! Da zerschmeißen sie alle Gläser! Nun, das ist auch recht, so ein Glas, woraus eine ordentliche Gesundheit getrunken ist, soll auch zu nichts anderem gebraucht werden, sonst schadet's; der Teufel weiß überall sich einzuschleichen, er hat einen spitzen Kopf, und ist wie die Schlange beschaffen, wo die mit dem Kopfe durchkommt, da zieht sie den Leib nach. Hört nur, ich glaube, die Stadtpfeifer schlagen sich mit den fremden Fiedlern, und sie haben doch alle zu essen; an

den Tag will ich mein Lebenlang gedenken, von der Hochzeit werden noch Kinder und Kindeskinder reden!"

Unsere Stadtleute sprechen von großen Festschmäusen, als von einer Fronarbeit, der nur ein Fremder durch anders gefärbte Einfälle Reiz verleihen kann. Dieser Überfluß kommt aber vom Überfluß solcher Feste, die in manchen Kreisen zum Alltäglichen gehören, so daß jeder Leichnam schon aus der Gewohnheit voraus weiß, wie viel beschwerter er sich am Schlusse des Festes, als im Anfange fühlen werde. Wie können sie sich in Festlichkeiten alter Zeit versetzen? Die höchste Lust muß ihnen widrig erscheinen! Auf dem Lande sind wir jener Zeit schon näher, die Speisen selbst haben eine geistige Berührung mit unserer Thätigkeit und Einsicht, weil sie nur mit Klugheit der widerstrebenden Witterung abgewonnen, in ihr gezogen und geerntet werden konnten. Wer überdies Monate in seiner Hauswirtschaft zugebracht hat, der ist schon erfreut, andere fremde Gesichter bei sich versammelt zu sehen, das Gespräch scheint sogar störend, solange der Genuß dauert, und nur der Tafelmusik möchte man ein Recht einräumen, das Herz unbewußt anzuregen. Solch ein Fest, durch bedeutenden Anlaß erzwungen, nicht müßig erdacht, hat auch seinen Zwang zur Lust und diese fehlt nimmer, niemand naht sich der Thür ohne mitzugenießen und selbst die, welche zu Hause bleiben, erhalten ihren Anteil durch das Heimgesandte, und lassen dann auch Gott einen guten Mann sein. Aber neben der Lust sind auch Streitigkeiten nicht selten, keiner hat einen Grund, sich zu verschließen, und da die Mitteilung selten ist, so ist sie auch heftiger, insbesondere wenn die Lebensfülle sich im Genusse scheinbar erhöht und über ihre Schranken steigt. So war es im Lande der Ditmarsen gewöhnlich, das Leichenhemde zu den Hochzeiten mitzunehmen, weil keine ohne Kampf und Mord endete.

Auch Bertholds Hochzeitsfest war nicht ohne Schimpf und Unfrieden. An dem Herrentische blieb es freilich bei einigen stachligen Reden, die ein trunkener Schuhmacher über den Brunnen und die verbaute Straße mit Anspielungen auf den Ehestand fallen ließ, bei dem Tische der Stadtpfeifer ward es dagegen ernsthafter; denn da ging's zugleich um Kunst und Lebensunterhalt, auch gab sich keiner die Mühe, wie der Ehrenhalt am Herren=

15. Hauswirtschaft, Arnim spricht hier aus eigenster Erfahrung.

tische, gute Ordnung zu bewahren, vielmehr hetzten manche Bürger die Stadtpfeifer, die fremden Meistersänger und die Fiedler gegeneinander, weil sie sich in ihrer Tücke so grundlächerlich darstellten. Nun weiß jeder, daß ein Hauptunterschied zwischen den Menschen darin liegt, daß ein Teil durch den Weinrausch unbändig froh und der andere grundlos traurig wird; wie ist da ein gutes, verständiges Vernehmen möglich, insbesondere wenn es sich gewöhnlich noch dabei findet, daß die nüchtern Lustigen trunken traurig werden, und die nüchtern Ernsten im Rausche an den Scherz jener heransteigen. Die Leute fühlen sich untereinander ausgetauscht und schlagen sich, ihre Seele wieder zu gewinnen. So war zum Feste ein lustiger ältlicher Sänger des Herzogs von Bayern, mit Namen Grünewald angekommen, der in Augsburg sich in Annen verliebt, wie es ihm mit allen schönen Mädchen erging, auch bald seine Liebe bei allen Banketten besungen hatte, ohne daß die Leute eigentlich wußten, auf wen seine Liebesnoten anspielten. Er hatte Annens Wohnung endlich ausgeforscht, und in Verzweiflung, daß ihr Fenster sich nie seinem Gesange öffnete, weil sie längst fortgereist war, hatte er sich dem Weine, ohne Berechnung seiner Kasse, so lange ergeben, bis der Wirt seine vollgekreidete Wandtafel überrechnete, Zahlung forderte, und als er diese nicht leisten konnte, ihm den Mantel nahm. Das kümmerte den Sänger wenig, er setzte davon ein lustig Liedchen, schimpfte darin den Wirt wacker aus, dem er mit seiner Lustigkeit viel Gäste ins Haus gelockt hatte, ging mit dem Liede zum reichen Fugger und erzählte darin zum Schlusse, daß dieser seinen Mantel ausgelöst habe. Der gute Fugger that, wie von ihm erzählt worden, löste den Mantel nicht nur aus, sondern gab auch dem lustigen Grünewald ein Zehrgeld auf die Reise, aber mehr als Geld schenkte er ihm in der Nachricht, wohin die schöne Anna gezogen, was Fugger aus Fingerlings Handelsbriefen erfahren hatte. Grünewald küßte ihm die Hände aus Dankbarkeit, nahm ein Schreiben als Empfehlung und schritt stolz in seinem Mantel vor dem Wirtshause vorbei, dessen Wirt ihm so teure Zeche angekreidet hatte. Der Wirt sah sich eben nach Gästen um, als der Sänger vorbeizog und gähnte; da erhob sich ein Windstoß, blies den Mantel gar stolz auf und warf dem

13. Grünewald, R. Grünenwaldt, fahrender Sänger des 16. Jahrhunderts. Sein **Schwank**, wodurch er den reichen Fugger auf dem Reichstage in Augsburg zur Bezahlung seiner Wirtshausschuld gewinnt, ist von Arnim auch in der Widmung des „Wunderhorns" mitgeteilt. Im II. Teile war Grünewald eine bedeutende Rolle zugedacht.

Wirte den Flügel eines Fensters, das eben offen stand, auf die rote Nase. Dies Geschichtlein hatte Grünewald auf dem Wege einem Kunstgenossen vertraut, aber es ganz geheim zu halten gebeten, als er mit diesem zum Hochzeitstage in Weiblingen ankam, wo er sich als ein reisender Sänger der Gesellschaft durch Lieder und der schönen Anna durch Fuggers Brief so gut empfahl, daß er von Berthold allen einheimischen Sängern vorgezogen wurde. Die Bayern und Schwaben sind aber nicht bloß in der Sprache, sie sind in ihrem ganzen Wesen sehr verschieden; jene trinken Bier, diese Wein, jene sind schwerer und ernster, diese lustig und schnell; es kam daher den Stadtpfeifern seltsam vor, daß ein bayrischer Sänger ihnen den Preis der Lustigkeit nehmen sollte. Die Schwaben sangen: „Unser Herr Gott ist auch kein Bayer" und anderes mehr, was dem Grünewald schon zu Kopf steigen konnte, aber er antwortete mit der Schwabenbeichte; sie sangen von der vierbeinichten bayrischen Nachtigall, er achtete dessen wenig, denn wie er mehr trank, ging es ihm immer trauriger zu Herzen, daß Anna sich an dem Tage vermähle und daß er nicht der Bräutigam sei. Kaum merkte der Oberpfeifer Haring, daß er traurig wurde, so hielt er das für Verzagtheit und rückte mit lustiger Bosheit gegen ihn an. Er hatte eben das Geschichtlein des Mantels von dem Kunstgenossen erfahren, gab sich das Ansehen, welsch reden zu können, indem er viel Schimpfworte aller Völker in allerlei fremdes Geschrei einmischte und sprach zu einem Schüler so erzählend, indem er abwechselnd auf den Mantel des Sängers hinwies, auch wohl den Mantel anfaßte, doch halb verstohlen und Geld zählte. Grünewald merkte nun wohl, daß er verraten sei, die Beschämung erregte seine Galle. Um Haring zu ärgern, machte ihm Grünewald boshaft nach, wie er beim Blasen seine Backen dehne und nichts herausbringe. Haring schlug ihm auf die Backen, daß der bayrische Wind hinausfahre. Grünewald zog sein Messer, die Kunstpfeifer rissen es ihm fort, drängten auf ihn ein, er war zur Rathausthüre hinausgedrängt, ehe er zur Besinnung kam. Der Stadtpfeifer warf ihm ein Becken auf den Kopf und rief ihm zu: „Gott geleite Euch!" Darüber lachten die Weiber am Brunnen gar unmäßig, und Grünewald wollte wieder die Treppe hinanstürmen und neues Geprassel von Töpfen stürzte über ihn her, ehe Berthold und der Ehrenhalt es hindern konnten. In seinem Rausche glühend, und kühl durchnäßt, lief

er hastig am Markte umher und regte alle Jammertöne seiner Zither, die ihm um den Leib hängen geblieben. Ernst sprachen die Sterne zu ihm und mit Trauer die hohen Häuser, er hätte immer wieder zu Annen hinaufstürmen mögen, die Beine trugen ihn aber unsicher, wohin sollte er sich wenden? Er sank an der Ehrenpforte nieder, über der Anton die letzten Bretter seines Malergerüstes befestigte. Da sich inzwischen nach Wegnahme der Tische in den Rathaussälen alles zum Reihentanz geschickt hatte, also die Pfeifer und Fiedler vollauf zu thun hatten, die Weiber am Brunnen aber an die Fenster neugierig sich drängten, so hatte er Muße, seinem Geschicke nachzudenken, wenn er nur Vernunft dazu mitgebracht hätte, aber sein Nachdenken bestand immer nur im Erzählen. Erst sprach er mit sich selbst, dann stieg Anton vom Gerüste herunter und er fand an dem Maler einen gutmütigen Zuhörer. Er berichtete diesem, daß er gar berühmt und geachtet sei, so wenig es ihm jetzt einer ansehe, und so wenig Ehre ihm der verdammte Stadtfiedler übrig gelassen. „Wenn ich so ein Glas zuviel getrunken habe," sagte er endlich, „da kommt es mir immer vor, als ob ich ein Kaisersohn und einst in einem gläsernen Schlosse bei einem Löwen gewohnt habe, doch will mir das kein Mensch glauben." — „Ich glaube es Euch wohl," sagte Anton, „aber seid froh, daß Ihr aus dem Neste fortgekommen seid." — „Warum das, was wißt Ihr davon?" fragte Grünewald. — „Ich meine nur," antwortete Anton, „das Schloß hätte in Stücken gehen und Ihr drein treten können." — „Meinetwegen," antwortete Grünewald, „mag es nur so ein Traum mit dem Schlosse sein, aber das ist gewißlich wahr, daß ich, wie Moses auf einem Baumaste schwimmend, bei Bregenz ans Land getrieben bin, und da hat mich leider keine Königstochter, sondern ein alter Hofnarr zu sich genommen, der hieß Konrad Naftsger aus Limpurg, von dem habe ich Zitherspiel und Meistergesang gelernt, habe schon dreimal im Wettgesang das Gehänge gewonnen und bin in Nürnberg zum Meister gemacht. Da gaben mir alle Ratsherren ein großes Fest und die Stadtpfeifer bliesen vor meinem Fenster. Oft ist der Herzog von Bayern abends zu mir gelaufen, ein Buhlenlied sich zu bestellen, und manche Fürstin drückte mir die Hände. So schlecht, wie hier, ist's mir noch nirgends ergangen und ich kann nicht glauben, daß Ihr hier sonderlich lustig seid."

20. gläsernes Schloß, eben die Kronenburg.

— „Wir sind hier nach unserer Art auch recht lustig," meinte Anton, „aber grob sind wir auch ein wenig." — „Es scheint mir," sagte Grünewald, „als ob die Leute hier gar nichts von zierlichen, ritterlichen Festen wissen, Ihr seid hier wie die Böhmen." — „Wie sind die?" fragte Anton. — „In Böhmen ist es noch schlimmer, davon hat Konrad, mein Meister, erzählt, ich muß es Euch vorsingen, auf daß Ihr daraus erseht, wie es mir nicht allein bei solchen Freßgelagen übel ergangen ist, und daß ich armer Narr mich endlich auch trösten kann.

Der Böhmen König giebt ein Fest;
Auf gold'nem, reichbesetztem Tisch
Steht ein verstecktes Narrenneſt,
Ein ungeheurer Riesenfisch.
Der König schneidet in den Bauch,
Da springt ein kleiner Kerl heraus,
Bekleidet nach Prophetenbrauch
Und giebt sich für den Jonas aus,
Und küßt des Königs Gnadenhand,
Die aus dem Fische ihn befreit,
Das Kerlchen spricht so schlau gewandt,
Daß es den König recht erfreut.

„Wer bist du, Zwerglein?" spricht der Held,
„Sei mir willkommen bei dem Schmaus,
Was treibt dich in die weite Welt,
Wo bist du, kleiner Mann, zu Haus?"
Er spricht: „Ich bin ein Narr fürs Geld,
Ein Narr ist überall zu Haus,
Ich bleibe, wenn es Euch gefällt,
Ich gehe, wenn mein Witz zu kraus.
Beim Herrn von Limpurg war ich lang,
Der war zu sanft, ich sprach zu hart,
So machte ich zu Euch den Gang,
Um mich zu freu'n an Heldenart."

Der König ruft nun seine Narrn,
Um ihn zu prüfen, ob er klug,
Um ihn zu fangen in dem Garn,
Mit einem list'gen Narrenzug;
Zwei alte Tölpel stolpern her,
Mit buntem Kleide angethan,
Doch ihre Zungen sind so schwer,
Sie greifen an den kleinen Mann

Mit lahmen Späßen ohne Mut,
Und wären lieber wieder fort,
Doch unser Kleiner gar nicht ruht,
Er schenket ihnen gar kein Wort.

Der Kleine übermeistert sie,
Im fremden Land gilt der Prophet,
Er fürchtet keinen, scheut sich nie,
Er weiß es nicht, wie es dort steht.
Die großen Tölpel werden stumm,
Der König nimmt ihr hölzern Schwert
Und spricht: „Ihr Narren seid zu dumm,
Der Kleine ist des Schwertes wert,
Ihr geht, der Mann im roten Kleid,
Wird eure Löhnung zahlen aus!" –
Der Kleine schmückt sich voller Freud',
Die beiden gehen voller Graus.

Der Kleine höhnt sie wacker aus,
Ein jeder Einfall neue schafft,
Nie dauerte so lang der Schmaus,
Wie mundet heut' der Rebensaft,
Der König sagt zu allen laut,
Daß er noch nie so lustig war,
Dem Kleinen hat er ganz vertraut,
Er sagt was wahr, er trinkt was klar,
Der Narr belehrt den klügsten Rat,
Und wendet jeglichen Verdruß
Der Kleine denkt: Es ist ein Staat,
Wo mir ein jeder gut sein muß.

Da bringt der Mann im roten Kleid
Noch eine Schüssel seinem Herrn,
Der sieht hinein mit Schadenfreud'
Und thut sie wieder dann versperrn.
Doch unser Narr ist schon so dreist,
Er blicket durch den Spalt hinein,
Obgleich der König es verweist,
Der Narr fängt kindisch an zu schrei'n.
„Herr," sprach er mit gebroch'ner Stimm',
„Zwei Menschenhäupter liegen drin;
Wer reizte Euren edlen Grimm
Mit Frevel oder Eigensinn?"

„Mit nichten,“ spricht der König kalt,
„Die beiden hab' ich nicht gehaßt,
Sie wurden mir nur allzu alt,
Und haben hier nicht mehr gepaßt,
Es sind die Narren, die allhier
Dein guter Witz schnell überwand,
Was sollten sie nun ferner mir,
Du hast sie in ihr Nichts gesandt,
Ein kluger Mann, wenn er verdummt,
Erweckt noch aller Narren Witz;
Was ist ein Narr, der je verstummt,
Er ist auf Erden nichts mehr nütz.“

Das läuft dem Narren kalt wie Eis
Durchs Rückenmark zu Zung' und Mund,
Dann wird ihm wieder glühend heiß,
Er spricht aus bangem Herzensgrund:
„Der Teufel sei hier Narr fürs Geld,
Denn wagte ich mein Leben gern,
So wär' ich auch ein großer Held
Und nicht ein Narr für große Herrn,
Ich spring zurück in meinen Fisch,
Der Narren Blut löscht allen Witz:
Wer junge Narren braucht am Tisch,
Der gönn' den alten ihren Sitz.“

Bei den letzten Worten fing Grünewald zu lachen an: „Ich will dem alten Stadtpfeifer gern seinen Platz gönnen, dies liebe Städtlein hat kaum eine Straße und auch die ist nur halb gepflastert, ich möchte hier nicht begraben sein, wenn Anna nicht bei mir wäre. Das Fest ist auch jetzt vorbei, sie kommen herunter und ich bin schon hier. Anna soll leben, hoch, hoch und immerdar hoch!“

Der Fackelzug führte sie eben nach ihrem Hause vorüber, ein seliger Anblick. Als alle vorüber waren und nur der Abfall der Fackeln von der leuchtenden Erscheinung noch am Boden verglühte, sang Grünewald zu den Fenstern Annens hinauf:

Nun kenne ich die Nacht
Und ihre Flammenspur,
Und hemme meine Uhr,
Daß spät der Tag erwacht,
Und schließt die Läden dicht,
Dem ersten Morgenlicht.

Eh' Licht kann werden, bringt die Nacht
Der Schöpfung dunkle Freuden sacht;
Ich kenne die Geschichte
Und nehme die Gewichte,
Die Räder und die Glocken
Aus meiner Uhr bedacht,
Sonst schlägt sie in der Nacht,
Und ich fahr' auf erschrocken.
Nun steht die Zeit ganz still,
Des freu' sich, wer da will,
Des freuet sich alsbald
Der treue Grünewald.

Anton sah verwundert den Mann an, der so in einem Atem lachen und weinen, belustigen und rühren wollte, aber er trug ein brüderliches Herz zu ihm und nötigte ihn, da er ohne Obdach, sein Lager mit ihm zu teilen.

Zweite Geschichte.

Das Bild am Giebel.

Anna, die schöne junge Frau, wurde spät von der Sonne erweckt, die über den wolkenlosen Himmel in voller Klarheit hinzog und ihre Strahlen in den runden Scheiben des Fensters sammelte, um mit einem Kusse ihrer Art die geschlossenen weichen Augenlider der Müden zu erwärmen, die sich gern dem Tag verleugnet hätte, nachdem sie den Morgen verschlafen hatte. Endlich rief sie leise ihren Berthold, um ihn nicht zu erwecken, wenn er noch schliefe. Als sie aber keine Antwort erhielt und die Blendung ihr gestattete umzuschauen, da sah sie, daß Berthold nicht mehr im weiten Bette zu finden, daß er sich fortgeschlichen habe, — und das kränkte sie. Sie wollte nun nicht eher aufstehen, bis er ihr selbst die neuen goldenen Strumpfbänder gereicht hätte, nachdem ihre silbernen Strumpfbänder beim letzten Tanze feierlich zerrissen und jedem Gast ein Stücklein zum Andenken geschenkt worden war. Mit diesem Gedanken beschäftigt, sah sie nach dem Boden des Zimmers, weil die Fenster ihr zu hell entgegen leuchteten und bemerkte das Schattenbild einer Leiter, auf welcher

zwei Beine standen. Mit vorgehaltener Hand suchte sie zu entdecken, woher dieses seltsame Schattenspiel sich durch die Fenster sehen lasse und fand bald, daß eine Leiter ans Fenster gelehnt sei, auf welcher die Beine eines Menschen ständen Erst glaubte sie, es sei ein Scherz Bertholds oder eines mutwilligen Bekannten und schämte sich; aber die feste Ruhe dieser Beine zeigte bald, der Gebeinte müsse seine Neugierde an der Mauer über und neben dem Fenster befriedigen und sie hielt ihn für einen Arbeiter, der irgend etwas an dem Hause zu verrichten habe. Sie wollte eben mit Vorsicht aufstehen, fest versichert, der Mann könne nichts von ihr durch die blinkenden Scheiben wahrgenommen haben, da öffnete sich der obere Fensterflügel und sie erinnerte sich mit Schrecken, daß Berthold diesen der Hitze wegen am Abend geöffnet hatte. Es bückte sich ein Antlitz nieder, das zu den Beinen gehören mochte, sie sah es aber nicht, denn sie war unter die Decke gefahren. Was war zu thun? Unter der Decke war es zu heiß und nicht allzulange auszuhalten; ihr Vorzimmer, wo Kleider lagen, war etwa zehn Schrittchen entfernt, die Zeit mußte benutzt werden, wenn der Mann nicht hereinblickte. Aber konnte er nicht in der Zwischenzeit sich wieder niederbeugen, ehe das Vorzimmer erreicht war? Endlich war der Entschluß gefaßt; in der Decke eingehüllt, hatte sie ohne umzublicken das Vorzimmer erreicht, wo sie in Eile die bequemen Morgenkleider anlegte.

Nun kehrte ihr gewöhnlicher Mut zurück, sie schämte sich der kleinlichen Besorgnis und wurde neugierig, die Ursache dieses Schreckens näher kennen zu lernen. Gewiß ist es Meister Sixt, dachte sie, die Mutter Hildegard gelobte, die heilige Mutter am Giebel neu aufmalen zu lassen, wie hat mich der gute alte Mann so erschrecken können? Sie trat nun dreist ans Fenster, um dem Meister, den sie gern in allen Sprachen wälschen hörte, einen guten Morgen zu wünschen, trat aber mit neuer Verwunderung zurück, als sie die Beine ins Auge faßte. So riesenhafte Beine mit breiten Waden, knorrigen Knöcheln und wohl gepolsterten Zehen, welche durch die zerrissenen Schuhe blickten, konnten dem dürren kleinen Sixt nicht passen, auch war die Bekleidung für den geschniegelten alten Niederländer allzu nachlässig. Die langen roten Tuchhosen waren nicht aus Mode, sondern von der Hand der Zeit aufgeschlitzt, doch hatte der Eigentümer die List gebraucht, die unvermeidlichen Lücken, die sein Bein füllte, mit roter Farbe

zu überstreichen, wodurch aber die Mücken keineswegs getäuscht wurden, denn sie nötigten oftmals die mit dem Pinsel bewaffnete rechte Hand, die wohl zweimal so dick als gewöhnliche Hände war, gegen sie niederzuschlagen, als müsse sie das Gemälde auffrischen. Anna meinte, es sei ein fremder Meister, der hier seine Kunst an ihrem Hause zeigen wollte und sie hielt sich für verpflichtet, ihm zum mühsamen Werke in der Sonnenhitze einen guten Morgen zu bieten. „Guten Morgen, Meister!“ sagte sie. — „Ich bin nicht der Meister,“ antwortete ihr eine mächtige tiefe Stimme, „ich bin aber sein Junge.“ — „Wenn Ihr auch noch nicht Meister seid,“ antwortete Anna, „so steht Ihr doch auf Eurem Platz fest und geht auf einem großen Fuße einher, in jedem Eurer Beine hat ein Meister Sixt Platz und wenn Eure Kunst Euer Maß hält, so könnt Ihr einer der größten Meister werden.“ — „Es würde schon etwas aus mir werden,“ entgegnete er mit einem lustigen Grundton, daß die Balken mitbrummten, „aber der Meister giebt mir mehr Schläge als Essen, wenn ich ein Körnchen in der Farbe nicht fein abgerieben habe: dabei kommt niemand zu Kräften, besonders wenn einem die Sonne wie hier beständig auf den Buckel brennt.“ — „Wie macht er das, Euch Schläge zu geben,“ fragte Anna, „ich dächte, er langte kaum zu Eurer Halskrause hinauf, wenn er sich auch auf die Zehen stellte.“ — „Der Meister ist ein listiger Mann,“ sagte er und blickte durch das Fenster wie vorher, als Anna noch im Bette lag, indem er aus dem Farbentopf, der an der Leiter hing, den Pinsel füllte. — Sie sah ein fröhliches Gesicht, das wie der Vollmond im Aufgange den Fensterflügel fast füllte; von großen blauen Augen durchstrahlt, mit einem dichten Bart von Milchhaaren umglänzt, erschien er, wie ein Engelskopf unter dem Vergrößerungsglase sich darstellen möchte. — „Wie ist denn der Meister so gar listig?“ fragte Anna und beschaute das junge Blut mit Freude, wie es in dem erhitzten Halse pulsierte. — „Der Meister ist ein listiger Mann,“ sagte er, „das sieht ihm keiner an. Wenn er nur jetzt käme, da schnippte ich ihn mit meinem Finger in die Ecke; aber da wartet er ganz ruhig, wenn ich etwas ausgefressen habe, was er für sich zurückgelegt hatte, bis zum andern Morgen und wenn ich im besten Morgenschlaf liege und für keinen Preis mich rühren mag, da haut er auf mir herum, als wäre ich ein staubiges Wams, daß ich es wohl noch fühle, wenn ich erwacht

bin." — „Vaterhand schlägt nie zu hart; das Kind, welches sie am liebsten hat, schlägt sie am meisten," sagte Anna. — „Gott behüte," sprach Anton, „daß die kleine Heuschrecke mein Vater wäre, ich bin nur so in der Not zu ihm gelaufen, als ich noch ein dummes Kind war, und weil er mir damals etwas Gutes angethan hat, dafür muß ich ihm mein Lebenlang eigen sein. Ich wollte, ein Koch wäre mein Pflegevater, so könnte ich doch essen, was ich zusammenreibe und koche, aber so muß ich die Wände und die Leinewand damit beschmieren; zu einem Weinküper taugte ich auch besser." — „Einen frischen Trunk kann ich Euch schon geben," sagte Anna und reichte ihm eine hölzerne Kanne mit dem Abendtrunk hinaus. Er dankte kaum, sondern kippte sie wie eine Nußschale über, sie dachte nur, daß er einen Zug daraus thun sollte. Anna sah ihn verwundert an, konnte aber nicht böse werden, sie dachte: es gehört wohl etwas in den breiten Hals, auf welchem der Adamsapfel wie ein Ziehbrunnen auf und nieder steigt und dann sind ihm auch so viele Tropfen in seinem Milchbart hängen geblieben, daß sich die Fliegen darin ersäufen; will doch sehen, ob er nach solchem mächtigen Zuge noch Platz für das Essen behält. „Will Euch doch etwas zum Zubeißen bringen," sagte sie, holte aus dem Nebenzimmer eine gebratene Hammelkeule und schnitt eine Scheibe davon ab. „Wie heißt Ihr?" fragte sie, „hier ist die Gabel, langt zu!" — „Ich heiße Anton," sagte der Maler, „sage Euch schönen Dank, bin heut' vor Tage aufgestanden und habe kein Frühstück bekommen, weil mich der Alte mit dem Hunger zum Fleiß antreiben wollte." — Ohne Verlegenheit steckte er die Gabel durch das abgeschnittene Stückchen in den ganzen Braten und wie ein guter Heulader schwenkte er die Gabel, ohne etwas von der Ladung zu verlieren, in die obere Region, wo sich am Menschen der Mund öffnet. Frau Anna rief, ob er nicht Brot dazu esse, das Fleisch sei fett. „Dank Euch," sagte Anton, „mein Magen verträgt Kieselsteine, wenn ich nichts anderes habe; wo ich aber gute Fracht finde, da mach' ich's wie Schiffer in den Niederlanden, und nehme keinen Ballast auf, gebt Euer Brot den Hühnern." — Mit Verwunderung sah ihm Anna zu, wie er so eifrig essen und malen konnte, sie

23. Anton, W.: „Anton gefällt uns in seiner Eigentümlichkeit überaus und jederzeit, und da, wo er mit Anna zusammenkommt, gewinnt diese einen besonderen Reiz, sie scheint dann jedesmal veredelter und über sich selbst dazustehen."

bekam selbst Eßlust bei dem Anblicke und wollte zum Frühstück fortgehen, als Anton sie bat, noch einen Augenblick zu verweilen, weil er den Kopf der Maria gleich beendet habe, sie möchte aber die Augen niederschlagen, wie sie im Bette gethan, denn mit fast geschlossenen Augen habe er sie gemalt. Frau Anna schämte sich, daß er sie im Bette gesehen habe und verbarg das hinter dem Unmute, wie er dem heiligen Bilde ihr sündliches Angesicht geben könne. — „O," sagte Anton, „ich male nur das Schöne an Euch, das Häßliche lasse ich weg. Die Menschen sind recht sonderbar, uns Malern trauen sie zu, daß wir das heiligste Bild aus nichts schaffen und malen können, aber nicht unserm Herrgott, der die ganze Welt zwar aus nichts, aber den Menschen nach sich als sein Ebenbild geschaffen hat, wir müssen von unserm Herrgott aus seinen Menschen lernen." — „Aber es wäre mir doch lieber gewesen," sagte Anna, „wenn Euer Meister mich abgemalt hätte, wenn ich einmal gemalt sein sollte." — „Der hätte sich hier längst aus Schwindel den Hals gebrochen," antwortete Anton, „auch geht's ihm nicht so von der Hand, wie mir, und auf der Mauer will alles schnell gemalt sein, sonst stimmen die Farben nicht, wenn alles getrocknet ist." Während des Gesprächs förderte sich die Arbeit und Anton suchte die Unterhaltung deswegen immer noch zu verlängern. „Ich muß Euch doch," sagte er, „ein Hochzeitlied übergeben, das der arme Grünewald auf Euch zurückgelassen hat, der gestern von den Stadtpfeifern ist herausgedrängt worden; er hat die ganze Nacht geweint, denn er sagte, daß er Euch so lange nachgegangen und nun er Euch gefunden, so unehrlich behandelt sei, daß er sich aus Gram nicht mehr wolle sehen lassen." — „Ist er denn schon fort?" fragte Anna. — „Ganz früh zog er fort," antwortete Anton, „aber sein Hochzeitlied habe ich unten in meiner Tasche." — „Zeigt es mir," sagte Anna, „es thut mir recht leid, daß er schon fortgegangen, wir hatten ihn gestern vergessen in dem Gewirr, er sang sehr kunstreich."

Anton stieg die Leiter hastig herunter, um das Lied zu holen, daß sie an der Mauer ausgleitete, denn sie stand zu flach. Aber zum Glück faßte er den Fensterrahmen, wo Anna stand und so kamen beide mit dem Schrecken davon; er schwang sich unversehrt in das Zimmer, während die Leiter niederstürzte. — „Gott sei gedankt," rief Anna einmal über das andre, „Euch fehlt doch nichts?" — „Es war mein Glück, daß das Fenster offen war,"

antwortete er und wollte schon fortgehen, um die Leiter aufzurichten, da hörte er Schritte und laute Worte im Vorzimmer. „Es ist der Ehrenhalt,“ sprach Anna, „er wird von mir Abschied nehmen wollen.“ — „Um Gottes willen verbergt mich,“ sprach Anton in großer Verlegenheit, „der darf mich nicht sehen, er möchte mich wieder kennen, ich bin ihm entflohen, helft mir, ich bin verloren.“ Anna war so überrascht, daß sie nichts zu sagen wußte, sondern halb unbewußt Anton in ihre Kleiderkammer schob; sie fühlte ein unwiderstehliches Mitleiden gegen ihn, denn Berthold hatte ihr schon so mancherlei von der Gewalt verlauten lassen, mit der die Kronenwächter wirkten. Er trat mit Apollonien ins Zimmer und überbrachte der jungen Frau einen kleinen vergoldeten Schrank, wie ein Münster ausgedreht und geschnitten, in welchem ein gar schönes Muttergottesbild stand. Das übergab er im Namen der Grafen von Hohenstock, riet ihr sorgsame Pflege, wenn sie der Himmel mit einem Kindlein segnete, und daß sie sich von den gewaltsamen Ereignissen der Zeit, die jetzt bald eintreffen müßten, in der Pflege und Sorge nicht möchte stören lassen, endlich nahm er mit einer Herzlichkeit Abschied, wie keiner dem rauhen alten Manne zugetraut hätte. Anna, von dem seltsamen Vorfalle mit Anton zerstreut, hörte nur unaufmerksam dem Alten zu und blieb noch unbequemer in ihrem Gefühle, als die Mutter den Ehrenhalt nur bis zur Thüre begleitete und dann zu ihr umkehrte, um sie schnell anzukleiden, weil Berthold bei dem Brunnen mit einer Festlichkeit auf sie warte. Anna geriet in große Verlegenheit, weil die Festkleider in der Kammer lagen, wo Anton sich versteckt hatte. Was soll die Mutter denken, wenn ich ihn herausführe, meinte sie, oder soll ich mich hier ankleiden, wo er mich durch die Thür erblicken kann? Aber die Mutter machte diesen Zweifeln schnell ein Ende, indem sie ungeduldig die Thür öffnete, aus welcher ihr Anton mit der ruhigen Anfrage entgegentrat: „Also ist der Alte fort, Gott sei gedankt, ich dachte, er hätte mich am Kragen!“ — Die Mutter staunte, Anna war verwirrt, was sie denken möchte, und Anton sprach wieder: „Nun will ich Euch das Hochzeitlied des guten Grünewald holen, es hätte Euch gewiß gejammert, wie er von seiner Liebe zu Euch die ganze Nacht geklagt hat.“ — Mit diesen Worten ging er zur Stube hinaus und Apollonia brachte erst nur unvernehmliche Töne heraus, dann aber rief sie: „Wäre ich doch so ruhig entschlafen

in dieser Nacht, wie Frau Hildegard, sie weiß nichts mehr von deiner Schande, sie hat dich zum Feste geschmückt, das den lieben Sohn ihr von der Seite nahm, die Einsamkeit hat sie nicht überlebt, und wie dankst du ihr, daß sie so ihr lang gewohntes Leben, den guten Sohn, dir abtrat! Du verrätst ihn an einen Liebesboten, der wohl gar selbst dich verführte; hätte ich mein Messer, ich könnte dich mit kaltem Blute umbringen!" — „Liebe Mutter," unterbrach sie Anna, „übereile dich nicht, um eine Kleinigkeit, an der ich gar keine Schuld habe, mir zu fluchen! Sieh das Malergerüst vor dem Fenster, sieh die umgefallene Leiter, die der Junge eben wieder aufrichtet und frag' ihn, wie er in das Fenster gefallen, da sieh noch die eine Scheibe, die er eingebrochen hat. Und wie er hier war, da versteckte er sich vor dem Ehrenhalt." — „Und solche freche Lügen kannst du gleich aus dem Stegreif ersinnen," rief die Mutter, „wie oft magst du mich in Augsburg betrogen haben, aber du sollst den guten, den lieben Berthold nicht anführen. Er ist jeder treuen Liebe wert; ich will ihn trösten, er soll dich vergessen, wenn er fühlt, daß doch eine Seele ganz und ewig an ihm hängt, und in so langen Jahren sich ihm ungeteilt bewahrt hat." — „Weh mir," rief Anna, „du sagst zu viel, liebe Mutter, und dein unnützes Schelten über eine Schuld, die mit dem leisesten Hauche den Spiegel meiner Seele nicht trübte, eröffnet mir eine schwarze Tiefe naher Besorgnisse. Du liebst ihn, du gestehst es dir und mir, du glaubst mich bei ihm in Vergessenheit zu bringen, nie duldet das mein Herz, und mit aller Glut, wie ich ihn liebe, so will ich alle Netze verbrennen, mit denen du ihn zu dir zu ziehen strebst."

Der Streit wäre noch weiter gegangen, aber im Augenblicke klopfte Anton an das zugeschlagene Fenster. Die Mutter öffnete und er reichte ihr ein Blatt und sprach: „Dies ist das Hochzeitlied, aber verzeihet mir, daß es ein wenig vom Firnis zusammenklebt, die Leiter hat beim Herunterfallen die Firniskruke zerschlagen, und bittet für mich beim Meister, daß er mich nicht dafür auch zerschlägt, Ihr saht ja, daß ich nichts dafür konnte." — Der Vortrag geschah so natürlich und Anton sah so ehrlich und offen in die Welt, daß die Mutter in ihrer Meinung irre wurde und sich endlich ganz von ihrem Irrtum überzeugte. „Der Morgen nach der Hochzeit," sagte sie endlich, „ist nie ganz ohne Ärgernis, darum machen auch Freunde dazu gern allerlei Späße und Schau-

spiele, wir wollen auch dies dafür annehmen, als ob wir selbst mitgespielt hätten. Zieh dich schnell an! Wer läßt denn hier am Hause malen, Berthold erzählte nichts davon." — „Frau Hildegard hat dies Gelübde gethan," antwortete Anna. — „Die gute, selige Frau," sagte Apollonia, „mag wohl durch meinen Zorn in dieser Morgenstunde gekränkt sein, sie wird mir nicht zürnen, ihr Gelübde hat den Irrtum veranlaßt. Sei zufrieden, Anna, werde nur nicht eifersüchtig auf mich, sieh dich im Spiegel, du blühende Rose, so freudig sah ich dich nie wie eben mitten in der Kümmernis unsres Streits, dann sieh mich an und du wirst deine Eifersucht beruhigen, selbst wenn du meiner Liebe zu dir nicht glauben wolltest." — Anna küßte der Mutter die Hand, und sprach: „Die gute Mutter Hildegard, nun kann ich ihr keine Liebe erweisen, aber du lebst doch noch recht lange, sollst dich recht lange mit erfreuen. Die arme Mutter Hildegard, sie hat es nicht überlebt, daß ihr Sohn fern von ihr schlafen sollte, ach da trage ich unschuldig die Schuld ihres Todes." — Die Mutter suchte sie zu zerstreuen und sagte: „Wir wollen doch einmal lesen, was der bayerische Meistersänger dir zu Ehren gereimt hat, wahrscheinlich hat er es schon zu tausend Bräuten gesungen, denn darum läuft das Sängervolk immer so umher, daß sie an fremde Orte kommen, wo ihre paar Lieder noch für eine Neuigkeit gelten; aber es ist schwer zu lesen vor dem Firnis, der daran klebt.

Hochzeitsterne sind verglommen,
Und das schwarze Sonntagskleid
Ist dem Himmel abgenommen,
Alle Lust erwacht in Leid;
Freudig ist nun junges Leben
In den frischen Tag gestellt,
Der gerührt des Blickes Beben
Tauend über dich erhellt.

Und du glaubst dem neuen Tage,
Endlos scheint er, weil er klar,
Es versinkt in Lust die Klage,
Daß kein Kranz in deinem Haar;
Sieh', dir blühen tausend Kränze,
Dieser, ach, versank im Fluß,
Führt des Lebens Wellen Tänze,
Lebensflut im stillen Kuß.

In der Kraft, die er gesegnet,
In der Hoffnung, die er regt,
Seid ihr beide euch begegnet,
Selig, wem das Herz so schlägt;
Selig, denn die thät'ge Ferne,
Der Gedanken Unbestand,
Und des Glückes Wandelsterne
Trennen nicht dies inn're Band.

Hochzeitmorgen ist gekommen,
Trägt ein feurig Freudenkleid,
Und die Welt erscheint vollkommen,
Feiert euren schönsten Eid.
Mit dem Licht vom ersten Tage,
Als die Erde jugendgrün,
Als zum heiligen Vertrage
Gott dem Menschenpaar erschien."

Dritte Geschichte.

Gute Hoffnung.

Das Fest am Brunnen, welches den Morgen nach der Hochzeit feiern sollte, war durch den Tod der guten Mutter Hildegard in seinem Wesen gestört worden, manches blieb unbeendigt, weil Berthold sich der geliebten Toten nicht entreißen konnte, und die scherzenden Masken sandte er alle zu dem Hause des Herrn Brix, wo Kugler seit der Hochzeitnacht eingezogen war. Auch verspätet war das Frühstück am Brunnen durch den langen Schlaf Annens, die Sonne schien dort zu heiß, und der Tisch mit den Sesseln wurde auf Annens Bitte unter die uralte schattige Linde gestellt, unter der Berthold einst den Schatz gefunden hatte. Er ward nachdenklich und sprach wenig, so daß ihm Anna Vorwürfe machte, wie er an solchem Tage fremden Gedanken Raum gebe und daß er sie am Morgen so früh verlassen habe. Unter mancher Zärtlichkeit erzählte er ihr nach und nach, was ihn gequält und erweckt hatte: „Als wir vor dem Altare in der Nonnenkirche standen, und der Geistliche Himmel und Hölle des Ehestands mit gewaltiger Stimme malte, da flossen meine Augen in Sorge und Seligkeit, in Vorahnungen des Lebens und des Todes, aber ich schämte

mich dieser Thränen vor dir und wendete mich ab, um sie unbemerkt zu trocknen. Und wie ich so zur Seite blicke und meine Augen sich aufklären, da erblicke ich einen Kriegsmann von alter Tracht, der großen Anteil an der Feierlichkeit zu nehmen schien; da war mir, als sei es derselbe Alte, derselbe alte Herr, den ich immer für ein Schattenbild des Barbarossa auf Erden gehalten, wenn er in Wolken vorüberzieht, der mir hier die Kapelle der heiligen Könige zeigte, die ich bis jetzt noch nicht wiederfand, der mir den Schatz verlieh, der mich aufforderte, diese Baustelle zu erstehen, auf der ich allen Reichtum erwarb, und mit Schrecken erinnerte ich mich bei einem Worte des Geistlichen von der Wandelbarkeit des Irdischen, daß der Alte mir diesen Schatz mit allem, was ich dadurch erwerbe, nur auf so lange verliehen habe, bis er es zurückfordere. Ich wandte mich ab von dem Alten und blickte nach dem vergitterten Nonnenchore und sah ein Antlitz halb befreit vom Schleier, der sich zur Seite gedrückt hatte, und meinte die geliebte Mutter, meine rechte Mutter, sehr veraltet, doch unverkennbar wieder zu sehen. Diese Erscheinungen kreuzten sich und verwirrten mich; als ich wieder um mich blickte, waren beide verschwunden und ich fürchtete, daß die lebhafte Anregung des Tages mich um den Verstand bringe. Beim Gelag hatte ich das alles vergessen und bald war auch das Gelag vergessen, und du weißt vielleicht wie alles gekommen, aber ich schlief doch endlich ein, schlief lange ruhig, bis ich denselben Alten, der mich in der Kirche erschreckt hatte, wieder zu sehen glaubte. Er sagte mir, daß meine Zeit abgelaufen sei, daß ich ihm alles wieder erstatten solle, was er mir geliehen, ich sei jetzt gesund, ich kennte die Welt und ihre Geschäfte und sollte mich jetzt allein durchschlagen. Da dachte ich deiner, wie ich der Armut dich hingeben müßte, und konnte meinen Zorn nicht mäßigen, so unbegreiflich ist der Mensch sich selbst im Traume; ich ergriff das Messer, welches ich damals bei dem Schatze gefunden und durchstach den Alten, und der Alte war ich selbst, ich hatte mich selbst erstochen. Da erwachte ich und konnte nicht wieder einschlafen, weil Meister Sixt vor dem Hause malte und mir die letzte Ruhe nahm, so viel mein Gewissen mir noch übrig ließ. Sieh nur, um diese meine innern Vorwürfe zu mehren, hast du den Tisch hieher unbewußt gesetzt,

17. Mutter, vgl. II. Buch 1. Geschichte S. 100.

wo mir der Alte den Schatz zeigte." — Anna lachte über diesen Gram. „Der Traum bedeutet immer sein Gegenteil," sagte sie, „das wissen alle Traumbücher, und was der Mensch im Traume thut, möchte er wachend gern meiden! liebst du mich recht, so vergißt du alle die Einbildungen in einem Kusse von mir." — „Noch etwas geht mir im Kopf herum," fuhr Berthold fort, „der Ehrenhalt hat mir nur Geschenke gebracht, um Anforderungen an mich zu machen. Er spricht von meinem Vetter, von dem Grafen von Hohenstock, daß er blödsinnig sei, daß mir das Schloß Hohenstock vielleicht bald zufallen könne, daß große Begebenheiten um uns her reiften, bei denen ich dort Sicherheit und Anhang mir und den Meinen erringen könnte; ich sollte das Schloß als Fremder besuchen, wie es mir gefalle. Ich mochte mich nicht darauf einlassen, ich wollte es dir sogar verschweigen, aber der Traum, die Möglichkeit, mein erworbenes Gut zu verlieren, machten mich aufmerksam auf das Ererbte. Gieb deinen Rat, aber gelobe mir Verschwiegenheit." — Anna besann sich keinen Augenblick, sie sah sich dort im Geiste wie die kurfürstliche Braut zu Augsburg empfangen, sie dachte sich das Schloß im Verhältnis zu dem Hause in Weiblingen in steigender Herrlichkeit, wie sich dies zu ihrem Häuschen in Augsburg verhalten; sie konnte sich der Sehnsucht nach diesem alten geheimnisvollen Stammschlosse nicht erwehren, sie versicherte Berthold, daß sie ihre Zunge nur beschwichtigen könne, insofern ihr Berthold das Versprechen gebe, noch diesen Sommer das Schloß zu besuchen. — Berthold gab ihrem Willen nach und beschloß unter dem Vorwande, einen Wallfahrtsort oder einen Sauerbrunnen besuchen zu wollen, den Weg dahin einzuschlagen. — Sie wurden in dem Gespräche von Meister Sixt gestört, der feierlich mit Devotion kondolierte und gratulierte, auch berichtete, daß er den letzten Auftrag der seligen Frau Hildegard wohlbeendet, die heilige Jungfrau am Giebel aufgemalt und dafür einen Gulden in Submission einzufordern habe, er bitte diese Votivtafel zu inspizieren und ihn zu remunerieren, wenn das Werk seinen Meister lobe. Berthold folgte ihm mit Annen und war sehr erstaunt, ein sehr vollkommenes Bild seiner Frau an der Stelle des verblichenen heiligen Bildes zu sehen, und weil es ihm lieb war, so schien es ihm recht. — „Aber wie schön ist das Christuskind," rief Anna einmal über das andere, „schenkte mir doch der Himmel solch ein kräftig freundliches Kind, in ihm

ist Segen für die Welt und ihre reichste Zukunft." — Berthold aber zog Meister Sixt beiseite und fragte leise: „Gleicht das Kind nicht Eurem Anton, wahrhaftig, so muß er als Kind ausgesehen haben." — Anna wollte wissen, was er gesprochen habe und Berthold antwortete gleichgültig: „Ich erinnerte den alten Herrn, daß er dies Kind nach einem jungen Gesellen gemalt hat, der bei ihm in der Lehre steht." Anna mußte ihm innerlich recht geben und wurde äußerlich so rot, daß sie sich abwenden mußte, sie gedachte der unangenehmen Verwirrung am Morgen und hätte lieber das Bild gleich abreißen lassen.

Kugler und seine Frau kamen jetzt zu ihnen, um Abschied zu nehmen. Das that dem ehrlichen Knaben gar weh, sonst war er seelenglücklich mit seiner Wahl, er wußte nicht genug anzurühmen, was er alles zum Dank unserem Berthold anthun möchte, er wünschte, daß er in Not kommen möchte, um ihm die Treue seiner Freundschaft zu beweisen.

Nun ging alles zur Einrichtung der Wirtschaft über, und Anna lernte ihre Magd Verena, die sie zunächst bediente, näher kennen. Diese klagte bei ihr Jammer und Not über die Magd der Mutter Apollonia, ihre leibliche Schwester, welche Sabina sich nannte, daß diese Böses von ihr rede, und auch Frau Anna beschuldigte, was sie kaum nachsagen möge, den jungen schönen Maler Anton zu sich ins Fenster eingelassen zu haben, sie scheine das von ihrer Frau gehört zu haben. Sie habe ihr darauf den Mund verboten, denn wenn einer reden wollte, so wäre genug darüber zu sagen, warum Frau Apollonia immer dem Herrn im Garten nachgehe, auch ihn küsse, es wisse jeder, daß sie einst mit einander so gut wie Eheleute gewesen, aber die Zeit sei vorüber. — Anna verbot dem Mädchen, zu reden, das Mädchen aber kehrte sich wenig daran, sie war zu heftig ereifert, nun wandte sich jetzt ihr Zorn gegen ihre Schwester, die zu demselben eigentlich die Hefen eingerührt hatte, sie berichtete, wie diese immer von den Schüsseln beim Auftragen nehme, nur fleißig spinne, wenn die Frau es sähe, gern zu den Knechten in den Stall gehe, sich immer Wege in die Stadt mache, auch beim Einkaufen mehr an sich, als an die Herrschaft denke, daß sie nur fünf Hemden habe und darunter sei eins noch stark zerrissen und nicht einmal geflickt, ihre Schürzen wären aber ganz unbedeutend. „Aber sag' nur," fragte Anna, die eigentlich aus Gewohnheit gern den Mägden

zuhörte, „wie habt ihr euch so verfeindet, ihr beiden Schwestern, nachdem ihr hier bloß darum in Dienst getreten, weil ihr so nahe beisammen wohnt.“ — Das Mädchen wollte die Ursache nicht sagen, ihre Schwester sei aber an allem schuld, sie wolle ihr aber alles gebrannte Herzeleid anthun. — Anna gebot Frieden, aber das half nur gegen schnellen Ausbruch der Feindseligkeiten. Jeden Morgen früh war immer ein dumpfes Schelten der beiden Schwestern am Brunnen, wenn sie früh Wasser holten, ein Keifen, als ob es an Wasser fehle, und doch lief dies im Überfluß.

Berthold schalt einmal, als er spät abends zu Apollonien gehen wollte, daß so viel Wirtschaftsgerät, Eimer, Töpfe und Kupfergeschirr am Brunnen gestanden, er sei darüber gefallen. Verena machte daraus eine seltsame Historie, erzählte Annen, ihr Mann gehe abends, wenn sie ihn im Garten beschäftigt glaube, gar heimlich zu Frau Apollonien, so daß es Annen gar heiß überlief, sie konnte mit ihrer Mutter nicht mehr frei und offen sprechen. Darauf hörte sie in der Stadt, daß von einem Kobold die Rede sei, der an ihrem Brunnen alles Geschirr reinige, aber auch sehr bösartig sei, wenn einer ihn störe. Sie befragte Berthold, der lachte über das Märchen, er sei so oft am Brunnen gewesen. Verena aber winkte mit den Augen bei dieser Aussage ihrer Herrin und berichtete beim Ausziehen, der Herr poltere oft so spät bei den Geschirren am Brunnen herum, da hielten die Leute ihn für einen Kobold und hätten schon in der Stadt ausgebracht, sie und ihre Schwester hätten sich wegen des Kobolds entzweit, wenn er nicht allen beiden die Arbeit abnehmen wolle, er gehöre nur zum Hause des Bertholds und die Schwester setze immer ihre Gerätschaften unter die ihren, aber das sei Lüge, und rief alle Heiligen zu Zeugen, daß sie sich mit keinem Kobold abgebe.

Sabina quälte mit ihrer Zänkerei die Frau Apollonia weniger, weil diese strenger war, sie nistete sich aber auf feinere Art ein. Apolloniens Zärtlichkeit zu Berthold glaubte jetzt, wo er ihr als Schwiegersohn verbunden, keines Zaums zu bedürfen, sie äußerte ihm gern ihr Wohlwollen durch jedes gute Zeichen, nahm jedes von ihm an, fand auch darin einen Ersatz, als es ihr schien, daß die Tochter von ihr unabhängig sei, sie weniger aufsuche und andere Gesellschaft vorziehe. Sabina erfand sich eine Menge Freundlichkeiten von Berthold, die sie der Frau berichtete, und ihr

schmeichelte, am Abend aber die Schwester damit zu ärgern. Das alles erfuhr Anna, nachdem es kaum einen halben Tag ersonnen oder mißdeutet war, und machte die Stolze ihrem Berthold auch keine Vorwürfe, so spottete sie doch wohl gegen ihn über die Mutter, und Berthold verteidigte sie mit Wärme und sagte wohl noch mehr, als er eigentlich glaubte, eben weil ihn die unerklärliche Härte in der Tochter ärgerte.

Ein Zufall reifte die Stacheln an der Hecke zwischen beiden Häusern. Apollonia war in ihrer Arbeit sehr emsig, obgleich sie es jetzt nicht mehr bedurfte, nun ein gutes Vermögen mütterlicher Seite ihr zugefallen war. Es brach ihr spät am Webstuhle etwas in dem Kamme, sie schickte Sabina damit zum Verfertiger, daß er es gleich in Ordnung bringe. Es sieht manches wie eine kleine Arbeit dem aus, der sie nicht zu machen versteht. Die Arbeit verspätete sich, die Nacht war dunkel, heiß, und Apollonia ging selbst ungefähr gegen Mitternacht an den Brunnen, um ihren Henkelkrug zu füllen. Sie nahte sich ohne Absicht leise, denn sie ging bequem und stand nicht ohne Schauder neben einer großen Gestalt, die am Brunnen auf etwas zu warten schien. Kaum hatte sie den Entschluß gefaßt, dies unheimliche Wesen ein wenig zu betrachten, ehe sie entliefe, so wurde ihr der Mond günstig, trat hervor und beschien einen blonden herrlichen Lockenkopf, der im Augenblicke nach dem Garten Bertholds entsprang. Die Angst und die Besonnenheit geboten ihr zu schweigen, es war Anton, sie konnte nicht zweifeln. Was wollte er so spät? Berthold war in einem Geschäft ausgereist, Anna hatte sich den Abend verleugnen lassen. Sie wurde wieder irre an dem guten Glauben, den sie den Entschuldigungen der Tochter am Hochzeitmorgen geschenkt hatte; ihre Qual war groß, denn ihre Rechtlichkeit war unerbittlich strenge. Sie gewann es über sich, nicht laut zu werden, es fiel ihr ein, daß Berthold von einer Reise nach Hohenstock gesprochen. Sie glaubte, daß sein guter Geist ihm den Rat eingegeben hätte und beschloß ernstlich, mit allem ihrem Einflusse auf ihn dies Unternehmen zu fördern.

Anton, denn er war es wirklich gewesen, hatte nicht geringeren Schrecken über Frau Apollonia, als diese über ihn erfahren, er meinte sich schon beim Meister angeklagt und bestraft. Die Bosheit der Frau, als er damals so unschuldig in Annens Zimmer gekommen, ließ ihn viel schlimmere Bosheit ahnen, nun er in

gewissem Sinne schuldig war. Er war wirklich der Kobold, der da nächtlich am Brunnen die Geschirre reinigte, was den beiden nachlässigen Mägden zu beschwerlich war. Er hatte sie in den Vorbereitungen der Hochzeit kennen gelernt und war in dem Drange der Arbeiten für seine Hilfe in der wohlbesetzten Küche von ihnen gelohnt worden. Für diesen Preis setzte er bei dem teuflischen Geize des Meisters, der ihm das Brot verschloß, diese geringe Arbeit nachts heimlich fort, und die Sache hätte lange in Ruhe geschehen können, wenn nicht beide Schwestern gar zuthuliche Liebe zu ihm empfunden hätten. Da er aber von eigener Gleichgültigkeit gegen beide blieb und wohl ihre guten Bissen, aber nicht ihre Küsse annehmen mochte, und sich beide doch für schön hielten, so meinte jede, die andere habe heimlich mehr Vertraulichkeit mit ihm und das brachte sie gleich in Neid und Eifersucht. Als er nun gar in der nächsten Nacht ausblieb, ward der Unfriede am Brunnen groß. Berthold kehrte am andern Morgen heim und sprach zufällig erst bei Apollonien an, so schien seine Untreue der harrenden Anna gewiß.

Während Anna ihm heftig zürnte, trat Berthold mit freudigem Gruß und Gaben ein, erzählte von den schönen Burgen der befreundeten Ritter und drang in Annen, wie Apollonia eben in ihn gedrungen war, die Reise nach Hohenstock mit ihm zu unternehmen, es komme kein Schlächter aus jener Gegend in die Stadt, der ihm nicht Briefe mit Anmahnungen des Ehrenhalts überbringe, dort einen Besuch abzustatten, und je mehr er das Leben der Ritter kenne, je weniger lasse sich in ihm das Gefühl unterdrücken, daß er noch zu etwas anderem, als zur Wollrechnung, bestimmt sei. Der Antrag kam ihr jetzt so willkommen, sie hoffte, Berthold werde sie ausschließlich lieben, wenn sie mit ihm allein wäre, sie gab ihren Beifall, sie wollten beide vorgeben, daß sie Klostereinsiedlen in der Schweiz zu besuchen gelobt hätten.

Es war Sonntag, sie fühlte dunkel, daß sie dem Manne unrecht gethan habe, oder aber wie Grünewald oft sang:

Sonntag hat ein eigen Wesen,
Inn'res Streben, äuß're Ruh,
Mag von sel'gem Glauben lesen,
Läßt den Drang der Zeit nicht zu.

Sie wollte beichten und nahm ihr schwarzes Gebetbüchlein, ging aber nicht zum Hause hinaus, sondern in den Garten, wo,

ohne daß sie es wahrnahm, der eifrige Gärtner Berthold beschäftigt war, seine Lieblingsblumen selbst zum Strauß für die Frau abzupflücken. Da kam eine hohe Frau in den Garten mit einer Harfe und einem Kästchen, worin Feigen und Apfelsinen, trug einen grünen Hut mit einer Feder darauf, grüne Jacke mit kurzem bunten Rock, auch bunte Strümpfe, sie nannte sich eine Tirolerin, die aus der Hand weissage, und Apollonia meinte sie schon in Augsburg gesehen zu haben. Anna klagte ihr, daß sie vergessen habe, was sie noch eben beichten wollte, und die Tirolerin — oder vielmehr Grünewald, der so verkleidet war und sich etwas mit Wahrsagen abgab — prophezeite ihr, was er ihr ansah und hat alles nachher in Reimen abgesungen, wie es da erging:

Der Sonntag winkt mit stillen Blicken
Und schmückt ein jedes Blumenbeet,
Der Gärtner will ein Sträußlein pflücken,
Weil seine Frau zur Kirche geht.
Und kann sich immer nicht entschließen,
Wo er sein Messer brauchen soll,
Die Blumen sich im Tau noch küssen
Und Herz am Herzen hängt so voll.

Da kommt sein junges Weib gegangen,
Ihr schwarz Gebetbuch in der Hand,
Ihr Blick gesenkt im frommen Bangen,
Zur Laube hat sie sich gewandt;
Wie heimlich glüht die Geisblattlaube,
Ihr Schatten ist ein duftig Bad,
Und drinnen girrt die Turteltaube
Und Nelken glänzen an dem Pfad.

Da spricht die Frau mit bangen Sorgen:
Vergessen ist die Sündenschuld,
Was wollt' ich beichten heute morgen,
Ach Gott, hab' nur mit mir Geduld.
Ach, hätte ich nur eine Stunde,
Mir fielen wieder Sünden ein,
Aus welchem bösen Sündengrunde
Mag ich wohl so vergeßlich sein.

10. Grünewald, W.: „Von Grünewald können wir nicht sagen, daß er uns der Liebste wäre, so wohl uns seine Lieder, vor allen das von der beichtenden Gärtnerin, gefallen; wir wissen uns kein festes Bild von ihm zu machen, und er scheint uns eher eine gefällige Ausfüllung und Verbindung als etwas Notwendiges; bei seiner Verkleidung müssen wir mit Anna und Berthold die Augen zudrücken, damit wir ihn nicht erkennen."

Der Gärtner hat sich nicht verstecket,
Doch ist er nicht von ihr gesehn,
Die Reben haben ihn gedecket,
Er staunet still, wie sie so schön;
Es kniet sein Weib am Bänklein nieder
Und deckt das holde Angesicht,
Und steht dann auf und saget wieder:
Was ich gesündigt, weiß ich nicht.

Der Mann will eben zu ihr springen,
Und ihr in Kraft von Lieb und Lust
Vergebung für die Sünde bringen,
Die ihrem Herzen unbewußt,
Da hört er eine Harfe klingen,
Sieht eine Frau mit grünem Hut,
Die ihr will süße Früchte bringen,
Die Frau sagt wahr und ist ihr gut.

Sie küßt die Hand des schönen Weibes
Und rufet mit Verwundrung aus:
„Du bist gesegnet deines Leibes,
Und Segen kommt nun in dein Haus!"
Beschämt will es die Frau nicht glauben,
Und klagt, wie schwer zu Mute ihr,
Tirola spricht: „Eh' reif die Trauben,
Die jetzt so hart, dann glaubst du mir."

Ihr glaubt die Frau und heil'ge Blicke
Wie Perlen sie umkränzen schön,
Tirola singt von ihrem Glücke
Zu ihrer Harfe Vollgetön;
Was sie gedrückt, war keine Sünde,
Es war die ungewohnte Lust,
Daß sie den Dank zu Gott verkünde,
Erhebt Gesang die freud'ge Brust.

In wessen Herz die Sünde schweiget,
Da klingt des Herren Lobgesang,
Das Dasein sich so freundlich zeiget,
Wenn neue Hoffnung es durchdrang,
Sie fleht, daß sie der Herr durchdringe
Mit seines Geistes Gegenwart,
Daß früh ihr Kind den Geist empfinge,
Wenn es noch bildsam, rein und zart.

Da kann der Gärtner sich nicht halten,
Er stimmt ins fromme Lied mit ein,
Und muß die Hände betend falten:
So muß sich eine Kirche weih'n!
Und er gelobt, an dieser Stelle,
Zum Angedenken dieser Gunst,
Will er erbauen die Kapelle
Mit hocherfahr'ner Bildner Kunst.

Es steht die Frau in Scham betroffen,
Woher er ihr Geheimnis weiß?
Er spricht: „Ich sah den Himmel offen,
Ein Engel sagte es mir leis:
Und alles Geld, was du gesparet,
Den Armen gieb zum Freudenmahl,
Daß Gott, der Herr, dein Kind bewahret,
Und führt es leicht zum Sonnenstrahl."

Vierte Geschichte.

Schloß Hohenstock.

Der Reisewagen schwankte heftig ungeachtet des langsamen Fahrens über die rohen Steingerölle, die im Bergwege lagen, daß Berthold längst mit der Frau Anna ausgestiegen war und sich zu dem Ehrenhalt und Grünewald (der als Tirolerin gekleidet) gesellt hatte, die neben dem Wagen gingen und miteinander den Wagen durch Stricke, die sie an beiden Seiten angebracht, vom Umsturz abzuhalten suchten. „Das ist ein Mordweg!" sagte Anna. „Es ist noch nicht unser schlechtester Weg," meinte der Ehrenhalt, „so kann er freilich nicht in Ordnung gehalten werden, wie die Wege nach Augsburg, hier fährt kein Güterwagen, kein Reisender, zum Holzfahren ist er immer noch gut genug." — „Warum bleiben wir nicht hier oben," fragte Grünewald, „der Wald ist kühl, die Erdbeeren reif und mein Blumengewinde wächst mir immer wunderbarer in der Hand, daß ich Euch endlich damit umgürten muß, Frau Anna. Weilt hier. Der grün bewachsene meilenweite Sumpf da unten ist für die Kibitze, die darüber schreien, daß die Leute ihnen ihre sommerfleckigen Eier nehmen. Und was ist das für ein Schwalbennest in der Mitte, sieht aus wie eine gebrochene

Kinnlade mit schwarzen Zähnen, da möchte ich nicht begraben sein." — Der Ehrenhalt verwies sie als eine unverständige Närrin zur Ruhe, bei ihrem Kuhmelken und Pomeranzenverkauf werde sie viel wissen, was zu einer Ritterburg gehöre. „Seht Herr," sagte er zu Berthold, „das ist Hohenstock, weil der Fels, worauf es steht, wie der Stock eines Baumes aus dem tiefen Bruch heraussieht. Das ist gegen jeden Angriff sicher, wenn die Brücke und der einzige Damm zerstört sind, der bis dahin führt. Durch den Sumpf watet kein Mensch und die warmen Quellen hindern, daß er je zufriert; der Kaiser mag klug sein, aber wäre er recht gescheit, so setzte er sich in Ruhe auf Hohenstock, würde einer der Unsern und ließe die regieren, die dazu geboren sind. Bei uns da ist alles im Überfluß, was sich ein Mensch wünschen kann, Fische, Wildbret, Früchte, auf der Welt giebt's keine fruchtbarern Gärten, als die Ihr so rings an dem Schloßfelsen glänzen seht. Gott gebe, daß ich, von der Wacht auf der Kronenburg entlassen, dort endlich in Ruhe meine Tage beschließen kann." — Berthold und Anna wollte das Schloß nicht so erfreulich erscheinen, doch äußerten sie nur, daß ihnen der Bau gar seltsam verwirrt scheine, die Gebäude lägen in allerlei spitzen Winkeln, selbst in Krümmungen an einander, wie Kinder in ihren Spielen zu bauen pflegen. — „Das versteht unser einer nicht," antwortete der Ehrenhalt, „aber seht, das große Schloß nach dieser Seite gehört Eurer Linie, und das kleinere drüben gehört dem Grafen Rappolt, und in dem Mittelschlosse ist die Kapelle und der Waffensaal." — „Vom Grafen Rappolt habt Ihr mir noch nie ausführlich gesprochen," sagte Berthold. — „Es ist nicht viel von ihm zu sagen," antwortete der Ehrenhalt, „als daß er Euer Oheim ist, er ist meist verwirrt im Kopfe, und was ihm allen Verstand nimmt, ist die Liebschaft zu seiner Ausgeberin Itha, die sein Sohn nicht mehr bei ihm dulden will, weil sie dem alten Manne alles abstiehlt und den Ihren zusteckt. Ihr müßt ihn wohl besuchen, aber weiter kümmert Euch nicht um ihn, es kommt nichts dabei heraus, als daß Euch der alte Herr leid thut."

Ein Wächterhorn von der Dammwarte verkündete ihre Ankunft nach dem Schlosse, als der Weg anfing, gepflastert zu sein. Alle stiegen in den Wagen und nun ging es fast eine Viertelstunde in vollem Lauf über den hohen Damm, der an beiden Seiten mit Obstbäumen und Weiden besetzt war, und über Brücken

dem Schlosse zu, dessen hohe Lage sie erst jetzt in der Ebene erkannten.

Endlich rollten sie durch das enge Thor und da ging es langsam durch den schmalen Burgweg hinauf, der allmählich aufsteigend um den Felsen lief, auf einer Seite von Mauern mit Türmen gedeckt, auf der andern Seite mit kleinen Häusern und Ställen besetzt, vor denen Landleute in so schlechter Bekleidung standen, daß die Städter sie für Bettler hielten. „Nein,“ sagte der Ehrenhalt, „das sind in ihrer Art sehr reiche Leute, aber sie gehen gern bequem in ihren Kleidern und mögen sich ihr gutes Zeug nicht verderben; die haben mehr aufs Brot zu schmieren, als eure Federhänse in der Stadt, die sich vor Gott mit dem Sprichwort rechtfertigen: ein jeder sieht den Kragen und keiner in den Magen.“ — Der Wagen hielt vor dem alten Schlosse und sie traten in große, gewölbte Zimmer, die nur von sehr kleinen, ohne Regel verteilten Fenstern erhellt waren, aber die Aussicht war schön über die grüne Fläche nach dem Gebirge, ein grünes Meer voll Vögel statt der Fische. Auf eigensinnige Art war der Boden zwischen den verschiedenen Zimmern verungleicht, es mußten immer Stufen gestiegen werden, um aus einem Zimmer ins andere zu gelangen. Große schwere Schränke von Eichenholz, mächtige gepolsterte Lehnstühle, große runde Tische und ein Bette, in dem wohl viere Raum hatten, zierten das größte, mit achteckigen Steinen gepflasterte Zimmer. „Hier ist das Schlafzimmer für die Gäste,“ sagte der Ehrenhalt, „laßt euch ja nicht merken, daß ihr eigentlich hier mehr zu befehlen hättet, sonst müßt ihr hier bleiben gegen euren und meinen Willen.“ Anna erbleichte etwas, sie schrieb es dem mit Kalmus bestreuten Boden zu, auch war mit Wachholder geräuchert, weil das Zimmer so lange unbewohnt geblieben. Anna sah zum Fenster hinaus, um eine gewisse Beklemmung ihres Herzens aufzulösen, aber sie mußte es vor aufdringendem üblen Geruche schließen. „Ihr müßt euch nicht verwundern,“ sagte der Ehrenhalt, „da unten ist der große Hundestall, doch wenn er euch lästig, so schaffen die Knechte morgen

14. Schlosse, W.: „Die Erzählungen von dem Schlosse Hohenstock und der Traubenlese sind beide in ihrer Art trefflich und von ungemeiner Wahrheit. Dort hatten wir es anders vermutet, vielleicht der Dichter mit uns. Man sieht, daß keine Stimmung seinen Geist fesselt und daß trotz allem Anschein und wohl gar zu seiner eignen Verwunderung die Wahrheit der Begebenheiten aus seiner Phantasie strömt.“ In der That sind im zweiten Teile, als Anton mit Susanna nach Hohenstock kommt, das Schloß und seine Bewohner ganz anders dargestellt.

alles fort. Kommt heute zu dem Oheim im zweiten Anteile, doch muß ich euch vorher sagen, die vielen Kinder, die da herumfaulenzen, sind keine echten, das ist so uneheliches Zeugs, von ihm und der Frau Itha, seiner Ausgeberin, und Gott weiß von wem noch sonst, haltet euch die vom Leibe, die schnüffeln und betteln überall, sind Wild- und Fischdiebe, wie keine auf der Welt; wenn der alte Graf ihnen nicht täglich die Haut gerbt, so behält der erste Anteil nichts."

Nachdem Berthold und seine Frau angemeldet waren, so traten sie in das Zimmer des alten Oheims, der ihnen wie ein ernstes Knochengerippe von einem Riesen der Vorzeit entgegentrat und sie feierlich, doch verlegen, nicht als Verwandte, sondern als Fremde begrüßte. Es wollte sich kein Gespräch anknüpfen, der Alte brummte einige unverständliche Höflichkeit, während Berthold und Anna mit Verwunderung das Zimmer überblickten. Ein kleines Mädchen fütterte da unzählige junge Hühner, während die alten Gluckhennen gegen einander eiferten, eine Mastgans wackelte auch herbei und die Nudeln, mit denen sie genudelt werden sollte, dunsteten mit schrecklichem Geruch von dem scharf geheizten Stubenofen, in welchem gebacken wurde, während die Fenster gegen die Sommerhitze verschlossen waren. Drei alte fette Hunde, deren Haar vom steten Liegen abgerieben war, bellten von den schmutzigen Polsterstühlen, indem sie sich ausstreckten; an der Decke wankte ein großer Wermutbüschel mit den Fliegenleichen und eine Wetterdistel drehte sich, als ob sie ein nahes böses Wetter verkündigte. Sollte dies aber aus einer Weltgegend kommen, so mußte es zunächst von Frau Itha ausgehen, die im Hintergrunde den geschundenen blutigen Körper eines Hasen spickte. Dies Ungewitter mit starken Schlägen traf aber ein etwas erwachsenes Mädchen, das sich an Anna herangeschlichen hatte und ihr die Röcke sacht von der Seite ein wenig aufhob, um zu sehen, von welchem Zeuge ihre Unterröcke wären, denn das erklärte sie jetzt unter der peinlichen Backengerichtsordnung der Mutter als einzigen Grund ihrer heimlichen Bestrebungen. Der alte Rappolt wollte gern Frieden stiften, drückte aber dabei vorsichtig wie eine Katze, die Schläge fürchtet, die Augen zu, auch wurde seine Vermittelung abgewiesen. Dagegen stiftete sich sogleich Friede, als ein junger derber Bursche Frau Ithen mit den Worten in die Hände griff: „Mutter, Sie ist verrückt, was sollen die fremden Leute von Ihr denken, Sie

meint noch immer, daß Sie die Schweine unter sich hat, geh Sie mit Ihrem Küchenschmutz in die Küche.“ Frau Itha entschuldigte sich und ging fort, der alte Rappolt sah mit dankbarer Rührung den höflichen Jüngling an und erklärte sich offener gegen Berthold. Die gute Frau war sehr heftig, aber sie sei sein einziger Trost, er müsse beherrscht werden, Gram nehme ihm die Besinnung und ohne ausgezankt zu werden, komme er zu keinem Entschlusse. Sie sollten sich vor den Kronenwächtern in acht nehmen, fuhr er nach kurzem Stillschweigen fort, ebenso auch vor den andern. Er habe einen schönen Sohn von seiner verstorbenen geliebten Frau gehabt, mit Namen Friedrich, den hätten sie zuerst auf der Kronenburg erzogen, der sei von einem fremden Ritter in das Wasser gestürzt worden, er habe es unter der Hand erfahren. Darauf habe er nach langen Jahren Zwillingssöhne, Anton und Konrad, bekommen. Bald hätten ihm die Kronenwächter seinen kräftigen, hell gelockten Anton genommen und der sei entflohen, kein Mensch wisse wohin, nun sei ihm nur noch Konrad übrig, der sei ein dürrer Neidhart von Jugend an gewesen und werde jetzt auf der Kronenburg erzogen, wolle da nicht mehr gut thun, sie würden ihn auch bald beiseite schaffen. Als er dies beendet, fiel er in ein Weinen und der Bastard riet Berthold fortzugehen, „denn,“ sagte er, „kommt Vater auf die alten Geschichten, da weiß er nicht mehr was er will, da kann die Mutter kaum mit ihm fertig werden, da will er Waffen anlegen und darf doch nicht heraus. Er hat einmal in seinen früheren Jahren die Kronenburg verraten wollen, ist im unterirdischen Gange im Sperrwasser gefangen und aufgefischt worden, seitdem mußte er hier hocken. Sie wollten nur Söhne von ihm haben, dann, sagten sie, wollten sie ihn hinrichten. Wie ginge er so gerne auf die Jagd, aber er darf nicht heraus, da sieht er drüben die Hirsche am Gebirge sich sonnen, seht Ihr, wie er aussieht, er kennt sie alle am Geweihe, er darf aber nicht heraus. Das hat ihn so unsinnig gemacht.“ — „Aber hört' er denn nicht, was du jetzt sprachst?“ fragte Berthold, indem er mit Annen fortging. — „Kein Wort hört er, wenn er so in sich versinkt,“ antwortete der Knabe und nahm Abschied.

Berthold und Anna sahen einander verlegen an, als sie auf ihrem Zimmer allein waren, Anna war sehr enttäuscht von den hohen Erwartungen gräflicher Herrlichkeit, Berthold warnte sie,

gegen niemand davon zu reden, sie ständen in einer unerbittlichen Gewalt. Die Tirolerin kam jetzt herein und brachte viele Nachrichten von der Burgverfassung. Eben seien wohl zehn Raubgesellen in Dienst genommen, um einem Nachbar, der sich gegen die Bauern vergangen, das Vieh wegzutreiben, die tobten und tanzten in der Gesindestube, niemand höre ohne Fluchen und Schläge, was ihm gesagt würde; der eine habe ihr das Essen umgestoßen, weil er sie durchaus küssen wollte. Die Rosse lägen im Hofe, daß niemand gehen könne, die Hunde heulten und bissen aus allen Ecken und die Enten stürmten die Küche, der Ehrenhalt sei fort und sie wisse keinen andern Rat, als daß sie drüben aus der Küche sich etwas ausbäte, um ihre Herrschaft zu speisen.

So waren beide genötigt, bei Frau Itha anzusprechen, die eben in dem Kreise mehrerer anderer Frauen beim Mahle saß die sie ihnen als die Weiber von Kronenwächtern vorstellte, welche dahin gekommen, um ihren Männern weiße Wäsche zu bringen. Alle fielen über Frau Anna her, sie zu herzen und zu küssen. Der Becher ging fleißig umher, Frau Itha lief zuweilen in die Schlafkammer, wo der Alte jammerte und brachte ihm etwas, klagte aber dann bitterlich zu Annen, was sie für einen alten gebrechlichen Herrn habe, wie der sie plage, da sei sie mit ihrem Berthold besser versorgt. Nun erzählten die Frauen von den Thaten ihrer Männer; wie vielen Herren der eine gedient habe, ehe er von den Kronenwächtern aufgenommen sei, wie der andere einen Mauren im Zweikampfe erlegt habe, wie ein dritter unter den Schweizern gegen den Herzog von Burgund gefochten und das Gold nachher in Metzen ausgemessen habe. Der Ehrenhalt betrat jetzt das Zimmer, wurde von allen gar ehrfurchtsvoll begrüßt, die Frauen baten ihn, seine Geschichten im Morgenlande zu erzählen, wie er dem Emir, bei dem er gefangen, mit einem silbernen Becher den Hals zerhauen habe, worin ihm dieser Wein unter Verwünschung des Christentums gereicht, und wie er auf dem Pferde des Emirs der Strafe und der Gefangenschaft zugleich entkommen sei. Es wurde, als dieser Alte erzählte, eine lebendige Freude ausgegossen, jeder fühlte sich größer, nur Berthold fühlte sich unendlich gering, daß er noch nichts Kriegerisches gethan. Noch schmerzlicher fühlte er sich gekränkt, als Frau Anna, die

36. gethan, vielleicht eine Anspielung auf des Dichters eigenes Fernbleiben von den Thaten der Befreiungskriege.

ihren Mann gern auch empfehlen wollte, mit der Turniergeschichte in Augsburg anrückte. Da riefen alle, es sei schade, daß er nicht einen Tag früher gekommen, es hätten gestern nahe der Burg ein Paar Ritter auf Leben und Tod miteinander gerannt und wären beim zweiten Anlauf auf dem Platz geblieben, durch ihre Spieße unauflöslich verbunden.

Als sie alle auseinander gegangen, mußte Berthold eingestehen, so seltsam dies Völkchen sei, so stehe doch jeder fest auf seinen Füßen und wisse seine Bahn; er möchte gern auch im Kriege sich versuchen und wisse nicht, wie er es anfange. Anna dagegen wünschte sich und ihn von Herzen aus diesem Kreise, aus dieser Gegend fort, sie behauptete, daß die armen Spinnerinnen in Augsburg in ihren Spinnstuben nicht so roh und gemein, so grob und frech sich ausgedrückt hätten, wie diese edlen ritterlichen Frauen, Berthold habe nur nicht alles gehört, was sie leise unter einander und zu ihr heimlich gesprochen hätten. Berthold wollte ihren Wunsch, bald abzureisen, gern erfüllen, nur bat er sie, ihn nicht so kund werden zu lassen, auch die Wände hätten da Ohren, das ganze Schloß sei von geheimen Gängen durchzogen, diesen sei alle Schönheit und Regelmäßigkeit aufgeopfert, das habe er endlich durch seine Kenntnis vom Bauwesen herausgebracht.

Am andern Morgen fragte Berthold den Ehrenhalt, ob er nicht den Zug gegen die Nachbarn mitmachen könne, wozu schon Leute geworben wären, die gestern im Schlosse gelegen. Der Ehrenhalt lächelte ihm zum erstenmal recht freundlich zu und sprach: „Es ist recht, daß Ihr etwas thun wollt, was vor der Welt besteht, der alte Hohenstaufe regt sich in Euch, im Kriege macht der Mensch sein Schwert zum Maßstab der Welt und mißt alles nach seiner Elle von vorne durch, so kommt alles in die Lage, wie es ihm gefällt; er braucht nicht mehr zu denken, ob er es allen Leuten recht macht, die Leute müssen ihm thun, wie er ihnen thut. Was aber den Zug von gestern abend angeht, so ist der schon zurück und die Leute sind entlassen. Unser junger Graf Konrad hat einmal wieder schlimme Streiche gemacht, Ihr werdet das saubere Früchtchen heut noch sehen, ein rechter Lilaps und Hannepampel. Kaum war der Zug beim großen Lug, so sah der Graf im Vollmondschein ein aufgeschürztes Mädchen darin stehen, die Sumpfgras in ihre Kiepe für die Kühe ihrer Mutter schnitt. Gleich war er verliebt, rief sie zärtlich und als sie ihn

verlachte und verhöhnte, weil er schwerlich ihr da durch das Wasser nachsteigen konnte, wo diese armen Leute seit erster Kindheit Steg und Weg auswendig lernen, so beschoß er sie mit stumpfen Bolzen, als wäre sie eine Festung. Das Mädchen war aufgeschürzt und schrie ach und weh, und suchte nach der andern Seite zu entkommen. Er setzte ihr mit den Reisigen wie einem Hirsch nach, der ins Wasser getrieben, ein paar stürzten, endlich fing er das arme, ganz erschöpfte Mädchen und brachte sie zu einem Einsiedler, der eine Art Possenreißer ist. Da wurde getafelt und getobt, daß ein frommer Reisiger, der draußen blieb, bei dem nächtlichen Sturm jeden Augenblick meinte, der Teufel werde die ganze Gesellschaft holen. Statt des Viehes bringt uns der Graf heute das Mädchen auf das Schloß, das er nicht lassen will und das doch zu den Ihren verlangt. Zum Glück schicken ihn die Kronenwächter bald fort zum Herzog Wilhelm von Bayern, er soll da dem schwäbischen Bunde dienen und die tollen Hörner sich ablaufen. Vielleicht läßt sich etwas erreichen und auch Ihr sollt dann dazu wirken. Der schwäbische Bund ist auf unserer Seite, wie wir sicher glauben, Herzog Ulrich feindet ihn an, es brechen gewiß Streitigkeiten aus, der Herzog wird verjagt, der Kaiser stirbt bald, wir beherrschen das Land, vielleicht könnt Ihr in Eurer Stadt mehr dabei wirken, als unter den Reitern, wir brauchen auch Männer von der Feder, der Hutten führt sie zu wild und unbändig."

Die Tirolerin kam jetzt aus der Küche hereingeflüchtet, Graf Konrad hinter ihr her, der ohne Aufhören schrie: ‚Sie hat einen Bart!" Der Ehrenhalt trat ihm entgegen: „Nun Graf, ich dächte Ihr hättet heute keinen Grund, so laut zu krähen, der Zug ist schlecht ausgefallen, Ihr müßt fort von hier, die Briefe sind geschrieben, Ihr sollt zum Herzog Wilhelm von Bayern, doch lernt vorher noch anständig sein im Hause des ersten Anteils." — Graf Konrad war schnell wie verwandelt; er entschuldigte sich mit der Seltsamkeit des Bartes an einem Mädchen, das noch so jung scheine, nahm gar artige Stellungen an und fiel Frau Annen gar nicht unangenehm in die Augen. Er gleicht dem Malerburschen Anton, fiel ihr ein, aber sie wagte es nicht auszusprechen, weil sie dem Manne nichts von der Geschichte am Morgen der

23. Ulrich von Hutten, vgl. Nat.-Litt. Bd. 17, I.

Hochzeit erzählt hatte. Auch Berthold dachte umher, bis ihm die Ähnlichkeit mit Anton einfiel, während er den Grafen begrüßte. Die Tirolerin war bei Konrad gleich vergessen und Grünewald kam diesmal mit dem Schrecken davon, erkannt und vielleicht sehr hart bestraft zu werden. Graf Konrad strengte alle seine Erfindung an, um durch artige Feste den Tag zu verschönern.

Er ritt mit Berthold und Anna zur Jagd, aber ein paar Gewitterschläge brachten so unglaubliche Regengüsse, daß sie in wenig Minuten ganz durchnäßt den Damm zur Heimkehr suchten. Ihr Weg führte sie an dem Felde vorbei, das zu Hohenstock gehörte, wo die Schnitter eben mit der Ernte beschäftigt gewesen, von bewaffneten Reisigen bewacht. Aber hier hatte der Himmel mit seinem Feuer gegen die Erde geschlagen, es brannte ein abgestorbener wilder Birnbaum und der Hagel schüttete sich aus der Wolke, wie aus einem zerrissenen Säetuche über die Weizenähren. Die Jagdgesellschaft mußte von den Pferden steigen, weil diese wild wurden, die Landleute deckten ihre Kinder mit Schürzen zu, aber alles schrie jammervoll! Nur zehn Minuten mochte der Hagel geschlagen haben und die Ernte, der Lohn eines mühevollen Jahres war wie von einem Kriegsheere in den Boden gestampft und zerstreut. Solange das Wetter so währte, war Konrad gar kleinmütig, fragte wohl gar wegen des jüngsten Tages bei Berthold nach. Aber kaum verwandelte sich der Hagel in Regen, der Regen in Sonnenstrahlen, so kannte sein Mutwillen keine Grenze. Abgefallene Kappen und Hauben der Landleute spießte er auf seinen Jagdspieß, hetzte mit seinem Pferde die Kinder wie Hasen, daß endlich Berthold seine Mißbilligung nicht länger zurückhalten konnte. Konrad fuhr mit häßlichen Reden gegen ihn an, nannte ihn einen Wollkratzer und Federfuchser, was Frau Anna so beschämte, daß sie in Thränen und dann in die Worte ausbrach: „Was dürft Ihr einen der Euren so schelten!“ — Nun hielt sich Berthold nicht länger, er sagte, daß ein bedeutendes Geheimnis verraten sei, er möchte es verschweigen und seinen Hochmut bezähmen. Aber um so ärger verhöhnte ihn Konrad, schwur darauf, er sei von den Kronenwächtern zum besten gehalten mit seiner hohen Abstammung, und dafür wolle er ihn sogleich aus dem Paradies verjagen, wo er sich fälschlich eingeschlichen habe. Dabei machte er eine Bewegung, als wolle er Berthold mit entehrenden Schlägen angreifen. — Berthold, dessen unruhiges Pferd seine

Aufmerksamkeit forderte, hatte diese Tücke Konrads nicht beachtet, hatte nicht bemerkt, daß Frau Anna im Zorne ihr Messer gezogen und ihrem Berthold zum Schutz vor ihm schirmend gehalten, daß jener es sich durch die Hand geschlagen und nun erst den gewaltsamen Schmerz dieser Wunde fühlte. Da war ihm aller Mut gefallen, er bat um sein Leben, er bat jammernd um Verzeihung, um Hilfe, um einen Wundarzt, er verschwor sich bei allen Teufeln, daß er immer Unglück habe. Berthold meinte erst, daß Konrad von einem Blitzstrahl getroffen sei, jetzt aber sah er das blutige Messer in ihrer Hand und erkannte es gleich als jenes, das er bei dem Schatze gefunden hatte, und die Verwunderung darüber machte ihn einen Augenblick unthätig. Dann aber kam er dem schwachmütigen Konrad zu Hilfe, verband seine Wunde mit allem Fleiß und suchte ihn zu trösten, die Hitze habe sein Gemüt verwirrt, er möchte sich heimführen lassen und sich zu beruhigen suchen.

Grünewald, die Tirolerin, hatte, ehe es noch so weit gekommen, den Ehrenhalt, der bei den Wachen der Schnitter sich befand, in großer Eile herbeigerufen. Dieser kam eilig geritten und machte Konrad ernste Vorstellungen, daß er überall Händel anfange und überall in den Händeln schlecht bestehe. Konrad war noch in der Periode der Schwachherzigkeit, er weinte über sein Unglück, bat tausendmal um Verzeihung und machte dem Ehrenhalt nur sanfte Vorwürfe, daß er ihm nicht anvertraut habe, diese Fremden seien mit seinem Hause verwandt. — „Wir sind's nicht," sagte Berthold, der lebhaft das Versehen seiner Frau einsah, „wir rechnen uns nur zu den Euren, weil wir seit vielen Jahren jeden, der uns von hier gesandt, gastfreundlich aufgenommen haben, und so sollt auch Ihr uns willkommen sein, wenn Euch der Weg durch Weiblingen führt." — Nach diesen Worten wuchs dem Konrad wieder Hochmut, das Blut der Wunde war gestillt, er schwang sich auf sein Pferd und ritt davon, indem er zum Ehrenhalt sagte: „Er möchte erkennen, daß ihr Haus durch die Verbindung mit solchen Leuten keine Ehre gewinnen könne, er müsse mit der meuchelmörderisch ihm vielleicht für immer unbrauchbar gemachten Hand heimreiten, und das Volk lebe schon mehrere Tage auf Kosten seines Hauses." Berthold fand sich tief gekränkt, er schwur, daß dieser junge Hochmut eine Art habe, seinen Zorn zu erregen, wie ihm nie etwas begegnet sei, er fühle sich auf ihn gehetzt, wie der Jagdhund auf die Fährte des Wildes, ohne

genau zu wissen warum. — „Einem Verwandten läßt sich doch eher, als jedem andern, eine Kränkung überhören,“ antwortete der Ehrenhalt, „doch daran erkennt Euer Blut, woraus Ihr stammt; lernt es fürchten, denn selten begegnen sich zwei der Euren in Frieden und Einigkeit. Es führte uns zu weit, Euch den Grund und die Veranlassung des Zwistes aus fernen Zeiten zu erzählen, es sei genug, Euch zu warnen; in diesem Zwiste ist alles untergegangen, was die Kronenwächter und alle edeln Geschlechter, die ihnen anhangen, für die Euern unternommen und beabsichtigt hatten. Die Kronenwächter trennten deswegen die verschiedenen Zweige, ließen viele in der Unwissenheit, daß sie zu diesem Geschlechte gehörten, sorgten aber für ihre Aufziehung, daß sie brauchbar sich fänden, wenn die Stunde schlägt. Aber auch mit diesen, wenn sie zufällig einen der Unsern berührten, brach Streit aus und Blutvergießen. Frau Anna hat ein Wort fallen lassen, daß Euch großes Unheil droht! Können wir hier alles bewahren? Kann nicht eine Stunde kommen, wo Konrad Euch überfällt in der Sicherheit, im Schlaf; können wir doch kaum Frau Itha gegen ihn schützen, die schon einmal am Felsen mit ihm rang, als er sie hinunterstürzen wollte. Ihn bändigt nur der Schrecken in seiner Seele, da schwankt er in seinen boshaften Entschlüssen, Mitleid und Edelmut sind ihm fern. Herr Berthold, Ihr müßt fort, Ihr dürft noch nicht untergehen, wir brauchen Kinder von Euch, Ihr seid hier nicht sicher, ich geleite Euch mit der Frau nach Isny, die Tirolerin mag den Wagen mit Euern Sachen nachfördern!“ — „Nehmt mich mit,“ rief die Tirolerin, „der böse Bube verfolgt mich überall.“ — „Seid ruhig,“ sagte der Ehrenhalt, „ich empfehle Euch meinen Waffenbrüdern, sie kennen ihre Pflicht. — Der Besuch war nur kurz,“ fuhr der Ehrenhalt fort, „aber Ihr kommt nicht um Euer Erbteil, guter Berthold, es kann die Zeit der Not kommen, die Euch hierher treibt, Ihr wißt die Wege und habt hier den Reichtum an allem, was der Mensch zu seinem Unterhalte fordern kann, übersehen; dies Feld ist verhagelt, der Weizen nährt die Hirsche und Eber, seht, wie sie schon herandringen, nun sie nicht mehr zurückgejagt werden, aber jenseits des Waldes sind unsere Felder noch unversehrt, die Schnitter ziehen dahin und gingen auch diese durch die Witterung verloren, so schützen uns Vorräte auf zehn Jahre gegen jeden Mangel. Der ganze Felsen von Hohenstock ist innerlich zu einem

großen Vorratshause ausgehöhlt, da können wir uns ruhig belagern lassen. Hier wo sich der Wald öffnet, senkt noch einen Blick auf Hohenstock, verwundert Ihr Euch?" — „Es liegt in einem großen See," rief Berthold, „kaum ragt der hohe Damm über das Wasser hinaus." — „Seht," fuhr der Ehrenhalt mit Behagen fort, „so etwas habt Ihr weder in Weiblingen, noch in Augsburg gesehen; der Wolkenbruch hatte unsere Fischweiher zwischen den Bergen zum Überfließen angefüllt, auch ist einer ganz abgelassen, um Fische für die Ernte zu geben, so können wir unseren Sumpf künstlich anfeuchten, wenn je ein seltsam trockenes Jahr seine Oberfläche zu erhärten drohte, daß Feinde sich darüber hinzugehen wagen möchten. Aber das denkt Euch einmal, was bei dem wildesten Gewässer, beim dichtesten Walde, bei dem höchsten Berggipfel nicht gedacht werden kann, solange die Erde steht, ging nie ein Menschenfuß über diese Fläche, als nur auf dem einzigen Wege, auf dem Damme, den der Teufel erbauen half, aber freilich zur Mitgabe Zank und Streit in dieses Geschlecht pflanzte, in dem solche wunderbare Liebe für diesen wunderbarsten Fleck der Erde entstand, daß jeder ihn allein und einzig zu besitzen trachtete." — „Ja, es ist seltsam," sprach Berthold, „nun ich auf längere Zeit von dem wunderbaren Schlosse Abschied nehme, quält es mich recht innig, daß ich nicht in den ausschließlichen Besitz desselben kommen kann, ich möchte dem Rappolt seinen Anteil mit meinem Hause abtauschen, geht das wohl?" — „Nimmermehr!" antwortete der Ehrenhalt. — „Gott behüte mich vor dem Neste," fuhr Anna heraus, „das schöne Haus in Weiblingen, wer möchte es mit dieser Vorhölle der Langeweile vergleichen; ich atme erst wieder frisch, seit ich weiß, daß wir es so bald nicht wiedersehen, noch schwebt mir aller üble Geruch, das rohe Wirtschaften der Menschen, ihr Absterben in der Trennung von aller Welt deutlich vor, jeder sorgte nur für Essen und Trinken und aß und trank, und der Hochmut der Frauen und der steinerne Boden in den Zimmern, der wahnsinnige Alte, der Wachholdergeruch, die fischig riechenden Netze an allen Bäumen aufgehängt, der Kot überall, wo ein Mensch noch zu gehen Lust

25. **Ehrenhalt**, W.: „Sehr gut schleift und reinigt sich das Ganze im Gespräche, das Anna und der Ehrenhalt im Herabgehen von der Burg führen, die wie ein geheimnisvolles eisernes Gefängnis emporsteigt, worin die höheren Rätsel des Lebens gekettet liegen, die, wenn sie gelöst wären, die Welt in einen andern Umschwung brächten."

hatte, das Zanken und Schlagen mit den Dienstleuten, die doch nicht des Herrn Willen thaten, das Diebswesen und die Heuchelei, wo in den Städten findet sich das alles so zusammen, wie in diesem Landleben.“ — „Frau Anna,“ sagte der Ehrenhalt, „Ihr werdet sicher noch einmal wünschen, hieher zurückzukehren, verscherzt das nicht, Ihr wißt doch nur erst wenig von unserem Burgleben, das Jahr ist uns eine That, die uns vom Beginnen bis zum Schluß unter Arbeit und Festen an sich fesselt, als gehörten wir notwendig zur Welt, ja wir fühlen uns Mitschöpfer und Mitgeschaffene zugleich. Wer hat Euch die Grillen in den Kopf gesetzt?“ — „Jeder, der mir begegnete,“ rief Anna, „machte mich zum Vertrauten seiner Sorge, seiner Bosheit, seine Absichten schienen durch jede Verleumderei und doch wollten sie deren nicht Wort haben. Wie viele heimliche Liebeshändel, wie viel Eigennutz in der Liebe.“ — „Sie sind wie die Kinder geblieben,“ sagte der Ehrenhalt, „sie müssen bis an ihr Lebensende erzogen werden, sie sind Bauern, sie werden nie mit sich fertig, noch weniger mit ihren Wünschen und mit ihren kleinen Feindschaften, aber eben, weil sie nie zu leben aufhören, ist auch jedes neue Leben von ihnen zu fordern und durch sie zu fördern. Gebt acht, was Eurem Hause die Bauern bringen werden, wenn sie mit Macht und Andacht sich für die Euern erheben. Ihr werdet Euch schon eines andern bedenken und vergeßt nicht zu schweigen.“ — Jetzt drängten sich einige Kinder zu Annen hin, denen sie im Schlosse einige kleine Gaben geschenkt hatte, sie weinten und wollten sie nicht abreisen lassen. „Wie haben wir hier so schnelle Freunde und Feinde gefunden,“ sagte Anna, „sieh wie die Kinder uns mit Gewinden von Kornähren fest zu halten suchen.“ — „Die Blumen hat der Hagel nicht erschlagen,“ sagte die Tirolerin, „Ihr weint, liebe Frau, erlaubt mir, daß ich in Eurem Namen und in Eurem Grame dem Schloß einen Abschied singe.

Nun ade, du altes Schloß,
Das da über mir gehangen,
All mein Hoffen und Verlangen
War auch nur ein Wolkenschloß,

22. erheben, im zweiten Teile sollten die Kronenwächter den Bauernaufstand für ihre Zwecke auszunützen suchen. — 31. singe, W.: „Das Lied von Grünewald zeigt uns den Rost, den die Zeit auf dem erblindeten Glanze des Schlosses gezogen.“

Nun ade, ihr ew'gen Quellen,
Die ich gähnend angesehen,
Wenn ich hier nicht werde gehen,
Höret nicht zu fließen auf,
Denn die Welt hat ihren Lauf.

Nun ade, du Berg und Thal,
Die um Waldes Lieblichkeiten
Ihre Felsenarme breiten,
Ihr seid doch wie überall,
Nun ade, ihr Kindlein kleine,
Euch alleine will ich grüßen,
Für die Gaben laßt euch küssen,
Wißt nichts von des Schlosses Qual,
Seid wie frisches Grün im Thal.

Nun ade, du alte Zeit,
Die in ihren Mutterarmen
Sehnlich trug ein tief Erbarmen,
Mich zu trösten war bereit,
Aber gar nichts konnt' ersinnen
Und mit mir fing an zu weinen,
Thränen froren im Besinnen,
So fiel Hagel mir zum Heil
Und zerschlug die Langeweil.

Anna küßte erheitert die Tirolerin zum Dank und Abschied, der Ehrenhalt mochte über sie schelten, er mußte sie doch nach dem verwünschten Schlosse hinsenden, um Annens Reisegerät einzupacken, während er mit Berthold und Anna die unbequeme Landstraße übers Gebirge einschlug.

Fünfte Geschichte.

Traubenlese.

Wer sein Haus verläßt, um zu verreisen, mag ernstlich beten, daß er alle darin wiederfinde, aber unserm Berthold wurde dies Gebet nicht erfüllt. Er kam früher heim, als er versprochen hatte, und doch zu spät, Frau Apollonia trat ihm entgegen vor seinem Hause, küßte ihn und fragte, ob er wohl sei. Der alte Fingerling sei nach kurzem Krankenlager gestorben. — „So sind nun

alle tot, die meine Jugend schirmten," rief Berthold, „aber ich habe euch beide, ihr treuen Seelen, mir gewonnen." Mit Thränen küßte er Annen und Apollonien und fühlte sich reich in ihrer Mitte. „Wo ist die Tirolerin?" fragte darauf Apollonia, um die schmerzliche Stimmung zu zerstreuen. — „Wir wollen ein andersmal von ihr reden," sagte Berthold, „sie war ein Mann, hieß Grünewald, ein Sänger des Herzogs von Bayern, ist vom Grafen Konrad auf Hohenstock in ihrer Verkleidung entdeckt und dort gefangen zurückgehalten worden." — „Ich muß mich ewig schämen," rief Anna verdrießlich, „ließ ich sie doch aus Mitleid während der Reise zweimal in meinem Bette schlafen, täglich mußte sie mir die Kleider zuschnüren; ich hatte so ein blindes Vertrauen zu dem Mädchen, weil sie die schönsten Sprüche von Tugend und Frömmigkeit mir vorsagte, streng fastete, kein Gebet versäumte, alles mit einem Eifer, wie es in unserer Zeit selten zu finden." — So hatte Sabina doch recht, dachte Frau Apollonia in sich und betrachtete ihre Tochter mit Abscheu, doch unterdrückte das traurige Ereignis ihren Zorn.

Berthold hatte mehr verloren, als er sogleich überdenken konnte. Das Jahr hatte viel an ihm verändert, es hatte ihm einen zweiten Lebenslauf geschenkt und der wich immer weiter von jenem ersten ab, der mit Fingerling und Hildegard Haus und Handlung begründete. Was er damals errungen, schien ihm jetzt an sich nichtig, nur als Mittel seinen Durst nach That, Wirksamkeit und Einfluß auf die Geschicke zu befriedigen, konnte er es noch loben. — Er gedachte jener früheren erwerbenden Zeit wie ein lebenslustiger Sohn seines emsigen Vaters, er ist ihm dankbar, aber er mag nicht seinem Beispiele folgen, sondern lieber dem Gelde einen zweckmäßigen Abzug verschaffen. Die kleinen Geschäfte der Handlung, die Fingerling scheinbar ohne Mühe vollbracht hatte, weil sie mit ihm ganz eins geworden waren, fielen jetzt ganz drückend auf den Bürgermeister. „Ein doppeltes Leben ist eine schwere Aufgabe," seufzte er oft, wenn er von den nahenden Ereignissen träumte, und von den Arbeitern mit unzähligen Anfragen, Forderungen und Bestellungen umdrängt wurde, „ich habe nicht die Kraft, zweierlei zugleich zu thun, zu bedenken." Anna erschwerte ihm diese Aufgabe durch eine eigene störrige Laune, die wohl aus ihrem Zustande hervorging. Von steter Üblichkeit gequält, hatte sie eine Art Ärger an ihm, der die Ur-

sache dieser Leiden und sich doch dabei vollkommen wohl befand. Sie konnte ihn oft nicht ansehen und Berthold suchte sich dann, der Bücher und Schreibereien überdrüssig, ein Stündlein freundlicher Unterhaltung bei Apollonien, die, von ihrer Magd Sabina beschwatzt, gar viel Böses von ihrer Tochter sagte, wofür sie dem guten Berthold mit der höchsten Freundlichkeit keinen Ersatz geben konnte. Verena war nicht müßig, jedesmal ihrer betrübten Frau zu erzählen, wann der Herr zu Apollonien gegangen und was die Leute sagten, wie sie so lustig wären mit einander, während Berthold bei ihr immer tiefsinnig und geschäftig vorbeieile. Verena wurde durch dieses Zutragen von Neuigkeiten ihr Liebling und ihre Vertraute; von ihr erfuhr auch Anna, daß Berthold durch das Blut eben jenes Anton genesen sei, der zu ihr ins Fenster gefallen. Es war gewissermaßen ein Dank für das geliebte Leben Bertholds, daß Anton, den Verena für ihren Schatz ausgab, diese zu besuchen Erlaubnis erhielt. Anton wußte durch Sixt, daß Berthold ihn nicht im Hause sehen mochte, so erwartete er die Stunden, wenn jener am Brunnen zu Apollonien gegangen war, was er von seiner Dachstube genau sehen konnte, und brachte dann seinen Abend bei Verena zu, indem er sich wohl bewirten ließ, sie malte und ihre Zärtlichkeit von sich abwies. Der arme Junge meinte, es sei nur die gute Küche, die ihn hinziehe und bemerkte nicht, daß er alles kalt werden ließ, um Frau Annen einen Augenblick im Durchgehen durch das Zimmer oder im Hofe zu sehen, und daß sein Herz frohlockte bei einem Worte, das sie ihm im Vorbeigehen auf Verenas Bitte sagte, um ihn zu bestimmen, sich bald niederzulassen, sich zu verheiraten und als Meister sein Glück zu begründen. Alle diese Besuche erfuhr Frau Apollonia durch Sabina, die nicht ihre Schwester Verena, sondern Frau Anna als die Ursache derselben angab, in der Hoffnung, daß Anton auf diese Weise am schnellsten aus jenem Hause vertrieben würde. Frau Apollonia wollte mehrmals darüber reden, aber Anna machte sie durch ihre stolze Sicherheit in ihrer Meinung so zweifelhaft; in dieser Unbestimmtheit mieden sich beide, beide sahen einander so selten, nie kam es zu einer Erklärung, und beide glaubten mehr auf dem Herzen zu haben, als sich durch bloßes Besprechen gut machen lasse.

Auch trat eine Störung eigener Art zwischen alle diese eingebildeten Leiden. Herzog Ulrich wollte die Jagden in der Gegend

von Weiblingen benutzen und beschloß, sich einige Tage in dem Orte niederzulassen. Berthold und Anna sahen eines Morgens zum Fenster hinaus, da war der Marktplatz von Jägern, Hofgesinde und Hunden besetzt. Ein dicker Herr, ganz in grünem Samt gekleidet, ritt in der Mitte, heftig zankend, und stieß mit seinem rechten Fuße einem Jäger in die Rippen, der die Hunde führte un diese nicht zur rechten Zeit angelassen hatte. Darüber verlor der Herr das Gleichgewicht und ein Jäger zog ihn in guter Absicht wieder auf die Mitte des Pferdes. Die gute Absicht wurde ihm aber mit Fußtritten vergolten und der Herr wackelte nach der andern Seite über, so daß er ganz gelinde vom Pferde heruntersank und auf die Beine zu stehen kam. Jetzt sah sich der Herr um, den Berthold sogleich als seinen Herzog Ulrich erkannte. Der Herzog ging auf sein Haus zu, weil es bei weitem das größte und angesehenste in der Stadt war. Berthold eilte ihm entgegen und der Herr war sehr gnädig, fragte ohne Aufhören, denn er wartete nie auf die Antwort, erzählte dazwischen recht lustig und trocknete den Schweiß, der ihm reichlich von der Stirn floß und streichelte seine großen Hunde, die an ihn heransprangen und seine feurige Nase berochen. Er trat ohne weitere Anfrage ins Haus und zwar in das Zimmer, wo Anna eben einiges Tischzeug zusammenlegte. Er trat auf sie zu, befahl ihr, den Tisch gleich zu decken, er habe ein großes Mahl auf seinen Packpferden, ließ auch gleich spanischen Sekt bringen und Kuchen, trank, tunkte ein und fütterte Annen, wie einen jungen Falken. Anna konnte ihm nicht böse sein, er machte das alles mit einer gewissen Gutmütigkeit, während er sich bei Berthold nach der Zahl streitbarer Männer, nach der Art ihrer Bewaffnung genau erkundigte. Bald stellte er Berthold einen neuen Vogt vor, der an die Stelle des alten hinfälligen Brix treten sollte; er nannte ihn Grünewald, sagte, er sei noch etwas neu in den Geschäften, aber vom besten Willen beseelt, sich durch ihn belehren zu lassen, er habe sich diese Stelle als Gnade für ein Trinklied erbeten, das ihn entzückt habe. Berthold war nicht wenig verwundert, den armen Sänger und die Tirolerin jetzt in schimmernden Hofkleidern als Geschäftsmann einführen zu sehen; dagegen that Grünewald, als sähe er ihn und die Stadt zum erstenmal, und sprach von einem lustigen Vetter, den er habe, der sich überall herumtreibe und schon manchmal mit ihm verwechselt sei. Berthold war be-

schwichtigt durch die Dreistigkeit dieses Leugnens und Anna beschämt, aber Grünewald entwickelte ungestört eine Menge guter Einsichten über die Verhältnisse der Stadt, über ihren Weinbau und endlich auch über die Weinlese, die an diesem Tage ihre Freudenfeste zu feiern begann. Der Herzog wollte alle Lust mitgenießen, er setzte alle seine Leute in Bewegung, um im schönen Thale ein Mahl zu bereiten; er war heftig im Befehlen und sehr ungeduldig, wenn einer ein Wort nicht verstand, obgleich er eine eigene, abgekürzte Sprache sich angewöhnt hatte, die nur seiner steten Umgebung ganz geläufig war.

So wurde nun in feierlichem Zuge nach den Weinbergen ausgegangen; der Herzog, zwischen Berthold und Anna, ging voran, ihnen folgte die Jägerschar und alle Bewohner der Stadt, die nicht ohnehin schon draußen mit der Traubenlese beschäftigt waren. Oft wurden sie auf den engen Wegen von den Ochsenwagen mit großen Tonnen eingetretenen Mosts in ihrem Marsche gehemmt, wo dann der Herzog heftig zankte, sich aber durch Annens Zureden besänftigen ließ, oder durch ein Lied von Grünewald auf die schöne Abschiedsstunde des Jahres. Als sie endlich an die Stelle unter dem zerstörten Schlosse gekommen waren, die Grünewald zum Feste eingerichtet hatte, welch ein Anblick! Vor ihnen Weiblingen mit vielen andern Ortschaften im Thal, unter ihnen der Fluß, umher alle gleich dicht mit Menschen wie mit Reben bepflanzte Berge. Beim Aufjauchzen der Jagdhörner verbreitete sich der Jubel durch alle Anhöhen, der die Ankunft ihres Herzogs verkündigte. Bald setzte sich der Herzog zur Tafel, die, von reichen Pokalen schimmernd, unter einem gestickten, roten Baldachin aufgetragen war. Bald stieg ein Zug von halb entkleideten Arbeitern, wie es die Hitze des Tages forderte, mit Weinblättern gegürtet und bekränzt, den Berg herunter, deren vordersten zwei ein nacktes schönes Kind in einer Butte trugen. Dies Kind trugen sie zum Herzog, daß es ihm einen Kranz von höchst seltenen späten Weinblüten aufsetzen sollte, der Herzog aber nahm den Kranz mit freundlichem Danke und setzte ihn Annen auf den Kopf, indem er die Gesundheit seiner schönen Wirtin ausbrachte, die dann von allen Bergen wiederhallte. Und so geschah bei jeder Gesundheit, die der Herzog ausbrachte, und er selbst und seine Hofjunker sahen strenge darauf, daß jeder seinen Becher leerte. Grünewald allein wußte sich von dem Trinken frei zu

machen, indem er für jeden Becher ein Lied sang, das an den Felsen wiederhallte, und wurde seine Stimme stumpf, so schrie er um so ärger. Das Mahl war reichlich und der Wein stark, der Himmel wurde dunkler, die Köpfe heller, überall zündeten sich Fackeln und Feuer, alle Arbeiter drängten sich heran von den Bergen, hundert Melodieen pfiffen und grüßten unter einander, wer nicht mehr fest stehen und sitzen konnte, tanzte sich wieder nüchtern. Hätte Berthold nur tanzen können, aber er war schon umgesunken, wie viele andere, mit denen er auf Tragbahren wohlbekränzt und festgebunden zum feierlichen Heimzuge gelegt war. Anna schämte sich seinetwegen und war um so mehr verlegen, da der Herzog ihr sehr zudringliche Artigkeiten sagte und Huttens unglückliche Geschichte ihr vor Augen schwebte. Grünewald mochte an der Verlegenheit ihres Blicks ahnen, was ihr der Herzog zuflüsterte; er benutzte die Zeit, als dieser sich von ihr abgewandt hatte, ihr unbemerkt zu sagen, sie sollte sich nicht ängstigen, er wolle sie wie seinen Augapfel bewahren. Dann that er wieder, als ob er taumle, und sang:

„Grunzt ihr meine lieben Schweine,
Ich bin der verlorne Sohn,
Und ihr singet als Gemeine,
Was ich singe von dem Thron.“

Und nun sprang er in das Fenster des alten Schlosses und fing an, greuliche Geisterhistorien vorzutragen, von Verstorbenen, die zu einem Festmahl gekommen, von Geistern, mit denen Menschen gerungen hätten und die ihnen schreckliche Schläge gegeben. Der Herzog verbot es ihm kleinlaut, es half nichts, denn alle waren zu so etwas Übernatürlichem durch Rausch und Nacht gestimmt. Zuletzt erzählte er von einem Kobold, der, wie er gehört, am Brunnen Bertholds zu Weiblingen hause, auch nachts das Haus durchziehe. Das wurde dem Herzog zu arg, er sah sich ängstlich um und wagte nicht zu reden, endlich sprach er unordentliche Worte, weil er sich der Furcht schämte, und brach auf. Grünewald flüsterte Annen zu: „Nichts in der Welt fürchtet der Herzog so kindisch wie Geister, sie müssen ihn in der Jugend schrecklich untergekriegt haben, weil sie seine Bosheiten wohl merkten; die Geister sollen Euch diese Nacht gegen ihn bewahren.“

Diese Worte gaben Annen ein besseres Vertrauen; sie hörte

die zudringlichen Reden des Herzogs kaum, als er wieder Mut gefaßt hatte, sondern blieb mit Berthold beschäftigt, der auf der Bahre heimgetragen wurde und zuweilen seufzte. Überhaupt stand der Rückzug im grellsten Widerspiel mit der Pracht des Hinzugs; die Menge drängte sich verwildert der Stadt zu, auch der Herzog empfing manchen Stoß, den er ungeduldig mit Gegenstößen erwiderte, die oft den Unschuldigsten trafen. Ein scharfer Nachtwind erlöschte die Fackeln und die eigenen Leute des Herzogs achteten seiner wenig mehr in der Dunkelheit. Im Hause Bertholds änderte sich das alles. Der Herzog wurde feierlich von den Zurückgebliebenen empfangen, auch war ein Nachtessen bereitet, und er befahl, für ihn und Annen zu decken. Da entschuldigte sich Anna mit ihrer Ermüdung, aber er ließ sie nicht fort, er warf sich vor ihr nieder, sprach mit Rührung, daß sie alle seine Sinne verwirre, seine festen Entschlüsse für das Wohl seines Landes breche, ihn zur Wut und Feindschaft entzünde, wenn sie es ihm nicht gewähre, die letzte Hälfte der Nacht mit ihr zu teilen. Seine Beredsamkeit ließ sie nicht zu Worte kommen; er mochte eine Stunde ohne Aufhören zu seinen Gunsten gesprochen haben, als die Hofjunker das Mahl forttrugen und er mit zuversichtlichem Lächeln befahl, seine Nachtkleider zu bringen.

Anna empfahl sich in Verlegenheit; er versprach ihr zutraulich, bald nachzukommen, Berthold schlafe so fest, daß er sie nicht stören werde, und seine Leute schicke er alle ins Nebenhaus, daß keiner sie belausche und verrate, sie möchte gleiche Vorsicht brauchen. Auf ihre Gegenrede hörte er nicht, er ging in sein Zimmer und sie ging in ihr Schlafzimmer, entschlossen zu entfliehen. Aber Verena kam ihr mit der Nachricht entgegen, das Haus sei von den Wachen des Herzogs mit dem Befehle besetzt, niemand ein- oder auszulassen. Anna fragte, wie sie das erfahren habe? Das Mädchen berichtete, daß Anton bei ihr auf Grünewald warte, der ihm Kleider, viele Schlüssel und einen beleuchteten, als Gesicht ausgeschnittenen Kürbis habe bringen wollen, denn Anton soll diese Nacht einen Geist spielen, aber Grünewald bleibe aus, und als sie nach ihm sich umsehen wollen, sei sie von der Wache zurückgewiesen. Sie klagte, daß sie nun gezwungen wäre, Anton die ganze Nacht zu beherbergen. — „Das wird dir keine Qual sein," sagte Anna, und konnte sich der Thränen nicht erwehren, „aber wo finde ich Hilfe gegen alle Qual, die meiner wartet,

nun Grünewald mit seiner Klugheit mir fehlt." Sie machte den Versuch, ihren Berthold zu erwecken, aber sein tiefer Schlaf ließ ahnen, daß schlafbringende Mittel ihm in dem Weine beigebracht worden. Diese Tücke des Herzogs erregte ihren Zorn, das Drachenmesser bewegte sich in ihrer Hand, aber die Gefahr für Berthold, die daraus entstehen konnte, drängte auf andere Mittel. Sie erzählte Verena ihre Not, sie beschwor das Mädchen, ihr Rat zu geben, denn alle ihre Klugheit gehe in Zorn und Sorge unter. Verena besann sich und sprach endlich, daß sie sich ihr aufopfern wolle, wenn sie ihr schwöre, alles vor Anton geheim zu halten und sie auszustatten, auf daß Anton sie heiraten könne. Anna versprach alles, ohne ihre Absicht zu erraten. Als aber Verena jetzt ihre Kleider anzog und sie nötigte, in das Zimmer zu Anton sich zu begeben, da erriet sie, daß dies listige Mädchen, das ungefähr in gleicher Größe mit ihr, im Bunde mit der Nacht, den Herzog anführen wolle. Sie wollte ihr danken, aber Verena antwortete: „Mich kostet es wenig und Euch hilft es viel."

Anna ging jetzt zu Anton und erzählte ihm, sie sei nicht sicher in ihrem Zimmer und wolle, von ihm bewacht, die Nacht dort zubringen, sie habe Verena als Schildwache ausgestellt. In ängstlicher Stille harrten sie, denn Anna quälte sich immer mit innerem Vorwurfe, daß eine andere sich aufopfere, und Anton ärgerte sich, daß Grünewald ihn so habe sitzen lassen, und daß Frau Anna sich ängstige, obgleich er ihr tausendmal geschworen, daß er jeden niederschlage, der Gewalt gegen sie üben wolle; auch beteten beide, als es zwölfe schlug und sie Tritte im Gange vernahmen. Da sauste es um sie her und lichte blaue Flammen blickten durch die Ritze der Thür, die Tritte wichen von dem Gange in Eile und mit großem Krachen, als ob ein Stückfaß die Treppe hinunterrolle, schien ihr Feind diese herunterzufallen. Die Flammen waren verschwunden, aber sie wagten nicht, hinauszublicken, obgleich Anton einmal über das andere rief: „Der Grünewald ist listiger, als ein Mensch denkt."

Erst nach einer halben Stunde blickte Anton auf den Gang, kein Feuerdunst war zu bemerken, aber in die Thüre war eine Faust mit aufgehobenem Zeigefinger eingebrannt, wo die Flammen durch die Ritze gespielt hatten. Das berichtete er und lähmte Annen noch mehr in ihrem Vorsatz, Verena zu besuchen; wer konnte ihr zusichern, daß sie nicht den Herzog dort finde, und daß

der Gefallene wirklich der Herzog gewesen? „Erzählt mir etwas aus Euren Begebenheiten," sagte Anna, „das wird mich zerstreuen und wach erhalten, bis das Licht am Himmel und unsre Feinde auf Erden uns Einsicht in diesen Handel verschaffen."

„Warum waret Ihr damals so entsetzt vor dem Ehrenhalt?" — „Euch kann ich nichts verschweigen, liebe gnädige Frau," antwortete Anton, „aber ich verrate Euch ein schreckliches Geheimnis, und wenn Ihr es nicht bewahrt, so trifft mich gar bald die Rache der boshaften Gesellen, der Kronenwächter. Habt Ihr je von Hohenstock gehört?" — „Freilich," sagte Anna sehr gespannt, „Gott sei jedem gnädig, der da zu hausen gezwungen ist." — „Da erlebte ich frohe Tage," antwortete Anton, „mein Vater war wohl zuweilen sinnlos, aber immerdar sehr gut gegen mich und Konrad, meinen Bruder. Zwischen uns beiden hatte es eine sonderbare Bewandtnis. Der Vater hatte alle seine Kinder verloren, wir waren spät nachgeborne Zwillinge. Die Freude über uns verwandelte sich in tiefe Trauer, als die gute Mutter nach der schweren Geburt ihr Leben aufgab. So wurden wir, die erst so eifrig ersehnt worden, ganz vernachlässigt. Wir wurden in den ersten Lebenstagen einander so ähnlich, daß wir mit einander verwechselt wurden, und daß bald keiner wußte, wer von uns zuerst geboren, wer von uns beiden in der Nottaufe den Namen Anton und welcher den Namen Konrad erhalten hatte. So trieb der Teufel mit uns sein Spiel und wir wußten lange nichts davon, denn es sollte verheimlicht bleiben, daß wir einander nicht anfeindeten. Das hatten sie nicht nötig zu befürchten; wir beiden Brüder waren so unzertrennlich von einander auf der Welt, wie im Mutterleibe, und als Konrad die Geschichte einmal von den Kronenwächtern abgehorcht hatte, und daß sie den stärksten von uns für den ältesten erklären wollten, da gab ich kaum darauf Achtung. Ich dachte gar nicht, daß diese Entscheidung für mich Folgen habe, daß ich meinem Konrad so bald entrissen werde. Aber einige Tage später ward ich in der Mitternachtsstunde von Geharnischten aus dem Bette genommen, in einen Mantel eingeschlagen und auf ein Pferd gebunden. Das war eine Schreckensnacht, es ging so eilig fort, daß die durstenden Pferde kaum ihre Zungen in den Quellwassern kühlen durften durch die wir ritten. Wir stiegen von den Pferden, da ging's über Höhen, in unterirdischen Gängen durch die Felsen, über Gewässer. Die Augen

wurden mir zugebunden, und als mir die Binde abgenommen, saß ich einsam mit einem Löwen in einem blühenden kleinen Garten. Ich war in der Kronenburg, wer könnte sie Euch beschreiben? Aber alle ihre Wunder erfreuten mich wenig; der Löwe ward mir gleichgültig, ich schrie nach meinem Konrad, weil ich ohne ihn nicht spielen konnte. Konrads Mutwille war unerschöpflich im Erfinden von allerlei Streichen, die ich ihm ausführen mußte; ich schwur, daß ich nichts essen, daß ich zu ihrem Gram verhungern wolle, wenn sie mir Konrad nicht schafften. Als sie meinen Ernst merkten, beratschlagten sie untereinander. Nach wenigen Tagen ward Konrad in meine Arme geführt. Nun war es eigen, wie sich Konrad in den wenigen Tagen geändert hatte. Es mochte ihn kränken, daß ich als der Älteste anerkannt worden, er mochte gar nicht davon sprechen, er sah mich scheu an Da ich mir alle Mühe gab, ihm zu versichern, daß, wenn ich erst erwachsen, wir Krone und Burg miteinander teilen wollten, so wurde er mutwillig, wie er gewesen. Wir spielten den Kronenwächtern manchen Streich, bemalten ihnen die Gesichter, wenn einer einschlief, schmierten dem Löwen Butter auf die Nase, daß er tagelang darnach leckte, kratzten allerlei Fratzenbilder in die gläsernen Wände. Er war unerschöpflich in solcher Erfindung und ich in der Ausführung, und niemals verriet ich ihn, sondern ertrug die Hiebe mit der Klinge ganz allein, die mir dafür von den Kronenwächtern zuerkannt wurden. — So vergingen ein paar Jahre, in denen sie mich und Konrad zu allen Künsten und Kunststücken einübten. Die Türme kletterte ich in die Höhe, als wäre ich ein Eichhörnchen, ebenso die Felsen umher, ich konnte mit den Fischen um die Wette schwimmen und tauchen. In dem allen war ich Konrad überlegen, aber um ihn nicht zu kränken, verbarg ich gar oft, daß ich mehr als er leisten konnte; was konnte er dafür, daß ihm der Himmel nicht so viel Kraft und Ausdauer verliehen hatte. Eines Tages kam ein Geflüster unter die Kronenwächter, wir wurden beide in ihre Mitte berufen. Sie erklärten uns, daß der Tag gekommen sei, uns zu bewähren, unsern Feind zu vernichten; der Kaiser Maximilian habe sich in unser Gebirge gewagt und stehe dort auf einem Felsgrat, er würde uns vernichten, wenn wir nicht den Mut hätten, ihn herabzustürzen; als

35. Kaiser, vgl. die Erzählung derselben Geschichte durch Treitssauerwein Buch II Geschichte 5 S. 153.

Wahrzeichen der That sollten wir sein Schwert, das Schwert Karls des Großen, dessen er sich angemaßt, dem Zerschmetterten abnehmen und heimbringen. Konrad sagte, der Felsgrat sei zu steil und unersteiglich; ich zeigte mich gleich mutig zu dem Unternehmen, der Kaiser war mir nur durch die Erzählungen der Kronenwächter zu einem Drachen verfabelt, den zu vernichten höchstes Verdienst schien. Als Konrad mich bereit sah, ging er zagend mit, kehrte aber wieder um, als er den steilen Felsen vor sich sah. Ich kletterte ohne Sorgen hinauf, wo der Kaiser sich verstiegen hatte, und sah ein mildes Antlitz im Gebet ergossen, in seinen Untergang ergeben und doch voll Vertrauen zum Himmel. Solch einem Antlitz widerstehe, wer aus Felsen gehauen; ich beschloß, den Kaiser zu retten, führte ihn zu einem Wege, den ich beim Jagen kennen gelernt hatte, und erbat mir zur Belohnung sein Schwert. Er streichelte mich mit der Hand, küßte das Schwert und gab es mir. Mit diesem kam ich gar beunruhigt zurück, ob ich auch frech genug den Wächtern seinen Tod vorlügen könnte, das Lügen war mir immer so schwer und darum blieb keiner meiner bösen Streiche unbestraft. Konrad kam mir zum Glück entgegen, ich fragte ihn um Rat. Er sagte mir, die Wächter hätten schon wahrgenommen, daß ich den Kaiser nicht herabgestürzt hätte, das Schwert sei schon geschliffen, um mich zu enthaupten; er sei mir heimlich entgegen gegangen, mich zu warnen, denn so gewiß die Steine unter unsern Tritten den Berg nicht hinauf, sondern herunterrollten, so gewiß würde mein Kopf zu Boden fallen. Ich hatte schon einen Kronenwächter hinrichten sehen, gleich war die Flucht beschlossen; ich wußte alle geheimen Wege und Stege, Konrad gab mir einiges Geld, das ein Kronenwächter verloren, dem ich die Tasche aufgeschnitten hatte; zuletzt tauschten wir noch mit den Schwertern, weil er meinte, das kaiserliche sei mir zu schwer und könne mich mit seiner Pracht verraten. Ich mußte ihm versprechen, so weit zu wandern, bis ich das Meer vor mir sehe, sonst erreichten mich dennoch die Kronenwächter." — „Gewiß hat Euch Konrad betrogen," unterbrach ihn hier Anna, „ich darf Euch jetzt nicht mehr vertrauen, aber vielleicht erzähle ich Euch bald mehr von der Sache, als Ihr selbst wißt." — „Hat der Ehrenhalt auch davon gesprochen?" fragte Anton ängstlich, „hat er mich ausgekundschaftet? Ich bin verloren, wenn sie mich fangen, ich kenne ihre Strenge, wohl mancher Kopf liegt ge-

trennt vom Rumpf auf der Kronenburg; sie üben das strenge Recht unter sich und über uns unglückliche Hohenstaufen, die grausamen Kronenwächter!"

Allmählich ging Erzählung und Nachdenken in Schlaf unter. Von allen zuerst wachte Berthold auf, ein heftiges Weh schraubte seinen Kopf zusammen, seine Zunge lechzte, er blickte um sich und befand sich in seinem Schlafzimmer und seinem Bette. Er glaubte Anna neben sich zu erblicken, es war ihr Nachtkleid, aber sie war ihm so fremd geworden in der Nacht, er rieb sich die Augen. Endlich bemerkte er, es sei Verena, und wunderte sich noch mehr, wie das Mädchen in die Kleider und an den Ort gekommen sei. Aber Verena hatte sich so lange gegen den Schlaf gewehrt, daß sie jetzt nicht so leicht zu erwecken war. Er ging in das Zimmer der Verena, um sich Aufschluß zu verschaffen, und fand Anna auf einer Seite des Tisches und Anton auf der andern eingeschlafen. Ehe er sie erwecken konnte, pochte schon ein Jäger an, der Berthold befahl, sogleich zum Herzog zu kommen. Da er angezogen zu Bette gebracht worden, so forderte es nur einen Augenblick, sich in Ordnung zu bringen; er folgte dem Boten, ohne etwas von dem Zusammenhange aller Ereignisse zu wissen.

Berthold nahm sich zusammen, als er beim Herzog eintrat, die Neugierde hatte fast sein Kopfweh unterdrückt; er fragte ehrerbietig, wie der Herzog unter seinem Dache geschlafen. — „Schlecht," sagte der Herzog, „ich habe das Unglück gehabt, aus dem Bett auf den Stiefelknecht zu fallen, die Stirn ist wund, das Auge entzündet, ich brauche schon die halbe Nacht kalte Umschläge, und jetzt läßt der Schmerz etwas nach." — Berthold bedauerte ihn und sagte, daß er sich nach dem Rausche auch übel befinde; zugleich äußerte er seine Verwunderung, wie der Wein des Herzogs so betäubend auf ihn gewirkt habe. — „Ich bin daran gewöhnt," sagte der Herzog, „er ist mit türkischem Mohnsaft in der Gärung versetzt, aber es gefällt nicht jedermann. Wie haltet Ihr es aber in dem Hause aus," fuhr er fort, „das könnte ich nicht vertragen." — Berthold fragte, ob ihn Wanzen oder Mücken geplagt hätten? — „Nein, die Geister meine ich," antwortete der Herzog, „hier halte ich es keine Nacht mehr aus bei den leuchtenden Gestalten, wie alte Kaiser mit feurigen Kronen, die einem so dicht vor den Augen herumziehen, daß man meint,

sie springen in die Augen und dann die heftigen Blitzschläge durch alle Glieder. Ihr seht mich ungläubig an! Lassen wir das, ich habe Wichtigeres mit Euch zu verhandeln."

Nun erzählte der Herzog mit Auflodern, die Reutlinger hätten seinen Vogt von Achalm erschlagen, was Berthold schon wußte, bloß weil er in ihrer Stadt über einen Reutlinger gespottet hatte, den der Herzog vorher hinrichten lassen. Er wolle jetzt sein ganzes Land bewaffnen. — „Gegen die eine Stadt?" fragte Berthold. — „Nicht wegen der Reutlinger muß ich mich bis zum Kinn verschanzen," antwortete der Herzog, „Ihr werdet bald mehr hören. Es harren zwölf Edelknaben mit Absagebriefen von dem schwäbischen Bunde vor dem Thore, weil ich in aller Eile das Reutlinger Stadtgebiet verwüsten ließ." — Bei diesen Worten wurde er so zornig, daß ihm zwei Blutstrahlen aus der Nase sprangen. Berthold reichte ihm Wasser und der Herzog sagte: „Der Aderlaß hat mich beruhigt, ich will jetzt den Boten, die vor den Thoren harren, entgegenreiten, und Ihr begleitet mich."

Der Herzog auf einem hohen schweren Falben, Berthold auf seinem braunen treuen Rennpferde, umgeben von Grünewald und der großen Schar Diener, ritten vors Thor, wo die Edelknaben harrten. Der Herzog winkte sie zu sich; sie überreichten ihm die Absagebriefe, die an den Spitzen ihrer Spieße befestigt waren, und er ließ jedem dafür eine Flasche Most an den Spieß hängen mit freundlichem Gruße, und so schmecke der diesjährige Württemberger Most, und wenn er klar gegoren, würde es zwischen ihnen auch klar sein.

Die Edelknaben wurden entlassen, der Herzog sprach eifrig von der Sicherung der Stadt gegen den schwäbischen Bund und Grünewald sehr gelehrt von allen Arten der Befestigung. Endlich bestellte er noch durch Berthold einen Gruß an Frau Anna und daß er bald wieder kommen werde, und gab seinem Pferde die Sporen, um nach Schorndorf zu reiten. Ihm folgte ein zahlreicher Jägerhaufen zu Roß und zu Fuß, mit Hunden und Falken, mit Küchenwagen und Zelten, als ob ein Volk mit Hab und Gut auswandere.

Alte Stille blieb nun in der Stadt zurück, die Einwohner

4. Reutlinger, gleich nach Maximilians Beisetzung hatte Ulrich die freie Reichsstadt Reutlingen überfallen und damit den schwäbischen Bund selbst angegriffen.

konnten ruhig die Traubenlese fördern und Berthold hatte endlich Zeit, sich nach dem Zusammenhange aller der Begebenheiten zu erkundigen. Aber Grünewald wußte ihm nur zu berichten, daß er durch die Vorsichtsmaßregeln des Herzogs in seinem Geisterspaß gehemmt worden sei, er hätte dem Anton einen Kürbis und Ketten überbringen wollen, aber die Wachen hätten ihn nicht eingelassen. Im Hause hörte er von Annen den ganzen Verlauf, soweit sie ihn wußte, und küßte sie tausendmal für ihre Vorsicht, und hätte dem Anton gern gelohnt, daß er sich so willig zu der Geisterfahrt gezeigt, aber dieser war schon nach Hause zu seinem Meister geeilt. Frau Apollonia kam und klagte, wie ihr die Jäger in der Küche so viel Schaden gethan, aber heimlich quälte sie sich, daß Anton, wie ihr Sabina erzählt, die Nacht bei Annen zugebracht habe. Alle waren verwacht, verstimmt, sie beschlossen, einmal wieder den alten Anno, den Einsiedler, auf den Weinbergen zu besuchen. „Vielleicht ist's der letzte schöne Abend im Jahre," sagte Berthold, „er will auf außerordentliche Art gefeiert sein, und der Alte hat eine höhere Freude an der Traubenlese, als wir gestern mit allem betäubenden Geschrei erreichen konnten."

Der Weg in seinem leisen Ansteigen auf mancherlei Krümmungen zerstreute sie mit stets wechselnder Ansicht; sie holten aus den Weinbergen Bertholds die schönsten gelben Trauben und erfrischten sich an dem edeln schuldlosen Safte, den die wilde Gärung in den Tiefen der Keller bald zur wilden Raserei verführt. Mit dieser Gabe stiegen sie weiter hinauf, wo Anno wohnte, den sie im Gebete vor seiner Hütte trafen. Der Platz, wo sie gestern an der Burg zum Schwärmen gezwungen waren, lag tief unter ihnen, wie ein niedriges Erdenleben; hier fühlten sie sich dem Himmel näher. Der alte Anno empfing sie freundlich, dankte für ihre Gabe und sagte, er habe an dem Tage schon eine herrliche Gabe erhalten, von einem jungen Maler Anton ein frommes Muttergottesbild. Anna sah sich mit Beschämung in dem Bilde wieder, auch Apollonia sah sie bedeutend an, nur Berthold war mit dem Einsiedler allzusehr beschäftigt, um dies zu beobachten. Dieser erzählte ihm seine Geschichte, wie er schon neunzig Jahre,

15. Einsiedler, W.: „Der Gang zu dem Einsiedler scheint das wilde Traubenfest beruhigt, sein Lied den bösen Geist besprochen zu haben, aber es ist die kurze Ruhe vor dem einbrechenden Sturm."

vielleicht noch älter sei, wie er so lange im Dorfe unten gewohnt habe, als er noch viele Kinder und Kindeskinder gehabt. Als sie ihm aber allmählich gestorben und er ihr Erbe geworden wäre, da hätte sich ihm in seinem Gram eine andere Freude und ein anderes Leben eröffnet, und er könne die Ereignisse dieser Welt von da an nur immer als Gleichnisreden zur Belehrung, aber nicht als etwas, das an sich bestehe, ansehen. Von da an habe er alle Sorgen, aber nicht den Fleiß aufgegeben, denn was er auf seinen Äckern und Bergen über sein Bedürfnis gewinne, das schenke er frommen armen Leuten, die es bedürften, oder denen, die ihn in guter Gesinnung besuchten. Die Gesellschaft wurde bei der Erzählung immer stiller und aufmerksamer. Er sprach zuletzt von der Seligkeit reicher Ernte und von der Erziehung des Menschen in dem Reichtum himmlischer Gaben, die in der Ernte irdisch ausgesprochen würden. „Wie viel herrlicher ist diese," rief er, „als die Erziehung in Reue und Jammer, aber nicht jedem ist sie gedeihlich, nicht jeder bleibt in seiner Unschuld unsträflich, obgleich menschliche Irrtümer vom Himmel gern übersehen werden." Darauf brachte er Brot vom frischen Weizen und einen Becher jungen Most und sprach dabei manches fromme Wort. Es wurde dunkel, aber Berthold konnte sich der heitern Ruhe nicht entziehen, um an alle Schrecknisse der vorigen Nacht, an Gewalt und Geisterspuk in dem Hause erinnert zu werden, dessen Vollendung ihm einst als höchste Glückseligkeit erschienen war. Auch die andern wünschten zu bleiben, der Alte bot ihnen Strohmatten zum Lager an und sie nahmen die Einladung an. Sie schliefen und beteten mit ihm, wie es die Stunden forderten. Am Morgen bat Berthold den Alten, daß er für sein künftiges Kind bete. Nach dem Gebet stand der Alte lange mit ausgebreiteten Armen gegen die Sonne, die über den Nebel wie ein Weizenfeld hinaufdrang, sprach dann, mit den Augen zum Himmel gewendet, von der Geburt des Herrn, und sang, indem er Annens und Bertholds Hände ergriff und drückte:

„Es schwebt ein Glanz hoch überm Gold der Ähren,
Sie tauchen nickend in den Segen ein,
Ein Engel weint die hellen Freudenzähren,
Am Himmel zieht ein einz'ger Stern allein,
Die Hirten schlafen noch und lächeln drein,
Sie ahnen schon, wie nah der Herr mag sein.

Dem Engel geht ein Lamm so still zur Seite,
Das trägt ein Kreuz und blickt zu allen mild,
Die Schäflein sehen auf, was das bedeute,
Sie freuen sich am höhern Ebenbild:
Ihr Hirten wachet auf, verkündet laut,
Ihr habt den Herrn im fernen Glanz geschaut.

Es naht der Herr in dieses Tages Frühe,
Im Erntesegen nahet uns der Herr,
Er lohnet uns Vertrauen, Liebe, Mühe,
Er giebt sich selbst für uns, so lohnet er,
Es zieh'n die Könige zum Erntefest,
Wie kann die Hütte fassen solche Gäst'.

Die arme Hütte kann sie alle fassen,
Es macht der Glanz sie alle froh und satt,
Und seinen Thron mag jeder gern verlassen,
Der hier noch einen Platz zum Knieen hat,
Es ist ein Kind geboren in dem Glanz,
Ihm bringen sie den reichen Erntekranz.

Aus Ähren und aus Trauben ist gebunden
Der Kranz, den sie dem Kinde bieten dar,
Sie haben es beim Strahl des Sterns gefunden,
Der noch am Tageshimmel leuchtet klar,
Einst segnet dieses Kind das Brot, den Wein,
Gott wird euch nah' im ird'schen Zeichen sein.

Hat euch der Herr im Reichtum sich verkündet,
In seiner Ernten schöner Mannigfalt,
Verkündet ihn der Welt, der euch entzündet,
In dem Geschenk übt göttliche Gewalt:
Gedenkt des Herrn beim Brot, beim Becher Wein,
So kehrt der Herr im Geiste bei euch ein."

Sechste Geschichte.

Das Todaustreiben.

Wie mag die Erde sich scheuen, wie möchte sie so gern ihren Lauf zurückwenden, wenn sie in den Winterhimmel tritt, der alle ihre Saaten verschüttet. Sie ringt vergebens gegen ihren eigenen

32. Das Todaustreiben, alte, auch durch das Volkslied festgehaltene Frühlingsfeier; vgl. Uhland, Zur Geschichte der Dichtung und Sage III, 17.

Umschwung. — Ob die Tiere wohl ihr Leben rühmen mögen, welche, auf einen Jahreslauf beschränkt, nur Frühling und Sommer kennen? Oder ob sie neidend zu den überlebenden Geschlechtern hinblicken mögen, ehe sie sich vor der kalten Luft verkriechen? Thörichter Neid, sie wissen nicht, wie die Bienen trauern, wenn sie ihren Vorrat in der Winternot angreifen müssen, denn sie hatten ihn nur zur Erinnerung der Blumenküsse zusammengetragen. Sie wissen nichts von der Gefangenschaft der Fische, wenn sich ihr Mund an der harten Eisdecke, die sie unbemerkt umschlossen hat, blutig stößt, wie sie erschrecken, wenn der Hirsch neugierig auf die Eisdecke klopft, weil ihm verlangte nach dem klaren Bache und das Wasser ihm in Stein verwandelt ist. Der Winter kommt den Tieren und den Menschen zur Verwunderung, nur wenige wissen ihre Zeit voraus, wie die Wasserlilien, die zum Blühen in rechter Zeit ihre strahlenden Häupter über die Oberfläche der Gewässer erheben, um dann genügsam und ruhig in den Abgrund seliger Erinnerungen bis zur Wiedergeburt zu versinken.

Ein harter Winter war dem schönen Herbste gefolgt, und während der Most zu Wein wurde, froren die Reben, an denen er gewachsen. Berthold wurde am Neujahrstag durch ein Beben seines Bettes erweckt, und wollte erst nicht glauben, die Erde habe gebebt, bis die Nachrichten von allen Seiten kamen und eingefallene Schornsteine sie bestätigten. Die treue Muttererde bebt, dachte er im stillen, die treue Mutter hat mir kein Lebenslicht zum neuen Jahre überbracht, und Anna denkt an so etwas nicht. Aber diese kleine Sorge ging ihm schnell in der schwereren für seine Stadt unter. Durch die Hoffnung eines Kindes hatten sich seine Stadtpläne, die ihn schon immer beschäftigt, über das mitlebende Geschlecht hinaus, über entfernte Zukunft ausgedehnt. Die Stadt sollte sich frei und selbständig erheben, wie Reichsstädte, nur dazu waren ihm die Anmahnungen der Kronenwächter, sich dem schwäbischen Bunde anzuschließen, willkommen. Grünewald, der gar keine Meinung über so etwas hatte, aber alles sehr geschickt auszuführen verstand, gab ihm in allem nach, hatte er sich doch überhaupt nur darum in die Gunst des Herzogs geschmeichelt, um in der Nähe Annens mit Ansehen aufzutreten. Auch der Neujahrstag verging, wie so mancher andere Tag, in vergeblichen Beratschlagungen mit ihm, wie die Unternehmung des Bundes zu beschleunigen sei, da die Erde selbst zu ungewöhnlichen

Unternehmungen geneigt scheine; das Unternehmen konnte in der Kälte nicht zur Geburt kommen. Der Frost in den nächsten Tagen nach Neujahr stieg immer noch, die ältesten Eichen spalteten sich, der edle Kaiser Maximilian starb und Berthold betrauerte ihn aufrichtig und war mit den öffentlichen Trauerfeierlichkeiten beschäftigt. Da kam Botschaft vom Herzog Ulrich, der Reutlingen trotz dem Froste belagerte, daß sie die Rüstungen beschleunigen und ihm Leute senden möchten. Berthold und Grünewald stellten sich dem Willen des Herzogs ergeben, aber je eifriger sie sich zur Förderung der Rüstung anstellten, desto weniger vollbrachten sie. Der Ehrenhalt kam jetzt und versprach die nahe Ankunft der Scharen des schwäbischen Bundes, aber es verzögerte sich, wie mit allen Unternehmungen, die aus dem Entschlusse vieler hervorgehen sollen. Reutlingen mußte sich ergeben, vom Geschütz in seinen wesentlichen Befestigungen zerstört, während die Gräben zugefroren waren. Der Herzog hielt einen feierlichen Einzug, die Bürger mußten ihm huldigen, die Reichsfreiheit war verloren, wenn der schwäbische Bund noch länger zögerte. Berthold hätte verzweifeln mögen, während er Freudenfeste zur Ehre dieses Zuwachses des Herzogtums veranstalten mußte.

Der Wind wendete sich, die Zeit war im Nichtsthun vorgerückt, der Frühling ließ wie ein bescheidener Freund erst anfragen, während Berthold vor der Thüre stand (wie er nach dem Mittagessen zu thun pflegte), um nach ihm sich umzusehen, ob er nicht bald komme. Er fühlte sich in Frühlingsahnung ganz wehmütig. Da blies es vom Turme, den er als Kind bewohnte, in großem Jubel schrieen alle aus den Häusern, doch wußte er nicht gleich, was es bedeute, weil er als Kind nicht unter die Leute gekommen war. Da sah er den beschrieenen Gast über den Markt ziehen, es war der Storch. Gleich liefen die Kinder aus allen Häusern am Markt zusammen, jedes brachte Stroh oder Lumpen, und die größten verfertigten eine gewaltige Strohpuppe, während die kleinen mit Tellern in die Häuser liefen, um ihren Lohn einzufordern, daß sie den Winter aus der Stadt vertrieben; sie kamen auch zu Berthold, der sie reichlich beschenkte. Nun begann der große Zug der Kinder, die Strohpuppe wurde an einem langen Seile geschleift und alle schrieen:

„Nun treiben wir den Winter aus,
Den Tod aus unsrer Stadt hinaus.“

37. Die Verse stehen bereits im „Wunderhorn“.

Wie junge Rosse wiehernd einen Leichenwagen ziehen, mit den Gebissen spielen, die sie lenken, sich von der Erde aufbäumen, der sie doch nicht entlaufen können, so erschien unserm Berthold in seinem betrübten Herzen der fröhliche Zug; er wußte nicht, welche Freude ihm an dem Tage bevorstand, was ihm der Storch an dem Tage gebracht hatte. Anna hatte ihn an dem Tage nicht sehen wollen, sie war krank, auch das machte ihn sehr beklemmt. Da glaubte er ein Kindergeschrei in seinem Hause zu vernehmen, er horchte noch einmal, da kam Frau Apollonia mit freudigem Auge und fast atemlos die Haustreppe herunter und schrie: „Ein Sohn, ein Sohn!" Berthold fühlte sich selbst entrissen von Freude; er stürzte die Treppe hinauf ins Zimmer, die Thränen liefen ihm in seligem Entzücken über die Wangen, schon sah er das Kind, wie es im Bade sich allmählich von dem Ärger beruhigte, aufs Trockene versetzt zu sein. „Wie schön ist der Knabe," rief er, „gleicht er nicht dem Christuskinde an unserem Giebel? Wie soll ich dir danken, Anna, für alle Mühe, alle Qual, die du bei dem Kinde ausgestanden hast, und wie schön blickst du mich an aus deiner Schwäche." Frau Apollonia war bei den Worten Bertholds erbleicht, sie sah das Kind ernstlich an, es war das vollkommenste Abbild des Kindes am Hause, und dies das vollkommenste kindlichste Bild Antons. In ihrer Verlegenheit winkte sie Berthold, das Zimmer zu verlassen, es sei nicht gut, die Wöchnerinnen in ihrer ersten Ruhe zu stören. Aber er war nicht fortzubringen von dem Kinde, er saß da betend wie einer der heiligen drei Könige, und freute sich immer, daß sein Kind dem Christuskinde gleiche. Als es endlich eingeschlafen war und er fühlte, wie er nur hindere, statt zu helfen, und die Straße laut wurde, schlich er sich fort und trat vor die Hausthüre. Da kamen die Knaben von ihrem Zuge zurück, die Winterpuppe war in die Rems geworfen, sie brachten statt ihrer eine grünende Maie, und indem sie dem Bürgermeister das erste Zweiglein davon darboten, sangen sie:

„So viel Blätter an dem Strauß,
So viel Kinder in dein Haus,
Wünschet dir die Engelschar."

„Mit dem einen ist's schon wahr!" fiel Berthold ein und wendete seine Tasche um, ihnen alles Geld zu spenden, was er bei sich trug, sie sollten sich an dem Tage recht lustig machen, dabei

zeigte er auf seinen Giebel und sprach mit Jubel: „Seht Kinder, so sieht mein Kleiner aus.“ Apollonia stand hinter ihm und seufzte in sich und dachte: Wie soll ich den armen Mann von der unseligen Ähnlichkeit abbringen, er breitet seine eigne Schande aus, die Wartfrauen nennen schon den Kleinen ihren heiligen Anton. Berthold ahnte nichts von dem Geschwätz in seiner Seligkeit, er konnte sich nicht enthalten, Anton von Herzen zu küssen, der zufällig den Zug der Kinder mitgemacht hatte, um ihn zu zeichnen und nun zurückkam. Er führte ihn in seine Rüstkammer zu den schönen kleinen Puppen, mit denen er selbst einst sich die Zeit vertrieb und freute sich mit ihm, wenn sie den Sohn da zum erstenmal hinführen, ihm die Puppen zum Spiel übergeben wollten. Anton sollte das Kind malen, sobald es nur ein wenig ausgebildet wäre. Dem Anton schenkte er für die leichte Zeichnung des Todaustreibens einen schönen roten Mantel mit goldener Einfassung. Anton ging so stolz aus dem Hause, als ob er sich den Doktormantel verdient hätte, oder, wie die Leute sagten, als ob alles mit dem Mantel christlicher Liebe zugedeckt werden sollte. Grünewald schüttelte mit dem Kopfe, als er am Abend zu Frau Apollonien ging, und sprach erst mit ihrer Magd Sabina über Bertholds Kind, und dann mit ihr, als sie gerufen worden, denn er ließ sich mit allen Leuten ein und hatte gar kein Geheimnis.

Siebente Geschichte.

Die Gräber der Hohenstaufen.

Kaum vier Wochen waren seit der Niederkunft vergangen, Mutter und Kind waren frischer und schöner als je eine Wöchnerin und ein so junges Kind in Weiblingen gesehen wurden, und die Ähnlichkeit beider mit dem Bilde am Giebel wuchs zu Bertholds Freude mit jedem Tage. Ebenso wuchs das Gerede der Leute in der Stadt und Antons Verlegenheit dabei, der sich keiner Schuld bewußt war. Wie oft verwünschte er den Einfall, sich selbst in dem Christuskinde abgebildet zu haben und meinte es frevelhaft, seit sich Frau Anna daran versehen habe, denn alle Weiber in der Stadt narrten ihn damit und verlangten, daß er ihnen Bilder auf den Giebel malen sollte, die Männer aber stellten

sich, als ob sie ihn gar nicht mehr in ihren Häusern dulden dürften. Mitten in dies Gerede, das Grünewald in seiner unabweislichen Geschwätzigkeit und Vertraulichkeit immer neu anregte, schrie die Kriegstrompete, daß alles für einige Zeit verstummen mußte. Der schwäbische Bund war endlich doch mit seiner Rüstung fertig geworden. Unter dem Namen Herzog Wilhelms von Bayern führte Georg von Frundsberg eine große Übermacht gegen den Herzog Ulrich. Der große Frundsberg, an der Spitze einer geringeren Zahl, wäre schon des Sieges gegen Herzog Ulrich sicher gewesen, aber außer der Menge stand ihm der ganze Einfluß der Kronenwächter zur Seite; sie nannten ihn damals ihren Reichsfeldherrn und er wäre es auch geblieben, wenn sie ihm hätten erfüllen können, was sie ihm zugesagt hatten. Der Herzog Ulrich sammelte sein Volk in Blaubeuren und kamen viele Boten an Berthold und Grünewald wegen Beschleunigung der Rüstung, als Berthold gerade beschäftigt war, das der ganzen Stadt zur Taufe versprochene Fest einzurichten. Alle fröhlichen Anstalten wurden gehemmt, auch dem Meister Kugler abgeschrieben, der zur Taufe eintreffen wollte. Nun wurden die Rüstungen wieder durchgesehen und der Ehrenhalt trat als Waffenschmied auf, weil in dem Jahre der Weiblinger Waffenschmied gestorben war und die Witwe zu häßlich war, um sogleich einen jungen Mann für ihre Nahrung zu finden. Der Ehrenhalt beschaute die Bürgerwaffen, riß hier eine Schiene ab, dort schlug er eine ein, um den Bürgern zu beweisen, daß sie verloren gewesen, wenn sie mit so verrosteten Waffen ausgezogen wären. Unterdessen wurde mit Herzog Wilhelm verhandelt, und, was sehr seltsam, durch den herzoglichen Vogt Grünewald, der seinen alten Herrn gern einmal wieder sehen und ihm einige neue Liebeslieder vorsingen wollte. Der Herzog ließ der Stadt Reichsfreiheit versprechen, wenn sie ihre Streitkräfte mit ihm vereinigte. Der eifrige Berthold, durch Erziehung, Kränklichkeit, Reichtum und Bildung immerdar von der Masse der Bürger getrennt und nur in Geschäften mit ihnen bekannt, setzte

4. Kriegstrompete, W.: „Die Erzählung von dem politischen Treiben geht in großen Schritten und ist in Vergleichung zu der übrigen flüchtig und uneben, obgleich sie durch ein paar gute humoristische Züge belebt wird. Überhaupt ist das Politische nicht das vorzüglichste Element des Buches, und daß es den wahrhaftigen Berthold zu einer Verstellung zwingt, hat gewiß auch dem Dichter leid gethan." — 6. Herzog Wilhelm, Bruder der entflohenen Herzogin Sabina. — 7. Frundsberg, der Schöpfer der Kriegskunst der Landsknechte und berühmteste deutsche Kriegsoberst im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts; zwei Lieder von ihm im „Wunderhorn".

voraus, daß ihre Gesinnung ganz mit der seinen übereinstimme, daß sie als eine Wohlthat annehmen würden, was er für ein Glück erkenne. So kam's, daß er sich nicht einmal die Mühe gab, die Meinung der Zünfte über diese Angelegenheit zu erforschen, auch fehlte ihm dazu der gute Fingerling. Die Zunftmeister wunderten sich zwar über die langsame Rüstung, aber sie hatten gerade auch keinen Übermut zu diesem ganz unnützen verderblichen Kriege, sie ließen es so gehen. Endlich hieß es, alles sei fertig, die ältere Mannschaft blieb zur Besatzung, Grünewald und Berthold sollten mit den andern zu Herzog Ulrich ausziehen.

Anton war in dieser Zeit in der unbequemsten Lage, er wollte mitziehen und mußte sich doch vor dem Ehrenhalt verstecken, und wußte das bei Musterungen nicht anders zu bewerkstelligen, als durch eine scheinbar zufällige Färbung seines Gesichts, über die ihn die Leute zwar auslachten, die er aus der Unruhe jener Zeit erklärte, die nicht Zeit zum Waschen lasse; zugleich steckte er eine Kugel in die eine Backe, als ob sie vom Zahnweh geschwollen wäre, so daß ihn Meister Sixt selbst zuweilen nicht erkannte. Als nun der Zug vor dem Rathause sich sammelte, die Weiber und Kinder die Tornister und Mantelsäcke weinend herbeischleppten, konnte er sich des Lachens nicht erwehren, ihm war so seelenglücklich zu Mute, daß seine Kugel ihm aus dem Mund in einen Suppennapf mit Klößen fiel, aus welchem ein Bürger eben sein letztes Mittagsmahl essen sollte. Der Bürger fing an zu essen und biß sich fast einen Zahn an der Kugel aus, die er für einen Kloß gehalten, es war die einzige Kugel, die bei diesem Zuge Schaden that.

Frau Anna war von allem unterrichtet und stellte sich daher nur traurig über diesen Auszug wegen der fremden Leute, die sie umgaben. Das Kind schmiegte sich an den ausziehenden gerüsteten Berthold, es hatte sein Haar gefaßt und wollte ihn gar nicht fortlassen; da weinten die Hebamme und die Mägde, und sie redeten untereinander, wenn es den Pflegevater schon so fest gehalten habe, so würde Anton sich nie von ihm haben losreißen können. Das hörte Anna, obgleich es leise gesprochen war, es fiel ihr schwer aufs Herz, sie dachte der Ähnlichkeit nun erst recht, verstand manche Winke der Mutter. Ihr Stolz war tief gekränkt,

26. Kloß, W. Grimm wünschte, dieser starke Spaß möchte bei einer nächsten Auflage wegfallen.

obgleich sie nichts sagte und gar nicht that, als ob sie etwas vernommen habe. Alles andere war ihr jetzt gleichgültig, sie sann darauf, wie sie diesen bösen Leumund falscher Zungen zerstreue, während der Zug vorüberzog. Sie glaubte in jedem, der hinaufblickte, Hohn und Spott zu erkennen, sie glaubte zu hören, wie sie über das Christuskind auf dem Bilde sprachen. Anton mußte fort aus der Stadt, das Bild mußte geändert werden, das stand ihr fest im Sinne, und sie grübelte, wie das auszuführen sei, mit einer Ungeduld, daß ihr Kind davon erkrankte.

Viele der Streiter zogen nur mit angetrunkenem Mute aus, dieser Mut sank aber, als sie ermüdeten, die Pferde schienen zu erlahmen, die Fußgänger ruhten sich oft. Der Ehrenthal erzählte, nachdem Grünewald von einem Spähen zurückgekommen, es würden ihnen bald Stückkugeln über die Köpfe sausen, sie brauchten sich darum nicht zu bücken, denn das sei doch gewöhnlich zu spät; er erzählte von den bayrischen Reitern, wie die so genau zusammenritten, daß ihre Spieße wie eine große Säge glänzten, sie möchten sich gefaßt machen, sie ständen schon zwischen ihnen und dem Herzog. Da sonderten sich die Verzagten, einer sang mit bebender Stimme und wußte nicht, was er sang; ein anderer, der sonst eine schreckliche Stimme führte, konnte kaum so laut kommandieren, daß es seine Rotten hörten; ein Schuster unterhandelte laut mit Gott, daß er wohl ein Bein daran geben wolle, wenn er ihm nur seine beiden Arme unversehrt lasse. Aber die Kräftigen, unter denen Anton gewiß einer der ersten, ließen sich diese Sorgen wenig anfechten, sie untersuchten noch sorgfältig ihre Vorräte und warteten der thätigen Stunde Der Ehrenhalt erkannte nach seiner Kriegserfahrung die Sicheren, sonderte sie auf Bertholds Befehl in eine Schar zusammen, ließ sie nach einer Seite den Feind aufsuchen, wo keiner anzutreffen war.

Kaum eine Stunde, nachdem Anton mit diesen von der Masse sich getrennt hatte, erblickte Berthold und die bei ihm geblieben, das große Bundesheer beim Ausreiten aus einem dichten Walde gleich einer Überschwemmung um sich her, aus der ein Schilf-Wald von Spießen und zwölf große Kanonen wie Krokodile mit offenem Munde hervorragten. Hier war weder an Sieg noch an Flucht zu denken, sie waren beobachtet, eine Masse Fußvolk schrie schon hinter ihnen im Walde. Berthold wendete sich zu dem erschrockenen Haufen, stellte ihnen die ganze Gefahr ihrer

Lage dar, sie müßten sich auf Gnade oder Ungnade ergeben. Dann aber sagte er ihnen, daß der schwäbische Bund keine Ungnade gegen sie hege, daß er ihm wiederholend Reichsfreiheit für die Stadt habe anbieten lassen, insofern die Bürger sich entschlössen, die Sache Herzog Ulrichs aufzugeben und mit dem Bunde sich zu vereinigen. Sie möchten jetzt wählen, er werde sich ihrem Entschlusse ergeben; es stehe bei ihnen, ob sie, ergeben dem trunkenen Unholde, von dem sie nie Schutz, sondern nur immer Trutz, Zwang und Zahlungsgebote empfangen, der sie wie Hunde zu seinen Jagden, ihre Frauen zum Frevel mißbraucht, in den Wald von Spießen stechen, oder sich selbst als freie Reichsbürger regieren, niemand als dem Kaiser verpflichtet sein, und die Hand dem Herzog Wilhelm reichen wollten, der mit Grünewald geritten komme, um sie ihnen zu bieten. Die Bürger sahen einander verwundert an, keiner wollte sprechen, einige fluchten auf den Bürgermeister; aber da keiner Anstalt zur Gegenwehr machte, so begrüßte Herzog Wilhelm Berthold und seine Bürger als Freunde, verkündete ihnen Friede und Freiheit und Berthold dankte in ihrem Namen.

Der ganze Zug ging nun nach Weiblingen, den Bürgern wurden die Thore geöffnet, die Fremden zogen nach, die Stadt wurde besetzt und die Bundesscharen in die Häuser gelegt. Jeder Bürger war über die Änderung verwundert, am meisten Anton mit seiner Schar, als sie keinen einzigen Feind im Felde und nun so viele in der Stadt fanden, aber es war geschehen und die Bedürfnisse der Gäste beschäftigten alle Hände. Am andern Morgen sollte der Zug weitergehen, vermehrt durch die bewaffneten Bürger. Berthold freute sich der kühnen Thaten, die seiner warteten, aber kein Bürger kam zur Versammlung; sie erklärten, daß sie nicht eidbrüchig wie der Bürgermeister wären. Nichts auf der Welt hatte Berthold je so gekränkt; schon mußte er von Frundsberg hören, daß an keine Reichsfreiheit zu denken sei, wenn die Bürger sie nicht zu erstreiten sich geneigt fänden. So hatte er ganz vergebens das Glück der Seinen an dies Unternehmen gesetzt, mit Herzog Ulrich war keine Versöhnung möglich; er fühlte, daß er die Stadt nicht gekannt, sie in seine Hoffnungen habe zwingen wollen, er konnte sich nur mit der guten Absicht bei dem schlechten Erfolge rechtfertigen. In dem Wirbel dieser Betrachtungen saß er fast gedankenlos müßig; das Geschehene läßt sich nur durch That, nicht durch Nachdenken vernichten.

Größere Bundesscharen kamen in den nächsten Tagen; die Bürger hatten alle Lebensgefahr vergessen, der sie entkommen, die Last und Kosten schienen ihnen unerschwinglich; sie sprachen laut gegen den Bürgermeister, obgleich dieser aus freiem Willen mehr Last übernahm, als ihm im Verhältnis zukommen konnte. Er wollte die Stadt befestigen, aber niemand zeigte sich bereitwillig, er wollte den Rat über alle Angelegenheiten setzen, die sonst der herzogliche Vogt besorgte, aber keiner wollte sie übernehmen, er sah, daß die reichsstädtische Verfassung zu einer leeren Form wurde, weil sie nicht durch die Notwendigkeit entstanden war, eine allgemeine Kraft zu begrenzen. Diese allgemeine belebende Kraft fehlte, die Verständigen schwiegen, die Thoren und Widerspenstigen waren überlaut, die Verständigen hielten ihn für einen Schwärmer, die Schlechten glaubten in ihm einen bestochenen Verräter, die fremden Landsknechte spotteten seiner teuer erkauften Reichsfreiheit. Jeder suchte sich ihm und der Stadt in der Vorsorge für die Bedürfnisse der fremden Scharen zu entziehen, auf ihm lastete das ganze Geschäft; dabei schwärmten seine Gedanken umher nach Rat und Trost, so mußte sich ihm die Arbeit verdoppeln und die Fremden mochten zuweilen wohl mit Recht auf den Mangel an Anordnung schelten. Sein einziger Genuß war es, seit er von diesen Fremden doch kein Heil erwartete, die Bürger gegen ihren Unwillen und Übermut zu schützen; zu jedem Streite eilte er mit rechter Lust und setzte gar oft sein Leben an eine Kleinigkeit, die mit einiger Ruhe friedlich geschlichtet werden konnte. Die üble Folge davon war, daß stärkere Besatzung in die Stadt gelegt wurde, damit nicht einzelne in solchen Streitigkeiten unterliegen möchten, und so fühlte sich Berthold die Veranlassung einer neuen drückenden Last. „Wären wir ruhig zu Hohenstock!“ rief Berthold zuweilen, aber Anna antwortete immer: „Lieber tot, als dort unter den wahnsinnigen Menschen!“

Als eine Verstärkung der Besatzung rückte auch ein sehr unbequemer Bekannter, der Graf Konrad, mit einer Schar Reisigen ein, welche die Kronenwächter für ihn geworben und mit denen sie ihn zum Herzog Wilhelm geschickt hatten. Berthold freute sich in seinem Übermut, ihre alte Streitigkeit da fortsetzen zu können und ließ ihn sehr hart an. Aber Konrad schien seine Natur ausgetauscht zu haben, er antwortete nur das Notwendigste in Bescheidenheit und bat ihn, seine früheren Unbesonnenheiten zu

vergessen, die Kronenwächter hätten ihn belehrt, daß sie zu einem Ziele alle beide hinarbeiteten. Berthold sah sich durch das Verhältnis gezwungen, obgleich es ihm unangenehm, Konrad in sein Haus einzuführen.

Dieser betrug sich dort ganz bescheiden und anständig, er schien Annen ganz verwandelt und sie faßte ein gewisses Vertrauen zu ihm. Sie sah den Gram, der ihrem Berthold schnell die Haare bleichte, sie hörte die Härte, mit der die Bürger ihn beurteilten, durch Grünewald, der über alles mit jedem sprach, ohne zu beachten, ob es schade. Sie fragte einmal Konrad, was er meine, wie Berthold könne aus den widrigen Geschäften befreit werden. Der riet, daß er sich für den Bund rüste und gegen Herzog Ulrich ziehe, denn wie er höre, deute man es ihm ohnehin übel beim Herzoge Wilhelm, daß er mit seinen Bürgern unthätig zurückbleibe, nachdem er versprochen, mit einer Schar zu ihm zu stoßen; dort sei jetzt für ihn und die Seinen allein noch Sicherheit.

Dieses Gespräch wiederholte Anna ihrem Berthold am Abend und dieser erfreute sich des unerwarteten Auswegs; aber er wagte es nicht, sich demselben zu überlassen, weil er den Vorwurf fürchtete, sich dem drückenden Geschäfte für die Stadt entzogen zu haben. Wer die Seinen in der Not verläßt, dachte er, den verläßt Gott in seiner letzten Not, und konnte nicht einschlafen und sich zu nichts entschließen. Früh stand er auf und fand Apollonien am Brunnen und berichtete ihr seinen Wunsch ins Feld zu ziehen und alle Gründe dagegen, indem er sich ihren Rat als seine älteste, treueste, verwandteste Seele erbat. Apollonia hatte im Ärger über die Ereignisse sich die Erzählungen der Sabina über Anna und Anton erst recht zu Herzen genommen, daß sie diesen für den geheimen Grund seines unerwarteten Entschlusses annahm. Sie suchte ihn zu trösten, indem sie über ihre Tochter heftig weinte, sie habe es immer nicht glauben wollen, die Tochter habe so frei und ruhig jede Warnung abgelehnt, nun müsse sie sehen, daß der edelste und beste Mann das eigene Haus fliehen wolle, das ihre Tochter ihm aus Himmel in Hölle verwandelt habe, es sei die Folge vom übereilten Heiraten. „Hättet Ihr gewußt,“ sagte sie, „daß eben der, mit welchem Ihr Blut und Leben getauscht, Euer Leben so verbittern würde, Ihr hättet Euer Siechtum ruhig ertragen.“ — Berthold, der gar nichts verstanden hatte, fuhr bei diesen Worten gleichsam beschämt auf: „Woher wißt Ihr die Ge-

schichte meiner Genesung?" — „Von Annen," sagte die Mutter, „der hat es Anton erzählt." — „O dieser Anton," rief Berthold, dem nun auf einmal die Rede der Mutter wie durch einen Blitz erhellt wurde, „dieser Anton ist zu meinem Glück und Verderben geboren, umsonst habe ich mich dem Mißgeschicke meines Stammes entzogen, es hat mich durch Anton ergriffen. Liebe Mutter, sagt mir kein Wort, laßt mich irren in der Dämmerung, es giebt grausame Ähnlichkeiten, aber ich vertraue auf Anna. Was ich zweifelhaft in meinen Gedanken würfelte, das ist entschieden, ich ziehe fort, ich kann nicht bleiben. Sagt mir kein Wort, verschweigt Annen, daß Ihr mir etwas gesagt, verschweigt ihr alles, Gott und die Zeit wird alles schlichten und richten." — Anna hatte sich ihnen beiden genähert und sagte mit einiger Wehmut: „Mich lässest du allein, Berthold, nachdem ich so viel Schmerz und Not bei dem Kinde ausgestanden habe und setzest dich hier zur früheren Geliebten." — Frau Apollonia wollte heftig antworten, aber Berthold beschwichtigte beide, indem er sagte: „Ich gehe noch heute einem ungewissen Geschicke entgegen, vergessen wir alles Überflüssige, gedenkt, daß wir nur noch wenige Stunden beisammen sind, meine Ehre fordert, daß ich fortziehe." — Anna schloß sich weinend an seine Brust und gestand, so schmerzlich ihr seine Abwesenheit falle, er sei es seiner Erhaltung schuldig, sich den Geschäften zu entziehen, die ihm in wenig Wochen die Haare gebleicht hätten, deren Frucht und Lohn ihm die Undankbarkeit und der Starrsinn der Bürger entreiße. — Berthold zuckte mit den Achseln und sagte: „Jetzt rücken sie mir die vermauerte Gasse vor und möchten den Brunnen einreißen, jetzt, wo jeder Tag sie dringend beschäftigen und auf ihr Bestes führen sollte; ich habe die Leute klüger, viel klüger geglaubt, das ist mein Fehler!" — „Boshaft und undankbar hat sie das kleine Mißgeschick gemacht," sagte Anna, „die Frauen sagen mir ins Angesicht Böses von dir." — „Das löst die letzten Bande," sagte Berthold, küßte Annen und Apollonien und so saßen alle drei wohl eine lange Abschiedsstunde, ohne zu sprechen, von den Ahnungen der Zukunft gerührt.

Er versammelte darauf die Bürger, erklärte, daß wenn sie nicht mit ihm, er ohne sie dem Bunde folgen wolle, sie möchten einen andern an seiner Stelle wählen. Zu seiner Kränkung fand er, daß schon ein anderer Bürgermeister heimlich für den Fall erwählt worden, wenn die Fremden abziehen müßten, ein Wein=

händler Kranz; sie gaben Berthold der Landesverräterei schuldig. „Ihr richtet nach dem Erfolg, Gott nach der Absicht," rief Berthold, „ich biete euch die Hand zum Abschied, obschon ihr mich tief gekränkt habt; es wird eine Zeit kommen, wo es euch reut, daß ihr mir nicht gefolgt seid."

Seinen Nachlaß hatte er schon beim Anfange der Unruhen gerichtlich geordnet, Frau Apollonien übergab er die Oberaufsicht der Seinen, solange Anna noch mit ihrem Kinde beschäftigt sei. Sie aßen schweigend mit einander, als wäre ein Kranker unter ihnen. Nach Tische wurde ein Pferd vorgeführt, Anna und Apollonia weinten gleich heftig, Berthold fühlte sich beklemmt zum Ersticken. Er übersah Haus und Garten noch einmal und betete in der Kapelle, die eben fertig geworden und geweiht war, da wo ihm das Kind verheißen. Er fühlte sich gefaßter, aber als er schon Abschied genommen, an seine Thür trat und einen frischen Maulwurfhaufen an der Schwelle bemerkte, der sich eben herausarbeitete, da fiel ihm Mutter Hildegard ein, die das immer als Zeichen eines Todesfalls angesehen hatte. Er sprang noch einmal zurück, küßte Annen und Apollonien und das Kind heftig, schwang sich, ohne ein Wort zu gewinnen, auf sein Pferd, gab ihm die Sporen und ritt ohne Umblicken fort, damit ihm nicht das Bild am Giebel in die Augen leuchte.

Bald war er bei Frundsberg durch den Ehrenhalt eingeführt; doch gab jener wenig Hoffnung zu Thaten, den Herzog hatten die Schweizer verlassen und darum entließ er auch seine Landeskinder zur Verteidigung der Städte. Diese fielen aber ohne bedeutenden Widerstand, jedermann fühlte, der Herzog könne sich nicht halten und er fühlte es auch bald, nahm in Tübingen von seinen Kindern schmerzlichen Abschied und entfloh nach der Schweiz. Der Zug ging nun von einem Städtlein zum andern, gewöhnlich geschahen kaum einige Schüsse, dann wurde unterhandelt. Berthold vergaß eignen Kummer bei dem Anblicke der Not, welche die fremden Scharen auf dem Lande verbreiteten. Die Briefe von Annen und Apollonien waren sein liebster Schmerz und sein einziger Trost, sie benutzten jede Gelegenheit, ihm Nachricht zu geben. Ein-

15. Abschied, W.: „Die gewohnte Teilnahme erwacht wieder, als wir Berthold von allem, was ihm lieb ist, mit Blicken, Küssen und Gebet Abschied nehmen sehen. Wie herangewachsen durch das Schicksal, wie geläutert erscheint er uns in diesem Augenblick! Wir fühlen, daß er seinem Ende entgegengehen darf, wir sehen auch, daß auf den Thron erhoben oder in die Mitte des Lebens verschwunden die Geschicke den Königlichen immer königlich bedienen."

mal berichtete ihm Anna, daß es in der Stadt ein Gespött sei, daß ihr Kind noch nicht getauft worden. Er antwortete ihr froh, daß er nicht dabei zu sein brauche, sie möchte die Taufe und den Schmaus für die ganze Stadt ausrichten, wie er ihn vor den kriegerischen Ereignissen angeordnet habe, er stehe vor dem Asperge und müsse da wohl noch einen halben Monat ausharren, das Fest könne vielleicht den Seinen die Neigung vieler Mitbürger wieder gewinnen. Bald darauf erhielt er die Nachricht, daß Taufe und Fest am Tage des heiligen Anno angeordnet sei (das Kind, so war schon verabredet, sollte diesen Namen führen), er möchte den Tag durch sein Gebet feiern.

Zwei Tage vor diesem festgesetzten Tauftage wurde er zu Frundsberg gerufen und ihm der Auftrag gegeben, in der Hülle eines Pilgers nach Kloster Einsiedeln zu wandern, um auszuforschen, ob der Herzog in der Schweiz werbe und Unterstützung finde. Der Auftrag war gefährlich; jene Seite Schwabens schwärmte von den zerstreuten Anhängern des Herzogs Ulrich, doch freute es ihn, seinen Willen bewähren zu können.

Er zog mit einem frohen Gefühle durch das Land, der Tag der Taufe brach an, er dachte sich lebhaft nach Hause, die Sonne brannte, die Luft war schwül. Gegen Abend traf er in Kloster Lorch ein, betete lange in der Kirche und wurde dann von den Mönchen freundlich bewirtet, ohne daß sie nach seinem Namen fragten, denn das Pilgerkleid war ihnen Empfehlung genug.

Die Mönche klagten, daß sie allmählich aussterben müßten; bei der jetzigen Gesinnung der Leute trete keiner in ein armes Kloster, und da dies Kloster, nach der Strenge ihrer Gelübde, ihre Welt sei, so hätten sie ein lebendiges Bild vom Weltuntergange in ihrem Kreise, der sich mit jedem Jahre verenge. Berthold sagte ihnen, das solch ein Aussterben sein Wunsch sei. — „Habt Ihr je ernstlich an das Sterben gedacht?“ fragte ihn der älteste der Mönche. „Kommt hinunter in die Gruft, wo die Hohenstaufen begraben liegen, und Ihr werdet Euch am Leben fest zu halten suchen.“ — Berthold schüttelte mit dem Kopfe, aber er bat, ihm die Grabhallen zu zeigen, er sei lieber bei den Toten, als bei den Lebenden. — Der alte Mönch strich nachdenklich seinen weißen Bart, ergriff eine Fackel, zündete sie am Herde an und ging mit ihm über den Hof.

22. Lorch, die Stätte von Schillers Jugend, unweit des Hohenstaufen, der Begräbnisplatz der Hohenstaufen.

Berthold beschaute die Sterne, welche, vom nahen Gewitter nicht verdunkelt, in der Schwüle funkelten. — „Was leset Ihr in den Sternen?" fragte der Mönch. — Berthold antwortete nach einem Schweigen:

„O wie so oft
Habe ich ein Zeichen erhofft,
Zogen Sterne den schimmernden Bogen durch die himmlische Leere,
Durch die himmlische Tiefe,
Daß ich der irdischen Schwere
Endlich auf immer entschliefe.
Aber der Morgen löschte die Sterne aus,
Weckte die Sorgen, weckte des Herzens Haus
Und des Alltäglichen Macht
Zwang die Ahnung der Nacht"

„Auch Euer Stündlein wird kommen!" sagte gleichgültig der Alte, öffnete die Schlösser der Kapelle und führte Berthold in die gewölbten Grabhallen, wo die Hohenstaufen unter einfachen gehauenen Grabsteinen ruhten. Berthold versuchte die Namen auf den Grabsteinen zu lesen, aber die Buchstaben waren alt und sehr verwittert. „So ist's mit dem guten Namen der Menschen," sagte Berthold, „vom Zufall geschenkt, von der Zeit bald ausgelöscht!" — Der Mönch nannte ihm alle die berühmten Namen der Hohenstaufen, die da eines zweiten Lebens harrten, und Berthold fragte mit unerwartet aufbrechendem Zutrauen: „Ehrwürdiger Vater, wer nun zweimal schon gelebt hat, darf der noch ein drittes Leben erwarten?" — Der Alte meinte, er schwärme im Fieber und Berthold antwortete: „Es mag Euch unverständlich sein, was ich sage, aber fühlt meinen Puls, daß ich nicht krank bin. Glaubt mir, ich bin von einem Arzt, als ich sterben sollte, mit einem zweiten Leben, das er mir wunderbar schenkte, gar schrecklich betrogen und doch glaube ich an jenes Leben, das uns verheißen ist." — Der Mönch sagte ihm, er sei vom Wege angegriffen, vielleicht von Kummer, sie wollten die dunkle Halle verlassen, er möchte ausschlafen. — Berthold antwortete: „Hier bei den Meinen möchte ich ausschlafen!" — Der Mönch sah ihn verwundert an und sprach: „Freilich alle Menschen sollen Brüder sein, wenn sie es nur

5. O wie so oft, W.: „Statt daß bei den Hohen am Sterbetag in allen Kirchen für sie gebetet wird, führen Bertholds gute Engel ihn selbst zum Gebet in die Kirche. Sein Geist entfaltet die reinen Schwingen in den Worten"

wären." — „Darum ist mir so wohl, wie mir nie gewesen," antwortete Berthold, „hier ist brüderliche Einigkeit, hier verfolgen sie die Ihren nicht mehr, sie wollen gern alle beisammen sein jenseits der Erde, darum nur lassen sie den Ihren keine Ruhe auf Erden." — Der Mönch sah Berthold mitleidig an, er hielt ihn für einen Wahnsinnigen; ihn zu zerstreuen, las er von der neu errichteten, schwarz marmornen Gedächtnistafel die Inschrift vor: „Daß ein Geschlecht vergehe und das andere komme, und die Erde indessen unbeweglich bleibe, und ein jegliches Ding seine Zeit und alles unter dem Himmel seine Stunde habe, dessen gedenket man nicht, wie es doch jedem geraten ist, denn die künftigen Zeiten werden alles zugleich in Vergessen bringen, was wir aufzeichnen von der Vergangenheit und was wir schaffen in der Gegenwart, denn nichts erringen wir, als die Zukunft." — „Amen," sagte Berthold, ein blauer Blitzstrahl zuckte durch die Halle, der Donner rollte und ein Blutstrahl sprang aus der Armader Bertholds, da wo Faust ihm das Blut Antons eingedrängt hatte, und löschte die Fackel des Mönchs. Der Mönch ließ die Fackel fallen und faßte Bertholds Hand, der nun sanft auf das Grabmal des Stammvaters der Hohenstaufen niedersank. — „Böser Faust! armer Anton, junges Blut!" sagte Berthold mit schwacher Stimme, seine Hand ward kalt.

Achte Geschichte.

Die Taufe.

Anton hatte sich nach dem Verdrusse über den vergeblichen Kriegszug von Berthold gewendet, denn er hatte sich auf den Ruhm gefreut, noch ehe er ihn errungen, auch nahm ihn die Anwesenheit des Ehrenhalts gegen alles ein, was unternommen wurde. Er ließ sich durch keine Drohung des Meister Sixt bestimmen, die Adler zu malen, welche an den Thoren neben dem bisherigen Stadtwappen aufgehängt werden sollten. Meister Sixt jagte ihn im Zorn darüber aus dem Hause, vielleicht auch aus List, weil

20. **Anton**, W.: „Er sinkt ins Grab, als aus Antons Wunde sein Blut verströmt; dies Ende, obgleich bei der Vertauschung vorausgeahnt, hat uns doch erschreckt. Der Brunnen hört auf zu fließen, das Böse scheint in sich zu versinken, und Anna und Anton werden wahrscheinlich im zweiten Band ein neues Leben beginnen."

der Erwerb in der unruhigen Zeit sinken und der Preis aller Lebensmittel steigen mußte, und Anton, wenn er sich selbst in der Zeit durchgeholfen, zu ihm, als dem einzigen Meister in der Stadt, endlich doch zurückkehren mußte, um freigesprochen zu werden. Anton gab ihm wenig gute Worte, daß er ihn behielte, er konnte nichts mehr bei ihm lernen und sein Geiz war unerträglich. Dem Herzog mochte er nicht zuziehen, denn ihn selbst haßte und verachtete er; es war nur die Landessache, die ihn gegen die raubsüchtigen Bundesscharen einnahm. Zum Glück gab es viel in den Weinbergen zu thun, und die Leute mußten ihre Häuser wegen der fremden Völker, die da lagen, bewachen, so daß es ihm an Unterhalt für Handarbeit nicht fehlte, vielmehr fand er reichliches ungemessenes Brot bei der Weinhacke, während er bei dem Pinsel hatte hungern müssen. Am Sonntage half er dem alten Anno ohne Lohn und Brot, und ging nach der Arbeit in die Stadt zu seinen Verehrerinnen Sabina und Verena, die ihn immer schöner fanden, je mehr sich sein Gesicht und sein Hals in der Sonne bräunte; die ihn um so reichlicher bewirteten, je seltener er jetzt kam.

Anton saß eines Sonntags bei Verena im Vorzimmer von Frau Annen, als Graf Konrad von Hohenstock, von dessen Anwesenheit er auf den Weinbergen nichts vernommen hatte, durch das Zimmer, zum Besuch bei Frau Annen, im zierlichsten, samtnen, kurzgeschnittnen Wamse stolzierte und sein Gesicht in die angenehmste Begrüßung voraus spitzte. Konrad stutzte ein wenig, als er Anton sah, es mochte ihm wohl eine Erinnerung kommen, aber sie schien auch gleich wieder zu verlöschen; er ging durch das Zimmer, ohne sich bei ihm aufzuhalten. Anton hatte ihn beim ersten Blick erkannt, es war ihm zu Mute gewesen, als ob er ihm um den Hals fallen müßte. Alle Jugendstreiche fielen ihm ein, aber zugleich, ob Konrad nicht auch hier auf dem Kriegszuge von den Kronenwächtern bewacht sein möchte. Bald sah er auch eine jener ihm verhaßten Gestalten, einen Reisigen, der nach Konrad fragte, und schlich sich unter einem Vorwande fort.

Auf der Straße faßte ihn ein anderes Gespenst am Rocke, es war Faust. „Wo steckst du Vielfraß?“ sagte der Doktor. — „Läßt du dich wieder hier sehen, alter Schwamm,“ antwortete Anton, „du meinst weil Berthold fort ist, gäbe es hier keine Aufsicht mehr gegen solche Landstreicher.“ — „Du überreifer Junggeselle,“ schrie Faust, „was weißt du, wie es in der Welt her-

geht; der Bürgermeister, den ich dem Berthold zum Ärger eingesetzt habe, ist ein Weinhändler, der ohne mich nicht leben kann. Hast du denn schon dein zartes Brüderlein gesehen, den Konrad, den Halunken, ihr könnt nicht von einem Vater sein." — „Von mir darfst du schlecht sprechen," antwortete Anton finster, „aber nicht von Bruder und Vater; was weißt denn du davon, daß es mein Bruder ist?" — „Mehr als du weißt," antwortete Faust, „war er es nicht, der dich beredete, der Kronenburg zu entfliehen, du wärst verloren." — „Freilich," sagte Anton, „er hat mir das Leben gerettet." — „Es ist nicht wahr," schrie Faust, „er hat dich um die Krone betrogen, er war dir zur Hilfe nachgesendet von den Wächtern, aber er versteckte sich aus Furcht; er beredete dich, zu fliehen und nahm dir das Schwert Maximilians ab, und brachte es heim als Siegeszeichen, das er noch erbeutet habe, nachdem du dich zwingen lassen, dem Kaiser den Weg zu zeigen. Und so ward er als Erstgeborner von euch beiden durch die Entscheidung dieser kühnen That anerkannt, er aber hofft, daß du inzwischen längst in Hunger und Pest untergegangen bist." — „Du lügst, du Teufelsbanner," schrie Anton noch lauter und hieb mit dem Stiel der Weinbergshacke auf dem fetten Rücken Fausts weidlich herum. — „Das kostet dir dein Leben," brummte Faust mit Zähneknirschen, „denn wem dankst du deine Gesundheit, als mir, du bist mir dein gemäßigtes ruhiges Blut schuldig." Anton achtete nicht darauf, sondern ging zornig davon, indem er noch immer in die Luft hieb. Die Bürger, die bei dem Streite herzugelaufen waren, winkten Anton Beifall und ließen ihn ruhig gehen, der Teufelsbanner war allen verhaßt, aber die meisten scheuten sich, ihm zu mißfallen, weil sie seine Kunst brauchten und seine Zauberei fürchteten.

Anton blieb jetzt vierzehn Tage auf den Weinbergen, denn er scheute den neuen Bürgermeister wegen des Vorfalls mit Faust An einem Sonntag schlich er zu Sabina, diese aber stellte sich erzürnt, weil er sie so lange vergessen, so möchte er nun auch wegbleiben. Er sagte ihr vergebens seinen Grund, sie blieb ganz kalt und er schied von ihr, um zur Schwester zu gehen. Sabina wußte, daß diese ausgegangen sei, also lachte sie ihm nach und meinte, er werde bald wieder kommen, denn daß er mit Frau Anna eine Liebschaft habe, glaubte sie eigentlich selbst nicht. Aber Anton kam nicht wieder, sie sah sich die Augen fast blind. Anton war

in Verenas Zimmer gegangen und hatte sich zu einer vollen Schüssel gesetzt, als Anna eintrat, ihn verwundert anblickte und fragte, wie ihm das Mittagsessen geschmeckt habe, das für sie da aufbewahrt stehe. Anton geriet in große Verlegenheit und erbot sich, was es koste, abzuarbeiten. „Ich nehme Euch beim Wort," sagte Anna, „aber nicht heute, sondern erst in acht Tagen sollt Ihr an die Arbeit gehen, wenn wir die Taufe feiern. Ich kann das Bild am Giebel nicht leiden, das Ihr am Hochzeittage gemalt habt, mag es aber nicht vor den Leuten ändern lassen, weil die gute selige Frau Hildegard dies Bild als ein Gelübde hat malen lassen. Ein großes Blumenbrett habe ich jetzt vor dem Fenster auf vielen eisernen Stützen errichtet, um Pomeranzenbäume da zu setzen, das trägt viele Menschen, und meine Verena ist alle Abende darauf beschäftigt, die Windeln zum Trocknen aufzuhängen. An dem Abend ist voller Mond, Ihr könnt zum Malen genug sehen und nehmt einen Weibermantel von mir um, daß, wenn Euch einer zufällig sieht, Ihr für eine meiner Mägde gehalten werdet. Farben stehen noch bereit beim großen Brunnenbilde, weil Meister Sixt das neue Marmorhaus und die Kapelle einträgt, die inzwischen fertig geworden. Malt die heilige Mutter und ihr Kind, wie Ihr wollt, nur malt beide, besonders aber das Kind anders, als es jetzt erscheint, ich kann es nicht leiden. Zum Lohn für das Unternehmen, das Ihr niemandem verraten dürft, zahle ich Euch mehr, als Ihr zu einer Reise nach Nürnberg und zu einem jährigen Aufenthalt bei Dürer braucht." Anton hörte dem allen, was Anna nur nach längerer Überlegung und nach manchem Kampfe so deutlich hersagen konnte, mit offenem Munde, wie einer himmlischen Botschaft zu. Die Sehnsucht nach der Malerei hatte ihn erst ergriffen, seit er in den Weinbergen hackte, er verglich die elende Wirkung dieser Thätigkeit (höchstens ein paar Maß Wein mehr, die Faust in einer Stunde hinunterstürzte) mit der eines Bildes, das von Tausenden bewundert, ein paar Jahrhunderte besteht und neue Schöpfungen anregt, er hatte oft im Zorn darüber die Erde übermäßig zerhackt. Er nahm dankbar die Hand Annens, sprach seine Verehrung gegen Dürer aus, dessen Ritter zwischen Tod und Teufel er auf einem Schlosse gesehen hatte, — aber da hielt er inne und sprach: „Wird mir's auch gelingen, etwas Besseres am Giebel zu malen, denn ich könnte gar nichts anderes seit jener guten Stunde, in

35. Ritter, das Bild ward schon einmal erwähnt.

welcher mir dies Bild gelang, aufzeichnen, als diese beiden Gesichter, die Euch so verhaßt sind und die ich über alles verehre!" — Frau Anna machte ihm Mut und er glaubte daran. Sie verbot ihm, mit Verena über diese Angelegenheit zu reden, sie wolle sie an dem Abend bei den Schenktischen beschäftigen, er solle sich durch den Brunnen einschleichen, wenn es dunkel geworden. Sie brach hier ab und ging in ihr Zimmer, denn sie hörte Verena auf der Treppe.

Diese that, als ob sie Anton nicht sähe, brachte die Milch in das Zimmer ihrer Frau, kam dann zurück und sagte: „Warst du allein?" — „Freilich!" antwortete Anton. — „Es ist unmöglich," rief Verena, „denn den herrlichen Braten hast du kaum angerührt und kalt werden lassen." — Anton leugnete, so gut sein ehrlich Gesicht leugnen konnte. Verena sagte, daß die Schwester vom Brunnen her die Treppe hinaufgeschlichen sei und behauptet habe, Frau Anna flüstere heimlich mit Anton und sie würden beide von ihr betrogen. Sie habe ihr noch erzählt, am Morgen sei ein großer Streit zwischen Mutter und Tochter über den Namen Anno vorgefallen, den Berthold verordnet habe, weil er dem Namen Anton so ähnlich klinge, daß die Leute darüber spotten würden. Anna habe so heftig darüber gezürnt, daß Apollonia geschworen, sie wolle das Haus nicht mehr betreten, sie hätte sonst nur Schande von ihrer Aufsicht, das wolle sie an Berthold schreiben und ihm alles anheim stellen. Anton verstand wenig, was das alles bedeuten solle. Weil er sich bewußt war, an allen den Gerüchten und Scherzreden unschuldig zu sein, so machte es ihm viel Vergnügen, was sich die Leute für Grillen in den Kopf setzten, er fand sich sogar ein wenig geschmeichelt, daß die schöne Anna seinetwegen in den Verdacht eines Liebeshandels gekommen. Er verlachte den Zorn von Verena, ging fort und grüßte Sabina nicht einmal im Vorübergehen.

Zum Schmause bei der Taufe war die Bürgerschaft eingeladen; auch manche Bekannte aus der Gegend versprachen zu kommen, doch Kugler bedauerte, daß er durch die bevorstehende Entbindung seiner Frau abgehalten sei. Frau Apollonia besorgte alles Nötige zu dem Feste in ihrem Hause, aber sie hielt ihr Gelübde, das Haus ihrer Tochter bis zu Bertholds Rückkehr nicht zu betreten. Anna sah darin nur ihre Liebe zu Berthold und ihren Ärger gegen sie, und da die Vorwürfe der Mutter aus so verhaßtem Grunde entstanden, so hielt sie es für eine verdächtige

Nachgiebigkeit, wenn sie den ersten Schritt zur Versöhnung thäte; wäre Anton erst fort, so meinte sie, dann fiele aller Verdacht. Sie suchte sich zu zerstreuen, indem sie Konrad und die Ritter, die er einführte, öfter in ihrem Hause sah, und das zerstörte ihren guten Ruf bei der Bürgerschaft. Es mieden nämlich in gemeinsamer Verabredung alle ordentlichen Frauen der Stadt den Umgang dieser verhaßten kostbaren Gäste. Frau Anna, die als eine Fremde mit keiner Frau in recht vertrauten Umgang getreten, war auch von denen, die sie sonst zuweilen bei sich gesehen, durch Bertholds Verfeindung mit der Bürgerschaft getrennt; sie ahnete nichts von einem solchen Entschlusse und sah die Fremden gern, bloß darum, weil sie fremd waren und etwas Neues erzählten. Die Bürger dachten sich bei dem Umgange Annens teils geheime Absichten, teils Liebschaften, und selbst die Einladung zum Schmause bei der Taufe schien vielen so verdächtig, daß sie am Sonntag morgens, wo er gehalten werden sollte, noch eine Bürgerversammlung in einer der größten Trinkstuben anordneten. Es waren ein paar fremde Reisigen erstochen gefunden worden, ein paar waren wirklich im Ratskeller von den Bürgern gar übel in einer Schlägerei zugerichtet und die Bürger fürchteten, daß sich die Fremden für alles auf einmal rächen möchten, wo es die Leute am wenigsten ahneten. Sie hörten insbesondere vom Grafen Konrad viele Tücken, die er in der Gegend durch seine Leute hatte ausüben lassen, und meinten, daß er Weiblingen nur schone, um es auf einmal recht gründlich auszuplündern, wenn er es erst gründlich kennen gelernt habe; sie wußten nicht, wie hoch Weiblingen in der Gunst der Kronenwächter stehe, wie viel stürmischer er seiner Liebschaft zu Annen nachgetrachtet, wenn ihn nicht ein strenges Verbot in den Schranken der Zucht gehalten hätte. Haring, der Kunstpfeifer, zur Schusterzunft eingeschrieben, erzählte, daß es Blut geregnet habe auf das Kleid seiner Frau, das bedeute großen Kampf, sie wären alle verloren, wenn sie einen der Ihren im Stich ließen. Daß er noch immer Grünewalds Zorn für seine Haut fürchte, das verschwieg er, weil er ihn wohl verschuldet hatte am Hochzeitsfeste; er that vielmehr, als ob er sich für das Ganze aufopfere, obgleich er so viel Vorteil vom öfteren Tanz bei den Fremden erntete; er schwor, zur Sicherheit seiner Mitbürger, einen guten Degen in seine Posaune zu stecken und so solle sich jeder heimlich bewaffnet einfinden, dann könnte ihre Überzahl siegen. Der neue Bürgermeister

hatte sich aus Vorsicht krank melden lassen, weil er aus den trunkenen Worten des Doktor Faust auf großen Streit schloß, der sich am Abend ereignen könnte, aber er wirkte in der Versammlung durch einen seiner Schwäger, welcher Jackel oder der dürre Jäger genannt wurde. Dieser regte die Galle der Bürger, indem er ihnen ein Schimpflied in bayrischer Mundart, wie es ihm die bayrischen Reisigen, wenn er auf die Jagd gehe, vorgesungen, mit grimmigem Gesichte nachsang; es berichtete von neun Schwaben, die gegen einen Hasen zu Felde gezogen und davongelaufen sind. Haring schrie wie seine Baßposaune, er wollte den Bayern schon zeigen, daß sie sich in Schwaben auf die Hasenjagd verständen. Den Schlüßstein dieses schwankenden Gewölbes öffentlicher Ruhe und Gesetzlichkeit nahm der Türmer vom Augsburger Thore (wo Berthold auferzogen), indem er berichtete, daß am Morgen der Graf Konrad mit einigen Reisigen sich da umgesehen und die geputzten Bürgerfrauen und Bäuerinnen, die aus- und eingezogen, mit dem Blut einiger Tauben und Krähen, die sie geschossen, bespritzt habe, daß dadurch bei dem trüben schwülen Himmel das Gerede entstanden, es habe Blut geregnet. — „Die Gotteslästerer," rief Haring, „das neue Kleid meiner Frau so zu verderben; Blut soll es regnen, aber ihr Blut!"

So endete die Versammlung nach der Messe, es wurde dabei wacker gezecht, daß mancher nicht das Gebot des Schweigens vernahm, das sich auch auf alle erstreckte, die mit Berthold in Verbindung standen. Haring selbst konnte gegen Frau und Kind die Heldenthaten nicht verhehlen, die er beabsichtige, wenn ihm einer in den Weg träte. Sein Söhnchen prahlte mit diesen Heldenthaten gegen den Reisigen, der dort in Wohnung lag. Der Reisige lief zu seinen Kameraden, ihnen zu erzählen, daß bei dem Feste etwas gegen sie unter den Bürgern im Werke sei. Sie beredeten sich, wie sie einander nahe sein wollten und wie sie sich gegen die Menge stellen wollten, um im Falle ihre Feinde überlegen wären, des Auszugs sicher zu sein. Bei ihnen galt Konrad für ein leichtsinniges Grafensöhnchen, das eine Liebschaft mit Frau Anna habe und alles ausschwatzen könne, ihm blieb alles verschwiegen. So erfuhr Anna von keiner Seite etwas von den Besorgnissen, denn alle, die zu ihrem Hause gehörten, waren seit Bertholds Abfall von Herzog Ulrich nicht mehr in den Zünften erschienen, um Vorwürfe gegen Berthold nicht anhören zu müssen.

Grünewald und Anton saßen den Morgen einsam in ganz verschiedener Quälerei und Betrachtung. Anton hatte den alten Anno angekleidet, der sich zur Taufe im reinlichen Wams zeigen wollte, dann hatte sich der Alte zu seinem Gebetbuche hingesetzt und Anton zu seinem Zeichenbuche. Anton hatte lange gebetet, daß eine heilige Mutter mit dem Kinde seiner Seele sich darstelle, die vollkommener und reiner das Wesen derselben zeige, als jene, die er am Hausgiebel gemalt hatte. Aber immer deutlicher schwebte ihm dieselbe Gestalt vor. Schon gab er sich verloren, weil er das Bild nur verderben könne, wenn er es ändern wollte, und wollte sich gar nicht die Mühe geben, es aufzuzeichnen. Aber endlich riß er doch so in Gedanken, um die Hand zu beschäftigen, das Bild auf, wie es ihm vorschwebte. Die Arbeit unterhielt ihn in emsiger Thätigkeit und erst wie es fertig war, erkannte er zu seinem Erstaunen, es sei dasselbe und doch anders wie jenes, das er auf den Giebel gemalt habe. Es war so viel fester, reiner, erdenfreier, als jenes, daß ein gemeines Auge den Ursprung aus jenem übersehen hätte, die Ähnlichkeit war nur noch ihm kenntlich. Seine Seligkeit hatte keine Grenzen, aber je freudiger und reiner er zu dem erhabenen Abbilde, das sich ihm, dem unwürdigen Arbeiter, geschenkt, betete, desto unruhiger füllte ihn Annens Bild mit Wünschen, die er nie gefühlt, mit einer Sehnsucht, der er sich gern entzogen hätte. Ihn schauderte vor dem seltsamen Abende, der seiner wartete! Die harte Arbeit, die er in der Zeit ertragen, machte ihm den Müßiggang des Sonntags gefährlich, ruht die Mühle, so füllt sich der Mühlteich, und tritt über die grüne Wiese, die er bisher nährte.

Grünewald saß in der neuerbauten Kapelle, da wo Berthold die Nachricht erlauschte, daß ihm ein Kind geboren werde, und wollte ein Freudenlied auf die Taufe dichten, wie er deren unzählige auf alle Kinder für Geld gemacht. Aber kein Reim wollte sich zu allen unzähligen freudigen Anfängen finden lassen, die er hinausstieß. Diese Seltsamkeit rief ihm die Geschicke des Hauses zurück, er gedachte des Bergmanns, er sah um sich und fand eine wunderherrliche reife Frühbirne unter den Blumen des Grases. Diese nahm er auf und zeigte sie dem Kinde, das von Annen in den Garten getragen wurde und sprach dazu in Reimen:

„Nimm auf die abgefall'ne Frucht,
Es ist die süßeste von allen,

Es hat sie keine Hand versucht,
Weil über ihr die Blumen wallen;
Ich aber sah nach allen Zeichen
In dieses Tages Müßiggang,
Und konnt ihr nicht vorüberstreichen,
Mich hielt ihr Duft mit süßem Zwang.
Sieh' an des Fußtritts Einsamkeit,
Der hier zu der Kapelle lenket,
Du warst mit dir in stillem Streit,
Als ich ein Zeichen dir geschenket,
So führt ein Zeichen zu dem andern
In meines Glückes Müßiggang,
Wir wollen jetzt nicht weiter wandern,
Es füllt mein Herz ein naher Klang.
Glück auf, so klingt es aus dem Grund,
Als wenn ein Bergmann ihn durchdrungen,
Es grüßt dies Kind sein frommer Mund,
Weil er nach ihm so kühn gerungen.
Im harten Fels fand er die Quelle,
Zu einer Taufe Freudenbund,
Jetzt strahlet sie zur Sonnenhelle,
Doch dringt kein Strahl zum schwarzen Grund."

Grünewald erschrak einen Augenblick, als er den letzten Reim gesprochen, das Wort hatte sich ihm im Munde umgedreht, er suchte seine Verlegenheit in eine andere zu stürzen, er unterhielt einmal wieder Annen mit seiner Liebe. Anna war wohl nicht so heiter gestimmt, wie sonst, wenn sie über seine Leidenschaft scherzte, sie sagte ihm mit Empfindlichkeit, daß er in einem Alter sei, dem dergleichen Verwirrungen nicht mehr wohl ständen, und in einer Zeit lebe, die mit ernsteren Dingen beschäftigt wäre. Grünewald hatte nie eine Ahnung gehabt, daß er so ernsthaft genommen werden könnte, er flehte um Rat bei der zürnenden Anna, was er thun solle, um ihr wieder zu gefallen und daß sie ihm nicht mehr zürne; aber sie sagte ihm, von der Sonne und dem unruhigen Kinde geplagt, ein kurzes Gott befohlen, und ging in ihr Haus. „Wäre ich nur Anton!" rief er ihr in seinem Zorne nach, es ärgerte ihn, daß er einst von Anton ein Bett angenommen habe.

Die Kapelle am Brunnen wurde zur Taufe geschmückt und das vertrieb den ärgerlichen Grünewald, weil er nun nicht mehr mit sich reden und zanken konnte. Er setzte sich in einen Winkel

des Brunnenhauses, um seinem Verdrusse recht nachzudenken und ihn ganz aufs reine zu bringen. Es erschien ihm wie ein Befehl von Frau Annen, daß keiner, der da Wasser holte am Brunnen, nach ihm frage, ihn zum Feste einlade, ja, daß manche sogar seinem Ansprechen nur kurze Antwort gaben. Er gedachte nicht der Eile, die das ganze Haus zur Bedienung der Gäste mit einem Vesperbrote beschäftigte. Seine traurigen eingebildeten Geschicke, daß er hungere und niemand ihn zum Vesperbrote lade, schnürten ihm die Kehle zu, er rang die Hände und weinte, daß wieder ein Mensch zu gleichem traurigen Geschicke in die Welt gesetzt und getauft werde. Der Gram öffnete sich endlich eine Ader in der Zunge und es strömte eine trauervolle Wahrsagung über das Kind, das jetzt vom frommen Anno in feierlichem Zuge der Bürgerschar vorbeigetragen wurde.

„Auf Menschen sollst du nicht vertrauen,
Sie kennen nur die eig'ne Not,
Es überkommt sie leicht ein Grauen
Und du lebst einsam in dem Tod.

Vertrau' dem Wort in deiner Seele,
Das dir nicht eigen, du bist sein,
Es dringt aus freudensel'ger Kehle,
Es klingt in deinem Jammerschrein.

Die Glocke wird umsonst geschwungen,
Trifft sie kein harter Hammerschlag,
So wird das Wort von dir errungen,
Du bebst dem Klange lange nach.

Der Kindheit Schrein und Freudenlallen
Hat manchen ernsten Mann belehrt,
Das Wahre muß uns erst gefallen,
Das jeden in sich selbst bekehrt.

Des Paradieses Frucht bewahre,
Der Apfel reift zur Weihnachtszeit,
Und du wirst selbst das ewig Wahre,
Suchst du des Schönen Seligkeit."

Neunte Geschichte.

Der Kampf am Brunnen.

Frau Apollonia, ihrem Schwure treu, das Haus der Tochter nicht zu betreten, ging von der heiligen Taufhandlung, der sie als Zeugin beigewohnt hatte, sogleich am Brunnen vorbei nach ihrem Hause zurück. Sie sah Grünewald im Winkel sitzen und meinte, er sei dort eingeschlafen und vergessen worden. Sie trat zu ihm und sagte: „Wacht auf, geht zum Schmause, wenn Ihr gleich die heilige Taufe verschlafen habt.“ — „Ich schlief nicht,“ antwortete er, „aber ich wollte, daß ich geschlafen hätte, da hätte ich nicht gesehen, was ich nicht sehen sollte.“ — „Was sahet Ihr denn wieder?“ fragte Apollonia bestürzt. — „Ich sage nichts,“ antwortete er, „ich habe hier sehr ernst nachgedacht über alle Ereignisse meines Lebens, ich bin ein ganz anderer Mensch geworden, ich will schweigen, wie ein Kartäuser, das ewige Reden, Horchen und Wiedererzählen, was ich nicht lassen kann, rührt all den Schlamm in dem blumig bewachsenen Behälter des menschlichen Herzens auf; hier ging einer vorüber, der mich auch für schlafend hielt. Habt Ihr keinen bei der Taufe unter den Bürgern vermißt?“ — Apollonia fragte kleinlaut: „Anton?“ — Grünewald nickte, aber er sagte kein Wort, denn er bemerkte Sabinen, die an der Thür ihnen zuhorchte. — Apollonia ging mit Achselzucken fort, aber Sabina trat jetzt zu ihm, erzählte ihm ganz offen, daß sie eine Neigung zu Anton habe, ihre Schwester Verena auch und daß sich Anton gegen sie zwar nicht zärtlich anstelle, daß er ihr aber zuschwöre, er sei mit ihrer Schwester auch nicht vertraulicher, das habe sie so hingehalten, weil sie geglaubt, es werde noch die Zeit kommen, wo sein Herz gegen sie erwache. Neulich sei sie ihm nachgeschlichen, als ihre Schwester ausgegangen, da habe sie ihn mit Frau Anna in Unterredung gehört, und sie hätten aber leise geflüstert, daß sie nichts habe verstehen können. Bei dieser ihm zuverlässigen Entwickelung überlief Grünewald die Galle, er fluchte auf Frau Anna, schwur, daß er keine Stunde länger in der Stadt leben, sondern sich der Kette entreißen wolle, möge Stadtvogt werden, wer Lust habe, mit seiner Zither und seinem Mantel sei er noch immer jung, wenn gleich sein Scheitel

kahl und sein Haar grau geworden. Sabina sah ihn verwundert an, wollte ihn halten, meinte, es sei nicht sein Ernst; aber er lief ihr zur Warnung mit Abscheu aus dem Hause, aus der Stadt, wie die Sturmvögel den Schiffern dadurch zur Warnung dienen, daß sie sich selbst in Sicherheit bringen und die Küste zu erreichen suchen.

Obgleich Frau Anna bei der durch die Kriegsgeschicke so lange verspäteten Taufe selbst hätte gegenwärtig sein und den Schmaus durch ihre Gegenwart beleben können, so war doch das erste gegen die Sitte und das letzte bei der Abwesenheit ihres Mannes unschicklich. Sie hatte Grünewald gebeten, die Stelle des Wirts als Stadtvogt zu übernehmen, aber sie sah ihn nicht wieder seit dem Morgen, wo sie sich mit ihm gestritten hatte. Sie war daher verwundert, als sie vernahm, er sei nicht beim Mahle erschienen und die Stelle des Wirtes sei noch unbesetzt. Sie erhielt diese Nachricht in unbequemer Überraschung durch Verena, die sie an den Schenktisch gebannt glaubte, nachdem sie schon Anton in ihre Zimmer und zwar zuerst in das geführt hatte, wo Meister Sixt an dem großen Familienbilde gemalt hatte, um sich die Farben vor der Dunkelheit zu bereiten. Gleich schickte sie das Mädchen mit der Bitte zur Mutter, daß sie diese Stelle übernehmen möchte. Diese schlug es ihr rund ab, noch tiefer gekränkt durch das, was ihr Grünewald vertraut hatte. Die Gegenwart der Mutter hätte vielleicht dem Unglücke vorgebeugt. Anna sagte verdrießlich zu Verena, sie solle zurückeilen, den Ehrenplatz des Wirtes möge einnehmen, wer da wolle. Kein Bürger hielt sich bei der Abwesenheit des Bürgermeisters zu dieser Ehre bestimmt, so kam's, daß sich Graf Konrad dahin setzte und Faust, den er auf einmal vertraulich kennen und zu ehren schien, die Oberstelle neben sich einräumte, was manche Bürger so kränkte, daß sie augenblicklich das Fest verließen. Den andern versenkte der gute alte Wein aus Bertholds Keller allen Ärger, Sorge und Vorsicht, viele Gesundheiten wurden von Konrad aufs Wohl der Stadt ausgebracht. Auch der Tanz wurde nach Aufhebung der Tische mit freudig taumelnden Herzen von der Jugend, unter Konrads Anführung, ausgeführt, während Faust mit Kunststücken, die fast wie Hexerei aussahen, die älteren Leute und die Kinder um seinen Tisch sammelte. Er fragte nach manchem, endlich auch nach Anton, aber keiner hatte ihn gesehen. Doch Sabina trat zu

ihm und sagte ihm etwas ins Ohr. Gleich warf er sein Kartenspiel fort, sprang vom Tische auf und redete mit Konrad leise.

Unterdessen war Anton sehr fleißig gewesen. — Als der Aufgang des Vollmondes nahe schien, glaubte es Anna die rechte Zeit, Anton in ihr Schlafzimmer zu rufen. Sie löschte das Licht, als ob sie zu Bette gegangen und rief ihn nicht ohne Zagen hinein. Anton wurde von ihr aus einer Träumerei erweckt, deren Gegenstand sie war. Diese Vertraulichkeiten waren ihm gefährlich, die Heimlichkeit erregte sein Blut, daß er fürchtete, nicht sicher und ordentlich malen zu können. Er trat ein mit den Farben und legte alles auf das Fensterbrett; aber da es noch nicht hell vom Mondschein, so setzte er sich zu Anna in die Nähe des Fensters, wo sie den Aufgang des Mondes beachten konnten. Sie sprachen gleichgültige Dinge, aber doch fühlte er ein Niegefühltes, über das er nie Herr werden konnte, in sich jung werden, alle Seligkeit, welche ein jugendlich träumendes Herz in der Liebe ahnet. Wie ein Mäuslein, das einen reichen Tisch im Dunkel wittert, sich aber noch nicht verraten mag, so saß er still mit glänzenden Augen und immer rief es in ihm: das ist meine Nacht, meine Anna, mein Haus, mein Kind! Auch Anna fühlte ein Wohlwollen gegen ihn, daß er sie aller Sorge entreißen wolle, indem er das Bild ändere und nach Nürnberg ziehe, und sprach zu ihm: „Lieber Anton, hier ist Reisegeld nach Nürnberg!“ — „Es ist noch nicht verdient,“ erwiderte Anton, „Ihr seid so gut, jetzt thut es mir erst leid, daß ich wandern soll, aber ich will Eurer Unterstützung Ehre machen bei Dürer; ich komme wieder als ein berühmter Meister, oder nimmermehr.“ — Nimmermehr, dachte Anna, aber sie sagte es nicht, um ihn nicht zu kränken. „Die Zeit wird auch kommen,“ sagte sie. Er hatte sich vor ihr auf ein Knie niedergelassen und ihren Fuß geküßt, sie drückte mit dem Fuß ganz leise seine Hand, die er ihm als Teppich untergelegt hatte. Die Blüten der Orangen wehten jetzt ins offene Fenster und Anna sagte: „Steht auf, Anton, der erste Rand des Monds steigt über die Häuser, wie ein umgestürztes Glutschiff, er ruft zur Arbeit, daß er nicht untergeht, ehe Ihr fertig seid.“ Sie wollte ihm die Hand reichen, um ihm aufzuhelfen, aber, nach dem Monde schauend, verfehlte sie die Hand und fuhr über den schönen Umriß seines Gesichts, daß er sich lebendig in ihr gestaltete, sie hätte ihn in Thon darstellen können, wenn sie die Bildnerei da-

mals schon getrieben hätte. „Nun weiß ich, wie es den Blinden geht,“ sagte sie verlegen, „und wie sie die Leute kennen!“ — Und er entgegnete: „Und ich weiß nun, wie einem Menschen zu Mute, der sehen lernt, denn mit Eurer Hand kamen mir die ersten Strahlen ins Auge und nun sehe ich schon Euer Antlitz im Mondenschein.“ Er erhob sich und sehnte sich zu ihrem Munde, denn seine Hände waren von der Arbeit gehärtet und er fürchtete mit einem Druck derselben sie zu verletzen, so schwankte er nach ihrem Munde und wieder zurück, und er konnte sie nicht erreichen, denn schon stand der reine Mond über der Erde und die Wolkenengel verbargen scheu im Kreise umher ihre Angesichter unter farbigen Flügeln. „Der Mond ist rund und voll,“ sagte Anna, „er schaut durchs Fenster, wie Ihr damals an meinem Hochzeitsmorgen, der Markt ist leer, drüben ist alles beim Tanze eifrig versammelt, eilt Euch, lieber Anton; hier ist der Mantel der Verena, hängt ihn um, diese Tücher über die Leine, so kann Euch niemand sehen, viel weniger erkennen.“ — Anton folgte ihrem Befehl ohne Anstand, und wie er so verkleidet hinaustrat, stand nicht Anna, sondern das heilige Bild vor seinen Augen, das ihn am Morgen mit seinem Umriß beglückt hatte. Die Beleuchtung war hinlänglich, er hätte ohne Licht sehen können, so war seine Stimmung. Kein Pinselstrich mißlang, die kräftige Farbe überdeckte bald die schwächere seines ersten Bildes, das in seinem Umriß sehr leise und sogar unbestimmt gehalten war.

Kaum zwei Stunden angestrengter und doch nicht gefühlter Thätigkeit bedurfte es, um beide Gesichter dem Höheren zu nähern, was seiner Seele vorschwebte, aber ohne zu zerstören, hätte er jetzt in den nassen Farben nicht weiter ausführen können. „Für diese Höhe wird es gut genug ausgeführt sein,“ sagte er zu Annen niederblickend, die ungeduldig der Beendigung harrte. „Es ist gewiß recht gut und beendigt,“ sagte sie und reichte ihm den Arm, daß er sicher von dem Blumenbrett auf den Stuhl und von da zur Erde kam. „Euer Geld ist wohl verdient, denke ich,“ sagte sie ihm dann, indem sie ihm einen Geldbeutel in seine Tasche steckte; „Ihr habt so eifrig gemalt, es wird gewiß ein tüchtiger Maler aus Euch, ich habe Euch so in aller Stille beobachtet.“ — „Darf ich denn keinen Augenblick zum Abschiede in Eurer Nähe verweilen,“ antwortete er traurig, „wer weiß, ob wir uns je wiedersehen, Krieg und Pest wüten in der Welt.“ —

„Hier dürft Ihr nicht weilen," sagte Anna, „aber ich will Euch noch auf einige Schritte bis zur Hausthüre das Geleite geben, damit Ihr heute meinen guten Willen gegen Euch kennen lernt; morgen früh dürft Ihr nicht mehr unsern Turm sehen, das gelobt mir, Ihr möchtet sonst das Geld vergeuden." — Anton versprach's und beide gingen leise die Treppe des leeren Hauses hinunter zum Hausthore. — Das Thor war aus Vorsicht vor den Leuten, die alle zum Tanz hinüber nach dem Rathaus gelaufen, fest verschlossen. Unbekümmert wendeten sich beide nach dem Garten, gingen in der gekühlten Nachtluft einige Schritte in den Gängen und setzten sich dann am Brunnen. „Rauschte nicht etwas neben uns?" fragte Anna und wollte schon wieder in ihr Haus zurückkehren. Aber es fiel ihr ein, daß Anton könne erkannt werden und sie fuhr fort: „Es ist gut, daß Ihr vergessen habt, den Mantel Verenas abzulegen, hier setzt noch meinen Schleier auf, so wird Euch keiner erkennen bei der Menge fremder Menschen, welche der Sonntag und die Taufe in die Stadt geführt hat." Eben wollte sie fortgehen, da hörte der Brunnen zu fließen auf, sie bemerkte diese wunderbare Erscheinung und sagte: „Seht, da ist die Arbeit doch vergebens gewesen, er hat die Dürre dieses Monats nicht überstanden, er ist eingetrocknet." — „Es ist nur der Überfluß," meinte Anton, „der überzufließen aufhört, für Euer Haus ist er immer noch reichlich gefüllt." — „Der Überfluß ist doch schön," sagte sie, „ich wollte nicht, daß es ein Vorzeichen für das Schicksal unseres Hauses würde."

So sprachen sie noch ihre Gedanken aus über den seltsamen Vorfall und keiner dachte an sich, da hörten sie die Musik des Kehraus in dem Hause der Mutter und sahen viele Kerzen. Anna haßte diese Tanzweise, sie wollte sich fortflüchten nach ihrem Hause, aber gleichzeitig kam ein anderer Zug mit der verhaßten Musik durch ihr eigenes Haus in den Garten. So waren sie in dem Brunnenhause eingeschlossen und mußten hoffen, daß keiner der beiden Züge dahindrängte. Aber wie verabredet zu ihrem Verderben, sahen sie jetzt Faust mit seinem Zuge der zum Schlußtanze geordneten Paare von der Mutterseite und Graf Konrad mit gleich starkem Zuge vom Hause gegen den Brunnen ziehen, bei Faust leuchtete Sabina mit einer Fackel voraus, bei Konrad

28. Kehraus, der letzte lustige oder wilde Tanz zum Beschluß eines Festes (Grimmsches Wtbch.), „aus welchem die Braut von den Weibern geraubt wird" (Voß).

Verena. „Gewiß hat Sabina uns hier gesehen," rief Anton, „wie werden sie Euch alles zum Schaden deuten, lebt wohl, ich verberge mich im Brunnen, ich verstehe das Untertauchen." — Aber Anna hielt den Übereilten an dem Mantel fest, auch trat schon Faust mit seinem Zuge, von einer Abteilung Musiker begleitet, herein. „Teufel," rief Faust, „da finde ich endlich eine Tänzerin, waren doch alle andern schon gepaart," und nahm die Hand Antons, indem er zu Konrad, der mit seinem Zuge von der andern Seite eindrang, unter boshaftem Lachen die Tanzreime des Kehraus sang: „Und als der Großvater die Großmutter nahm, da war der Großvater ein Bräutigam!" — Konrad ergriff mit gleichem Ungestüm Frau Annens Hand, und so ging's in dem Drange von beiden Seiten um den Brunnen herum. Faust machte mehrere Bewegungen mit Durchschlingung der Arme, um Anton Schleier und Mantel zu entreißen, aber beide waren durch eine zum Knoten gezogene Schleife befestigt. „Holde Schönheit," schrie endlich Faust zu Anton, „ich kann nicht mehr leben, wenn ich dich nicht sehe." — Anton wagte jetzt sein Letztes, er sprang zu Konrad, und raunte ihm ins Ohr: „Ich bin Anton, dein Bruder, rette mich gegen den Zudringlichen!" — Aber Konrad antwortete laut: „Hört, dies Riesenmädchen ist ein Mann, seht ihn an, Frau Anna mag viele Männer um sich leiden, wenn sie nur einen Schleier tragen." Er hatte in dem Augenblicke das Drachenmesser aus Frau Annens Gürtel gerissen, um jenes Band am Schleier, zur Beschämung Annens, aufzuschneiden. Faust aber schlug so begeistert den Takt des Tanzes umher, daß er dieses Messer tief in Antons Arm an eben der Stelle einschlug, wo er damals die Ader öffnete, um die Transfusion des Blutes zu bewirken. Ein Blutstrahl sprang aus der Ader über den Brunnen nach Frau Annen hin, Mantel und Schleier sank von der Schulter Antons, alle erstarrten und Konrad rief: „Ich bin unschuldig an dem Blute!" — Frau Anna sank erblaßt am Brunnen nieder, ihr letztes Wort war: „Fluch und Rache über Euch!" Anton sah und hörte nur sie und sein Zorn machte sich frei. Mit einem Faustschlage traf er Faust, daß er an die Seite taumelte, mit dem andern Konrad, der ihn halten wollte. Das Geschrei der Frauen verkündete gleich außerhalb Mord und Totschlag, Konrad stürzte blutend aus dem Brunnenhause.

11. Bräutigam, alter Tanzreim.

Die Reisigen waren gleich beisammen, sie sahen ihres Führers Blut, sie nahmen ihn in ihre Mitte, zogen ihre Schwerter und machten sich Luft, um nicht im engen Gartenraume von den Bürgern, die sie dazu eben vorbereitet und im Werk glaubten, gegen die Mauern gedrängt und erschlagen zu werden. Haring rief nahe den Reisigen die Bürger zusammen, aber ehe er noch seinen Degen aus der Posaune ziehen konnte, stürzte ihn ein Reisiger auf die Posaune, diese schob sich zusammen und die Spitze des Degens in seine Kehle, so daß er als der erste Tote fiel. Die Bürger konnten in Überraschung erst allmählich zu ihren versteckten Waffen kommen, sie konnten den Auszug der Reisigen aus dem Garten und dem Hof auf den Rathausplatz nicht hindern, wo diese sogleich die Hauptstraße besetzten, um zu ihren Pferden zu gelangen und im Notfall abziehen zu können.

An Harings Blute erhitzte sich das Blut aller Bürger. Umsonst suchten verständige Frauen und Töchter ihre Männer und Brüder von dem Kampfplatze in ihre Häuser zu ziehen, weil die Straßen in diesem Augenblicke noch größtenteils frei waren, während thörichte Frauen aus Harings Verwandtschaft ihre Männer zur Rache aufriefen, indem sie ihnen schwuren, daß sie ihnen jeden Schimpf anthun wollten, wenn sie das von den übermütigen Reisigen litten. Der Bürgermeister Kranz vermehrte das wilde Geschrei mit seinen Klagen um den Faust, den er blutig fortführte, er hatte keine Seele, um auf die Leute in Gutem zu wirken, und kein Herz, sie in den Streit zu führen. Sein Schwager, der dürre Jäger, vereinigte dagegen alle Bürger, die sich allmählich bewaffnet einfanden, mit dem Geschrei: „Blut will Blut, wir sind zehne gegen einen.“

So tobte die Menge der Bürger ihm nach auf den Marktplatz, die Reisigen anzugreifen; während dort das Geschrei, das Rasseln der Rüstungen, das Schlagen der Waffen, das Trotzen und Aufmuntern der Mutigen, mit allem Jammer und Hilferufen der Bedrängten und der Frauen aufloderte, das Getrappel der Pferde, das Bellen der Hunde mit Feuerlärm sich mischte, versank der Garten in eine tiefe Totenstille.

Anna erwachte erst in dieser Stille, eine niedergefallene Kerze hatte ihr Haar ergriffen, sie glaubte in Feuer zu stehen, aber in dem Augenblicke, wo sie sich bewegte, sank das Haar knisternd in das Brunnenbecken, neben welchem sie lag. Das Haar war

verloren, wie bei einer Nonne, ihr Leben war gerettet, sie besann sich und ergriff die Kerze, welche am Boden lag, und richtete sich auf. Da erkannte sie, daß sie nicht geträumt habe und sah Anton entseelt ausgestreckt über die Stufen des Brunnens; mit seinem Zorne war auch seine Kraft um so schneller durch die geöffnete Ader entströmt. Sie sah ihr Kleid von seinem Blute gerötet, es rief in ihr mit einer fremden Stimme, als wäre es Berthold, der es ihr zuriefe: Anna, Anna, du trägst sein Blut, du trägst die Schuld seines Todes, der Brunnen der Gnade hat aufgehört zu fließen, du kannst deine Seele nicht rein baden.

Wer möchte ein zweites Erdenleben um die Verzweiflung eines so reinen Herzens erkaufen! Guter Berthold, du warst betrogen, armer Anton, dir kostet's dein junges Blut! Die Verzweiflung trieb Annen, jedes Mittel zu versuchen, das ausströmende Blut von Antons Wunde zu stillen, sie schrie umsonst nach Hilfe, die Raserei und die Furcht des Kampfes betäubte alle Bewohner der Häuser. Sie zerriß Schleier und Mantel, um das Blut zu stillen, aber es war zu mächtig in seinem Andrange. Endlich kniete sie nieder, als ihre Kraft, ihre Einsicht erschöpft waren, flehte zu allen Heiligen, denen sie sich je empfohlen, und heftete ihre Lippen auf die Wunde, ohne zu wissen, was sie that. So still betend hoffte sie zu vergehen, und zugleich mit dem, dessen Tod sie in falscher Klugheit verschuldet, vor dem Richter der Welt zu stehen.

Wird sich die Wunde nicht schließen bei dem Gebete, bei dem Drucke so schöner Lippen! Der Lärmen des Kampfes stillt sich, die Reisigen drängen sich fliehend zum Thore hinaus, die Bürger ihnen nach: die Verwundeten sind heimgetragen, die Toten schweigen und die Nacht wird still, daß Anna die Mühlenräder der Rems und die Räder der Turmuhr mit ihrem festen gleichen Gange zusammen hören kann mit ihrem heftig schlagenden Herzen. Ein Glaube dringt mit dem Glanz der Sterne in ihr Herz, sie werde vergehen, oder Anton werde mit der Sonne erstehen, die Augen aufschlagen, sie von der Schuld seines Todes befreien und ihre Unschuld bezeugen, wie der glühende Stahl in der Hand angeklagter Frauen ihre Unschuld im Gottesgerichte beweist. Ihrer Unschuld sich bewußt, drückt sie ihn so fester an sich, schließt die

35. glühender Stahl, auch Isolde, Nat.-Litt. Bd. 4, III, S. 30, mußte das glühende Eisen tragen, wußte sich aber durch List zu helfen.

Todeswunde um so fester mit ihren Lippen, ihre Lippen mit ihrem Gebete, ihren Gram mit ihrem Glauben und wird nicht müde dieses angestrengten heilenden Willens. Alle andere Sorge schweigt in der einen um Antons Leben, keine Ahnung sagt ihr, daß Berthold von derselben Gewalt, die ihn heilte, entseelt, auf den Leichensteinen seiner Voreltern ruht, keine Ahnung ruft sie an die leere Wiege ihres Kindes, das jetzt gebettet in Konrads Stahlschilde von hartem Trabe eingewiegt wird. Faust hat es entführt und dem Grafen Konrad übergeben, Verena ist dem Hause entflohen, als sie das Kind nicht gefunden hat, und Apollonia ins Kloster geflüchtet, dem sie einst vorzeitig entrissen wurde, um dort ihre Tage zu beschließen.

Welch ein Morgen, der solchen Jammer erhellt, aber Anna hofft auf Zeichen und Wunder. Anton wird erwachen, das glaubt ihr Herz, das erfüllt ihre Gedanken, wie die Verheißung des ewigen Lebens die gläubige Seele, daß sie der irdischen Sorge entrissen, den Himmel mit ihren betenden Lippen zu berühren, mit ihren ausgestreckten Armen zu umfassen glaubt.

* * *

Schon am 5. Mai 1820 sprach W. Grimm der Freiin von Haxthausen seine Hoffnung aus, ihr bald wieder im Grünen aus

18. glaubt, W.: „Überschauen wir noch einmal das Ganze, so scheint ein reichbeschwertes Füllhorn vor uns ausgegossen, ein Gemisch von künstlichen Kleinoden, seltenen, zum Teil fremdartigen Blumen und Früchten ohne ängstliche, für die Zukunft sorgende Sparsamkeit dargeboten. Die Gesinnung, die durch das ganze Buch herrscht, ist edel, rein und liebevoll. Der Dichter erkennt seine Welt und ihre Verhältnisse, aber er nimmt an allem Anteil; er weiß, was die Erfahrung Erkältendes hat, aber das Feuer wird davon nicht gelöscht, nur gemildert und gereinigt. Es ist erlaubt, wieder von der Lehre einer Dichtung zu reden; der frühere Roman des Verfassers, die Gräfin Dolores, gab sie unmittelbarer, weil er' Verhältnisse der Gegenwart behandelte, und es war davon eine reiche Kenntnis gezeigt; hier liegt sie entfernter, aber darum ist sie auch unbefangener und vielseitiger. Wer kann es z. B. verwerfen, wenn wir in Bertholds Charakter die ungewissen, gegen einander arbeitenden Triebe, den Streit unserer Zeit angedeutet finden? Wer aufrichtig ist, muß die Erinnerung an eine vorangegangene Herrlichkeit, den Zusammenhang fortlebender Geschlechter als etwas in der Gegenwart noch Wirkendes anerkennen: ist es natürlich, sich darnach zurückzusehnen, fühlen wir die eingeborne Neigung nach dem freieren und edelen Leben auf Bergen, so treibt auf der anderen Seite die Notwendigkeit der Gegenwart in die Thäler herab zu der sinnenden Arbeit des Geistes, zu bürgerlicher Thätigkeit und Beweglichkeit der Sitten. Wer die Eigentümlichkeit und den Wert jedes wahrhaftigen Daseins nicht bloß in Worten anzuerkennen und zu achten weiß, der hat bald allen Streit gelöst, die Schranken teilen wohlthätig den Boden, den irdischen Besitz; die Liebe steht höher; über die weiteste Trennung reicht eine treue Hand hinaus, und das Mildmenschliche ist das Mächtigste in einer reinen Brust. Aber wir erblicken nur ein unbesonnenes und geistloses Streben, zu vermischen und zu vernichten, was in verschiedenen Farben leuchtet, oder einen ebenso unbesonnenen Hochmut, der, was die Zeit allen gemeinschaftlich verliehen, an sich reißen möchte, oder, wo dies unmöglich geworden, es geringschätzend zurückstoßen. Für beide böse Richtungen enthält das Buch vielfach Lehren; auch darum wünschen wir ihm viele Leser."

dem zweiten Bande der Kronenwächter, dessen Ausgabe bevorstand, vorlesen zu können. Allein erst aus Arnims Nachlaß und zwar später als die übrigen Bände ist der zweite Teil bekannt geworden. Goedekes Vermutung, daß Bettina ihn ausgearbeitet habe, ist gewiß ungegründet; es ist echt Arnimsches Gut, wenn auch in diesem Zustande von ihm selbst nicht für die Öffentlichkeit bestimmt. Von Bettina sind nur die zwei Seiten Vorrede und die fünf Zeilen am Schlusse. Die Widersprüche zwischen den beiden gedruckten Teilen erklärt sie völlig überzeugend damit, daß die Entwürfe zum zweiten Teile vielfach älterer Niederschrift seien als die letzte Überarbeitung des ersten Bandes; gerade diese Widersprüche zeugen übrigens für die Echtheit des Mitgeteilten. Erst durch den von Bettina gewährten Einblick „tiefer in die Werkstätte dieses schönen feurigen Buches“, durch ihre Auswahl aus Arnims umfangreicher Notizensammlung tritt die ganze Größe des von dem Dichter Gewollten hervor. „Geschichte, Sitten und Gebräuche von ganz Deutschland“ sollten nach dem ursprünglichen Plane die vier Bände umfassen. Die Absicht erinnert an Novalis, der in sieben Romanen, von denen Ofterdingen der Anfang, Poesie, Physik, bürgerliches Leben, Handlung, Geschichte, Politik, Liebe darstellen wollte.

Daß Anna und Anton im zweiten Bande ein neues Leben beginnen würden, hatte schon W. Grimm als Recensent des ersten Bandes vermutet. Anna von sinnlicher Leidenschaft zu Anton ergriffen, heiratet ihn nach Ablauf des Trauerjahres und gebärt ihm einen Sohn. Seeger (der dürre Jäger S. 297), der dann in allen möglichen Verkleidungen als Antons Widersacher auftritt, verführt ihn zum Trunk; der daraus entstehende häusliche Unfrieden treibt Anton aus Weiblingen. Seeger und Anton lassen sich in Augsburg von Sebastian Schärtlin von Burtenbach als Landsknechte anwerben. Sie gehen mit ihren Gesellen ins Frauenhaus, wo zwei Schwestern sich in Anton verlieben und schließlich seinetwegen töten. Es kommt darüber zu Kampf und Brand; die Bürger verlangen von Schärtlin Genugthuung und Anton wird zum Tod verurteilt, der ihm wohlgeneigte Oberst läßt aber bei der Hinrichtung blind laden,

3. Bände, W Grimm 7. September 1840 an Dahlmann: „Ich sende für Louise Arnims Werke Bd. 3, Bd. 4 [zweiter Teil der Kronenwächter] habe ich noch nicht, 5 und 6. Vielleicht gefallen ihr „Die Kronenwächter“ [erster Teil Bd. 3].“ In einem mir vorliegenden Exemplare der „Neuen Ausgabe“ von 1857 ist der zweite Teil als Bd. 16 der sämtlichen Werke gedruckt; nur überklebt und geschrieben steht darüber „Vierter Band“.

nachdem er Anton angewiesen, den Toten zu spielen. Im Frauenhause hat sich ihm ein junges, selbst in dieser Umgebung keusch gebliebenes Mädchen, Susanna, angeschlossen; in Knabentracht — sie erinnert vielfach an Mignon — folgt ihm das mit übernatürlicher Heilkraft begabte Wunderwesen. Anton findet seinen Vater, den Grafen von Stock, im Schlosse wird die Wiederkehr des verlorenen Sohnes gefeiert. Der alte Graf Rappolt erzählt von Konradin, dessen natürlicher Bruder der erste Graf von Stock gewesen, dann seine eigene an schrecklichen Erlebnissen reiche Lebensgeschichte. Die Aufregung der Erzählung macht den Alten krank und am Morgen finden sich Anton und Susanna ganz allein im Schlosse. Sie ziehen nun auch fort und treffen bei einer Fähre mit dem Meistersänger Güldenkamm (dem Grünewald des ersten Teils) zusammen; durch den Bauernkrieg ist die Gegend rings verwüstet und sie leiden große Not. Güldenkamm verliebt sich in Susanna. Seeger stößt zu ihnen und bringt sie nach Pforzheim. Anton schickt nun Susanna und Güldenkamm nach Weiblingen, damit Frau Anna dem aller Mittel Entblößten Geld schicke. Frau Anna ist eben gepfändet und Antons Sohn Anton hat dem Söhnchen Bertholds, Oswald (im ersten Teile Anno), soeben im Spiele den Hals durchschnitten. Anna verflucht den Landstreicher Anton. Dieser ist indessen durch die Forderungen des Wirtes und die schamlosen Liebeswerbungen der Wirtin geplagt worden. Faust mit seinem Diener Mephistopheles steigt im selben Wirtshause ab und beide suchen Anton an sich zu ziehen, der sie noch nicht kennt (im Gegensatz zum ersten Teile). Anton besiegt im Zweikampf den Junker Blaubart, den Bräutigam der Bürgermeisterstochter, kommt ins Gefängnis, befreit sich und rettet in heißem Kampfe die von den Bauern unter Seegers Leitung überfallene Stadt Pforzheim. Er ist in den Besitz eines Zauberschwertes und des Fortunatussäckels gelangt, die ihm Frau Anna, ihres Wertes unkundig, zum Hohne gesandt hat. In prächtigem Kriegszuge zieht er nun mit den Pforzheimern gen Weiblingen, nachdem die List der Bürgermeisterstochter ihn um sein Zauberschwert gebracht. Eine Zigeunerin prophezeit ihm eines Kaisers Tochter zur Gemahlin. Wahrscheinlich sollte Susanna schließlich als Tochter Kaiser Maximilians erkannt werden, wie sie auch sonst in ihrer liebenden Hingebung und Reinheit an Kleists Käthchen von Heilbronn denken läßt. Unterwegs entdeckt Anton, der seit dem siegreichen Kampfe als

Graf von Stock auftritt, seine natürliche hochmütige Schwester Katharina, die sich seinem Zuge anschließt. Die Weiblinger glauben Feinde vor sich zu sehen und senden die Kinder hinaus, für die Stadt zu bitten; eine freudige Erkennung erfolgt. Anton, der geschworen Anna nicht mehr zu berühren, warf ihr einen großen Sack mit Geld zu, unglücklicherweise war es der Wundersäckel selbst, dessen sich nun rasch eine Zigeunerin bemächtigte. Zwischen den Weiblingern und Pforzheimern kommt es in Abwesenheit Antons in der Trunkenheit zum Kampfe. Während dessen treffen Anton und Anna im Walde einander, trotz seines Schwurs zwang er die Willige in seine Arme, am Morgen aber stieß er ihr sein Messer in die Brust. Von hier ab (S. 367) sind nur noch einzelne Bruchstücke, die nur der Dichter selbst mit dem Früheren zusammenzuschmelzen vermocht hätte, vorhanden. An der Spitze der Zigeuner bekämpft Anton die von dem teuflischen Seeger geführten Juden, er verliert sein Augenlicht, wird von der Kronenburg ausgestoßen, bekämpft blind wie er ist den Drachen, durch dessen Blut er wieder sehend wird. Nun übernimmt er als echt anerkannt die Wache auf der Kronenburg. Es treibt ihn aber wieder in die Welt; er kommt in Dürers Werkstätte, nimmt an Kunstgesprächen zwischen Dürer und Kranach teil. „Der Kunstberuf greife ein in die Umbildung der Welt.“ Anton verkehrt mit Luther und Melanchthon, „wird Protestant und wieder über den Protestanten hinaus“. Mit der Zweifelhaftigkeit der That kommt ihm der geistige Zweifel, aber doch eben dadurch vergeistigt. Anna geht zu den Wiedertäufern nach Leiden, wo Susanna die Krone in Verwahrung hat. Anton macht die Schlacht bei Pavia mit und bringt Luther, der gerade Hochzeit macht, den Degen König Franz' I., auch bei der Einnahme Roms, dem Sitze des Welfentums und der Erbfeinde seines Geschlechts, ist er beteiligt. Nach dem Wunsche der Kronenwächter kämpft er mit Götz von Berlichingen an der Spitze der Bauern. Die Kronenburg wird zerstört.

Kronenritter, Kronenritter!
Schaut im Westen das Gewitter,
Jeder steh' an seiner Stelle,
Daß ich in des Blitzes Helle
Eurer Augen Sterne sehe,
Wenn ich bei der Krone stehe.

Rappolt will, als alles verloren ist, die Krone zerspalten, aber

Wo sein Schwert hat eingehauen,
Sind Rubinen ausgeflossen
Um die Krone schön entsprossen,
Daß sie fester im Gewinde
Ritter und auch Volk verbinde.

Anton vermählt sich, von Rappolt noch eingesegnet, auf gläserner Säule mit Susanna. „Die Auflösung ist endlich, daß die Krone Deutschlands nur durch geistige Bildung erst wieder errungen werde. So löst sich die Frage: ein Teil des Menschengeschlechts arbeitet immer im Geist, bis seine Zeit gekommen." Wunderbar wie Arnims Entwürfe hier mit dem Gedankengange von Schillers Feier des neuen Jahrhunderts (Nat.-Litt. Bd. 119 S. 208—211) zusammentreffen!

Geschichte

vom

braven Kasperl und dem schönen Annerl.

Von

Klemens Brentano.

---

1 ff. Gaben der Milde. Gesammelte Beiträge zum Besten hülfloser Krieger. Herausgegeben von Fr. W. Gubitz. Berlin 1817. II, 7—81. — Berlin 1838. — Berlin 1851. — Ges. Schriften, 1852. IV, 169—210. Deutscher Novellenschatz von P. Heyse und H. Kurz, Bd. 1. — In Reichardts musikalischer Zeitung 1806, Nr. 10 und daraus in den II. Band des „Wunderhorns": „Weltlich Recht".

Joseph, lieber Joseph, was hast du gedacht,
Daß du die schön Nannerl ins Unglück gebracht?

„Joseph, lieber Joseph, mit mir ist's bald aus,
Man wird mich bald führen zu dem Schandthor hinaus.

Zu dem Schandthor hinaus, auf einen grünen Platz;
Da wirst du bald sehen, was die Lieb' hat gemacht.

Richter, lieber Richter, richt' nur fein geschwind!
Ich will ja gern sterben, daß ich komm' zu meinem Kind.

Joseph, lieber Joseph, reich' mir deine Hand!
Ich will dir verzeihen, das ist Gott wohl bekannt." —

Der Fähnrich kam geritten und schwenkte seine Fahn':
„Halt still mit der schönen Nannerl! Ich bringe Pardon." —

„Fähnrich, lieber Fähnrich, sie ist ja schon tot!" —
Gut Nacht, meine schöne Nannerl! Deine Seel' ist bei Gott.

Es war Sommers-Frühe, die Nachtigallen sangen erst seit einigen Tagen durch die Straßen, und verstummten heut in einer kühlen Nacht, welche von fernen Gewittern zu uns herwehte; der Nachtwächter rief die elfte Stunde an, da sah ich, nach Hause gehend, vor der Thür eines großen Gebäudes einen Trupp von allerlei Gesellen, die vom Biere kamen, um jemand, der auf den Thürstufen saß, versammelt. Ihr Anteil schien mir so lebhaft, daß ich irgend ein Unglück besorgte und mich näherte.

Eine alte Bäuerin saß auf der Treppe, und so lebhaft die Gesellen sich um sie bekümmerten, so wenig ließ sie sich von den neugierigen Fragen und gutmütigen Vorschlägen derselben stören. Es hatte etwas sehr Befremdendes, ja schier Großes, wie die gute alte Frau so sehr wußte, was sie wollte, daß sie, als sei sie ganz allein in ihrem Kämmerlein, mitten unter den Leuten es sich unter freiem Himmel zur Nachtruhe bequem machte. Sie nahm ihre Schürze als ein Mäntelchen um, zog ihren großen schwarzen wachsleinenen Hut tiefer in die Augen, legte sich ihr Bündel unter den Kopf zurecht und gab auf keine Frage Antwort.

Was fehlt dieser alten Frau? fragte ich einen der Anwesenden, da kamen Antworten von allen Seiten: Sie kömmt sechs Meilen Weges vom Lande, sie kann nicht weiter, sie weiß nicht Bescheid in der Stadt, sie hat Befreundete am andern Ende der Stadt und kann nicht hin finden. Ich wollte sie führen, sagte einer, aber es ist ein weiter Weg und ich habe meinen Hausschlüssel nicht bei mir. Auch würde sie das Haus nicht kennen, wo sie hin will. Aber hier kann die Frau nicht liegen bleiben, sagte ein Neuhinzugetretener. Sie will aber platterdings, antwortete der erste, ich habe es ihr längst gesagt: ich wolle sie nach Haus bringen, doch sie redet ganz verwirrt, ja sie muß wohl betrunken sein. — Ich glaube, sie ist blödsinnig. Aber hier kann sie doch in keinem Fall bleiben, wiederholte jener, die Nacht ist kühl und lang.

Während allem diesem Gerede war die Alte, gerade als ob sie taub und blind sei, ganz ungestört mit ihrer Zubereitung fertig geworden, und da der letzte abermals sagte: Hier kann sie doch nicht bleiben, erwiderte sie, mit einer wunderlich tiefen und ernsten Stimme:

Warum soll ich nicht hier bleiben, ist dies nicht ein herzogliches Haus, ich bin achtundachtzig Jahr alt, und der Herzog wird mich gewiß nicht von seiner Schwelle treiben. Drei Söhne sind in seinem Dienst gestorben, und mein einziger Enkel hat seinen Abschied genommen; — Gott verzeiht es ihm gewiß und ich will nicht sterben, bis er in seinem ehrlichen Grab liegt.

Achtundachtzig Jahre und sechs Meilen gelaufen! sagten die Umstehenden, sie ist müd', und kindisch, in solchem Alter wird der Mensch schwach.

Mutter, Sie kann aber den Schnupfen kriegen und sehr krank werden hier, und Langeweile wird Sie auch haben, sprach nun einer der Gesellen und beugte sich näher zu ihr.

Da sprach die Alte wieder mit ihrer tiefen Stimme, halb bittend, halb befehlend:

O laßt mir meine Ruhe, und seid nicht unvernünftig; ich brauch' keinen Schnupfen, ich brauche keine Langeweile; es ist ja schon spät an der Zeit, achtundachtzig bin ich alt, der Morgen wird bald anbrechen, da geh ich zu meinen Befreundeten. Wenn ein Mensch fromm ist, und hat Schicksale, und kann beten, so kann er die paar armen Stunden auch noch wohl hinbringen.

Die Leute hatten sich nach und nach verloren, und die letzten, welche noch da standen, eilten auch hinweg, weil der Nachtwächter durch die Straße kam und sie sich von ihm ihre Wohnungen wollten öffnen lassen. So war ich allein noch gegenwärtig. Die Straße ward ruhiger. Ich wandelte nachdenkend unter den Bäumen des vor mir liegenden freien Platzes auf und nieder; das Wesen der Bäuerin, ihr bestimmter ernster Ton, ihre Sicherheit im Leben, das sie achtundachtzig Mal mit seinen Jahreszeiten hatte zurück kehren sehen, und das ihr nur wie ein Vorsaal im Bethause erschien, hatten mich mannigfach erschüttert. Was sind alle Leiden, alle Begierden meiner Brust, die Sterne gehen ewig unbekümmert ihren Weg, wozu suche ich Erquickung und Labung, und von wem suche ich sie und für wen? Alles was ich hier suche und liebe und erringe, wird es mich je dahin bringen, so ruhig, wie diese

gute fromme Seele, die Nacht auf der Schwelle des Hauses zubringen zu können, bis der Morgen erscheint, und werde ich dann den Freund finden, wie sie. Ach, ich werde die Stadt gar nicht erreichen, ich werde wegemüde schon in dem Sande vor dem Thore umsinken und vielleicht gar in die Hände der Räuber fallen. So sprach ich zu mir selbst und als ich durch den Lindengang mich der Alten wieder näherte, hörte ich sie halb laut mit gesenktem Kopfe vor sich hin beten. Ich war wunderbar gerührt, und trat zu ihr hin und sprach: Mit Gott, fromme Mutter, bete Sie auch ein wenig für mich! — bei welchen Worten ich ihr einen Thaler in die Schürze warf.

Die Alte sagte hierauf ganz ruhig: Hab tausend Dank, mein lieber Herr, daß du mein Gebet erhört.

Ich glaubte, sie spreche mit mir und sagte: Mutter, habt Ihr mich denn um etwas gebeten, ich wüßte nicht.

Da fuhr die Alte überrascht auf und sprach: Lieber Herr, gehe Er doch nach Haus und bete Er fein und lege Er sich schlafen. Was zieht Er so spät noch auf der Gasse herum, das ist jungen Gesellen gar nichts nütze, denn der Feind geht um, und suchet, wo er sich einen erfange. Es ist mancher durch solch Nachtlaufen verdorben; wen sucht Er, den Herrn? der ist in des Menschen Herz, so er züchtiglich lebt, und nicht auf der Gasse. Sucht Er aber den Feind, so hat Er ihn schon, gehe Er hübsch nach Haus und bete Er, daß er ihn los werde. Gute Nacht.

Nach diesen Worten wendete sie sich ganz ruhig nach der andern Seite, und steckte den Thaler in ihren Reisesack. Alles was die Alte that machte einen eigentümlichen ernsten Eindruck auf mich, und ich sprach zu ihr: Liebe Mutter, Ihr habt wohl recht, aber Ihr selbst seid es, was mich hier hält, ich hörte Euch beten und wollte Euch ansprechen, meiner dabei zu gedenken.

Das ist schon geschehen, sagte sie, als ich Ihn so durch den Lindengang wandeln sah, bat ich Gott: er möge Euch gute Gedanken geben. Nun habe Er sie, und gehe Er fein schlafen.

Ich aber setzte mich zu ihr nieder auf die Treppe, und ergriff ihre dürre Hand und sagte: Lasset mich hier bei Euch sitzen die Nacht hindurch, und erzählet mir, woher Ihr seid und was Ihr hier in der Stadt sucht; Ihr habt hier keine Hilfe, in Eurem Alter ist man Gott näher als den Menschen; die Welt hat sich verändert, seit Ihr jung wart. —

Das ich nicht wüßte, erwiderte die Alte, ich hab's mein Lebetag ganz einerlei gefunden; Er ist noch zu jung, da verwundert man sich über alles; mir ist alles schon so oft wieder vorgekommen, daß ich es nur noch mit Freuden ansehe, weil es Gott so treulich damit meinet. Aber man soll keinen guten Willen von sich weisen, wenn er einem auch gerade nicht not thut, sonst möchte der liebe Freund ausbleiben, wenn er ein andermal gar willkommen wäre; bleibe Er drum immer sitzen, und sehe Er, was Er mir helfen kann. Ich will Ihm erzählen, was mich in die Stadt den weiten Weg hertreibt. Ich hätt' es nicht gedacht, wieder hierher zu kommen. Es sind siebenzig Jahre, daß ich hier in dem Hause als Magd gedient habe, auf dessen Schwelle ich sitze, seitdem war ich nicht mehr in der Stadt, was die Zeit herumgeht? es ist als wenn man eine Hand umwendet. Wie oft habe ich hier am Abend gesessen vor siebzig Jahren und habe auf meinen Schatz gewartet, der bei der Garde stand. Hier haben wir uns auch versprochen. Wenn er hier — aber still, da kömmt die Runde vorbei.

Da hob sie an mit gemäßigter Stimme, wie etwa junge Mägde und Diener in schönen Mondnächten, vor der Thür zu singen, und ich hörte mit innigem Vergnügen folgendes schöne alte Lied von ihr:

Wann der jüngste Tag wird werden,
Dann fallen die Sternelein auf die Erden.
Ihr Toten, ihr Toten sollt auferstehn,
Ihr sollt vor das jüngste Gerichte gehn,
Ihr sollt treten auf die Spitzen,
Da die lieben Engelein sitzen;
Da kam der liebe Gott gezogen
Mit einem schönen Regenbogen,
Da kamen die falschen Juden gegangen,
Die führten einst unsern Herrn Christum gefangen,
Die hohen Bäum' erleuchten sehr,
Die harten Stein' zerknirschten sehr.
Wer dies Gebetlein beten kann,
Der bet's des Tages nur einmal,
Die Seele wird vor Gott bestehn,
Wann wir werden zum Himmel eingehn.
Amen.

Als die Runde uns näher kam, wurde die gute Alte gerührt; ach, sagte sie, es ist heute der sechzehnte Mai, es ist doch alles

einerlei, gerade wie damals, nur haben sie andere Mützen auf, und keine Zöpfe mehr. Thut nichts, wenn's Herz nur gut ist! Der Offizier der Runde blieb bei uns stehen und wollte eben fragen, was wir hier so spät zu schaffen hätten, als ich den Fähnrich Graf Grossinger, einen Bekannten, in ihm erkannte. Ich sagte ihm kurz den ganzen Handel, und er sagte, mit einer Art von Erschütterung: hier haben Sie einen Thaler für die Alte und eine Rose, — die er in der Hand trug — so alte Bauersleute haben Freude an Blumen. Bitten Sie die Alte, Ihnen morgen das Lied in die Feder zu sagen, und bringen Sie mir es. Ich habe lange nach dem Lied getrachtet, aber es nie ganz habhaft werden können. Hiermit schieden wir, denn der Posten der nahgelegenen Hauptwache, bis zu welcher ich ihn über den Platz begleitet hatte, rief Wer da! Er sagte mir noch, daß er die Wache am Schlosse habe, ich solle ihn dort besuchen. Ich ging zu der Alten zurück, und gab ihr die Rose und den Thaler.

Die Rose ergriff sie mit einer rührenden Heftigkeit und befestigte sie sich auf ihren Hut, indem sie mit einer etwas feineren Stimme und fast weinend die Worte sprach:

Rosen die Blumen auf meinem Hut,
Hätt ich viel Geld, das wäre gut,
Rosen und mein Liebchen.

Ich sagte zu ihr: Ei Mütterchen, Ihr seid ja ganz munter geworden, und sie erwiderte:

Munter, munter,
Immer bunter
Immer runder
Oben stund er,
Nun bergunter,
's ist kein Wunder!

Schau' Er, lieber Mensch, ist es nicht gut, daß ich hier sitzen geblieben, es ist alles einerlei, glaub' Er mir; heut sind es siebenzig Jahre, da saß ich hier vor der Thüre, ich war eine flinke Magd und sang gern alle Lieder. Da sang ich auch das Lied vom jüngsten Gericht wie heute, da die Runde vorbei ging, und da warf mir ein Grenadier im Vorübergehn eine Rose in den Schoß, — die Blätter hab' ich noch in meiner Bibel liegen — das war meine erste Bekanntschaft mit meinem seligen Mann. Am andern

Morgen hatte ich die Rose vorgesteckt in der Kirche, und da fand er mich, und es ward bald richtig. Drum hat es mich gar sehr gefreut, daß mir heut wieder eine Rose ward. Es ist ein Zeichen, daß ich zu ihm kommen soll, und darauf freu' ich mich herzlich. Vier Söhne und eine Tochter sind mir gestorben, vorgestern hat mein Enkel seinen Abschied genommen, — Gott helfe ihm und erbarme sich seiner! — und morgen verläßt mich eine andere gute Seele, aber was sag' ich morgen, ist es nicht schon Mitternacht vorbei?

Es ist zwölfe vorüber, erwiderte ich, verwundert über ihre Rede.

Gott gebe ihr Trost und Ruhe die vier Stündlein, die sie noch hat, sagte die Alte und ward still, indem sie die Hände faltete. Ich konnte nicht sprechen, so erschütterten mich ihre Worte und ihr ganzes Wesen. Da sie aber ganz stille blieb und der Thaler des Offiziers noch in ihrer Schürze lag, sagte ich zu ihr: Mutter, steckt den Thaler zu Euch, Ihr könntet ihn verlieren.

Den wollen wir nicht weglegen, den wollen wir meiner Befreundeten schenken in ihrer letzten Not! erwiderte sie, den ersten Thaler nehm' ich morgen wieder mit nach Haus, der gehört meinem Enkel, der soll ihn genießen. Ja seht, es ist immer ein herrlicher Junge gewesen, und hielt etwas auf seinen Leib und auf seine Seele — ach Gott, auf seine Seele! — ich habe gebetet den ganzen Weg, es ist nicht möglich, der liebe Herr läßt ihn gewiß nicht verderben. Unter allen Burschen war er immer der reinlichste und fleißigste in der Schule, aber auf die Ehre war er vor allem ganz erstaunlich. Sein Lieutenant hat auch immer gesprochen: wenn meine Schwadron Ehre im Leibe hat, so sitzt sie bei dem Finkel im Quartier. Er war unter den Ulanen. Als er zum erstenmal aus Frankreich zurück kam, erzählte er allerlei schöne Geschichten, aber immer war von der Ehre dabei die Rede. Sein Vater und sein Stiefbruder waren bei dem Landsturm und kamen oft mit ihm wegen der Ehre in Streit, denn was er zuviel hatte, hatten sie nicht genug. Gott verzeih mir meine schwere Sünde, ich will nicht schlecht von ihnen reden, jeder hat sein Bündel zu tragen: aber meine selige Tochter: seine Mutter hat sich zu Tode gearbeitet bei dem Faulpelz, sie konnte nicht erschwingen, seine Schulden zu tilgen. Der Ulan erzählte

29. Als er ... zurückkam, nach dem ersten Pariser Frieden 1814.

von den Franzosen, und als der Vater und Stiefbruder sie ganz schlecht machen wollten, sagte der Ulan: Vater, das versteht Ihr nicht, sie haben doch viel Ehre im Leibe! da ward der Stiefbruder tückisch und sagte: wie kannst du deinem Vater so viel von der Ehre vorschwatzen? war er doch Unteroffizier im N . . . schen Regiment, und muß es besser als du verstehn, der nur Gemeiner ist. Ja, sagte da der alte Finkel, der nun auch rebellisch ward, das war ich und habe manchen vorlauten Burschen fünfundzwanzig aufgezählt; hätte ich nur Franzosen in der Kompagnie gehabt, die sollten sie noch besser gefühlt haben, mit ihrer Ehre. Die Rede that dem Ulanen gar weh und er sagte: ich will ein Stückchen von einem französischen Unteroffizier erzählen, das gefällt mir besser. Unterm vorigen König sollten auf einmal die Prügel bei der französischen Armee eingeführt werden. Der Befehl des Kriegsministers wurde zu Straßburg bei einer großen Parade bekannt gemacht, und die Truppen hörten in Reih und Glied die Bekanntmachung mit stillem Grimm an. Da aber noch am Schluß der Parade ein Gemeiner einen Exceß machte, wurde sein Unteroffizier vorkommandiert, ihm zwölf Hiebe zu geben. Es wurde ihm mit Strenge befohlen, und er mußte es thun. Als er aber fertig war, nahm er das Gewehr des Mannes, den er geschlagen hatte, stellte es vor sich an die Erde, und drückte mit dem Fuße los, daß ihm die Kugel durch den Kopf fuhr und er tot niedersank. Das wurde an den König berichtet, und der Befehl, Prügel zu geben, ward gleich zurückgenommen; seht, Vater, das war ein Kerl, der Ehre im Leib hatte! Ein Narr war es, sprach der Bruder, — freß deine Ehre, wenn du Hunger hast! brummte der Vater. Da nahm mein Enkel seinen Säbel und ging aus dem Haus und kam zu mir in mein Häuschen, und erzählte mir alles und weinte die bittersten Thränen. Ich konnte ihm nicht helfen; die Geschichte, die er mir auch erzählte, konnte ich zwar nicht ganz verwerfen, aber ich sagte ihm doch immer zuletzt: Gieb Gott allein die Ehre! Ich gab ihm noch den Segen, denn sein Urlaub war am andern Tage aus, und er wollte noch eine Meile umreiten nach dem Orte, wo ein Patgen von mir auf dem Edelhof diente, auf die er gar viel hielt, er wollte einmal mit ihr hausen; — sie werden auch wohl bald zusammen kommen, wenn

13. König, Ludwig XV.

Gott mein Gebet erhört. Er hat seinen Abschied schon genommen, mein Patgen wird ihn heut erhalten, und die Aussteuer hab' ich auch schon beisammen, es soll auf der Hochzeit weiter niemand sein, als ich. Da ward die Alte wieder still und schien zu beten. Ich war in allerlei Gedanken über die Ehre, und ob ein Christ den Tod des Unteroffiziers schön finden dürfe? Ich wollte: es sagte mir einmal einer etwas Hinreichendes darüber.

Als der Wächter Ein Uhr anrief, sagte die Alte: nun habe ich noch zwei Stunden; ei, ist Er noch da, warum geht Er nicht schlafen, Er wird morgen nicht arbeiten können, und mit Seinem Meister Händel kriegen; von welchem Handwerk ist Er denn, mein guter Mensch?

Da wußte ich nicht recht, wie ich es ihr deutlich machen sollte, daß ich ein Schriftsteller sei. Ich bin ein Gestudierter durfte ich nicht sagen, ohne zu lügen. Es ist wunderbar, daß ein Deutscher immer sich ein wenig schämt, zu sagen: er sei ein Schriftsteller; zu Leuten aus den untern Ständen sagt man es am ungernsten, weil diesen gar leicht die Schriftgelehrten und Pharisäer aus der Bibel dabei einfallen. Der Name Schriftsteller ist nicht so eingebürgert bei uns, wie das homme de lettres bei den Franzosen, welche überhaupt als Schriftsteller zünftig sind und in ihren Arbeiten mehr hergebrachtes Gesetz haben, ja bei denen man auch fragt: ou avez vous fait votre Philosophie, wo haben Sie Ihre Philosophie gemacht? wie denn ein Franzose selbst viel mehr von einem gemachten Manne hat. Doch diese nicht deutsche Sitte ist es nicht allein, welche das Wort Schriftsteller so schwer auf der Zunge macht, wenn man am Thore um seinen Charakter gefragt wird, sondern eine gewisse innere Scham hält uns zurück, ein Gefühl, welches jeden befällt, der mit freien und geistigen Gütern, mit unmittelbaren Geschenken des Himmels Handel treibt. Gelehrte brauchen sich weniger zu schämen als Dichter, denn sie haben gewöhnlich Lehrgeld gegeben, sind meist in Ämtern des Staats, spalten an groben Klötzen, oder arbeiten in Schachten, wo viel wilde Wasser auszupumpen sind. Aber ein sogenannter Dichter ist am übelsten daran, weil er meistens aus dem Schulgarten nach dem Parnaß entlaufen, und es ist auch wirklich ein verdächtiges Ding um einen Dichter von Profession, der es nicht nur neben her ist. Man kann sehr leicht zu ihm sagen: mein Herr, ein jeder Mensch hat, wie Hirn, Herz, Magen, Milz, Leber

und dergleichen, auch eine Poesie im Leibe, wer aber eines dieser Glieder überfüttert, verfüttert, oder mästet, und es über alle andre hinüber treibt, ja es gar zum Erwerbzweig macht, der muß sich schämen vor seinem ganzen übrigen Menschen. Einer, der von der Poesie lebt, hat das Gleichgewicht verloren, und eine übergroße Gänseleber, sie mag noch so gut schmecken, setzt doch immer eine kranke Gans voraus. Alle Menschen, welche ihr Brot nicht im Schweiß ihres Angesichts verdienen, müssen sich einigermaßen schämen, und das fühlt einer, der noch nicht ganz in der Tinte war, wenn er sagen soll, er sei ein Schriftsteller. So dachte ich allerlei und besann mich, was ich der Alten sagen sollte, welche, über mein Zögern verwundert, mich anschaute und sprach:

Welch' ein Handwerk Er treibt? frage ich, warum will Er mir's nicht sagen, treibt Er kein ehrlich Handwerk, so greif' Er's noch an, es hat einen goldnen Boden. Er ist doch nicht etwa gar ein Henker oder Spion, der mich ausholen will, meinethalben sei Er wer Er will, sag' Er's, wer Er ist! Wenn Er bei Tage so hier säße, würde ich glauben, Er sei ein Lehnerich, so ein Tagedieb, der sich an die Häuser lehnt, damit er nicht umfällt vor Faulheit.

Da fiel mir ein Wort ein, das mir vielleicht eine Brücke zu ihrem Verständnis schlagen könnte: Liebe Mutter, sagte ich, ich bin ein Schreiber. Nun, sagte sie, das hätte Er gleich sagen sollen; Er ist also ein Mann von der Feder, dazu gehören feine Köpfe und schnelle Finger, und ein gutes Herz, sonst wird einem drauf geklopft. Ein Schreiber ist Er? kann Er mir dann wohl eine Bittschrift aufsetzen an den Herzog, die aber gewiß erhört wird, und nicht bei den vielen andern liegen bleibt?

Eine Bittschrift, liebe Mutter, sprach ich, kann ich Ihr wohl aufsetzen, und ich will mir alle Mühe geben, daß sie recht eindringlich abgefaßt sein soll.

Nun, das ist brav von Ihm, erwiderte sie; Gott lohn' es Ihm, und lasse Ihn älter werden, als mich, und gebe Ihm auch in Seinem Alter einen so geruhigen Mut und eine so schöne Nacht

18. **Lehnerich**, im Grimmschen Wörterbuch nur aus dieser Stelle belegt, „das Wort scheint der Frankfurter Mundart entlehnt". Brentano gebraucht es auch in der Geschichte vom ersten Bärenhäuter, der sich als Lehnerich im Schlaraffenland verdingen wollte. Auf des Teufels Frage, was das sei, erklärt der Landsknecht: „Das ist eine Art guter fauler Leutlein, die sich im Sonnenschein so an die Kirche oder das Rathaus anlehnen, und ein fest Vertrauen auf die Mauer haben."

mit Rosen und Thalern, wie mir, und auch einen Freund, der Ihm eine Bittschrift macht, wenn es Ihm not thut. Aber jetzt gehe Er nach Haus, lieber Freund, und kaufe Er sich einen Bogen Papier und schreibe Er die Bittschrift; ich will hier auf Ihn warten, noch eine Stunde, dann gehe ich zu meiner Pate, Er kann mitgehen, sie wird sich auch freuen an der Bittschrift. Sie hat gewiß ein gut Herz, aber Gottes Gerichte sind wunderbar.

Nach diesen Worten ward die Alte wieder still, senkte den Kopf und schien zu beten. Der Thaler lag noch auf ihrem Schoß. Sie weinte. Liebe Mutter, was fehlt Euch, was thut Euch so weh, Ihr weinet? sprach ich.

Nun warum soll ich denn nicht weinen, ich weine auf den Thaler, ich weine auf die Bittschrift, auf alles weine ich. Aber es hilft nichts, es ist doch alles viel, viel besser auf Erden, als wir Menschen es verdienen, und gallenbittre Thränen sind noch viel zu süße. Sehe Er nur einmal das goldne Kamel da drüben, an der Apotheke, wie doch Gott alles so herrlich und wunderbar geschaffen hat, aber der Mensch erkennt es nicht, und ein solch' Kamel geht eher durch ein Nadelöhr, als ein Reicher in das Himmelreich. — Aber was sitzt Er denn immer da, gehe Er, den Bogen Papier zu kaufen, und bringe Er mir die Bittschrift.

Liebe Mutter, sagte ich, wie kann ich Euch die Bittschrift machen, wenn Ihr mir nicht sagt, was ich hineinschreiben soll.

Das muß ich Ihm sagen? erwiderte sie, dann ist es freilich keine Kunst, und wundre ich mich nicht mehr, daß Er sich einen Schreiber zu nennen schämte, wenn man Ihm alles sagen soll. Nun, ich will mein Mögliches thun. Setz' Er in die Bittschrift, daß zwei Liebende bei einander ruhen sollen und daß sie einen nicht auf die Anatomie bringen sollen, damit man seine Glieder beisammen hat, wenn es heißt: ihr Toten, ihr Toten sollt auferstehn, ihr sollt vor das jüngste Gerichte gehn. Da fing sie wieder bitterlich an zu weinen.

Ich ahnte, ein schweres Leid müsse auf ihr lasten, aber sie fühle bei der Bürde ihrer Jahre nur in einzelnen Momenten sich schmerzlich gerührt. Sie weinte ohne zu klagen, ihre Worte waren immer gleich ruhig und kalt. Ich bat sie nochmals, mir die ganze Veranlassung zu ihrer Reise in die Stadt zu erzählen, und sie sprach:

20. Himmelreich, Matthias 19, 24: Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme.

Mein Enkel, der Ulan, von dem ich Ihm erzählte, hatte doch mein Patgen sehr lieb, wie ich Ihm vorher sagte, und sprach der schönen Annerl, wie die Leute sie ihres glatten Spiegels wegen nannten, immer von der Ehre vor, und sagte ihr immer, sie solle auf ihre Ehre halten, und auch auf seine Ehre. Da kriegte dann das Mädchen etwas ganz Apartes in ihr Gesicht und ihre Kleidung von der Ehre, sie war feiner und manierlicher, als alle andere Dirnen. Alles saß ihr knapper am Leibe und wenn sie ein Bursche einmal ein wenig derb beim Tanze anfaßte oder sie etwa höher als den Steg der Baßgeige schwang, so konnte sie bitterlich darüber bei mir weinen, und sprach dabei immer: es sei wider ihre Ehre. Ach, das Annerl ist ein eignes Mädchen immer gewesen, manchmal, wenn kein Mensch es sich versah, fuhr sie mit beiden Händen nach ihrer Schürze und riß sie sich vom Leibe, als ob Feuer drin sei, und dann fing sie gleich entsetzlich an zu weinen; aber das hat seine Ursache, es hat sie mit Zähnen hingerissen, der Feind ruht nicht. Wäre das Kind nur nicht stets so hinter der Ehre her gewesen, und hätte sich lieber an unsern lieben Gott gehalten, hätte ihn nie von sich gelassen, in aller Not, und hätte seinetwillen Schande und Verachtung ertragen, statt ihrer Menschenehre. Der Herr hätte sich gewiß erbarmt, und wird es auch noch, ach, sie kommen gewiß zusammen, Gottes Wille geschehe!

Der Ulan stand wieder in Frankreich, er hatte lange nicht geschrieben, und wir glaubten ihn fast tot und weinten oft um ihn. Er war aber im Hospital an einer schweren Blessur krank gelegen und als er wieder zu seinen Kameraden kam, und zum Unteroffizier ernannt wurde, fiel ihm ein, daß ihm vor zwei Jahren sein Stiefbruder so übers Maul gefahren: er sei nur Gemeiner und der Vater Korporal, und dann die Geschichte von dem französischen Unteroffizier und wie er seinem Annerl von der Ehre so viel geredet, als er Abschied genommen. Da verlor er seine Ruhe und kriegte das Heimweh und sagte zu seinem Rittmeister, der ihn um sein Leid fragte: ach, Herr Rittmeister, es ist, als ob es mich mit den Zähnen nach Hause zöge. Da ließen sie ihn heimreiten mit seinem Pferd, denn alle seine Offiziere trauten ihm. Er kriegte auf drei Monate Urlaub und sollte mit der Remonte wieder zurück kommen. Er eilte so sehr er konnte, ohne seinem

23. **wieder**, der Krieg nach Napoleons Rückkehr von Elba.

Pferde wehe zu thun, welches er besser pflegte, als jemals, weil es ihm war anvertraut worden. An einem Tage trieb es ihn ganz entsetzlich, nach Hause zu eilen, es war der Tag vor dem Sterbetage seiner Mutter, und es war ihm immer als laufe sie vor seinem Pferde her, und riefe: Kasper, thue mir eine Ehre an! Ach, ich saß an diesem Tage auf ihrem Grabe ganz allein, und dachte auch, wenn Kasper doch bei mir wäre, ich hatte Blümelein Vergiß nicht mein in einen Kranz gebunden und an das eingesunkene Kreuz gehängt, und maß mir den Platz umher aus, und dachte: hier will ich liegen, und da soll Kasper liegen, wenn ihm Gott sein Grab in der Heimat schenkt, daß wir fein beisammen sind, wenn's heißt: Ihr Toten, ihr Toten sollt auferstehn, ihr sollt zum jüngsten Gerichte gehn! Aber Kasper kam nicht, ich wußte auch nicht, daß er so nahe war und wohl hätte kommen können. Es trieb ihn auch gar sehr zu eilen, denn er hatte wohl oft an diesen Tag in Frankreich gedacht, und hatte einen kleinen Kranz von schönen Goldblumen von daher mitgebracht, um das Grab seiner Mutter zu schmücken, und auch einen Kranz für Annerl, den sollte sie sich bis zu ihrem Ehrentage bewahren. —

Hier ward die Alte still und schüttelte mit dem Kopf; als ich aber die letzten Worte wiederholte: den sollte sie sich bis zu ihrem Ehrentag bewahren, — fuhr sie fort: wer weiß, ob ich es nicht erflehen kann, ach, wenn ich den Herzog nur wecken dürfte! — Wozu, fragte ich, welch' Anliegen habt Ihr denn, Mutter? da sagte sie ernst: O, was läge am ganzen Leben, wenn's kein End' nähme, was läge am Leben, wenn es nicht ewig wäre! und fuhr dann in ihrer Erzählung fort.

Kasper wäre noch recht gut zu Mittag in unserm Dorfe angekommen, aber morgens hatte ihm sein Wirt im Stalle gezeigt, daß sein Pferd gedrückt sei, und dabei gesagt: mein Freund, das macht dem Reiter keine Ehre. Das Wort hatte Kasper tief empfunden, er legte deswegen den Sattel hohl und leicht auf, that alles, ihm die Wunde zu heilen, und setzte seine Reise, das Pferd am Zügel führend, zu Fuße fort. So kam er am späten Abend bis an eine Mühle, eine Meile von unserm Dorf, und weil er den Müller als einen alten Freund seines Vaters kannte, sprach er bei ihm ein, und wurde wie ein recht lieber Gast aus der Fremde empfangen. Kasper zog sein Pferd in den Stall, legte den Sattel und sein Felleisen in einen Winkel, und ging nun zu

dem Müller in die Stube. Da fragte er dann nach den Seinigen, und hörte, daß ich alte Großmutter noch lebe, und daß sein Vater und sein Stiefbruder gesund seien und daß es recht gut mit ihnen gehe; sie wären erst gestern mit Getreide auf der Mühle gewesen, sein Vater habe sich auf den Roß- und Ochsenhandel gelegt und gedeihe dabei recht gut, auch halte er jetzt etwas auf seine Ehre, und gehe nicht mehr so zerrissen umher. Darüber war der gute Kasper nun herzlich froh, und da er nach der schönen Annerl fragte, sagte ihm der Müller: er kenne sie nicht, aber wenn es die sei, die auf dem Rosenhof gedient habe, die hätte sich, wie er gehört, in der Hauptstadt vermietet, weil sie da eher etwas lernen könne und mehr Ehre dabei sei; so habe er vor einem Jahre von dem Knecht auf dem Rosenhof gehört. Das freute den Kasper auch; wenn es ihm gleich leid that, daß er sie nicht gleich sehen sollte, so hoffte er sie doch in der Hauptstadt bald recht fein und schmuck zu finden, daß es ihm, als einem Unteroffizier, auch eine rechte Ehre sei, mit ihr am Sonntag spazieren zu gehn. Nun erzählte er dem Müller noch mancherlei aus Frankreich, sie aßen und tranken mit einander, er half ihm Korn aufschütten, und dann brachte ihn der Müller in die Oberstube zu Bett, und legte sich selbst unten auf einigen Säcken zur Ruhe. Das Geklapper der Mühle und die Sehnsucht nach der Heimat ließen den guten Kasper, wenn er gleich sehr müde war, nicht fest einschlafen. Er war sehr unruhig und dachte an seine selige Mutter und an das schöne Annerl, und an die Ehre, die ihm bevorstehe, wenn er als Unteroffizier vor die Seinigen treten würde. So entschlummerte er endlich leis' und wurde von ängstlichen Träumen oft aufgeschreckt, es war ihm mehrmals: als träte seine selige Mutter zu ihm und bäte ihn händeringend um Hilfe, dann war es ihm, als sei er gestorben und würde begraben, gehe aber selbst zu Fuße als Toter mit zu Grabe, und schön Annerl gehe ihm zur Seite; er weine heftig, daß ihn seine Kameraden nicht begleiteten, und da er auf den Kirchhof komme, sei sein Grab neben dem seiner Mutter; und Annerls Grab sei auch dabei, und er gebe Annerl das Kränzlein, das er ihr mitgebracht und hänge das der Mutter an ihr Grab und dann habe er sich umgeschaut und niemand mehr gesehen als mich, und die Annerl die habe einer an der Schürze ins Grab gerissen, und er sei dann auch ins Grab gestiegen, und habe gesagt: Ist denn niemand hier, der mir die letzte Ehre anthut, und mir ins Grab schießen

will als einem braven Soldaten, und da habe er sein Pistol gezogen und sich selbst ins Grab geschossen. Über den Schuß wachte er mit großem Schrecken auf, denn es war ihm als klirrten die Fenster davon; er sah um sich in der Stube, da hörte er noch einen Schuß fallen, und hörte Getöse in der Mühle und Geschrei durch das Geklapper. Er sprang aus dem Bett, und griff nach seinem Säbel; in dem Augenblick ging seine Thüre auf, und er sah beim Vollmondschein zwei Männer mit berußten Gesichtern mit Knütteln auf sich zustürzen, aber er setzte sich zur Wehre, und hieb den einen über den Arm, und so entflohen beide, indem sie die Thür, welche nach außen aufging und einen Riegel draußen hatte, hinter sich verriegelten. Kasper versuchte umsonst, ihnen nachzukommen, endlich gelang es ihm, eine Tafel in der Thür einzutreten. Er eilte durch das Loch die Treppe hinunter, und hörte das Wehgeschrei des Müllers, den er geknebelt zwischen den Kornsäcken liegend fand. Kasper band ihn los, und eilte dann gleich in den Stall, nach seinem Pferde und Felleisen, aber beides war geraubt. Mit großem Jammer eilte er in die Mühle zurück und klagte dem Müller sein Unglück, daß ihm all sein Hab und Gut, und das ihm anvertraute Pferd gestohlen sei, über welches letztere er sich gar nicht zufrieden geben konnte. Der Müller aber stand mit einem vollen Geldsack vor ihm, er hatte ihn in der Oberstube aus dem Schranke geholt und sagte zu dem Ulan: Lieber Kasper, sei Er zufrieden, ich verdanke Ihm die Rettung meines Vermögens; auf diesen Sack, der oben in Seiner Stube lag, hatten es die Räuber gemünzt, und Seiner Verteidigung danke ich alles, mir ist nichts gestohlen; die Sein Pferd und Sein Felleisen im Stall fanden, müssen ausgestellte Diebeswachen gewesen sein, sie zeigten durch die Schüsse an, daß Gefahr da sei, weil sie wahrscheinlich am Sattelzeug erkannten, daß ein Kavallerist im Hause herberge. Nun soll Er meinethalben keine Not haben, ich will mir alle Mühe geben und kein Geld sparen, Ihm Seinen Gaul wieder zu finden, und finde ich ihn nicht, so will ich Ihm einen kaufen, so teuer er sein mag. Kasper sagte: geschenkt nehme ich nichts, das ist gegen meine Ehre, aber wenn Er mir im Notfall siebzig Thaler vorschießen will, so kriegt er meine Verschreibung, ich schaffe sie in zwei Jahren wieder. Hierüber wurden sie einig, und der Ulan trennte sich von ihm, um nach seinem Dorfe zu eilen, wo auch ein Gerichtshalter der umliegenden Edelleute wohnt,

bei dem er die Sache berichten wollte. Der Müller blieb zurück, um seine Frau und seinen Sohn zu erwarten, welche auf einem Dorfe in der Nähe bei einer Hochzeit waren. Dann wollte er dem Ulanen nachkommen, und die Anzeige vor Gericht auch machen.

Er kann sich denken, lieber Herr Schreiber, mit welcher Betrübnis der arme Kasper den Weg nach unserm Dorfe eilte, zu Fuß und arm, wo er hatte stolz einreiten wollen; einundfunfzig Thaler, die er erbeutet hatte, sein Patent als Unteroffizier, sein Urlaub, und die Kränze auf seiner Mutter Grab und für die schöne Annerl waren ihm gestohlen. Es war ihm ganz verzweifelt zu Mute, und so kam er um ein Uhr in der Nacht in seiner Heimat an, und pochte gleich an der Thür des Gerichtshalters, dessen Haus das erste vor dem Dorfe ist. Er ward eingelassen und machte seine Anzeige und gab alles an, was ihm geraubt worden war. Der Gerichtshalter trug ihm auf, er solle gleich zu seinem Vater gehn, welches der einzige Bauer im Dorfe sei, der Pferde habe, und solle mit diesem und seinem Bruder in der Gegend herum patrouillieren, ob er vielleicht den Räubern auf die Spur komme, indessen wolle er andre Leute zu Fuß aussenden, und den Müller, wenn er komme, um die weiteren Umstände vernehmen. Kasper ging nun von dem Gerichtshalter weg, nach dem väterlichen Hause; da er aber an meiner Hütte vorüber mußte, und durch das Fenster hörte: daß ich ein geistliches Lied sang, wie ich denn vor Gedanken an seine selige Mutter nicht schlafen konnte, so pochte er an und sagte: Gelobt sei Jesus Christus, liebe Großmutter, Kasper ist hier. Ach! wie fuhren mir die Worte durch Mark und Bein, ich stürzte an das Fenster, öffnete es und küßte und drückte ihn mit unendlichen Thränen. Er erzählte mir sein Unglück mit großer Eile und sagte, welchen Auftrag er an seinen Vater vom Gerichtshalter habe, er müsse drum jetzt gleich hin, um den Dieben nach zu setzen, denn seine Ehre hänge davon ab, daß er sein Pferd wieder erhalte.

Ich weiß nicht, aber das Wort Ehre fuhr mir recht durch alle Glieder, denn ich wußte schwere Gerichte, die ihm bevorstanden. Thue deine Pflicht, und gieb Gott allein die Ehre, sagte ich; und er eilte von mir nach Finkels Hof, der am andern Ende des Dorfs liegt. Ich sank, als er fort war, auf die Kniee, und betete zu Gott, er möge ihn doch in seinen Schutz nehmen, ach, ich betete

mit einer Angst wie niemals, und mußte dabei immer sagen: Herr, dein Wille geschehe wie im Himmel so auf Erden.

Der Kasper lief zu seinem Vater mit einer entsetzlichen Angst. Er stieg hinten über den Gartenzaun, er hörte die Plumpe gehen, er hörte im Stall wiehern, das fuhr ihm durch die Seele; er stand still, er sah im Mondschein, daß zwei Männer sich wuschen, es wollte ihm das Herz brechen; der eine sprach: das verfluchte Zeug geht nicht herunter, da sagte der andre: komm erst in den Stall, dem Gaul den Schwanz abzuschlagen und die Mähnen zu verschneiden. Hast du das Felleisen auch tief genug unterm Mist begraben? Ja, sagte der andre. Da gingen sie nach dem Stall, und Kasper, vor Jammer wie ein Rasender, sprang hervor und schloß die Stallthür hinter ihnen und schrie: Im Namen des Herzogs! ergebt euch, wer sich widersetzt, den schieße ich nieder! Ach, da hatte er seinen Vater und seinen Stiefbruder als die Räuber seines Pferdes gefangen. Meine Ehre, meine Ehre ist verloren! schrie er, ich bin der Sohn eines ehrlosen Diebes. Als die beiden im Stall diese Worte hörten, ist ihnen bös zu Mute geworden; sie schrieen: Kasper! lieber Kasper, um Gotteswillen, bringe uns nicht ins Elend. Kasper, du sollst ja alles wieder haben, um deiner seligen Mutter willen, deren Sterbetag heute ist, erbarme dich deines Vaters und Bruders. Kasper aber war wie verzweifelt, er schrie nur immer: meine Ehre, meine Pflicht! und da sie nun mit Gewalt die Thüre erbrechen wollten, und ein Fach in der Lehmwand einstießen, um zu entkommen, schoß er ein Pistol in die Luft, und schrie: Hilfe, Hilfe, Diebe, Hilfe! Die Bauern, von dem Gerichtshalter erweckt, welche schon herannahten, um sich über die verschiedenen Wege zu bereden, auf denen sie die Einbrecher in die Mühle verfolgen wollten, stürzten auf den Schuß und das Geschrei ins Haus. Der alte Finkel flehte immer noch, der Sohn solle ihm die Thür öffnen, der aber sagte: ich bin ein Soldat und muß der Gerechtigkeit dienen. Da traten der Gerichtshalter und die Bauern heran. Kasper sagte: Um Gottes Barmherzigkeit willen, Herr Gerichtshalter, mein Vater, mein Bruder sind selbst die Diebe, o daß ich nie geboren wäre! hier im Stall hab' ich sie gefangen, mein Felleisen liegt im Miste vergraben. Da sprangen die Bauern in den Stall und banden den alten Finkel und seinen Sohn und schleppten sie in ihre Stube. Kasper aber grub das Felleisen hervor und nahm die

zwei Kränze heraus, und ging nicht in die Stube, er ging nach dem Kirchhofe an das Grab seiner Mutter. Der Tag war angebrochen: ich war auf der Wiese gewesen, und hatte für mich und für Kasper zwei Kränze von Blümelein Vergiß nicht mein geflochten, ich dachte: er soll mit mir das Grab seiner Mutter schmücken, wenn er von seinem Ritt zurück kommt. Da hörte ich allerlei ungewohnten Lärm im Dorf, und weil ich das Getümmel nicht mag, und am liebsten allein bin, so ging ich ums Dorf herum nach dem Kirchhof. Da fiel ein Schuß, ich sah den Dampf in die Höhe steigen, ich eilte auf den Kirchhof, o du lieber Heiland! erbarme dich sein. Kasper lag tot auf dem Grabe seiner Mutter, er hatte sich die Kugel durch das Herz geschossen, auf welches er sich das Kränzlein, das er für schön Annerl mitgebracht, am Knopfe befestigt hatte, durch diesen Kranz hatte er sich ins Herz geschossen. Den Kranz für die Mutter hatte er schon an das Kreuz befestigt. Ich meinte, die Erde thäte sich unter mir auf bei dem Anblick, ich stürzte über ihn hin und schrie immer: Kasper, o du unglückseliger Mensch, was hast du gethan? ach, wer hat dir denn dein Elend erzählt, o, warum habe ich dich von mir gelassen, ehe ich dir alles gesagt, Gott, was wird dein armer Vater, dein Bruder sagen, wenn sie dich so finden. Ich wußte nicht, daß er sich wegen diesen das Leid angethan, ich glaubte, es habe eine ganz andere Ursache. Da kam es noch ärger; der Gerichtshalter und die Bauern brachten den alten Finkel und seinen Sohn mit Stricken gebunden, der Jammer erstickte mir die Stimme in der Kehle, ich konnte kein Wort sprechen; der Gerichtshalter fragte mich, ob ich meinen Enkel nicht gesehn? Ich zeigte hin, wo er lag, er trat zu ihm, er glaubte, er weine auf dem Grabe, er schüttelte ihn, da sah er das Blut niederstürzen. Jesus Marie! rief er aus, der Kasper hat Hand an sich gelegt. Da sahen die beiden Gefangenen sich schrecklich an; man nahm den Leib des Kaspers und trug ihn neben ihnen her nach dem Hause des Gerichtshalters, es war ein Wehgeschrei im ganzen Dorfe, die Bauerweiber führten mich nach. Ach, das war wohl der schrecklichste Weg in meinem Leben!

Da ward die Alte wieder still und ich sagte zu ihr: Liebe Mutter, Euer Leid ist entsetzlich, aber Gott hat Euch auch recht lieb; die er am härtesten schlägt, sind seine liebsten Kinder. Sagt mir nun, liebe Mutter, was Euch bewogen hat, den

weiten Weg hieher zu gehen, und um was Ihr die Bittschrift einreichen wollt?

Ei, das kann Er sich doch wohl denken, fuhr sie ganz ruhig fort, um ein ehrliches Grab für Kasper und die schöne Annerl, der ich das Kränzlein zu ihrem Ehrentag mitbringe, es ist ganz mit Kaspers Blut überlaufen, seh' Er einmal.

Da zog sie einen kleinen Kranz von Flittergold aus ihrem Bündel und zeigte ihn mir; ich konnte bei dem anbrechenden Tage sehen, daß er vom Pulver geschwärzt und mit Blut besprengt war. Ich war ganz zerrissen von dem Unglück der guten Alten, und die Größe und Festigkeit, womit sie es trug, erfüllte mich mit Verehrung. Ach, liebe Mutter, sagte ich: wie werdet Ihr der armen Annerl aber ihr Elend beibringen, daß sie nicht gleich vor Schrecken tot niedersinkt, und was ist denn das für ein Ehrentag, zu welchem Ihr dem Annerl den traurigen Kranz bringet?

Lieber Mensch, sprach sie, komme Er nur mit, Er kann mich zu ihr begleiten, ich kann doch nicht geschwind fort, so werden wir sie gerade zu rechter Zeit noch finden. Ich will Ihm unterwegs noch alles erzählen.

Nun stand sie auf, und betete ihren Morgensegen ganz ruhig, und brachte ihre Kleider in Ordnung, und ihren Bündel hängte sie dann an meinen Arm; es war zwei Uhr des Morgens, der Tag graute und wir wandelten durch die stillen Gassen.

Seh Er, erzählte die Alte fort, als der Finkel und sein Sohn eingesperrt waren, mußte ich zum Gerichtshalter auf die Gerichtsstube; der tote Kasper wurde auf einen Tisch gelegt und mit seinem Ulanenmantel bedeckt herein getragen, und nun mußte ich alles dem Gerichtshalter sagen, was ich von ihm wußte und was er mir heute morgen durch das Fenster gesagt hatte. Das schrieb er alles auf sein Papier nieder, das vor ihm lag; dann sah er die Schreibtafel durch, die sie bei Kasper gefunden; da standen mancherlei Rechnungen drin, einige Geschichten von der Ehre und auch die von dem französischen Unteroffizier, und hinter ihr war mit Bleistift etwas geschrieben. Da gab mir die Alte die Brieftasche und ich las folgende letzte Worte des unglücklichen Kaspers: Auch ich kann meine Schande nicht überleben; mein Vater und mein Bruder sind Diebe, sie haben mich selbst bestohlen; mein Herz brach mir, aber ich mußte sie gefangen nehmen und den Gerichten übergeben, denn ich bin ein Soldat meines Fürsten,

und meine Ehre erlaubt mir keine Schonung. Ich habe meinen Vater und Bruder der Rache übergeben um der Ehre willen; ach! bitte doch jedermann für mich, daß man mir hier, wo ich gefallen bin, ein ehrliches Grab neben meiner Mutter vergönne. Das Kränzlein, durch welches ich mich geschossen, soll die Großmutter der schönen Annerl schicken und sie von mir grüßen, ach! sie thut mir leid durch Mark und Bein, aber sie soll doch den Sohn eines Diebes nicht heiraten, denn sie hat immer viel auf Ehre gehalten. Liebe schöne Annerl, mögest du nicht so sehr erschrecken über mich, gieb dich zufrieden, und wenn du mir jemals ein wenig gut warst, so rede nicht schlecht von mir. Ich kann ja nichts für meine Schande! Ich hatte mir so viele Mühe gegeben, in Ehren zu bleiben mein Leben lang, ich war schon Unteroffizier und hatte den besten Ruf bei der Schwadron, ich wäre gewiß noch einmal Offizier geworden, und Annerl, dich hätte ich doch nicht verlassen, und hätte keine Vornehmere gefreit — aber der Sohn eines Diebes, der seinen Vater aus Ehre selbst fangen und richten lassen muß, kann seine Schande nicht überleben. Annerl, liebes Annerl, nimm doch ja das Kränzlein, ich bin dir immer treu gewesen, so Gott mir gnädig sei! Ich gebe dir nun deine Freiheit wieder, aber thue mir die Ehre, und heirate nie einen, der schlechter wäre, als ich; und wenn du kannst, so bitte für mich: daß ich ein ehrliches Grab neben meiner Mutter erhalte, und wenn du hier in unserm Orte sterben solltest, so lasse dich auch bei uns begraben; die gute Großmutter wird auch zu uns kommen, da sind wir alle beisammen. Ich habe funfzig Thaler in meinem Felleisen, die sollen auf Interessen gelegt werden für dein erstes Kind. Meine silberne Uhr soll der Herr Pfarrer haben, wenn ich ehrlich begraben werde. Mein Pferd, die Uniform und Waffen gehören dem Herzog, diese meine Brieftasche gehört dein. Adies, herztausender Schatz, Adies, liebe Großmutter, betet für mich und lebt alle wohl — Gott erbarme sich meiner — ach, meine Verzweiflung ist groß!

Ich konnte diese letzten Worte eines gewiß edeln unglücklichen Menschen nicht ohne bittere Thränen lesen. — Der Kasper muß ein gar guter Mensch gewesen sein, liebe Mutter, sagte ich zu der Alten, welche nach diesen Worten stehen blieb und meine Hand drückte und mit tief bewegter Stimme sagte: Ja, es war der beste Mensch auf der Welt. Aber die letzten Worte von der

Verzweiflung hätte er nicht schreiben sollen, die bringen ihn um sein ehrliches Grab, die bringen ihn auf die Anatomie. Ach, lieber Schreiber, wenn Er hierin nur helfen könnte.

Wie so, liebe Mutter? fragte ich, was können diese letzten Worte dazu beitragen? Ja gewiß, erwiderte sie, der Gerichtshalter hat es mir selbst gesagt. Es ist ein Befehl an alle Gerichte ergangen, daß nur die Selbstmörder aus Melancholie ehrlich sollen begraben werden, alle aber, die aus Verzweiflung Hand an sich gelegt, sollen auf die Anatomie, und der Gerichtshalter hat mir gesagt, daß er den Kasper, weil er selbst seine Verzweiflung eingestanden, auf die Anatomie schicken müsse.

Das ist ein wunderlich Gesetz, sagte ich, denn man könnte wohl bei jedem Selbstmörder einen Prozeß anstellen: ob er aus Melancholie oder Verzweiflung entstanden, der so lange dauern müßte, daß der Richter und die Advokaten drüber in Melancholie und Verzweiflung fielen, und auf die Anatomie kämen. Aber seid nur getröstet, liebe Mutter, unser Herzog ist ein so guter Herr, wenn er die ganze Sache hört, wird er dem armen Kasper gewiß sein Plätzchen neben der Mutter vergönnen.

Das gebe Gott! erwiderte die Alte, sehe Er nun, lieber Mensch, als der Gerichtshalter alles zu Papier gebracht hatte, gab er mir die Brieftasche und den Kranz für die schöne Annerl, und so bin ich dann gestern hierher gelaufen, damit ich ihr an ihrem Ehrentag den Trost noch mit auf den Weg geben kann. — Der Kasper ist zu rechter Zeit gestorben, hätte er alles gewußt, er wäre närrisch geworden vor Betrübnis.

Was ist es denn nun mit der schönen Annerl? fragte ich die Alte, bald sagt Ihr: sie habe nur noch wenige Stunden, bald sprecht Ihr von ihrem Ehrentag, und sie werde Trost gewinnen durch Eure traurige Nachricht; sagt mir doch alles heraus, will sie Hochzeit halten mit einem andern, ist sie tot, krank? Ich muß alles wissen, damit ich es in die Bittschrift setzen kann.

Da erwiderte die Alte: Ach, lieber Schreiber, es ist nun so, Gottes Wille geschehe! sehe Er, als Kasper kam, war ich doch nicht recht froh, als Kasper sich das Leben nahm, war ich doch nicht recht traurig, ich hätte es nicht überleben können, wenn Gott sich meiner nicht erbarmt gehabt hätte mit größerem Leid Ja, ich sage Ihm: es war mir ein Stein vor das Herz gelegt, wie ein Eisbrecher, und alle die Schmerzen, die wie Grundeis gegen

mich stürzten und mir das Herz gewiß abgestoßen hätten, die zerbrachen an diesem Stein und trieben kalt vorüber. Ich will Ihm etwas erzählen, das ist betrübt:

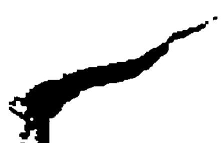
Als mein Patgen, die schöne Annerl, ihre Mutter verlor, die eine Base von mir war und sieben Meilen von uns wohnte, war ich bei der kranken Frau. Sie war die Witwe eines armen Bauern, und hatte in ihrer Jugend einen Jäger lieb gehabt, ihn aber wegen seines wilden Lebens nicht genommen. Der Jäger war endlich in solch Elend gekommen, daß er auf Tod und Leben wegen eines Mordes gefangen saß. Das erfuhr meine Base auf ihrem Krankenlager und es that ihr so weh, daß sie täglich schlimmer wurde und endlich in ihrer Todesstunde, als sie mir die liebe schöne Annerl als mein Patgen übergab, und Abschied von mir nahm, noch in den letzten Augenblicken zu mir sagte: Liebe Anne Margret, wenn du durch das Städtchen kömmst, wo der arme Jürge gefangen liegt, so lasse ihm sagen durch den Gefangenwärter, daß ich ihn bitte auf meinem Todesbett: er solle sich zu Gott bekehren, und daß ich herzlich für ihn gebetet habe in meiner letzten Stunde und daß ich ihn schön grüßen lasse. — Bald nach diesen Worten starb die gute Base, und als sie begraben war, nahm ich die kleine Annerl, die drei Jahr alt war, auf den Arm und ging mit ihr nach Haus.

Vor dem Städtchen, durch das ich mußte, kam ich an der Scharfrichterei vorüber, und weil der Meister berühmt war als ein Viehdoktor, sollte ich einige Arznei mitnehmen für unsern Schulzen. Ich trat in die Stube und sagte dem Meister, was ich wollte, und er antwortete, daß ich ihm auf den Boden folgen solle, wo er die Kräuter liegen habe, und ihm helfen aussuchen. Ich ließ Annerl in der Stube und folgte ihm. Als wir zurück in die Stube traten, stand Annerl vor einem kleinen Schranke, der an der Wand befestigt war, und sprach: Großmutter, da ist eine Maus drin, hört, wie es klappert, da ist eine Maus drin!

Auf diese Rede des Kindes machte der Meister ein sehr ernsthaftes Gesicht, riß den Schrank auf und sprach: Gott sei uns gnädig! denn er sah sein Richtschwert, das allein in dem Schranke an einem Nagel hing, hin und her wanken. Er nahm das Schwert herunter und mir schauderte. Liebe Frau, sagte er, wenn Ihr das kleine liebe Annerl lieb habt, so erschreckt nicht, wenn ich ihm mit meinem Schwert, rings um das Hälschen, die

Haut ein wenig aufritze; denn das Schwert hat vor ihm gewankt, es hat nach seinem Blut verlangt, und wenn ich ihm den Hals damit nicht ritze, so steht dem Kinde groß Elend im Leben bevor. Da faßte er das Kind, welches entsetzlich zu schreien begann, ich schrie auch und riß das Annerl zurück Indem trat der Bürgermeister des Städtchens herein, der von der Jagd kam und dem Richter einen kranken Hund zur Heilung bringen wollte. Er fragte nach der Ursache des Geschreis, Annerl schrie: er will mich umbringen; ich war außer mir vor Entsetzen. Der Richter erzählte dem Bürgermeister das Ereignis. Dieser verwies ihm seinen Aberglauben, wie er es nannte, heftig und unter scharfen Drohungen; der Richter blieb ganz ruhig dabei und sprach: so haben's meine Väter gehalten, so halt' ich's. Da sprach der Bürgermeister: Meister Franz, wenn Ihr glaubtet, Euer Schwert habe sich gerührt, weil ich Euch hiermit anzeige: daß morgen früh um sechs Uhr der Jäger Jürge von Euch soll geköpft werden, so wollt' ich es noch verzeihen; aber daß Ihr daraus etwas auf dies liebe Kind schließen wollt, das ist unvernünftig und toll, es könnte so etwas einen Menschen in Verzweiflung bringen, wenn man es ihm später in seinem Alter sagte, daß es ihm in seiner Jugend geschehen sei. Man soll keinen Menschen in Versuchung führen. — Aber auch keines Richters Schwert, sagte Meister Franz vor sich, und hing sein Schwert wieder in den Schrank. Nun küßte der Bürgermeister das Annerl und gab ihm eine Semmel aus seiner Jagdtasche und da er mich gefragt, wer ich sei, wo ich herkomme und hin wolle? und ich ihm den Tod meiner Base erzählt hatte, und auch den Auftrag an den Jäger Jürge, sagte er mir: Ihr sollt ihn ausrichten, ich will Euch selbst zu ihm führen; er hat ein hartes Herz, vielleicht wird ihn das Andenken einer guten Sterbenden in seinen letzten Stunden rühren. Da nahm der gute Herr mich und Annerl auf seinen Wagen, der vor der Thür hielt und fuhr mit uns in das Städtchen hinein.

Er hieß mich zu seiner Köchin gehn; da kriegten wir gutes Essen, und gegen Abend ging er mit mir zu dem armen Sünder; und als ich dem die letzten Worte meiner Base erzählte, fing er bitterlich an zu weinen, und schrie: Ach Gott! wenn sie mein Weib geworden, wäre es nicht so weit mit mir gekommen. Dann begehrte er, man solle den Herrn Pfarrer doch noch einmal zu ihm bitten, er wolle mit ihm beten. Das versprach ihm der



Bürgermeister, und lobte ihn wegen seiner Sinnesveränderung und fragte ihn: ob er vor seinem Tode noch einen Wunsch hätte, den er ihm erfüllen könne. Da sagte der Jäger Jürge: Ach, bittet hier die gute alte Mutter, daß sie doch morgen mit dem Töchterlein ihrer seligen Base bei meinem Rechte zugegen sein mögen, das wird mir das Herz stärken in meiner letzten Stunde. Da bat mich der Bürgermeister, und so graulich es mir war, so konnte ich es dem armen elenden Menschen nicht abschlagen. Ich mußte ihm die Hand geben und es ihm feierlich versprechen und er sank weinend auf das Stroh. Der Bürgermeister ging dann mit mir zu seinem Freunde, dem Pfarrer, dem ich nochmals alles erzählen mußte, ehe er sich ins Gefängnis begab.

Die Nacht mußte ich mit dem Kinde in des Bürgermeisters Haus schlafen, und am andern Morgen ging ich den schweren Gang zu der Hinrichtung des Jägers Jürge. Ich stand neben dem Bürgermeister im Kreis, und sah wie er das Stäblein brach; da hielt der Jäger Jürge noch eine schöne Rede und alle Leute weinten, und er sah mich und die kleine Annerl, die vor mir stand, gar beweglich an, und dann küßte er den Meister Franz, der Pfarrer betete mit ihm, die Augen wurden ihm verbunden, und er kniete nieder. Da gab ihm der Richter den Todesstreich. Jesus, Maria, Joseph! schrie ich aus; denn der Kopf des Jürgen flog gegen Annerl zu und biß mit seinen Zähnen dem Kinde in sein Röckchen, das ganz entsetzlich schrie; ich riß meine Schürze vom Leibe und warf sie über den scheußlichen Kopf und Meister Franz eilte herbei, riß ihn los, und sprach: Mutter, Mutter, was habe ich heut Morgen gesagt; ich kenne mein Schwert, es ist lebendig! — Ich war niedergesunken vor Schreck, das Annerl schrie entsetzlich. Der Bürgermeister war ganz bestürzt und ließ mich und das Kind nach seinem Hause fahren; da schenkte mir seine Frau andre Kleider für mich und das Kind, und Nachmittag schenkte uns der Bürgermeister noch Geld, und viele Leute des Städtchens auch, die Annerl sehen wollten, so daß ich an zwanzig Thaler und viele Kleider für sie bekam. Am Abend kam der Pfarrer ins Haus und redete mir lange zu: daß ich das Annerl nur recht in der Gottesfurcht erziehen sollte, und auf alle die betrübten Zeichen gar nichts geben, das seien nur Schlingen des Satans, die man verachten müsse; und dann schenkte er mir noch eine schöne Bibel für das Annerl, die sie noch hat, und dann

ließ uns der gute Bürgermeister, am andern Morgen, noch an drei Meilen weit nach Haus fahren. Ach du mein Gott, und alles ist doch eingetroffen! sagte die Alte und schwieg.

Eine schauerliche Ahnung ergriff mich, die Erzählung der Alten hatte mich ganz zermalmt. Um Gottes willen, Mutter, rief ich aus, was ist es mit der armen Annerl geworden, ist denn gar nicht zu helfen?

Es hat sie mit den Zähnen dazu gerissen, sagte die Alte, heut wird sie gerichtet; aber sie hat es in der Verzweiflung gethan, die Ehre, die Ehre lag ihr im Sinn; sie war zu Schanden gekommen aus Ehrsucht, sie wurde verführt von einem Vornehmen, er hat sie sitzen lassen, sie hat ihr Kind erstickt in derselben Schürze, die ich damals über den Kopf des Jägers Jürge warf, und die sie mir heimlich entwendet hat; ach, es hat sie mit Zähnen dazu gerissen, sie hat es in der Verwirrung gethan. Der Verführer hatte ihr die Ehe versprochen, und gesagt: der Kasper sei in Frankreich geblieben; dann ist sie verzweifelt und hat das Böse gethan, und hat sich selbst bei den Gerichten angegeben. Um vier Uhr wird sie gerichtet. Sie hat mir geschrieben: ich möchte noch zu ihr kommen, das will ich nun thun und ihr das Kränzlein und den Gruß von dem armen Kasper bringen, und die Rose, die ich heut Nacht erhalten, das wird sie trösten. Ach, lieber Schreiber, wenn Er es nur in der Bittschrift auswirken kann: daß ihr Leib und auch der Kasper dürfen auf unsern Kirchhof gebracht werden.

Alles, alles will ich versuchen! rief ich aus, gleich will ich nach dem Schlosse laufen, mein Freund, der Ihr die Rose gab, hat die Wache dort, er soll mir den Herzog wecken, ich will vor sein Bett knieen, und ihn um Pardon für Annerl bitten.

Pardon? sagte die Alte kalt, es hat sie ja mit Zähnen dazu gezogen; hör' Er, lieber Freund, Gerechtigkeit ist besser als Pardon, was hilft aller Pardon auf Erden, wir müssen doch alle vor das Gericht:

Ihr Toten, ihr Toten sollt auferstehn,
Ihr sollt vor das jüngste Gerichte gehn.

Seht, sie will keinen Pardon, man hat ihn ihr angeboten, wenn sie den Vater des Kindes nennen wolle, aber das Annerl hat gesagt: Ich habe sein Kind ermordet und will sterben, und

ihn nicht unglücklich machen; ich muß meine Strafe leiden, daß ich zu meinem Kinde komme, aber ihn kann es verderben, wenn ich ihn nenne. Darüber wurde ihr das Schwert zuerkannt. Gehe Er zum Herzog, und bitte Er für Kasper und Annerl um ein ehrlich Grab. Gehe Er gleich, seh' Er: dort geht der Herr Pfarrer ins Gefängnis, ich will ihn ansprechen, daß er mich mit hinein zum schönen Annerl nimmt. Wenn Er sich eilt, so kann Er uns draußen am Gerichte vielleicht den Trost noch bringen: mit dem ehrlichen Grab für Kasperl und Annerl

Unter diesen Worten waren wir mit dem Prediger zusammengetroffen, die Alte erzählte ihr Verhältnis zu der Gefangenen und er nahm sie freundlich mit zum Gefängnis. Ich aber eilte nun, wie ich noch nie gelaufen, nach dem Schlosse, und es machte mir einen tröstenden Eindruck, es war mir wie ein Zeichen der Hoffnung, als ich an Graf Grossingers Hause vorüberstürzte, und aus einem offnen Fenster des Gartenhauses eine liebliche Stimme zur Laute singen hörte:

Die Gnade sprach von Liebe,
Die Ehre aber wacht,
Und wünscht voll Lieb' der Gnade
In Ehren gute Nacht.

Die Gnade nimmt den Schleier,
Wenn Liebe Rosen giebt,
Die Ehre grüßt den Freier,
Weil sie die Gnade liebt.

Ach, ich hatte der guten Wahrzeichen noch mehr! ein hundert Schritte weiter fand ich einen weißen Schleier auf der Straße liegend; ich raffte ihn auf, er war voll von duftenden Rosen. Ich hielt ihn in der Hand und lief weiter, mit dem Gedanken: ach Gott, das ist die Gnade. Als ich um die Ecke bog, sah ich einen Mann, der sich in seinem Mantel verhüllte, als ich vor ihm vorüber eilte und mir heftig den Rücken wandte, um nicht gesehen zu werden. Er hätte es nicht nötig gehabt, ich sah und hörte nichts in meinem Innern, als: Gnade, Gnade! und stürzte durch das Gitterthor in den Schloßhof. Gott sei Dank, der Fähndrich, Graf Grossinger, der unter den blühenden Kastanienbäumen vor der Wache auf und ab ging, trat mir schon entgegen.

Lieber Graf, sagte ich mit Ungestüm, Sie müssen mich gleich zum Herzog bringen, gleich auf der Stelle, oder alles ist zu spät, alles ist verloren!

Er schien verlegen über diesen Antrag und sagte: Was fällt Ihnen ein, zu dieser ungewohnten Stunde? Es ist nicht möglich, kommen Sie zur Parade, da will ich Sie vorstellen.

Mir brannte der Boden unter den Füßen. Jetzt, rief ich aus, oder nie! es muß sein, es betrifft das Leben eines Menschen.

Es kann jetzt nicht sein, erwiderte Grossinger scharf absprechend, es betrifft meine Ehre, es ist mir untersagt, heute Nacht irgend eine Meldung zu thun.

Das Wort Ehre machte mich verzweifeln; ich dachte an Kaspers Ehre, an Annerls Ehre, und sagte: die vermaledeite Ehre, gerade um die letzte Hilfe zu leisten, welche so eine Ehre übrig gelassen, muß ich zum Herzoge, Sie müssen mich melden oder ich schreie laut nach dem Herzog.

So Sie sich rühren, sagte Grossinger heftig, lasse ich Sie in die Wache werfen, Sie sind ein Phantast, Sie kennen keine Verhältnisse.

O ich kenne Verhältnisse, schreckliche Verhältnisse! ich muß zum Herzoge, jede Minute ist unerkauflich! versetzte ich, wollen Sie mich nicht gleich melden, so eile ich allein zu ihm.

Mit diesen Worten wollte ich nach der Treppe, die zu den Gemächern des Herzogs hinaufführte, als ich den nämlichen, in einem Mantel Verhüllten, der mir begegnete, nach dieser Treppe eilend, bemerkte. Grossinger drehte mich mit Gewalt um, daß ich diesen nicht sehen sollte. Was machen Sie, Thörichter, flüsterte er mir zu, schweigen Sie, ruhen Sie, Sie machen mich unglücklich.

Warum halten Sie den Mann nicht zurück, der da hinauf ging? sagte ich; er kann nichts Dringenderes vorzubringen haben, als ich. Ach, es ist so dringend, ich muß, ich muß! Es betrifft das Schicksal eines unglücklichen verführten armen Geschöpfs.

Grossinger erwiderte: Sie haben den Mann hinauf gehen sehen; wenn Sie je ein Wort davon äußern, so kommen Sie vor meine Klinge; gerade, weil Er hinauf ging, können Sie nicht hinauf, der Herzog hat Geschäfte mit ihm.

Da erleuchteten sich die Fenster des Herzogs. Gott, er hat Licht, er ist auf! sagte ich, ich muß ihn sprechen, um des Himmels willen, lassen Sie mich, oder ich schreie Hilfe.

Grossinger faßte mich beim Arm und sagte: Sie sind betrunken, kommen Sie in die Wache: ich bin Ihr Freund, schlafen Sie aus, und sagen Sie mir das Lied, das die Alte heut Nacht an der Thüre sang, als ich die Runde vorüber führte; das Lied interessiert mich sehr.

Gerade wegen der Alten und den Ihrigen muß ich mit dem Herzoge sprechen! rief ich aus.

Wegen der Alten? versetzte Grossinger, wegen der sprechen Sie mit mir, die großen Herren haben keinen Sinn für so etwas; geschwind, kommen Sie nach der Wache.

Er wollte mich fortziehen, da schlug die Schloßuhr halb vier, der Klang schnitt mir wie ein Schrei der Not durch die Seele, und ich schrie aus voller Brust zu den Fenstern des Herzogs hinauf:

Hilfe! um Gottes willen, Hilfe für ein elendes, verführtes Geschöpf! Da ward Grossinger wie unsinnig, er wollte mir den Mund zuhalten, aber ich rang mit ihm; er stieß mich in den Nacken, er schimpfte, ich fühlte, ich hörte nichts. Er rief nach der Wache, der Korporal eilte mit etlichen Soldaten herbei, mich zu greifen, aber in dem Augenblick ging des Herzogs Fenster auf, und es rief herunter:

Fähndrich Graf Grossinger, was ist das für ein Skandal? bringen Sie den Menschen herauf, gleich auf der Stelle!

Ich wartete nicht auf den Fähndrich; ich stürzte die Treppe hinauf, ich fiel nieder zu den Füßen des Herzogs, der mich betroffen und unwillig aufstehen hieß. Er hatte Stiefel und Sporen an, und doch einen Schlafrock, den er sorgfältig über der Brust zusammen hielt.

Ich trug dem Herzoge alles, was mir die Alte von dem Selbstmorde des Ulans, von der Geschichte der schönen Annerl erzählt hatte, so gedrängt vor, als es die Not erforderte, und flehte ihn wenigstens um den Aufschub der Hinrichtung auf wenige Stunden und um ein ehrliches Grab für die beiden Unglücklichen an, wenn Gnade unmöglich sei. — Ach, Gnade, Gnade! rief ich aus, indem ich den gefundenen weißen Schleier voll Rosen aus dem Busen zog; dieser Schleier, den ich auf meinem Wege hierher gefunden, schien mir Gnade zu verheißen.

Der Herzog griff mit Ungestüm nach dem Schleier, und war heftig bewegt, er drückte den Schleier in seinen Händen und als

ich die Worte aussprach: Euer Durchlaucht, dieses arme Mädchen ist ein Opfer falscher Ehrsucht; ein Vornehmer hat sie verführt, und ihr die Ehe versprochen; ach, sie ist so gut, daß sie lieber sterben will, als ihn nennen — da unterbrach mich der Herzog mit Thränen in den Augen, und sagte: Schweigen Sie, ums Himmels willen, schweigen Sie — und nun wendete er sich zu dem Fähndrich, der an der Thür stand, und sagte mit dringender Eile: Fort, eilend zu Pferde mit diesem Menschen hier; reiten Sie das Pferd tot; nur nach dem Gerichte hin: heften Sie diesen Schleier an Ihren Degen, winken und schreien Sie Gnade, Gnade! ich komme nach.

Grossinger nahm den Schleier; er war ganz verwandelt, er sah aus wie ein Gespenst vor Angst und Eile; wir stürzten in den Stall, saßen zu Pferde und ritten im Galopp, er stürmte wie ein Wahnsinniger zum Thore hinaus. Als er den Schleier an seine Degenspitze heftete, schrie er: Herr Jesus, meine Schwester! Ich verstand nicht, was er wollte. Er stand hoch im Bügel, und wehte und schrie: Gnade, Gnade! wir sahen auf dem Hügel die Menge um das Gericht versammelt. Mein Pferd scheute vor dem wehenden Tuch. Ich bin ein schlechter Reiter, ich konnte den Grossinger nicht einholen, er flog im schnellsten Carrière: ich strengte alle Kräfte an. Trauriges Schicksal! die Artillerie exercierte in der Nähe, der Kanonendonner machte es unmöglich, unser Geschrei aus der Ferne zu hören. Grossinger stürzte, das Volk stob auseinander, ich sah in den Kreis, ich sah einen Stahlblitz in der frühen Sonne — ach Gott, es war der Schwertblitz des Richters! — Ich sprengte heran, ich hörte das Wehklagen der Menge. Pardon, Pardon! schrie Grossinger und stürzte mit dem wehenden Schleier durch den Kreis, wie ein Rasender, aber der Richter hielt ihm das blutende Haupt der schönen Annerl entgegen, das ihn wehmütig anlächelte. Da schrie er: Gott sei mir gnädig! und fiel auf die Leiche hin zur Erde, tötet mich, tötet mich, ihr Menschen, ich habe sie verführt, ich bin ihr Mörder!

Eine rächende Wut ergriff die Menge; die Weiber und Jungfrauen drangen heran und rissen ihn von der Leiche, und traten ihn mit Füßen, er wehrte sich nicht; die Wachen konnten das wütende Volk nicht bändigen. Da erhob sich das Geschrei: der Herzog, der Herzog! — er kam im offnen Wagen gefahren, ein blutjunger Mensch, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, in einen Mantel gehüllt, saß neben ihm. Die Menschen schleifen Grossinger

herbei; Jesus, mein Bruder! schrie der junge Offizier mit der weiblichsten Stimme aus dem Wagen. Der Herzog sprach bestürzt zu ihm: schweigen Sie! Er sprang aus dem Wagen, der junge Mensch wollte folgen, der Herzog drängte ihn schier unsanft zurück, aber so beförderte sich die Entdeckung: daß der junge Mensch die, als Offizier verkleidete, Schwester Grossingers sei. Der Herzog ließ den mißhandelten, blutenden, ohnmächtigen Grossinger in den Wagen legen, die Schwester nahm keine Rücksicht mehr, sie warf ihren Mantel über ihn; jedermann sah sie in weiblicher Kleidung. Der Herzog war verlegen, aber er sammelte sich, und befahl den Wagen sogleich umzuwenden, und die Gräfin mit ihrem Bruder nach ihrer Wohnung zu fahren. Dieses Ereignis hatte die Wut der Menge einigermaßen gestillt. Der Herzog sagte laut zu dem wachthabenden Offizier: die Gräfin Grossinger hat ihren Bruder an ihrem Hause vorbei reiten sehen, den Pardon zu bringen und wollte diesem freudigen Ereignis beiwohnen; als ich zu demselben Zwecke vorüber fuhr, stand sie am Fenster, und bat mich, sie in meinem Wagen mitzunehmen, ich konnte es dem gutmütigen Kinde nicht abschlagen. Sie nahm einen Mantel und Hut ihres Bruders, um kein Aufsehen zu erregen, und hat, von dem unglücklichen Zufall überrascht, die Sache gerade dadurch zu einem abenteuerlichen Skandal gemacht. Aber wie konnten Sie, Herr Lieutenant, den unglücklichen Grafen Grossinger nicht vor dem Pöbel schützen? es ist ein gräßlicher Fall: daß er, mit dem Pferde stürzend, zu spät kam, er kann doch aber nichts dafür; ich will die Mißhandler des Grafen verhaftet und bestraft wissen.

Auf diese Rede des Herzogs erhob sich ein allgemeines Geschrei: Er ist ein Schurke, er ist der Verführer, der Mörder der schönen Annerl gewesen, er hat es selbst gesagt, der elende, der schlechte Kerl!

Als dies von allen Seiten her tönte und auch der Prediger und der Offizier und die Gerichtspersonen es bestätigten, war der Herzog so tief erschüttert, daß er nichts sagte, als: Entsetzlich, entsetzlich, o der elende Mensch!

Nun trat der Herzog blaß und bleich in den Kreis, er wollte die Leiche der schönen Annerl sehen. Sie lag auf dem grünen Rasen in einem schwarzen Kleide mit weißen Schleifen, die alte Großmutter, welche sich um alles was vorging nicht bekümmerte, hatte ihr das Haupt an den Rumpf gelegt und die

schreckliche Trennung mit ihrer Schürze bedeckt; sie war beschäftigt, ihr die Hände über die Bibel zu falten, welche der Pfarrer in dem kleinen Städtchen der kleinen Annerl geschenkt hatte, das goldene Kränzlein band sie ihr auf den Kopf und steckte die Rose vor die Brust, welche ihr Grossinger in der Nacht gegeben hatte, ohne zu wissen, wem er sie gab.

Der Herzog sprach bei diesem Anblick: Schönes, unglückliches Annerl! schändlicher Verführer, du kamst zu spät! — arme alte Mutter, du bist ihr allein treu geblieben, bis in den Tod. Als er mich bei diesen Worten in seiner Nähe sah, sprach er zu mir: Sie sagten mir von einem letzten Willen des Korporal Kasper, haben Sie ihn bei sich? Da wendete ich mich zu der Alten, und sagte: Arme Mutter, gebt mir die Brieftasche Kaspers; Seine Durchlaucht wollen seinen letzten Willen lesen.

Die Alte, welche sich um nichts bekümmerte, sagte mürrisch: Ist Er auch wieder da? Er hätte lieber ganz zu Hause bleiben können. Hat Er die Bittschrift? jetzt ist es zu spät, ich habe dem armen Kinde den Trost nicht geben können, daß sie zu Kasper in ein ehrliches Grab soll; ach, ich hab' es ihr vorgelogen, aber sie hat mir nicht geglaubt.

Der Herzog unterbrach sie und sprach: Ihr habt nicht gelogen, gute Mutter, der Mensch hat sein Möglichstes gethan, der Sturz des Pferdes ist an allem schuld; aber sie soll ein ehrliches Grab haben bei ihrer Mutter und bei Kasper, der ein braver Kerl war; es soll ihnen beiden eine Leichenpredigt gehalten werden über die Worte: Gebt Gott allein die Ehre! Der Kasper soll als Fähndrich begraben werden, seine Schwadron soll ihm dreimal ins Grab schießen, und des Verderbers Grossinger Degen soll auf seinen Sarg gelegt werden.

Nach diesen Worten ergriff er Grossingers Degen, der mit dem Schleier noch an der Erde lag, nahm den Schleier herunter, bedeckte Annerl damit und sprach: Dieser unglückliche Schleier, der ihr so gern Gnade gebracht hätte, soll ihr die Ehre wiedergeben, sie ist ehrlich und begnadigt gestorben, der Schleier soll mit ihr begraben werden.

Den Degen gab er dem Offizier der Wache mit den Worten: Sie werden heute noch meine Befehle wegen der Bestattung des Ulanen und dieses armen Mädchens bei der Parade empfangen.

Nun las er auch die letzten Worte Kaspers laut mit vieler

Rührung, die alte Großmutter umarmte mit Freudenthränen seine Füße, als wäre sie das glücklichste Weib. Er sagte zu ihr: Gebe Sie sich zufrieden, Sie soll eine Pension haben bis an Ihr seliges Ende, ich will Ihrem Enkel und der Annerl einen Denkstein setzen lassen. Nun befahl er dem Prediger mit der Alten, und einem Sarge in welchen die Gerichtete gelegt wurde, nach seiner Wohnung zu fahren, und sie dann nach ihrer Heimat zu bringen und das Begräbnis zu besorgen. Da während dem seine Adjutanten mit Pferden gekommen waren, sagte er noch zu mir: Geben Sie meinem Adjutanten Ihren Namen an, ich werde Sie rufen lassen, Sie haben einen schönen menschlichen Eifer gezeigt. Der Adjutant schrieb meinen Namen in seine Schreibtafel, und machte mir ein verbindliches Kompliment. Dann sprengte der Herzog, von den Segenswünschen der Menge begleitet, in die Stadt. Die Leiche der schönen Annerl ward nun mit der guten alten Großmutter in das Haus des Pfarrers gebracht, und in der folgenden Nacht fuhr dieser mit ihr nach der Heimat zurück. Der Offizier traf, mit dem Degen Grossingers und einer Schwadron Ulanen, auch daselbst am folgenden Abend ein. Da wurde nun der brave Kasper, mit Grossingers Degen auf der Bahre und dem Fähndrichs-Patent, neben der schönen Annerl, zur Seite seiner Mutter begraben. Ich war auch hingeeilt und führte die alte Mutter, welche kindisch vor Freude war, aber wenig redete; und als die Ulanen dem Kasper zum drittenmal ins Grab schossen, fiel sie mir tot in die Arme, sie hat ihr Grab auch neben den Ihrigen empfangen. Gott gebe ihnen allen eine freudige Auferstehung!

Sie sollen treten auf die Spitzen,
Wo die lieben Engelein sitzen,
Wo kömmt der liebe Gott gezogen
Mit einem schönen Regenbogen;
Da sollen ihre Seelen vor Gott bestehn,
Wann wir werden zum Himmel eingehn.
Amen.

Als ich in die Hauptstadt zurück kam, hörte ich: Graf Grossinger sei gestorben: er habe Gift genommen, in meiner Wohnung fand ich einen Brief von ihm, er sagte mir darin:

Ich habe Ihnen viel zu danken, Sie haben meine Schande, die mir lange das Herz abnagte, zu Tage gebracht. Jenes Lied

der Alten kannte ich wohl, die Annerl hatte es mir oft vorgesagt, sie war ein unbeschreiblich edles Geschöpf. Ich war ein elender Verbrecher, sie hatte ein schriftliches Eheversprechen von mir gehabt und hat es verbrannt. Sie diente bei einer alten Tante von mir, sie litt oft an Melancholie. Ich habe mich durch gewisse medizinische Mittel, die etwas Magisches haben, ihrer Seele bemächtigt. — Gott sei mir gnädig! — Sie haben auch die Ehre meiner Schwester gerettet, der Herzog liebt sie, ich war sein Günstling — die Geschichte hat ihn erschüttert — Gott helfe mir, ich habe Gift genommen.

Joseph Graf Grossinger.

Die Schürze der schönen Annerl, in welche ihr der Kopf des Jägers Jürge bei seiner Enthauptung gebissen, ist auf der herzoglichen Kunstkammer bewahrt worden. Man sagt: die Schwester des Grafen Grossinger werde der Herzog mit dem Namen: Voil de Grace auf deutsch: Gnadenschleier, in den Fürstenstand erheben und sich mit ihr vermählen. Bei der nächsten Revue in der Gegend von D.... soll das Monument auf den Gräbern der beiden unglücklichen Ehrenopfer, auf dem Kirchhof des Dorfs, errichtet und eingeweiht werden, der Herzog wird mit der Fürstin selbst zugegen sein. Er ist ausnehmend zufrieden damit; die Idee soll von der Fürstin und dem Herzoge zusammen erfunden sein. Es stellt die falsche und wahre Ehre vor, die sich vor einem Kreuze beiderseits gleich tief zur Erde beugen, die Gerechtigkeit steht mit dem geschwungenen Schwerte zur einen Seite, die Gnade zur andern Seite und wirft einen Schleier heran. Man will im Kopf der Gerechtigkeit Ähnlichkeit mit dem Herzoge, in dem Kopfe der Gnade Ähnlichkeit mit dem Gesichte der Fürstin finden.



Das Märchen

von

Gockel und Hinkel

in seiner ursprünglichen Gestalt.

Das Märchen von Gockel und Hinkel. Die Märchen des Klemens Brentano, herausgegeben von Guido Görres. Stuttgart und Tübingen 1847 II, 103—233. Die zweite erweiterte Fassung (W.), zu der das hier beigefügte Titelbild gehört, Marianne Willemer gewidmet: „Gockel, Hinkel, Gackeleia. Märchen wiedererzählt von Klemens Brentano.“ Frankfurt 1838; Gesammelte Schriften 1852 V, 1—256 mit den „Blättern aus dem Tagebuch der Ahnfrau“ IV, 49—167. — Einen Neudruck von W. besorgte E. Griesebach, Berlin 1872. In den Lesarten unserer Ausgabe sind die Abweichungen der zweiten Fassung nur so weit angeführt, um den Unterschied der beiden Bearbeitungen an ausreichenden Proben klarzulegen.


Gockel Hinkel Gakeleia
Mährchen,
wieder erzählt
von
CLEMENS BRENTANO

Herzliche Zueignung.

Keiner Puppe, sondern nur
Einer schönen Kunstfigur

weihe ich

dieses Paradieschen, diese Rarität, diese Kunst,
diese verspäteten Schmetterlinge,
dieses Adonisgärtchen,
dieses Märchen.

Sie halte ihnen den Daumen, friste ihnen das Leben,
lasse sie welken und sterben auf kindlichen Händen.

Liebstes Großmütterchen! Nimm nur Gockel, Hinkel und Gackeleia freundlich bei dir auf. Demütig all dein Lebtage verleugnetest du immer nur dich, nimmer aber mich, und so mag der Alektryo munter zwischen uns krähen, ohne uns zu erschrecken. Auch jetzt brauchst du dich meiner nicht zu schämen, denn erst am Schlusse dieser höchst wahrhaften Geschichte, als sie selbst zu einem Märchen und alle darin verwickelten hohen und niederen Standespersonen zu Kindern geworden, lege ich dir die ganze Bescherung märchenhaft zu Füßen, und kannst du mich mit gutem Gewissen für dein Enkelchen halten.

Wie oft hast du uns Kindern den Christbaum geschmückt und mit Lichtern erleuchtet, und mit der Schelle klingelnd, die

1. **Zueignung**, an Marianne Willemer, in der erweiterten Ausgabe von 1838. Die Zueignung ist nicht nur biographisch beachtenswert, sondern in ihrem Jean Paulschen Humor für Brentano so bezeichnend, daß sie auch als Einleitung zum älteren einfachen Gockelmärchen hier nicht fehlen darf. Da fast die ganze Zueignung aus Anspielungen zusammengesetzt ist, verzichten wir — des Raumes wegen — auf die einzelnen Nachweise; vgl. Einl. zu Bd. I.

Thore des verlornen Paradiesgärtchens eröffnet, daß wir unschuldige Früchte vom Baume des Lebens pflückten. Nicht aus mir, sondern nur aus Achtung vor den ehrwürdigen Leuten, die aus ihren Ursachen die Welt verkehrt nennen, habe ich den Nürnberger Bilderbogen von der verkehrten Welt genauer studiert, und, um eine höchst wichtige Lücke in ihm zu ergänzen, das feierliche Amt eines Enkels übernommen, der seiner Großmutter ein Märchen beschert.

Vor allem aber zürne mir nicht, wenn du das Meiste in diesem Märchen als das Deine wieder erkennest; ach, Großmütterchen! wo sollte ich dann alle die artigen Verkleidungen und sieben Sächelchen, die ganze Garderobe der Puppe — nein, der nur allerschönsten Kunstfigur her haben, als aus dem reizenden Glasschränkchen in deiner Stube, in dem alle die Alter- und Neuertümer der Orden des Ostereis, der Tändelei der Kinderei und der freudigen frommen Kinder aus Gelnhausen, Gockelsruh und Hennegau und die heiligen Reichskleinodien des Ländchens Vadutz, wenn ich mich nicht irre, aufbewahrt sind? — Woher sollte ich alle die kuriosen Kräuter und Blumen, alle die Hahnen- und Hühnerpflanzen und das ganze Marienklostergärtchen denn haben, als aus deinen botanischen Vorratskammern und Trockenanstalten zur Bekränzung des menschlichen Lebens? — Ja, du Kränzewinderin, Kronenbinderin, Sträußerkräuslerin, aus deinen vielen getrockneten Blumensammlungen habe ich gestohlen, und von dir habe ich gelernt, mit jener Anhänglichkeit, die aus dem Herzen des Lebensbaumes quillt, diese Blumen dir zur Erheiterung um ein Märchen herum zu befestigen, wie du sie deinen Freunden mit jenem Gummi, das aus der Rinde der arabischen Acacia vera quillt, um artige Bilder und Reime in schöner Anordnung auf Papier zu heften pflegst. Aus deiner großen Galerie ausgeschnittener Bildchen habe ich den größten Teil der artigen Figürchen, welche ich hier, gleich dir, in scherz- und ernsthafter Kombination zu einem Bilderbuche zusammengeklebt habe, und zwar von dir für dich. Ach! wenn ich so recht in der Arbeit war, sah ich oft nach der Gegend von Gockelsruh hin und dachte, dort herum sitzt jetzt vielleicht auch schon das Großmütterchen und klebt mir und den anderen Kindern mit großer Geduld ein Bilderbuch zur Beschauung zusammen.

Wenn du alles das Deine nicht gleich wieder erkennst, so mußt du bedenken, daß große Leute nicht mit den Fingern auf die kleinen Großmütter deuten dürfen, und daß ich erst am Schlusse

des Märchens ein Kind geworden bin, um in dieser Zueignung mit der Wahrheit herausplatzen zu dürfen. In vielen Zügen jedoch wirst du dich gewiß gern wiederfinden, z. B. in allen den Fahnen bei dem Leichenzuge des armen Kindes von Hennegau; denn ich selbst habe ja schon solche Fahnen aus deinen Händen den Armen gegeben. Auch der Name und Orden des armen Kindes von Hennegau muß deinem Herzen nahe liegen, denn, liebes Großmütterchen, wir sind wohl beide arme Kinder, wenn gleich nicht von Hennegau. Die Ortsnamen wirst du überhaupt nicht zu strenge nehmen, denn du weißt, daß alle höchst wichtigen oder gar notwendigen Begebenheiten, Gott sei Dank, überall geschehen sind.

Du fragst mich, was mich meine leibliche Großmutter oft gefragt: „Woher hast du nur alle das wunderliche Zeug?“ — Ich antworte: „Ach, es ist nicht weit her!“ — Die Grundlage von dem Hahn und dem Ringe hörte ich als Knabe von einem welschen Schokoladenmacher krähend erzählen. — Gelnhausen prägte sich mir in der Jugend durch den Zettel an einer Bude mit Wachsfiguren ein, welcher lautete: „Wahrhafte Abbildung der beiden Gebrüder Vatermörder von Gelnhausen“ — als sei dies eine Handlungsfirma. Später einmal durch diese Stadt fahrend, glaubte ich besonders viele Bäcker- und Fleischerladen dort zu sehen; wäre aber dieses nur ein Spiel der Phantasie gewesen, so mahnt mich doch heut eine Fügung, allen Lohn, den mir Gockel je zu Tage scharren wird, nach Gelnhausen zu wenden. — In das Land Hennegau bin ich durch Gockel und Hinkel geraten; das Ländchen Vadutz aber habe ich von Jugend auf seines kuriosen Namens wegen gar lieb gehabt, ohne doch je zu wissen, wo es eigentlich liegt; ich habe auch nie darnach gefragt, um nicht aus einem jener Träume zu kommen, welche die Pillen der sogenannten Wirklichkeit vergolden. Vadutz ist mir noch jetzt das Land aller Schätze, Geheimnisse und Kleinodien, und dort ist mir das Thule, wo der König den liebsten Becher, ehe er starb, in die Flut hinab geworfen.

Da ich als ein Knabe in dem Comptoir den gelehrten Rabbi Gedalia Schnapper mit dem unvergleichlichen Abarbanel Meyer auf Tod und Leben, so daß man mehrmals Wasser auf sie gießen mußte, um sie auseinander zu bringen, über die Lage eines wunderbaren Landes disputieren hörte, welches der Fluß Sabbathion umfließt, der die ganze Woche ein unzugängliches Steinmeer ist und nur am Sabbath seine Wogen bewegt, floh ich auf den Speicher

in die Einsiedelei eines leeren Zuckerfasses und beweinte die Blindheit der Menschen, welche nicht fühlten, daß jenes Land notwendig das Ländchen Vaduz sein müsse. Alle Wundergebirge der Geschichte, Fabel und Märchenwelt, Himalaya, Meru, Albordi, Kaf, Ida, Olymp und der gläserne Berg lagen mir im Ländchen Vaduz. Alle seltsamen, merkwürdigen und artigen Dinge von den Reichskleinodien bis zum Nürnberger Guckgläschen à vier Kreuzer, in dem Erbsen, Goldblättchen und blauer Streusand unter einem Vergrößerungsglase geschüttelt, alle Schätze der Welt darstellen, schienen mir aus Vaduz zu sein. In der sogenannten Schachtelkammer des Hauses voll abenteuerlichen Gerümpels war mir das Archiv von Vaduz, ja das goldene Zeichen über unserem Hausthore selbst schien mir aus diesem gelobten Ländchen, als es in wirrer Zeit den Kopf verloren, zu uns emigriert. Auf der Galerie aber, einem schon vornehmeren Bewahrungsraume, war mir die Schatz- und Kunstkammer. Hier war das Arsenal verflossener Christfeste, hier wurden die Dekorationen und Maschinerieen der Weihnachtskrippen bewahrt, hier stand eine Prozession allerliebster kleiner Wachspüppchen, alle geistlichen Stände, alle Mönche und Nonnen vom Papste bis zum Eremiten, nach der Wirklichkeit gekleidet, und gleich neben ihnen das Modell eines Kriegsschiffes.

O Schatzkammer von Vaduz! was botst du alles dar? Vor allem aber entzückte mich ein kunstreicher Besatz von den Braut- und Festkleidern meiner Großmutter. Nie kann ich die Bauschen und Puffen von Seide und Spitzen vergessen, gleich Berg und Thal eines Feenlandes, gleich den Zaubergärten der Armida von den Gewinden feiner, allerliebster, bunter Seidenblümchen labyrinthisch durchirrt. — Ich will dir es nur gestehen, liebes Großmütterchen, oft, wenn ich so glücklich war, den Galerieschlüssel zu erwischen, stellte ich mich krank, um Sonntags nicht mit den Eltern nach Gockelsruh oder auf die stille Mühle fahren zu müssen, und sperrte mich dann, wenn alle anderen weg waren, zwischen diesen Herrlichkeiten ein. Das Kriegsschiff war mir zu hölzern, klapperig und wirr mit den vielen Stricken, Flaschenzügen und Segeln, und man konnte auch nicht zu dem Kapitän in die Kajüte hinein, man sah ihn nur durch ein Fensterchen am Tische vor einer Landkarte und dem Kompaß unbeweglich sitzen. Ich konnte nichts mit dem Schiff anfangen, es war kein Wasser da; — die Prozession der geistlichen Wachspüppchen war so delikat und zerbrechlich, daß ich

sie kaum anzuschauen wagte; wäre sie von buntem Zuckerwerke gewesen, so wäre sie vielleicht Gefahr gelaufen, durch meinen Geschmack zu erbleichen, aber in ihrer jetzigen Beschaffenheit stand sie unter den Kanonen des Kriegsschiffes sicher vor mir. — Jene biegsamen, unzerbrechlichen Zaubergärten von Seidendrahtblümchen aber, welche ich höchstens ein wenig zerbog, legte ich um mich her und saß dazwischen, die drei Pomeranzen, das grüne Vögelchen, das tanzende Wasser von Gozzi lesend, und glaubte mich selbst einen verschäferten Prinzen, der voll Sehnsucht seine Lämmer in den Thälern dieses Paradieses weidete und nach Erlösung seufzte. Ich glaubte mich dann mit diesen Zaubergärten mitten in Vadutz, wo mir das Paradies wie Lindacharas Gärtchen mitten in dem Alhambra eingeschlossen lag.

Da lebte ich eine Märchenwelt, die über der Wirklichkeit wie ein Sternhimmel über einer Froschpfütze lag. Man nannte diese ungemein artigen Blumenverzierungen mit vollem Recht agréments, Anmutigkeiten, Lieblichkeiten. Als man diese Anmutigkeiten nicht mehr trug, benützte man ihre Überbleibsel, kleine Heiligen-Bilder oder Wachskindchen damit zu umgeben, und nannte diese, unter einem Glase bewahrt, Paradieschen, welche die Kinder mit großer Lust betrachteten, sich fest einbildend, Adam und Eva seien einst mit allen Geschöpfen in solcher Herrlichkeit herumspaziert. Weil nun jeder Mensch wohl fühlt, daß er das Paradies verloren hat, und sich daher irgend ein Surrogat erschaffen, sich mit irgend einem Schmuck, einer Krone und dergleichen verkleiden, verschönern möchte, machten sich von je die Töchter der Menschen, naiv genug, solche kleine Gärten aus vergänglichen Dingen, wozu aller Putz der Frauen und die kleinen Adonisgärtchen gehören, die bei dem Adonisfeste um Sonnenwende prunkend umhergetragen, und dann in den Strom geworfen wurden; so auch machen sich gern die Kinder aus dergleichen Überresten von Flittern irgend eine glitzernde Zusammenstellung unter einem Stückchen Glas, hinter einem Thürchen von Papier, und zeigen einander für eine Stecknadel diese Herrlichkeit.

Als ich später in Geschäften der Akademie der Menschenkenner eine große Reise mit dem gelehrten Wunderkind Monsieur Heinicke machte, teils um dem verlornen Paradies, teils um allen Raritäten und der Kunst auf die Spur zu kommen, war das Resultat unseres Reiseberichts: „Einige bunte Seidenflöckchen mit Goldfädchen, Flittern und anderen Agréments mehr oder weniger phan-

tastisch verwirrt und hinter einem Quadratzoll weißen Glases auf Papier platt gedrückt, und das alles mit einem Thürchen bedeckt, ließen uns an vielen Orten die Kinder um den Preis einer Stecknadel sehen, weswegen wir der Akademie zwölf Kreuzer für einen Brief Stecknadeln berechnen. Überall war es eigentlich dasselbe; nur schien uns merkwürdig, daß in Köln ein Heiligenbildchen darin war und man es ein Paradies nannte; daß in Nürnberg ein Spielpfennig darin war und man es eine Rarität nannte, daß in Berlin ein bißchen Rauchpulver darin war und man es eine Kunst nannte. Überall aber kostete es nur eine Stecknadel."

Längere Zeit hielt ich mich und eine meiner Schwestern für die privatisierenden Besitzer von Vadutz, und wir erzählten uns jeden Morgen die Tugenden, welche wir in den Träumen der letzten Nacht an Land und Leuten inkognito ausgeübt hatten. Unsere Verdienste häuften sich dermaßen, daß wir sie in Bataillone einteilen und außer den Revuen in den Feldbau entlassen mußten. Es reicht hin, wenn ich sage, daß wir die Akazienbäume, den Erdmandel-Kaffee, den Schlüsselblumen-Champagner, die Übung des Körpers durch Tanzen für alle drei christlichen Religionsparteien, das Gichtpapier, die Toleranzpomade, die Beruhigungs-Shawls zu zwei Gulden vierundzwanzig Kreuzer, die Käppchen aus Freundschaft zu zwölf Kreuzer, die Kuhpocken, die Kunst ein guter Jüngling, ein edles Mädchen zu werden, und Elise, das Weib, wie es sein soll, und alles, wie es sein soll und nie sein wird, und die wasserdichten Lobzettel in Vadutz einführten. Unsere Geldsorten schnitten wir aus Goldpapier. Unsere Gnadengeschenke bestanden aus Abschnitten von Zuckerpapier, welches noch die Fußstapfen der darauf gebackenen Biskuits trug. — So machten wir alles und vor allem uns höchst glücklich.

Da nun eine Kaiserkrönung nahte und oft von den Reichskleinodien und allerlei Belehnungen gesprochen wurde, dachten wir uns auch Reichskleinodien von Vadutz aus. Wir regierten inkognito, die Kleinodien mußten also versteckt getragen werden. Nie hatte ich etwas Blinkenderes gesehen, als die Epauletts eines ungarischen Magnaten, und so verfertigte ich dann aus Goldpapier und allerlei Flittern Achselbänder, als die Reichskleinodien von Vadutz, die ich versteckt unter meiner Weste tragen konnte. Da nun alle Reichskleinodien eine sehr alte Geschichte haben, und ich keine ältere Geschichte von Kleinodien wußte, als daß Abrahams Knecht der

Rebekka Armringe angelegt, so ließ ich die Reichskleinodien von Vaduz die Schulterbänder der Rebekka sein; und weil die älteren Geschwister, wenn ich mich bei dem Bilder-Anschauen ihnen über die Schultern lehnte, mehrmals gesagt: „Du meinst wohl, du seiest der Kaiser, daß du mich belehnen willst?“ so nannte ich auch diese Schulterbänder die Lehnskleinode von Vaduz. — Aber kein Glück besteht auf Erden! — und jetzt, liebes Großmütterchen, ist endlich die Zeit gekommen, da ich dich mit dem Ursprunge vieler Thränen bekannt machen kann, welche ich aller Welt zum Rätsel vergossen habe.

Ich träumerischer Knabe hielt mich bei der Kaiserkrönung für nichts mehr und nichts weniger, als den verkannten privatisierenden Regenten von Vaduz, und würde es nach jener größten Ungerechtigkeit, daß der Hauptmann von Kapernaum noch immer nicht Major geworden ist, für die allergrößte gehalten haben, wenn beim Ritterschlage nach der Frage: „Ist kein Dalberg da?“ nicht die Frage gefolgt sein würde: „Ist kein edler Dynast von Vaduz da, daß er das Lehnskleinod auf seine Schultern empfange?“

So standen meine Hoffnungen, als nun am Vorabend ihrer Erfüllung mich ein alter Diener des Hauses, Herr Schwab, der Buchhalter, an dessen Originalitäts-Staketen alle Reben, Geisblatt- und Bohnenlauben unserer Phantasie hinangerankt waren, enttäuschte. Dieser seltene Mann setzte dem goldenen Kopfe bald die Amalia, bald die Liesel (so hießen seine zwei Haarbeutelperücken) über die Frisuren, à la Taubenflügel, Ninon, Sevigné, Rhinozeros, Elefant, Cagliostro, Montgolfier, Heloise, Siegwart, Werther, Titus, Caracalla und Incroyable, ohne irgend eine dieser Pantomimen der Zeit, welche dem goldenen Kopfe zugleich durch die Haare fuhren, zu stören. Er beugte sich wie der immer blühende und fruchtende Christbaum einer derben sachlichen Vorzeit über einen gähnenden Abgrund und über den von Seufzern zerrissenen Zaun der Gegenwart bis zu der sehnsüchtigen Jasminlaube der Pfarrerstochter von Taubenheim hin, welche beschäftigt war, den kaum verbleichten himmelblauen Frack Werthers und dessen strohgelbe Beinkleider auf dem Grabe Siegwarts gegen Mottenfraß auszuklopfen und abwechselnd den bei der Urne seiner Geliebten verfrorenen Kapuziner nach den Methoden des Miltenberger Not- und Hilfbüchleins aufzutauen, während Karl Moor seine bleichgehärmte Wange an

2. Schulterbänder, ihre Geschichte weitläufig im „Tagebuch der Ahnfrau“ erzählt.

einen Aschenkrug lehnend ihr Mathissons Elegie in den Ruinen eines alten Bergschlosses vorlas und seitwärts ein Verbrecher aus Ehrsucht mit Lida Hand in Hand im Mondenschimmer am Unkenteich Irrlichter weidete und nimmer vergaß, was er allda empfand.

Ein so großes Stück von der Geschichtskarte der Phantasie umfaßte jener Herr Schwab, daß ich wohl sagen kann: in den Zweigen dieses Baumes plauderten noch die Legenden, Gespenstergeschichten und Märchen in nächtlicher Rockenstube, als schon Lenore ums Morgenrot aus schweren Träumen emporfuhr; — in seinen Zweigen hielten noch die asiatischen Banisen, die Simplizissimi, die Aventuriers, die Felsenbürger, die Robinsone, die Seeräuber, die Cartouche, die Finanziers und deren Jude, Süß Oppenheimer, Gespräche im Reiche der Toten bis tief in die Sternennacht, da unter seinem Schatten Götz von Berlichingen nebst Suite vereint mit Schillers Räubern der Zukunft bereits auf den Dienst lauerten, und dicht neben diesen die heilige Feme und alle geheimen Ordensritter bis zur Dya-Na-Sore Loge hielten. Es ward ein kunterbunter Polterabend der alten und neuen Zeit unter diesem Baume gefeiert, da wetteiferte Theophrastus Bombastus Paracelsus mit Cagliostro in Theriak und Lebensäther, da lehrten Christian Weisens drei Erznarren den Naturmenschen Basedows Latein aus dem Orbis pictus Comenii, da sperrte der höfliche Schüler den Magister Philoteknos in das Magasin des enfans der Frau von Beaumont, bis er Knigges Umgang mit Menschen auswendig konnte; da deklamierte Pater Cochem aus Eckhartshausens „Gott ist die reinste Liebe“, und meditierte der letztere aus des ersten vier letzten Dingen, da that Siegfried von Lindenberg die genealogische Frage: „Was thuen die Fürsten von Hohenloh?“ und antwortete Hübner: „Sie teilen sich in drei Linien.“

Da las Eulenspiegel die Korrekturbogen der neuen Heloise und sang Don Quixote: „Freude, schöner Götterfunken“, und endlich — hier tanzte der Reifrock mit der chemise grecque den Kotillon auf der Hochzeit des Kehrauses bei einem umfassenden Orchester von der alten Laute Scheidlers, der Glasharmonika und Harfe der blinden Jungfer Paradies, einigen Maultrommeln, Papagenopfeifen und modernen Guitarren. — Ja, um den Paradeplatz aller Leistungen unter dem Kommando des Herrn Schwab zu umspannen, reichte kaum das Gespinst der alten Base Kordula zu, deren reiner

Faden doch von dem Taufhemde der Fräulein von Sternheim bis zur Jakobinermütze um die Spule gelaufen war.

Dieser Janus, dieser Proteus, dieser Centauer von Scherz und Ernst, dieser mir ewig teure Herr Schwab also stellte mich bei der Kaiserkrönung sehr ernsthaft zur Rede und ermahnte mich, im stillen meine Ansprüche auf das Ländchen Vadutz fallen und Gras über diese kahlen Phantasieen wachsen zu lassen, wenn ich nicht wolle auf die Mehlwage gesetzt werden; denn unter den vielen bei der Krönung anwesenden Potentaten sei auch ein Fürst Liechtenstein, und dieser sei der wahre Besitzer des Ländchens Vadutz, welches nebst der Herrschaft Schellenberg seit 1719 das Fürstentum Liechtenstein ausmache. Er ermahne mich im guten, meine seltsamen Prätensionen aufzugeben, denn das Fürstentum müsse jährlich einen Reichsmatrikularanschlag von neunzehn Gulden und achtzehn Reichsthaler sechzig Kreuzer zu einem Kammerziele bezahlen, da werde es um so schlechter mit meiner Sparbüchse aussehen, als ich ihm ja ohnedies noch sechs Kreuzer Briefporto schuldig sei.

Da diese Ermahnungen mich noch immer nicht zu einem schönen Bilde der Resignation machen konnten, mußte mir der größte Geograph der Familie den Artikel Vadutz aus Hübners Zeitungslexikon vorlesen, wo alles Obige gedruckt stand; wobei es mich am tiefsten kränkte, die Lage meiner Ländereien so veröffentlicht zu hören. — Mir war, als einem, dem das Paradies und das Butterbrot mit der fetten Seite auf die Erde gefallen sind. — Aber ich erkannte alles nicht an — ich hielt mich zäh und kraus und erwiderte: „Das Papier ist geduldig und läßt viel auf sich drucken, was darum doch nicht wahr ist.“

Meine Hartnäckigkeit machte den Geographen sehr bedenklich, so daß er mir im Katechismus zeigte, der anerkannten Wahrheit hartnäckig zu widerstreben, sei eine unverzeihliche Sünde. Das machte mich sehr wirr, und ich war lange Zeit gar traurig, als habe sich das Paradies in meinen Händen in ein goldenes „Wart ein Weilchen“ und ein „silbernes Nichtschen“ in einem niemaligen Büchschen verwandelt. — Da man mich nun oft mit dem Verluste von Vadutz aufzog, und es mir sogar unter den verlornen Sachen im Wochenblättchen vorlas, sagte die Hausfreundin, die Frau Rat, mir mitleidig ins Ohr: „Laß dich nicht irr machen, glaub du mir, dein Vadutz ist dein und liegt auf keiner Landkarte, und alle Frankfurter Stadtsoldaten und selbst die Geleits-

reiter mit dem Antichrist an der Spitze können dir es nicht wegnehmen; es liegt, wo dein Geist, dein Herz auf die Weide geht.

„Wo dein Himmel, ist dein Vadutz,
Ein Land auf Erden ist dir nichts nutz.“

Dein Reich ist in den Wolken und nicht von dieser Erde, und so oft es sich mit derselben berührt, wird's Thränen regnen. — Ich wünsche einen gesegneten Regenbogen. Bis dahin baue deine Feenschlösser nicht auf die schimmernden Höhen unter den Gletschern, denn die Lawinen werden sie verschütten, nicht auf die wandelbaren Herzen der Menschen unter den Klätschern, denn die Launen werden sie verwüsten, nein, baue sie auf die geflügelten Schultern der Phantasie.“

So war mir nun von meiner Herrschaft in Vadutz nichts geblieben, als die Reichskleinodien auf den Schultern der Phantasie, die mir wie links und rechts, bald Friede und Freude gaben, als sei ich glücklich wie Salomo, bald so viel Kummer und Hunger, daß ich den Ugolino beneidete. — Endlich aber degradierte sich die Phantasie selbst; weil ich ihr den Abschied nicht geben wollte, riß sie sich die Epauletts vor der Fronte der Philister selbst von den Schultern, und warf sie mir und somit mich sich vor die Füße, nahm achselzuckend all das Meine auf die leichte Achsel und kehrte mir den Rücken, ohne gute Nacht, noch Abschied zu geben oder zu nehmen. — Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen. — Da war es ganz um mein Reich geschehen, und meine Trauer zappelte an Widerhaken. So ist die Erfindung der Achselbänder von Vadutz entstanden.

Als ich und meine Betrübnis so herangewachsen, daß die Frau Rat uns nicht mehr Du, sondern Er nannte, sagte sie einstens: „Wenn ich Ihn ansehe, geht mir es schier wie jenem alten General, der sah einmal einen höchst kummervollen Menschen in den Schloßhof hereinschleichen, und als dessen elendes Aussehen sein starkes Herz rührte, zeigte er einem Bedienten den Armen und sprach: ‘Prügle Er mir den Menschen dort vom Hofe hinweg, denn der Kerl erbarmt mich.’ — Steht es denn gar so schlecht mit Seinen Ländereien? Er sieht ja drein, als sei der Scepter von Juda gewichen und der Herrscher von seinen Lenden. — Komme Er heute abend mit mir, es soll Ihm das schönste Spektakel gezeigt werden, das je in Vadutz aufs Tapet gekommen ist.“

Ich ging mit, und ich sah etwas ganz Allerliebstes, nämlich ein kleiner Harlekin kroch aus einem Ei und machte die zierlichsten Sprünge. „Nicht wahr,“ sprach sie, „das thut seinen Effekt?“ — Ich bejahte es und schrieb nachher ein paar tausend ernsthafter Verse über diese Begebenheit, die du auch kennst. — „Nu,“ sagte sie, „ist Ihm das nicht eine saubere Bescherung?“ — „Allerdings,“ erwiderte ich, „aber sie ist mir nicht beschert, mir gebührt ein Steckenpferd, keine Puppe.“ — Da sprach die Frau Rat: „Erstens ist es auch keine Puppe, sondern nur eine schöne Kunstfigur, und wenn Er dann so gewiß meint, daß sie Ihm nicht gebühre, so hüte Er sich vor allen Kunstfiguren, denn sie sollen Ihm als Ruten beschert werden, das prophezeie ich Ihm.“

Sieh, liebes Großmütterchen, da hast du nun auch die Quelle des so oft im Märchen wiederkehrenden Reimes: „Keine Puppe, sondern nur eine schöne Kunstfigur.“ — Als ich der Frau Rat sagte: „Wenn der Osterhas solche Eier legen würde, möchten die Hasen und die Eier gewaltig im Preise steigen“, erwiderte sie: „Ja, und wenn man mit den Eiern kippte, würde man behutsamer sein, um dem Harlekin nicht ein Loch in das allerliebste Köpfchen zu stoßen. Hätte nur Wolfgang diesen Harlekin im Ei gekannt, was hätte der für schöne Märchen von ihm erzählt, denn, wenn er seine Kameraden am Osterfeste die Ostereier im Garten suchen ließ, bewirtete er sie immer mit einem ganzen Eierkuchen von Märchen aus dem großen Welt-Ei, das über dem Brüten zerbrochen, so daß aus dem obern Teile der Schale der Himmel, aus dem untern die Erde entstanden ist.“ — Hiemit weißt du nun auch, wie die vielen Eierhändel und Eierorden in das Märchen kommen, das ist alles mit dem Harlekin aus dem Welt-Ei gekrochen. — Danke du Gott, daß in der inkompletten Encyklopädie von Krünitz, welche ich aus der Verlassenschaft des erlauchten Salathiel Salaboni, genannt Piktus, Salzgraf von Orbis, erstanden habe, unter andern achtundfünfzig Bänden auch der eilfte und also der Artikel Ei fehlt, sonst würde ich dir noch weit mehr Eierspeisen vorgesetzt haben; — und somit habe ich dir auch eingestanden, woher ich meist alles habe, was dieses Märchen so langweilig macht, nämlich aus Krünitz' Encyklopädie, und wer es nicht darin findet, bedenke doch nur, daß alle Exemplare inkomplett sind.

2. Harlekin, Marianne Willemer, die in ihrer Jugend auf dem Frankfurter Theater auftrat.

Vergebens wirst du dich, außer in Schottland, nach der großen breiten Schottländerin umsehen, welche am Schlusse einen so derben Schatten über alle die Artigkeiten wirft; eine etwas vollkommene Person hatte vor mir bedauert, daß die Erfindung durch dick und dünn mit mir davon gehe, da ich mir aber nur allzu feiner Zierlichkeiten bewußt war, setzte ich, damit jene Person recht habe, diese breite Counteß als Ballast in das Märchen und fürchte schier, ihre Korpulenz sei nur Kontrebande von lauter Agréments und Anmutigkeiten.

Nun muß ich dir noch eingestehen, daß ich außer dir auch deiner klugen, klaren und guten Freundin dieses Märchen widmen wollte, welche einst, da ich ihr in Gegenwart anderer sagte, wie sehr ich sie verehren müsse, so anmutig strafend zu den Umstehenden sprach: „Wir wissen alle, welche artige Märchen dieser Freund erzählen kann.“ — Ich wollte sie nicht Lügen strafen, ich widmete ihr das Märchen nicht.

Solltest du die Blätter aus dem Tagebuche der Ahnfrau am Schlusse angehängt finden, so wisse, daß ich einst ein Fragment aus der Chronika eines fahrenden Schülers bekannt machte, woran sich allerlei Leute erfreuten, und daß jene Blätter flüchtige Skizzen aus dem Umfange jener Chronika sind, welche ich noch nicht in die harmonische Haltung mit dem Tone derselben gebracht hatte, die ich aber zu meiner eignen Belustigung mit der Geschichte der Ahnfrau verwebte.

Nach allem vergieb mir, daß ich dieses Märchen bekannt machte, es war mein Wille nie, die anderen Kinder drohten mir, weil Abschriften da sind, es selbst drucken zu lassen. — Ich willigte ein, mit dem innersten Gefühle, höchstens ein Mitleid dafür zum Lohne zu erhalten, welches jenes des alten Generals noch hinter sich zurückläßt; denn die Kinder dieser Zeit wenden mir den Rücken wie die Phantasie, und die Frau Rat, Gott tröste sie, kann mich nicht mehr trösten wie einstens. — Also vergieb mir dies Märchen, in dem alles ein Märchen ist, außer daß ich es gewiß nicht gern gethan, und es nicht wieder thun will.

Ja, liebes Großmütterchen, wenn ich darum verspottet und gekränkt werde, wenn sie mich am Ärmel zerren, aus dem sie dieses alles geschüttelt glauben, die nicht wissen, daß es aus dem Herzen ist, welches ich in der Hand trage, da nimm du es bei dir auf, dieses Märchen und dieses Herz! — Aber hier lasse uns

diese Dedikation zerbrechen, wie Kronovus und Gackeleia Bretzel und Bubenschenkel bei dem Eiertanze zerbrachen, als Meister Schelm nahte, und so wir diese Pfänder wohlerhalten wieder aufweisen können, sind wir treue Spielkameraden gewesen, bis dahin wollen wir uns mit einem Druckfehler dieser Dedikation trösten, welchen ich hier schließend verbessere, denn statt „herzliche Zueignung" lese überall „herzliche Zuneigung," mit welcher ich verharre bis ans Ende — keiner Puppe, sondern nur einer schönen Kunstfigur und eines teuersten Großmütterchens

gehorsamer Enkel.



In Deutschland in einem wilden Wald lebte ein altes Männchen und das hieß Gockel. Gockel hatte ein Weib und das hieß Hinkel. Gockel und Hinkel hatten ein Töchterchen und das hieß Gackeleia.

Ihre Wohnung war in einem alten Schloß, woran nichts auszusetzen war, denn es war nichts darin, aber viel einzusetzen, nämlich Thür und Thor und Fenster. Mit frischer Luft und Sonnenschein und allerlei Wetter war es wohl ausgerüstet; denn das Dach war eingestürzt und die Treppen und Decken und Böden auch.

Gras und Kraut wuchs überall aus allen Winkeln, und Vögel vom Zaunkönig bis zum Storch nisteten in dem wüsten Haus. Es versuchten zwar einigemal auch Geier, Habichte, Weihen, Falken, Eulen, Raben und solche vornehme Vögel sich da anzusiedeln; aber Gockel schlug es ihnen rund ab, wenn sie ihm gleich allerlei Braten und Fische als Miete bezahlen wollten. Da ihm nun auch sein Weib Hinkel sagte: „Mein lieber Gockel! es geht uns sehr knapp, warum willst du die vornehmen Vögel nicht hier wohnen lassen? Wir könnten die Miete doch wohl brauchen; du läßt ja das ganze Schloß von allen möglichen Vögeln bewohnen, welche dir gar nichts dafür geben?" — Da antwortete Gockel: „O, du unvernünftiges Hinkel! vergißt du denn ganz und gar, wer wir sind? Schickt es sich auch wohl für Leute unserer Herkunft, von der Miete solchen Raubgesindels zu leben? Und gesetzt auch, Gott suchte uns mit solchem Elende heim, daß uns die Verzweiflung zu solchen Hilfsmitteln triebe, was doch nie geschehen wird, denn eher wollte ich Hungers sterben; womit würden die räuberischen Einwohner uns vor allem die Miete bezahlen?

1. W. Walde, zwischen Gelnhausen und Hanau, lebte ein ehrenfester bejahrter Mann, und der. — 5. W. wüsten Schloß — 10. W. Böden waren nachgefolgt. — 11. W. Kraut und Busch und Baum wuchsen aus. — 14. W. solche verdächtige Vögel. — 16. W. wollten. Einst aber sprach sein Weib Hinkel. — 21. W. dafür bezahlen. — 24. W. solches.

Gewiß würden sie uns alle unsere lieben Gastfreunde erwürgt in die Küche werfen, und zwar auf ihre mörderische Art zerrupft und zerfleischt. Die freundlichen Singvögel, welche uns mit ihrem lieblichen Gezwitscher unsere wüste Wohnung zu einem anmutigen, herzerfreuenden Aufenthalte machen, willst du doch wohl lieber singen hören, als sie gebraten essen? Würde dir das Herz nicht brechen, eine liebe Nachtigall, eine trauliche Grasmücke, einen fröhlichen Distelfink, oder gar das liebe treue Rotkehlchen in der Pfanne zu rösten oder am Spieße zu braten, und dann zuletzt, wenn sie alle die Miete bezahlt hätten, nichts als das Geschrei und Geächze der greulichen Raubtiere zu hören? Aber wenn auch alles dieses zu überwinden wäre, bedenkst du denn in deiner Blindheit nicht, daß diese Spitzbuben allein so gerne hier wohnen möchten, weil sie wissen, daß wir uns von der Hühnerzucht nähren wollen? Haben wir nicht die schöne alte Glucke jetzt über dreißig Eiern sitzen? werden diese nicht dreißig Hühner werden? und kann nicht jedes wieder dreißig Eier legen? welche es wieder ausbrütet zu dreißig Hühnern, macht schon dreißigmal dreißig, also neunhundert Hühner, welchen wir entgegensehen! O, du unvernünftiges Hinkel! und zu diesen willst du dir Geier und Habichte ins Schloß ziehen? Hast du denn gänzlich vergessen, daß du eine Nachkömmling aus dem hohen Stamme der Grafen von Hennegau bist, und kannst du solche Vorschläge einem gebornen, leider armen, leider verkannten Raugrafen von Hanau machen? Ich kenne dich nicht mehr! O, du entsetzliche Armut! ist es denn also wahr, daß du auch die edelsten Herzen endlich mit der Last deines leeren und doch so schweren Sackes zum Staube niederdrückest!" Also redete der arme alte Raugraf Gockel von Hanau in edlem hohen Zorn zu Hinkel von Hennegau, seiner Gattin, welche so betrübt und beschämt und kümmerlich vor ihm stand, als ob sie den Pips hätte.

Hinkel sammelte sich und wollte eben sagen: „Die Raubvögel bringen aber wohl manchmal junge Hasen —" aber es krähte der alte, schwarze, ungemein große Haushahn ihres Mannes, der über ihr auf einem Mauerrande saß, in demselben Augenblick so hell und scharf, daß er ihr das Wort wie mit einer Sichel vor dem Munde wegschnitt, und als er dabei mit den Flügeln schlug,

7 f. W. Grasmücke, den fröhlichen Distelfink oder. — 11. W. Raubvögel. — 30. W. den Zipf; Pips, die Verstopfung der Nase und Verhärtung der Zungenspitze beim Federvieh. — 32. W. bringen uns wohl auch manchmal. — 32 f. W. doch da krähte der schwarze A., der große Stammhahn.

und Gockel von Hanau sein zerrissenes Mäntelchen auch auf der Schulter hin und her warf, so sagte die Frau Hinkel von Hennegau auch kein Pipswörtchen mehr; denn sie wußte den Hahn und den Gockel zu ehren.

Sie wollte eben umwenden und weggehen, da sagte Gockel: „O Hinkel! ich brauche dir nichts mehr zu sagen, der ritterliche Alektryo, der Herold, Wappenprüfer und Kreiswärtel, Notarius Publikus und kaiserlich gekrönte Poet meiner Altvordern, hat meine Rede unterkräht; und somit protestiert, daß seinen Junghintern, den zu erwartenden Hühnchen, die gefährlichen Raubvögel zugesellt würden.“

Bei diesen letzten Worten bückte sich Frau Hinkel bereits unter der niedrigen Thüre und verschwand mit einem tiefen Seufzer im Hühnerstall.

Im Hühnerstall? Ja — denn im Hühnerstall wohnte Gockel von Hanau, Hinkel von Hennegau und Gackeleia, ihre Fräulein Tochter; und in der Ecke lag ein alter Schild voll Stroh, worauf die Glucke über den dreißig Eiern brütete und von einer Wand zur andern ruhte eine alte Lanze in zwei Mauerlöchern, auf welcher sitzend der große schwarze Hahn des Nachts zu schlafen pflegte. Der Hühnerstall war der einzige Raum in dem alten Schlosse, der noch bewohnbar unter Dach und Fach stand.

Vor alten Zeiten war dieses Schloß eines der herrlichsten in ganz Deutschland; aber die Franzosen, welche es so zu machen

1. W. auch ungeduldig auf. — 7. Alektryo, *ἀλεκτρυών*, gr. der Hahn, in der Ilias XVII, 602 auch als Eigenname eines hochgemuten hellenischen Helden. — Kreiswärtel, Grieswärtel hatten beim Turniere die Schranken zu bewachen. — 8. publicus, öffentlicher. — Poet, wegen seines lauten Schreiens wird der Hahn scherzhaft als Dichter bezeichnet und auf die seit Schönaich zum Spotte gewordene Dichterkrönung gestichelt. — Altvordern, W. Vorfahren — Nachkommen. — 15. W. denn im wunderbaren, kunstreichen, im neben-, durch- und hintereinandrigen Stil der Urwelt, Mitwelt und Nachwelt erbauten. — 17 f. W. Ecke stand in einem Schilde das auf gotische Weise von Stroh geflochtene Raugraf Gockelsche Erbhühnernest, in welchem die Glucke Gallina. — 23. W. Zu Olims Zeiten, wo dieses und jenes geschehen ist, war. — 24 ff. W. Franzosen haben es so übel mitgenommen, daß sie es recht abscheulich zurückließen. Ihr König Hahnri hatte gesagt: „Jeder Franzose solle Sonntags ein Huhn, und wenn keines zu haben sei, ein Hinkel in den Topf stecken und sich eine Suppe kochen.“ Darauf hielten sie streng, und sahen sich überall um, wie jeder zu seinem Huhne kommen könne. Als sie nun zu Hause mit den Hühnern fertig waren, machten sie nicht viel Federlesens und hatten bald mit diesem, bald mit jenem Nachbarn ein Hühnchen zu pflücken. Sie sahen die Landkarte wie einen Speisezettel an, wo etwas von Henne, Huhn oder Hahn stand, das strichen sie mit roter Tinte an und gingen mit Küchenmesser und Bratspieß darauf los. So gingen sie über den Hanebach, steckten Groß- und Kleinhüningen in den Topf, und kamen dann auch bis in das Hanauer Land. Als sie nun Gockelsruh, das herrliche Schloß der Raugrafen von Hanau, im Walde fanden, wo damals der Großvater Gockels wohnte, statuierten sie ein Exempel, schnitten allen Hühnern die Hälse ab, steckten sie in den Topf und den roten Hahn auf das Dach, das heißt, sie machten ein so gutes Feuerchen

pflegen, zerstörten es ganz und gar, als es der Urgroßvater Gockels von Hanau bewohnte, und weil sie außerordentlich gern Hühnerfleisch essen, verzehrten sie ihm all sein herrliches Federvieh.

unter den Topf, daß die lichte Lohe zum Dache herausschlug und Gockelsruh darüber verbrannte. Dann gingen sie weiter nach Hünefeld und Hunhaun und sind noch lang unterwegs geblieben.

Als sie abgespeist hatten, ging Gockels Großvater, der mit seiner Familie und dem Stamm-, Erb- und Wappen-Hahn und Hinkel im Walde versteckt gewesen, um das Desert zu besehen, es war eine Wüste. Nichts war ihm geblieben, er konnte sein Schloß nicht mehr herstellen und übergab es daher gratis an die Verschönerungs-Kommission der vier Jahreszeiten, des Windes und des Wetters, welche es auch in Jahr und Tag mit Gras und Kraut und Moos und Epheu und Büschen und Bäumen so reichlich austapezierten, daß es ein rechtes Paradies aller Waldvögelein und anderen Wildbrets ward. — Er selbst zog nach Gelnhausen und nahm die Stelle eines Erb-Hühner- und Fasanenministers bei dem dortigen König an. Sein Sohn trat nach ihm in dieselbe Stelle, und nach dessen Absterben unser Gockel, der gewiß auch als Hühnerminister mit Tod abgegangen wäre, wenn ihn nicht sein Menschen- oder vielmehr Hühnergefühl gezwungen hätte, noch lebendig von Gelnhausen Abschied zu nehmen. Dieses aber ging folgendermaßen zu:

Der König Eifrasius von Gelnhausen überließ sich der Leidenschaft des Eieressens so unmäßig, daß keine Brut Hühner mehr aufkommen konnte. Dies war gegen den Eid Gockels und gegen das Landesgesetz, Artikel Hühnerzucht. Gockel machte eine alleruntertänigste vergebliche Vorstellung nach der andern. Eifrasius errichtete den rührenden Eierorden verschiedener Grade und ließ von seinem Leibredner eine Rede dabei halten, die einer Schmeichelei so ähnlich sah, wie ein Ei dem andern. Er sagte: „Eifrasius esse nur allein so viele Eier, um die Hühner zu vermindern, damit die Franzosen nicht ins Land kämen." Dabei machte er bekannt, daß man künftig nicht Ihro Majestät, sondern Ihre Eiestät König Eifrasius sagen solle und vieles Ähnliche. Auch wußte er sehr viele hinreißende Stellen großer Dichter in seiner Rede anzubringen, z. B.:

„Ein Huhn und ein Hahn,
Meine Rede geht an;
Eine Kuh und ein Kalb,
Meine Rede ist halb;
Eine Katze und eine Maus,
Meine Rede ist aus!

und weiter

Ein Ei, un oeuf,
Ein Ochs, un boeuf,
Une vache, eine Kuh,
Fermez la porte, mach die Thür zu!"

womit er den König ganz bezauberte.

Nach dieser Rede wurden alle anwesenden Anhänger und Schmeichler des Königes ganz eigelb im Gesicht und steckten gelbe Kokarden auf; Gockel von Hanau aber wurde vor Zorn und Schrecken und Unwill und Scham ganz grün und blau und rot, und kriegte ordentlich einen roten Kamm und schüttelte den Federbusch, wie ein Hahn, auf seinem bordierten Hut, und scharrte mit den Füßen und hackte mit den Spornen. Da zog der König Eifrasius eben in der Kirche an ihm vorüber, sah ihn sehr ungnädig an und sprach: „In Gnaden entlassen, das Hühnerministerium ist bis auf ein weiteres aufgehoben." — Somit hatte Gockel seinen Abschied.

Gockel war voll Ehrgefühl, er zeigte sogleich seiner Frau an, daß er am folgenden Morgen mit ihr und Gackeleia nach seinem Stammschlosse Gockelsruh aus Gelnhausen so wegziehen werde, wie seine Großeltern hineingezogen waren. Er befahl ihr, jene alten Kleider aus dem Kasten zu nehmen und im Hühnerministerium zurecht zu legen, wo sie sich morgen umkleiden wollten. Frau Hinkel war schier untröstlich über die alten seltsamen Kleider und meinte, alle Hunde würden ihr nachlaufen. Das Entsetzlichste aber war ihr, daß Gockel am hellen lichten Tage vor der Wachparade vorbei und über den Gemüsemarkt in diesem Aufzug aus der Stadt hinaus wollte, und nur unter den heftigsten Thränen mit Gackeleia vor ihm auf den Knieen liegend, konnte sie erflehen, daß er mit ihr morgens vor Tag zur Gartenthüre hinaus, hinten um die Stadtmauer herum, seine Abreise anzutreten versprach.

Dem alten Herrn blieb nichts, als sein schönster Hahn und seine beste Henne, mit welchen er sich im Wald versteckt hatte, und von diesen stammt der Hahn und die Henne Gockels ab.

Gockel hängte seine Hühnerminister-Kleidung an das königliche Hühnerministerial-Zapfenbrett, legte alle die ihm aufgedrungenen Eierorden ab, den Orden der Schmeichelei und Heuchelei, und befestigte seinen eigenen, Raugräflich Gockel Hanauischen Haus-Orden der Kinderei wieder in das Knopfloch der Jacke seines Großvaters, die er morgen früh anziehen wollte; dann setzte er sich an seinen Schreibtisch, um alle die Rechnungen über seine Verwaltung heute nacht noch auszubrüten, und als er es so weit gebracht, daß Einnahme und Ausgabe sich wie ein Ei dem andern glichen, sank er ermüdet mit der Nase auf das Papier und schnarchte, daß der Streusand von zerstoßenen Eierschalen umherflog, und mehrere Muster von Hühnerfedern, die vor ihm lagen, durcheinander wehten. Aber der Schaden war nicht groß.

Kaum graute der Tag, als Alektryo, der edle Stammhahn, sich selbst ermunternd mit den Flügeln in die Seite schlug, den Hals emporreckte und mit aufgerissenem Schnabel laut krähend wie mit einem Trompetenstoß alle zur Abreise erweckte; das Stammhuhn Gallina begleitete sein Morgenlied mit einigen wehmütigen Akkorden. Gockel sprang auf und weckte Weib und Kind, die sich bald einstellten. Frau Hinkel war sehr traurig, auch sie mußte ihre Hühnerministerial-Kontusche ans Zapfenbrett hängen und die Kleider von Gockels Großmutter anziehen; händeringend stand sie in diesem Putze vor dem Spiegel. Gockel hatte viel zu ermahnen und zu trösten; er hatte seine Raugräfliche Gockelskappe aufgesetzt, auf der ein Hahnenkamm war, er hängte seine Perücke von Eierschalen an den Ministerialperücken-Haken und fuhr in die großväterlichen Stiefel und Grafenhosen, welche ihm Gackeleia hinbrachte, die ziemlich lustig in ihrem seltsamen Röckchen war und das alte Erbhühnernest wie einen Fallhut auf dem Kopfe trug.

Alektryo, der Stammhahn, saß neben dem Schreibtisch auf der Raugräflich Gockelschen Erbhühnertrage, welche der berühmte Erwin von Steinbach zugleich mit dem Straßburger Münster erfunden hatte, und wiederholte, da er die ganze Familie wieder in ihren altgräflichen Kleidern sah, sein Krähen mit stolzer Freude. Er hatte einen reichsfreiritterlichen Unmittelbarkeitssinn und war nie gern in Gelnhausen gewesen, wo er nur zu Haus der Hahn im Korbe war, am Hof aber nie auf dem Miste krähen durfte, weil dieses ein Regale, ein königliches Recht der Hofhähne war. Er war hier nur Kammerhahn à la suite, hatte allerlei Kränkungen seiner Verhältnisse von den Hofhähnen zu erleiden, und durfte sie nicht einmal deswegen herausfordern. Gleich Graf Gockel war er sehr mit dem König Eifrasius unzufrieden, denn dieser hatte einmal die Eier seiner lieben Gemahlin Gallina durch die Polizei wegnehmen und sich in die Pfanne schlagen lassen. — Seine häusliche Glückseligkeit war dadurch gestört. Er war heftig und ungeduldig, Gallina aber gackfig, gluckfig und piepsig geworden. Sie saßen immer auf dem Hühnerministerium und kamen nicht ins Freie; statt auf dem Miste, scharrte Alektryo in Papierspänen, und die leidende Gallina wälzte sich im Streusand, oder brütete hoffnungslos auf den ausgeblasenen Eierschalen des Eierordens, welche dort aufbewahrt wurden.

Nun aber, da alle zur Abreise gekleidet waren, trieb Alektryo die Gallina an, von seiner Seite auf dem Gockelschen Hühnerstege hinab zu dem Hennegauschen Erbhühnerkorbe der Frau Hinkel zu schreiten, und sagte ihr dabei ganz freundlich ins Ohr, was ihr tröstend zu Herzen ging: „Heute abend sind wir frei und glücklich in Gockelsruh, dem Palast unserer Vorfahren, da giebt es Würmchen und Maikäfer und allerlei Sämerei die Menge; da wollen wir ein neues Leben beginnen, da gehören wir uns allein an, da wirst du eine Brut ausbrüten, die unser würdig ist." Gallina trippelte mit einem lieblichen Lächeln gackfend den Steg hinab und setzte sich oben auf den Hühnerkorb.

Frau Hinkel nahm den Korb, worauf Gallina saß, auf ihren Kopf. In diesem Korbe hatte sie ein paar Hemden, etwas Flachs-, Hanf- und andere Sämereien, Nadel, Zwirn und Fingerhut und ein Wachsstümpfchen, ein Gebetbuch und einige schöne neue Lieder, gedruckt in diesem Jahr, und den Gräflich Hennegauschen Stammbaum, und ihren Taufschein und Kopulationsschein und so weiter Schein bewahrt. Dann ergriff sie ihren Rocken und sprach: „Ich bin fertig."

Gockel schlüpfte mit den Armen in die Tragriemen seiner Erbhühnertrage, und trug sie wie eine gotische Kirche auf dem Rücken, oben darauf saß Alektryo, neben dran war sein Grafenschwert befestigt, und im Innern befanden sich sein Stammbaum, Grafenbrief, Taufschein, Ehekontrakt, ein Buch von Geheimnissen der Hahnen und Hühner und auch ein altes Geschlechts-Register, nach welchem Alektryo vom Hahne des Hiob und Gallina vom Hahne Petri abstammen sollte; es war aber teils sehr unleserlich mit Hühnerpfoten ge-

Nach jenem Unfall haben die Vorfahren Gockels sich nie wieder erholt, und waren meistens Fasanen- und Hühnerminister bei den benachbarten Königen von Gelnhausen gewesen. Gockel hatte nach dem Tode seines Vaters diese Stelle auch gehabt; weil aber der letzte König ein übermäßiger Liebhaber von Eiern war und keine Brut von Hühnern aufkommen ließ, sondern sie alle als Eier verzehrte, so widersetzte sich Gockel diesem Mißbrauch so lebhaft, daß der erbitterte König ihm seine Stelle als Fasanen- und Hühnerminister nahm und ihm befahl, den Hof zu verlassen.

In den elendesten Umständen kam der alte Gockel von Hanau mit seiner Frau Hinkel von Hennegau und Gackeleia seiner Tochter auf dem zerstörten Schlosse seiner Vorfahren an, und sein einziger Reichtum war sein Stammhahn Alektryo und sein Stammhuhn Gallina, welche er von seinem Vater ererbt hatte, und die ihn nie verließen; aber er hatte, was mehr wert war als der Hahn und das Huhn, ein edles, stolzes Herz in seiner Brust und ein freies, schuldloses Gewissen dazu.

Frau Hinkel von Hennegau folgte zwar ihrem Manne gern in das Elend; aber sie seufzte doch oft unterwegs in dem wilden Wald, wenn sie an die Herrlichkeit der Stadt Gelnhausen gedachte, wo immer

schrieben, teils hatten es die Mäuse so durchstudiert, daß viele Löcher darin waren. Solche große Raritäten waren in der Hühnertrage. Gockel nahm nun seine Raugräfliche Standarte, die zugleich ein Hühnersteg war, als Stab in die Hand und sagte: „Wohlan, ich bin fertig."

Gackeleia hatte das Erbhühnernest auf dem Kopf, und weil sie auf alle Weise noch sonst etwas tragen wollte, steckte sie der Vater in einen Korb, wie man sie über die jungen Hühnchen stellt, und befestigte ihr denselben über die Schultern mit Bändern, so daß sie wie in einem lustigen Reifrocke mitspazierte. In der einen Hand hielt sie ihr ABC-Buch, worauf ein Hahn abgebildet war, und in der andern einen Eierweck von gestern, man nennt sie dort Bubenschenkel. Das Kind war sehr lustig und schrie: „Kikeriki, ich bin schon lang fertig."

Nun blies Gockel die Hühnerministerial-Lampe aus, und sie gingen zu der Thüre hinaus. Gockel gab dem Nachtwächter den Hausschlüssel, und dann verließen sie still durch die hintere Gartenthüre, die durch die Stadtmauer führte, das undankbare Gelnhausen.

Kaum waren sie auf einer nahen kleinen Anhöhe, welche die Stadt überschaut, als Alektryo sich hoch aufrichtete und mit einem trotzigen kühnen Krähen allen Hahnen von Gelnhausen Hohn sprach, die erwachend von Haus zu Haus, von Turm zu Turm sich wieder zukrähten, so daß die Gockelsche Familie wo nicht unter dem Geläute aller Glocken, doch unter dem Krähen aller Hahnen die Stadt verließ.

Als Alektryo gekräht hatte, schauten sie alle noch einmal schweigend nach Gelnhausen zurück. Es lag eine weiße Nebelwolke über der herrlichen Stadt, die Sonne schoß mit ihren ersten Strahlen nach den blinkenden Wetterhahnen auf den Turmspitzen, welche aus dem Nebel hervorblitzten; hie und da drang ein dunkler dichter Bäckerrauch wie eine dicke braune Schlange durch den Nebel hervor. Frau Hinkel war betrübt. Gackeleia fing laut an zu weinen; ihr Eierweck war ihr gefallen, und sie konnte ihn von dem Hühnerkorb, in dem sie steckte, gehindert nicht aufheben. — Gockel hob sie aus dem Korbe heraus und hängte sich denselben noch hinten auf die Trage, denn Gackeleia wäre mit diesem Reifrock an allen Büschen des wilden Waldes hängen geblieben, durch welchen jetzt ihr Weg führte.

14. **gallina**, lat. Henne. — 18 ff. W. Frau Hinkel, durch das Krähen aller Hahnen in Gelnhausen und durch den aufsteigenden Rauch von neuem sehr betrübt, folgte ihrem Manne mit manchem Seufzer durch den Wald. Sie gedachte an die.

ein Haus um das andere ein Bäcker- oder Fleischerladen ist. Traurig dachte sie an die fetten aufgehängten Kälber, Hämmel, und Schweine, in deren aufgeschlitzten Leibern dort weiße reinliche Tücher ausgespannt zu sein pflegten und an die schön in Reih und Glied auf weißen Bänken aufgestellten braunglänzenden Brote und gelben Semmeln und schön lackierten Eierwecke, Bubenschenkel genannt.

Gackeleia, ihr Töchterchen, das sie an der Hand führte, fragte ein um das anderemal: „Mutter! giebt es auch Bretzeln, wo wir hingehen?“ Da seufzte die Frau Hinkel; Gockel aber, der ernsthaft und freudig mit seinem Stabe voranschritt, und auf der einen Schulter Alektryo, auf der andern Gallina, das Stammhuhn, sitzen hatte, sagte: „Nein, mein Kind Gackeleia! Bretzeln giebt es nicht, sie sind auch nicht gesund und verderben den Magen; aber Erdbeeren, schöne rote Walderdbeeren giebt es die Menge,“ und somit zeigte er mit seinem Stocke auf einige, die am Wege standen, welche Gackeleia mit vielem Vergnügen verzehrte.

Als Gackeleia diese gegessen hatte, fragte sie wieder: „Mutter! giebt es so schöne braune Kuchenhäschen, wo wir hingehen?“ Da seufzte Frau Hinkel wieder und die Thränen kamen ihr in die Augen; Gockel aber sagte freundlich zu dem Kind: „Nein, mein Kind Gackeleia! Kuchenhäschen giebt es da nicht, sie sind auch nicht gesund und verderben den Magen; aber es giebt da lebendige Seidenhäschen und weiße Kaninchen, aus deren Wolle du der Mutter auf ihren Geburtstag ein Paar Strümpfe stricken kannst, wenn du fleißig bist. Sieh, sieh, da läuft eines!“ und somit zeigte er mit seinem Stocke auf ein vorüberlaufendes Kaninchen. Da riß sich Gackeleia von der Mutter los und sprang dem Hasen nach mit dem Geschrei: „Gieb mir die Strümpfe, gieb mir die Strümpfe!“ aber fort war er und sie fiel über eine Baumwurzel und weinte sehr. Der Vater verwies ihr ihre Heftigkeit und tröstete sie mit Himbeeren, welche neben der Stelle wuchsen, wo sie gefallen war.

Nach einiger Zeit fragte Gackeleia wieder: „Liebe Mutter! giebt es denn auch da, wo wir hingehen, so schöne gebackene Männer von Kuchenteig, mit Augen von Wacholderbeeren und einer Nase von Mandelkern und einem Munde von einer Rosine?“

2. W. Ach, dachte sie, jetzt ist die Stunde, jetzt öffnen die Fleischer ihre Läden, jetzt hängen sie die fetten Kälber.

Da konnte die Mutter ihre Thränen nicht zurückhalten und weinte; Gockel aber sagte: „Nein, mein Kind Gackeleia! solche Kuchenmänner giebt es da nicht, die sind auch gar nicht gesund und verderben den Magen; aber es giebt da schöne bunte Vögel die Menge, welche allerliebst singen und Nestchen bauen und Eier legen und ihre Jungen füttern. Die kannst du sehen und lieben und ihnen zuschauen und die süßen und wilden Kirschen mit ihnen teilen.“ Da brach er ihr ein Zweiglein voll Kirschen von einem Baum und das Kind ward ruhig.

Als Gackeleia aber nach einer Weile wieder fragte: „Liebe Mutter! giebt es denn dort, wo wir hingehen, auch so wunderschöne Pfefferkuchen, wie in Gelnhausen?“ und die Frau Hinkel immer mehr weinte, da ward der alte Gockel von Hanau unwillig, drehte sich um, stellte sich breit hin und sprach: „O, mein Hinkel von Hennegau! du hast wohl Ursache zu weinen, daß unser Kind Gackeleia ein so naschhafter Freßsack ist, und an nichts als an Bretzeln, Kuchenhasen, Buttermänner und Pfefferkuchen denkt, was soll daraus werden? Not bricht Eisen, Hunger lehrt beißen. Sei vernünftig und weine nicht; Gott, der die Raben füttert, welche nicht säen, wird einen Gockel nicht verderben lassen, der säen kann. Gott, der die Lilien kleidet, die nicht spinnen, wird die Frau Hinkel von Hennegau nicht umkommen lassen, welche sehr schön spinnen kann, und auch das Kind Gackeleia nicht, wenn es das Spinnen von seiner Mutter lernt.“ Diese Rede Gockels ward von einem gewaltigen Geklapper unterbrochen, und sie sahen alle einen großen Klapperstorch, der aus dem Gebüsche ihnen entgegentrat, sie sehr ernsthaft und ehrbar anschaute, nochmals klapperte und dann hinwegflog.

„Wohlan!“ sagte Gockel, „dieser Hausfreund hat uns willkommen geheißen; er wohnet auf dem obersten Giebel meines Schlosses, gleich werden wir da sein; damit wir aber nicht lange zu wählen brauchen, in welchem von den weitläufigen Gemächern des Schlosses wir wohnen wollen, so will ich unsere höchste Dienerschaft voraussenden, damit sie uns die Wohnungen aussuche.“

Nun nahm er den großen Stammhahn von der Schulter auf die rechte Hand und die Stammhenne auf die linke und redete sie mit ehrbarem Ernste folgendermaßen an: „Alektryo und

19 ff. Raben und Lilien, Matthäi Kap. 6, Vers 26 und 28.

Gallina! ihr stehet im Begriff, wie wir, in das Stammhaus eurer Voreltern einzuziehen, und ich sehe es an euren ernsthaften Mienen, daß ihr so gerührt seid, als wir. Damit nun dieses Ereignis nicht ohne Feierlichkeit sei, so ernenne ich dich Alektryo, edler Stammhahn! zu meinem Schloßhauptmann, Haushofmeister, Hofmarschall, Astronomen, Propheten, Nachtwächter, und hoffe, du wirst, unbeschadet deiner eigenen Familienverhältnisse als Gatte und Vater, diesen Ämtern gut vorstehen. Das Nämliche erwarte ich von dir, Gallina, edles Stammhuhn! indem ich dich hier zur Schlüsseldame und Oberbettmeisterin des Schlosses ernenne, zweifle ich nicht, daß du diesen Ämtern trefflich vorstehen wirst, ohne deswegen deine Pflichten als Gattin und Mutter zu vernachlässigen. Ist dies euer Wille, so bestätigt mir es feierlich."

Da erhob Alektryo seinen Hals, blickte gegen Himmel, riß den Schnabel weit auf und krähete feierlichst, und auch Gallina legte ihre Versicherung mit einem lauten, aber rührenden Gegacke von sich; worauf sie Gockel beide an die Erde setzte und sprach: „Nun, Herr Schloßhauptmann und Frau Schlüsseldame! eilet voraus, suchet eine Wohnung für uns aus und empfangt uns bei unserm Eintritt." Da eilte der Hahn und die Henne in vollem Laufe, was giebst du, was hast du! in den Wald hinein und nach dem Schlosse zu.

Nun ermahnte Gockel auch noch die Frau Hinkel und das Kind Gackeleia zur Zufriedenheit, zum Vertrauen auf Gott und zu Fleiß und Ordnung in dem neu bevorstehenden Aufenthalt auf eine so liebreiche Art, daß Frau Hinkel und das Kind Gackeleia den guten Vater herzlich umarmten und ihm alles Gute und Liebe versprachen.

Nun zogen sie alle froh und heiter durch den schönen Wald, die Sonne sank hinter die Bäume, es ward so recht stille und vertraulich, ein kühles Lüftlein spielte mit den Blättern und Frau Hinkel von Hennegau sang folgendes Liedchen mit freundlicher Stimme, wozu Gockel und Gackeleia leise mitsangen:

19 f. W. aus, zeiget auch allen Bewohnern unseres Schlosses an, sie möchten sich durch kein Geräusch in ihrem Abendgebete stören lassen, weil ich in der Nähe des Schlosses, wo der englische Garten ein wenig ins Kraut geschossen sein mag, wahrscheinlich mit meinem Grafenschwert die Hecken werde schneiden müssen, um mir und Frau Hinkel mit unsern hohen Insignien durchzuhelfen; also thuet und bereitet uns einen würdigen Empfang."

„Wie so leis die Blätter wehn
In dem lieben, stillen Hain,
Sonne will schon schlafen gehn,
Läßt ihr goldnes Hemdelein
Sinken auf den grünen Rasen,
Wo die schlanken Hirsche grasen
In dem roten Abendschein.
Gute Nacht! Heiapopeia!
Singt Gockel, Hinkel und Gackeleia.

In der Quellen klarer Flut
Treibt kein Fischlein mehr sein Spiel,
Jedes suchet, wo es ruht,
Sein gewöhnlich Ort und Ziel,
Und entschlummert überm Lauschen
Auf der Wellen leises Rauschen
Zwischen bunten Kieseln kühl.
Gute Nacht! Heiapopeia!
Singt Gockel, Hinkel und Gackeleia.

Schlank schaut auf der Felsenwand
Sich die Glockenblume um,
Denn verspätet über Land
Will ein Bienchen mit Gesumm
Sich zur Nachtherberge melden
In den blauen, zarten Zelten,
Schlüpft hinein und wird ganz stumm.
Gute Nacht! Heiapopeia!
Singt Gockel, Hinkel und Gackeleia.

Vöglein, euer schwaches Nest,
Ist das Abendlied vollbracht,
Wird wie eine Burg so fest;
Fromme Vöglein schützt zur Nacht
Gegen Katz und Marderkrallen,
Die im Schlaf sie überfallen,
Gott, der über alle wacht.
Gute Nacht! Heiapopeia!
Singt Gockel, Hinkel und Gackeleia.

Treuer Gott! du bist nicht weit,
Und so ziehn wir ohne Harm
In die wilde Einsamkeit
Aus des Hofes eitlem Schwarm.

8. Heiapopeia, der Refrain in Schlegels Übersetzung des Sommernachtstraums [, 2, 19: „Nun gute Nacht mit Eya popey!"

Du wirst uns die Hütte bauen,
Daß wir fromm und voll Vertrauen,
Sicher ruhn in deinem Arm.
Gute Nacht! Heiapopeia!
Singt Gockel, Hinkel und Gackeleia!“

Als dies Lied zu Ende war, ward der Wald etwas lichter, und sie sahen den feurigen Abendhimmel durch die leeren Fensterbogen des Schlosses schimmern, an dessen offnem Thore sie standen. Ihr Empfang war feierlich.

Der Hahn Alektryo saß auf dem steinernen Wappen über dem Thore, schüttelte sich, schlug mit den Flügeln und krähte als ein rechtschaffener Schloßtrompeter dreimal lustig in die Luft, und alle Vöglein, die in dem verlassenen baumdurchwachsenen Baue

6 ff. W. ward der hohe Eichenwald lichter. Sie hörten ein Geklapper, und Gackeleia blickte in die Höhe und schrie: „Ach. der Klapperstorch, der Klapperstorch mit seinen Jungen, da oben steht er auf der hohen Mauer, ach, was hat der aber ein großes Nest, o da will ich mich auch einmal hineinsetzen und mit ihm klappern!“

Nun waren die Reisenden an dem ganz verwilderten Raugräflich Gockelschen Schloßgarten angekommen. Da war an kein Durchkommen zu gedenken, und Gockel sprach zu Frau Hinkel, indem er seine Erbhühnertrage absetzte, und das Grafenschwert von ihr losband und herauszog: „Setze deinen Korb ab, schürze deinen Rock nieder, streiche dein Haar zurecht, dort an dem alten Springbrünnchen wasche dich, bade dir die Füße, ruhe ein bißchen aus, damit wir mit Respekt einziehen. Thue der Gackeleia ebenso — Ich will indessen mit meinem Grafenschwert hier das wilde Genist lehren, daß man seinem Herrn den Weg nicht verrennt.“

Nun setzten sich Frau Hinkel und Gackeleia an das Brünnchen, wuschen und musterten sich, und Gackeleia patschte mit ihren erhitzten Füßchen in dem kalten Wasser herum. Gockel aber erhob sein Grafenschwert, und hieb kreuz und quer mit großer Kraft einen Weg durch die wildverwirrten Hecken, Büsche und Bäume. Er nannte jedes Gesträuch, das er zusammenhieb, mit Namen, und weil er schnell arbeitete, so verkürzte er die Worte — er schrie: „Potz Stachel-, Kreusel-, Preißel-, Kloster-, Holunder-, Wacholder-, Berberitzen-, Johannis-, Brom-, Himbeeren! ich will euch lehren, mir mein Haus zu sperren! — Potz Quendel, Lavendel, Bux, Taxus, Mispel, Quitten und Hasel! — Potz Thymian, Majoran, Baldrian, Rosmarin, Hysop und Salbei!“ Und mit jedem Worte ein Schwertschlag, der ihm den Weg öffnete und mit Zweigen, Blättern und Blumen bestreute. Als er so bis in die Nähe des Schloßthores gekommen, kehrte er zu den Seinigen an das Brünnchen zurück.

Gockel hatte sich ganz müde gearbeitet, auch er wusch und erquickte sich an dem Wasser. Frau Hinkel hatte sich recht frisch und sauber gemacht Sie hatte Gackeleia einen schönen Blumenkranz aufgesetzt, und ihr das Hühnernest mit harten Brosamen, welche sie am Brunnen erweicht, gefüllt, diese sollte sie beim Einzug in das Schloß den Vögeln ausstreuen. Das war so, als wenn bei der Kaiserkrönung zu Frankfurt Gold ausgeworfen wird.

Nun nahm Gockel seine Hühnertrage, Frau Hinkel den Hühnerkorb wieder auf und Gackeleia trug das Nest voll Brosamen vor sich; so gingen sie durch den Weg, den Gockel gehauen hatte, auf das Schloßthor zu. Gackeleia nahm sich Zeit, sie pflückte links und rechts viele Brombeeren und Heidelbeeren, und als der Vater sie heranrief, in das Schloß einzugehen, hatte sie die Hände und das halbe Gesicht schwarz wie ein Mohrenkind Gockel riß mit der Hühnerstange, die er trug, eine dichte Epheudecke auseinander, welche das Gartenthor zugesponnen hatte, und sie traten vor das wunderbare Raugräfliche Schloß in seinem vollen Glanze.

Der Empfang war feierlich; aus den leeren Fensteröffnungen des Schlosses hingen Teppiche von Epheu und mancherlei Blumen nieder, und wehten blühende Gesträuche wie festliche Fahnen, und zwischen ihnen durch sah der stille Abendhimmel in purpurnem Gewande herab. Die vielen Säulen und Bildwerke des Schlosses hatten Wind und Wetter und die vier Jahreszeiten seit lange mit dem schönsten Laubwerke verziert.

wohnten, und welchen der Hahn die Ankunft der gnädigen Herrschaft verkündigt hatte, waren aus ihren Nestern herausgeschlüpft und schmetterten lustige Lieder in die Luft, indem sie sich auf den blühenden Holunderbäumen und wilden Rosenhecken schaukelten, welche ihre Blüten vor den Eintretenden niederstreuten. Der Storch auf dem Schloßgiebel klapperte dazu mit seiner ganzen Familie, daß es schier wie eine große Musik mit Pauken und Trompeten klang.

Gockel, Hinkel und Gackeleia hießen alle willkommen und traten in die alte zerfallene Kapelle, wo sie sich an dem Altare neben die wilden Waldblumen niederknieten, ganz nahe dem Grabstein des alten Urgockels von Hanau, und Gott für ihre glückliche Reise dankten und ihn um Schutz und Hilfe anflehten.

Während ihres Gebetes waren alle Vögel ganz stille, und da sie sich von den Knieen erhoben, lockten Alektryo und Gallina, als Schloßhauptmann und Schlüsseldame an der Thüre, sie sollten ihnen nach dem ausgesuchten Gemache folgen. Sie thaten dies, und der Hahn und die Henne schritten gackernd und majestätisch über den Schloßhof auf den wohlerbauten, ganz erhaltenen Hühnerstall zu, der eine große Thüre hatte.

Als Alektryo über die Schwelle schritt, bückte er sich tief mit dem Kopf, als befürchte er, mit seinem hohen roten Kamme oben anzustoßen, da die Thüre doch für einen starken Mann hoch genug war; aber dieses war im Gefühle seines Adels, denn alle hohen Adeligen und alle gekrönten Häupter pflegen es so zu machen.

In diesem Hühnerstalle nun, dessen Fenster in ein kleines Gärtchen gingen, richteten sie sich ein, so gut sie konnten. Gockel machte von grünen Zweigen einen Besen und fegte mit Hinkel den Boden rein; dann machten sie ein Lager von Moos und dürren Blättern, worüber Gockel seinen Mantel und Hinkel ihre

9 f. W. willkommen, und Gackeleia streute mit vollen Händen die Brosamen aus, was mit großem Beifalle von allen den Vögeln aufgenommen ward. Hierauf zogen sie in. — 20. W. zu, dessen Dach allein im Schlosse bis auf einige Lücken im Stande war. — 25. W. pflegten in den guten alten Zeiten es so zu machen, wenn sie durch ein Thor schritten; das kam aber von den erstaunlich hohen Federbüschen her, welche ihre Vorfahren auf den Helmen getragen hatten. — 27 f. W. konnten; Gockel hängte seine Erbhühnertrage an einen Haken hoch an der Wand auf, stellte die Hühnersteige daran, und Alektyro und Gallina sagten gute Nacht, und setzten sich still zusammen und ließen sich was träumen. Frau Hinkel stellte den Korb, den Spinnrocken, den Bratspieß, die Pfanne, die Schüssel, den Topf und den Wasserkrug an ihre Stelle, und Gackeleia setzte das Hühnernest, wo es hin gehörte. Dann machte Gockel aus grünen Zweigen zwei große und einen kleinen. — 29. W. und Gadeleia den Boden ein wenig rein; Gackeleia fuhr ganz stolz und geschäftig mit ihrem Besen umher. Nun.

Schürze breitete, und sich darauf schlafen legten. Gockel rechts, Hinkel links, das Töchterlein Gackeleia in der Mitte zwischen beiden. Der Hahn und die Henne nahmen auch ihren Platz ein, und von der Reise ermüdet, schliefen sie alle bald ein.

Gegen Mitternacht rührte sich Alektryo auf seiner Stange, und Gockel, der vor allerlei Gedanken, was er alles vornehmen wolle, seine Familie zu ernähren, nicht fest schlief, ward munter und sah umher, was vorging. Da bemerkte er an der Thüre, durch welche der Mond schien, eine lauernde große Katze, die auf einmal einen Sprung herein that, und in demselben Augenblick hörte Gockel ein Gepfeife und fühlte, daß ihm etwas in den weiten Ärmel seiner Jacke lief. Der Hahn und die Henne flatterten schreiend wegen der Katze herum; Gockel sprang auf und trieb die Katze hinaus, trat an die Thüre und zog die Tierchen, die ihm in den Ärmel geschlüpft waren, hervor, da erkannte er zwei weiße Mäuschen von außerordentlicher Schönheit.

Sie waren nicht scheu vor ihm, sondern setzten sich auf die Hinterbeine, und zappelten mit den Vorderpfötchen wie ein Hündchen, das bittet, was dem alten Herrn sehr wohlgefiel. Er setzte sie in seine Pudelmütze, legte sich wieder nieder und diese neben sich mit dem Gedanken, die guten Tierchen am folgenden Morgen seinem Töchterchen Gackeleia zu schenken, welche sehr ermüdet, wie ihre Mutter, nicht erwacht war.

Als Gockel wieder eingeschlafen war, machten sich die zwei Mäuschen aus der Pudelmütze heraus und unterhielten sich miteinander. Die eine sprach: „Ach Sissi! meine geliebte Braut! da hast du es nun selbst erlebt, was dabei herauskömmt, wenn man des Nachts so lange im Mondschein herumgeht, habe ich dich nicht gewarnt?" Da antwortete Sissi: „O Pfiffi! mein werter Bräutigam! mache mir keine Vorwürfe, ich zittere noch am ganzen Leibe vor der schrecklichen Katze, und wenn sich ein Blatt regt, fahre ich zusammen, und meine, ich sehe ihre feurigen Augen." Da sagte Pfiffi wieder: „Du brauchst dich nicht weiter zu ängstigen, der gute Mann hier hat der Katze einen so großen Stein nachgeworfen, daß sie vor Angst schier in den Bach hineingesprungen ist." „Ach," sagte Sissi, „ich fürchte mich nur vor unserer weiteren Reise; wir müssen wohl noch acht Tage laufen, bis wir zu deinem

20. W. in seine Gockelsmütze. — 35 f. W. Springbrunnen gesprungen ist."

königlichen Herrn Vater kommen, und da jetzt einmal eine Katze uns ausgekundschaftet hat, werden sie an allen Ecken auf uns lauern." Da erwiderte Pfiffi: „Wenn nur eine Brücke über den Fluß wäre, der eine halbe Tagreise von hier durch den Wald zieht, so wären wir bald zu Haus; aber nun müssen wir die Quelle des Flusses umgehen."

Als sie so sprachen, hörten sie eine Eule draus schreien, und krochen bang tiefer in die Mütze. „Auch noch eine Eule!" flüsterte Sissi, „o wäre ich doch nie aus der Residenz meiner Mutter gewichen!" und nun weinte sie. Der Mäusebräutigam war hierüber sehr traurig, und überlegte her und hin, wie er seine Braut ermutigen und vor Gefahren schützen solle. Endlich sprach er: „Geliebte Sissi! mir fällt etwas ein; der gute Mann, der uns in seine Pudelmütze gebettet hat, würde uns vielleicht sicher nach Haus helfen, wenn er unsere Not nur wüßte. Lasse uns leise an seine Ohren kriechen, und ihm recht flehentlich unsere Sorgen vorstellen; rede in deinen süßesten Tönen zu ihm, dann kann er nicht widerstehen, aber ja recht leise, damit er nicht aufwacht, denn nur im Schlafe verstehen die Menschen die Tiere."

Sissi war sogleich bereit, und kroch an das linke Ohr Gockels und Pfiffi an das rechte, und zischelten ihm mit ihren feinsten Stimmchen zu. Pfiffi sang, nachdem er sich auf die Hinterbeine gesetzt und seinen Schweif quer durch das Maul gezogen hatte, um eine rührendere Stimme zu bekommen:

„Ich bin der Prinz von Speckelfleck
Und führe heim die schönste Braut;
Die Katze bracht' ihr großen Schreck,
Sie bangt um ihre Sammethaut.
Ach, Gockel! bring uns bis zum Fluß
Und bau' uns drüber einen Steg,
Daß ich mit meiner Braut nicht muß
Den Quell umgehn auf weitem Weg.
Gedenken wird dir's immerdar
Ich und der hohe Vater mein;
Ist's auch nicht gleich, vielleicht aufs Jahr,
Stellt Zeit zu Dank und Lohn sich ein. —

2. W. werden diese Freilaurer. — 3 f. W. über das Flüßchen führte, das. — 19. W. Menschen die Sprache der Tiere. — 20 ff. W. und nahte sich besinnend dem linken Ohre Gockels. Pfiffi aber lief zum rechten Ohr und sang. — 24. W. um seiner Stimme, welche durch das Kommandieren bei der letzten Revue etwas rauh geworden war, einen mildern Ton zu geben.

Doch was braucht's da viel Worte noch,
Hart wird es mir, der edlen Maus,
Vor deinem großen Ohrenloch
Zu betteln. — Ich, der stets zu Haus
Als erstgeborner Königssohn
Gefürchtet und befehlend sitzt
Auf einem Parmesankästhron,
Der stolze Butterthränen schwitzt,
Sag' dir hiemit, erwähl' dein Teil,
Nimm mich und meine Braut in Schutz!
Schaff' uns nach Haus gesund und heil!
Sonst biete ich dir Fehd' und Trutz.
Wenn uns die Katze auch nicht beißt,
Maulleckend nur die Zähne bleckt,
Miauend meine Braut erschreckt,
Woran viel liegt, was du nicht weißt —
Krümmt sie uns nur ein einzig Haar,
Faßt uns ein wenig nur beim Schopf —
Vielmehr — frißt sie uns ganz und gar:
So kommt die That auf deinen Kopf,
Wonach du dich zu richten hast!
Gegeben vor dem Ohrenloch
Des Wirtes, auf der dritten Rast
Von unsrer Brautfahrt, da ich kroch
In seinen Ärmel vor der Katz,
Nebst meiner Braut aus großem Schreck,
Worauf in seiner Mütze Platz
Er uns gemacht. Prinz Speckelfleck,
Punktum, Streusand, nun halte still,
Ins Ohr beiß' ich dir mein Sigill."

Nach dieser ziemlich unhöflichen Rede biß Speckelfleck dem ehrlichen Gockel ins Ohr, daß er mit einem lauten Schrei erwachte und um sich schlug.

Da flohen die beiden Mäuse in großer Angst wieder in die Pudelmütze. „Nein! das ist doch zu grob, einen ins Ohr zu beißen," sagte Gockel Da erwachte Frau Hinkel, und fragte: „Wer hat dich denn ins Ohr gebissen? du hast gewiß geträumt?" — „Ist möglich," sagte Gockel, und sie schliefen wieder ein.

Nun sprach Sissi zu Pfiffi: „Aber um alle Welt, was hast du nur gethan, daß der Mann so bös geworden?" — Da wieder=

39. W. Nach einer Weile sprach.

holte ihr Pfiffi seine ganze Rede, und Sissi sagte mit Unwillen: „Ich traue meinen Ohren kaum, Pfiffi! kann man unvernünftiger und plumper bitten, als du? Die niedrigste Bauernmaus würde sich in unsrer Lage anders benommen haben. Alles ist verloren, ich bin ohne Rettung in die Krallen der Katze hingegeben durch deine übel angebrachte Hoffart. — Ach! mein junges Leben! o hätte ich dich niemals gesehn!“ u. s. w.

Pfiffi war ganz verzweifelt über die Vorwürfe und Klagen seiner Braut und sprach: „Ach Sissi! deine Vorwürfe zerschneiden mein Herz; ich fühle, du hast recht; aber fasse Mut, gehe an das linke Ohr und wende all deine unwiderstehliche Redekunst an, das linke Ohr geht zum Herzen, er erhört dich gewiß; o ich Unglücklicher! daß ich in die verwünschten königlichen Redensarten gefallen bin.“

Da erhob sich Sissi und sprach: „Wohlan! ich will es wagen.“ Leise, leise schlüpfte sie an das linke Ohr Gockels, nahm eine rührende Stellung an, kreuzte die Vorderpfötchen über die Brust, schlang den Schweif wie einen Strick um den Hals, neigte das Köpfchen gegen das Ohr, und flüsterte so fein und süß, daß das Klopfen ihres bangen Herzchens schier lauter war als ihre Stimme:

„Verehrter Herr! ich nahe dir
Bestürzt, beschämt und herzensbang;
Ich weiß, mein Bräutigam war hier
Und ziemlich grob vor nicht gar lang,
Auch war sein Siegel sehr apart,
Mit Recht hast du ihn angeschnarrt.
Weil er verwöhnt, von Not entfernt,
Als einz'ger Prinz verzogen ward,
Hat er das Bitten nicht gelernt;
Drum, edler Mann! nimm's nicht so hart!
Wie Grobsein ihm, sei Höflichsein
Dir leicht, weil du erzogen sein.
Er meint's gewiß von Herzen gut;
Doch kömmt beim Sprechen er in Zug,
So regt sich sein erhabnes Blut,
Und er wird gröber als genug.
Bedenk, der Kinder Pfeife klingt,
Wie ihrer Eltern Orgel singt;

21. W. ihr Stimmchen.

Doch reut's ihn immer hintendrein,
Und in der Pudelmütze sitzt
Jetzt krumm das arme Sünderlein
Und seufzt und wimmert, daß es schwitzt,
Und schimpft, daß ihm die Hofmanier
So grob entfuhr zur Ungebühr.
Bekennet hat er mir, der Braut,
Die ihn erst tüchtig zappeln ließ,
Ihm tüchtig wusch die grobe Haut,
Die Nas' ihm auf den Fehler stieß,
Und endlich, nach manch bitterm Ach,
Dich zu versöhnen ihm versprach.
Doch, daß ich selbst mich nicht vergess',
Vergönne jetzt in Demut mir
Zu sagen, daß ich, was Prinzeß
Bei Menschen ist, bin als ein Tier,
Und zwar als kleine weiße Maus,
So schütt' ich nun mein Herz dir aus! —
Prinzeß Sissi von Mandelbiß
Fleht dich um Ritterdienste an;
Du weißt aus dem Äsop gewiß,
Was für die Maus ein Löw' gethan,
Und wie ihm dankbar half die Maus
Dann wieder aus dem Netz heraus.
Auch meinem Bräutigam und mir
Hilf sicher in das Mäusereich —
Die Katz, das ungeheure Tier,
Macht mich vor Schreck ganz totenbleich!
O, hättest du ein bißchen nur
Von Mausgeschmack und Mausnatur!
O, wüßtest du, wie weiß und zart,
Wie lieblich ich an Leib und Seel,
Gar nicht nach andrer Mäuse Art,
Ja unter allen ein Juwel:
Du littest lieber selbst den Tod,
Als du mich ließ'st in Katzennot.
Die Äuglein sind wie Diamant,
Die Zähne Perl und Elfenbein,
Mein Leib ist zierlich und gewandt,
Die Pfötchen rosenrot und klein,
Die Öhrlein sind zwei Blumen zart,
Die Nase einer Blüte gleich;
Wie Blütenfäden ist mein Bart
So rein, so fein, so weiß und weich.

Schweig, Mäulchen! pfiffiglich gespitzt,
Von Schönheit, die der Leib besitzt;
Sprich von der Kunst, dem Sinn, dem Geist,
Von Leistungen, die jeder preist; —
Denn, wie Frau Katalani singt,
Mein Stimmlein bei den Mäusen klingt.
Man hat mich drum als Gegensatz
Oft Mausalani auch genannt,
Weil Kata etwas klingt wie Katz,
Hat man das Wort so angewandt;
Das Lani ließ man angehängt,
Weil man dabei an Wolle denkt.
Verleugne nicht dein Zartgefühl,
Laß rühren dich durch meinen Sang,
Denn lockender als Flötenspiel,
Als Harfenton und Geigenklang
Fleht er aus meiner Brust heraus:
Beschütz die kleine weiße Maus!
Bei deiner hohen Adelspflicht,
Die dich zum Schutz der Damen weiht,
Beschwör' ich dich, verlaß mich nicht!
Vielleicht ist ja der Tag nicht weit,
Daß ich dir wieder helfen kann —
Doch darnach frägt kein Edelmann!
Wer mich zu retten einen Stein
Der Katze in die Rippen warf,
Wer zugab, daß der Liebste mein
An meiner Seite schlummern darf,
In seiner Mütze weich und warm,
Der schützt mich auch mit starkem Arm!
Erlaub nun, daß dir als Sigill
Der Wahrheit, ohne Hinterlist
Hier einsamlich und in der Still
Das Ohrläppchen demütig küßt,
Was niemals sie noch that gewiß,
Prinzeß Sissi von Mandelbiß."

Nun küßte sie ganz leise das Ohrläppchen Gockels, und weil r im Schlafe etwas durch die Nase pfiff, glaubte sie, er sage hr in der Mäusesprache die artigsten Sachen, und verspreche ihr eine Hilfe für gewiß. Mit leichtem Herzen begab sie sich daher

5. Katalani, Angelika, 1782—1849, eine der berühmtesten italienischen Sängerinnen; ihre Triumphreisen durch Europa von 1806 bis 1826.

nach der Pudelmütze zurück und verkündigte ihrem Bräutigam den guten Erfolg ihrer Bitten, worauf dieser sie zärtlich umarmte.

Jetzt aber war die Stunde gekommen, da die schwarze Nacht gegen Morgen ergrauet, und Alektryo als ein getreuer Burgvogt streckte dem anbrechenden Lichte seinen Hals entgegen, um es zum erstenmal mit einem krähenden Trompetenstoß hier zu bewillkommnen. Da erwachte Gockel und Frau Hinkel, Gackeleia aber schlief fest.

Frau Hinkel fragte ihren Mann, warum er denn heute nacht so unruhig gewesen, und wie er nur geträumt habe, daß ihn jemand ins Ohr gebissen. Da zeigte ihr Gockel die weißen Mäuschen in seiner Pudelmütze, und erzählte ihr, wie sie vor der Katze, die er verjagt, zu ihm geflohen, und wie er hernach geträumt habe, die eine Maus begehre auf eine unhöfliche Weise Hilfe von ihm, und beiße ihn noch dazu ins Ohr, wie aber hernach die andere Maus so artig gebeten und ihm das Ohrläppchen geküßt habe, daß er ihr versprochen habe zu helfen, „und das will ich auch thun,“ fuhr Gockel fort, „ich will beide sogleich über den nächsten Fluß bringen, wo sie außer Gefahr in ihrer Heimat sind.“

Da wollte er aufstehen und sich auf die Reise begeben, aber Frau Hinkel sagte: „Du bist nicht recht klug; dir träumt, du hättest den Mäusen etwas versprochen und willst es ihnen nun im Wachen halten, und deswegen willst du mich mit Gackeleia hier in der Wildnis allein lassen, wo du so nötig bist, um aufzuräumen und alles in Ordnung zu bringen!“ Da sprach Gockel: „Du hast scheinbar ganz recht, aber versprochen muß gehalten werden, ich habe mein Ehrenwort gegeben, und das ist mir so deutlich und gegenwärtig als der Biß ins Ohr.“ Da erwiderte Hinkel: „Wenn der Biß aber ein Traum war, so war auch das Ehrenwort ein Traum.“ Gockel sagte hierauf zornig: „Paperlapap! ein Ehrenwort ist nie ein Traum, das verstehst du nicht, und den Biß habe ich so deutlich gefühlt, daß ich mit einem Schrei erwachte, das Ohr brennt mich noch.“ — „Laß doch einmal sehn,“ sagte Frau Hinkel, und erblickte mit großer Verwunderung die Spur von fünf spitzen Zähnchen an Gockels Ohr. Als sie ihm dieses gesagt hatte, ließ er sich auch keinen Augenblick länger aufhalten, sprang vom Lager auf, nahm das Brot aus seinem Reisesack,

11. W. seiner Mütze, und erzählte ihr, was ihm alles mit ihnen geschehen sei, und daß er versprochen habe, ihnen zu helfen. — 29 f. W. sprach hierauf unwillig: „Ein. — 35. W. Brot aus dem Hühnerkorb.

schnitt sich ein Stück herunter, das er einsteckte, und sagte zu seiner Frau: „Hinkel! räume einstweilen alles hübsch auf, sieh dich im Schlosse und der Umgegend um, und denke dir alles aus, wie du es gern zu unsrer Haushaltung eingerichtet hättest, besonders gieb auf Alektryo und Gallina acht, weil es, wie du gehört hast, Katzen hier giebt; nachmittag hoffe ich wieder hier zu sein.“ Und nun nahm er seinen Reisestab in die Hand, schob die Pudelmütze, aus der ihm die Mäuschen freundlich entgegen pfifferten, in den Busen, und ging mit starken Schritten in den Wald gegen den Fluß hin.

Als er ein paar Meilen gegangen war, ruhte er an einer Quelle, wo er sein Brot mit seinen Reisegefährten teilte. Da er aber endlich an den Fluß kam, ging er auf und ab, eine schmale Stelle zu finden, fand auch endlich einen Ort, wo er den Fluß leicht mit einem Steine überwerfen konnte. Hier nun nahm er sich vor, die Mäuschen überzusetzen; aber keine Brücke, kein Kahn war da; da entschloß er sich daher kurz, zog die Pudelmütze hervor, und sprach hinein: „Lebt wohl meine lieben Gäste! du Prinz von Speckelfleck! befleiße dich besserer Sitten, und du Prinzeß von Mandelbiß! bilde dir nicht so viel auf deine Schönheit ein; übrigens bist du ein vortreffliches Tierchen! Lebt wohl, grüßt eure Anverwandten und vergeßt nicht den armen alten Gockel von Hanau.“ Die Mäuschen wußten gar nicht, was er wollte, weil er schon Abschied nahm, und sie doch noch diesseits des Flusses waren, auch keinen Kahn und keine Brücke weit und breit sehen konnten; sie pfifferten ihm daher allerlei Fragen entgegen; aber er verstand kein Wort, ließ sich auch weiter auf nichts ein, sondern wickelte sie in die Pudelmütze fest ein, holte weit aus und warf sie glücklich hinüber in das hohe Gras.

Da sich von dem Falle die Mütze drüben öffnet, schrieen die kleinen Tierchen noch immer sehr verwundert, wie er sie nur hinüberbringen wolle, als sie zu ihrer größten Verwunderung sahen, daß sie bereits drüben waren und fröhlich nach Hause liefen, ihre Abenteuer zu erzählen.

Auf dem Heimwege begegnete Gockel ein paar alten Juden, welche große Naturphilosophen waren; sie führten einen alten Bock

7 f. W. Hand. Weil er aber die Mütze, aus ... entgegenpfifferten, aufsetzen mußte, so nahm er ein leeres, mit zarten Federchen ausgefüttertes Vogelnest aus einem Baume, setzte die Mäuschen hinein, schob es in. — 16 f. W. zog das Nest mit den Mäusen hervor. — 20. W. du wirklich ein sehr schönes. — 28. W. sie nebst einer Erdscholle in das Nest. — 34. W. Gockel drei alten Morgenländern mit langen Bärten. — 35. W. Naturphilosophen, Kabbalisten und Petschierstecher.

und eine alte magere Ziege an Stricken zur Frankfurter Messe. Sie redeten Gockel an: „Seid Ihr der Besitzer des alten Schlosses hier im Wald?“ — Gockel: „Ja, ich bin der alte Raugraf Gockel von Hanau.“ Da fragten ihn die Juden, ob er ihnen seinen alten Haushahn verkaufen wollte, sie wollten ihm den Bock dafür geben. Gockel antwortete: „Ich bin kein Schneider; was soll ich mit dem Bock? ihn etwa zum Gärtner machen; kann der Bock etwa krähen? Mein Hahn ist kein gewöhnlicher Alletagshahn; er ist ein Wappenhahn, ein Stammhahn; sein Vater hat auf meines Vaters Grab gekräht und er soll auf meinem Grabe krähen; lebt wohl!“

Da boten ihm die Juden die Ziege, und als er abermals nicht wollte, boten sie ihm den Bock und die Ziege. Gockel aber lachte sie aus und ging seiner Wege. Da riefen sie ihm nach: „In vier Wochen gehen wir wieder vorbei, da wollen wir wieder nachfragen, vielleicht habt Ihr dann mehr Lust, den Hahn zu verkaufen.“

Gockel kam gegen Abend nach Haus, und nachdem er von seiner Reise ausgeschlafen hatte, begann er am andern Morgen mit Frau Hinkel und dem Töchterlein Gackeleia sich in dem wüsten Schlosse seiner Voreltern so gut einzurichten, als es nur immer gehen wollte. Sie legten auf allen fruchtbaren Gartenfleckchen zwischen den Mauern Gartenbeete an, ordneten und verbanden alle Winkelchen mit Zäunen und aus umherliegenden Steinen zusammengestellten Treppen. Hinkel sammelte den Samen von allen Gartengewächsen, die da im verschütteten alten Schloßgärtchen noch übrig geblieben waren, und säete sie fein ordentlich in die neu angelegten Beete.

Gackeleia sollte aus Weidenruten Hühnernester flechten und zu einem großen Hühnerkorb für die jungen Hühnchen, die sie erwarteten, die Weidenruten in den Quell legen, der mitten im Schloßhofe entsprang, damit sie sich recht geschmeidig flechten ließen. Aber sie that das sehr nachlässig; war eine neugierige, naschhafte kleine Spielratze; guckte in alle Vogelnester, naschte von allen Beeren, machte sich Blumenkränze und hatte keine rechte Lust zum Arbeiten,

4. W. die Männer. — 6. W. fehlt Ich ... Schneider. — 20 f. W. immer möglich war. Alektryo spürt vergrabene Werkzeuge aus, Frau Hinkel verfertigt aus Lehm und Federn Hühnchen, die Gockel an den Kondukteur verkauft, welcher ihm den zurückgelassenen Gehalt aus Gelnhausen in Lebensmitteln bringt. — 28. W. Wenn Gockel wegging, befahl er immer, was gearbeitet werden sollte, und Alektryo horchte seinen Aufträgen jedesmal sehr ernsthaft zu. Seine Befehle aber wurden nicht immer befolgt. Zum Beispiel:

weswegen der alte Haushahn Alektryo sie manchmal mit rechtem Zorn ankrähte, so daß sie heftig erschrak und zu ihrer Arbeit zurücklief, weshalb sie einen rechten Unwillen auf den alten Wetterpropheten kriegte und ihn immer bei der Mutter verklagte.

Auch diese hatte keine rechte Liebe zu dem Alektryo; denn wenn sie manchmal über der Gartenarbeit ermüdete und sich auf einen kleinen Stein setzte und sehnsüchtig an die Fleischer- und Bäckerladen zu Gelnhausen dachte, fing Alektryo an, der ihr überhaupt immer wie ein beschwerlicher Haushofmeister auf allen Schritten nachging, auf den zu bestellenden Gartenbeeten zu scharren und zu krähen, um sie an die Arbeit zu erinnern. Und als sie einstens so sitzend eingeschlafen war und vergessen hatte, der Henne Gallina Futter vorzustreuen und frisches Wasser zu geben, träumte ihr auch von den Gelnhausner Braten und Eierwecken so klar und deutlich, daß sie im Traume sagte: „Ach, es ist Wahrheit, es ist kein Traum!" Da krähte ihr Alektryo so schneidend dicht an die Ohren, daß sie vor Schrecken erwachte und an die harte Erde fiel. Darum faßte sie einen noch viel größeren Unwillen gegen den ehrlichen Stammhahn Alektryo und jagte ihn überall weg, wo sie zu thun hatte. Auch hätte sie ihm gern längst den Hals abgeschnitten, weil er sie alle Morgen um drei Uhr von ihrem Lager aufweckte. Aber er war ihr zur Hühnerzucht, auf welche Gockel alle seine Hoffnung gestellt hatte, gar zu nötig.

Gockel brachte meistens den ganzen Tag auf der Jagd zu, und kehrte abends, wenn er in der umliegenden Gegend seine Beute gegen Brot, Nahrungsmittel und andere Bedürfnisse vertauscht hatte, zu den Seinigen zurück. Da kam ihm denn gewöhnlich der alte Alektryo entgegengeflogen, schlug mit den Flügeln, krähte und gackerte allerlei, als wollte er Hinkel und Gackeleia verklagen wegen ihrer Nachlässigkeit, und diese verklagten den Hahn wieder, und es ging ein strenges Nachforschen Gockels über alles an, wo denn Hinkel und Gackeleia mancherlei Verdruß bekamen, so daß sie dem Alektryo immer feindseliger wurden.

Das alles währte so fort, bis die Henne Gallina dreißig Eier gelegt hatte, auf denen sie brütend saß. Auf diese Brut setzte Gockel alle seine Hoffnung für die Zukunft, und zürnte darum so gewaltig auf Frau Hinkel, als sie die Vorsprecherin der Raubvögel werden wollte, die gern im Schlosse aufgenommen gewesen

wären, worüber ihr Gockel einen so derben Verweis gab, wie ich gleich anfangs erzählte.

Die Freude des guten Gockels über seine brütende Henne war ungemein groß, und da er täglich erwartete, daß die kleinen Hühnchen auskriechen sollten, eilte er nach einer nahe gelegenen Stadt, Hirse zu ihrem Futter zu kaufen und empfahl sowohl der Frau Hinkel als der kleinen Gackeleia recht sehr, auf die brütende Gallina acht zu haben, damit ihr ja niemals etwas mangle.

Er ging schon um Mitternacht weg, weil er einen großen Weg vor sich hatte.

Frau Hinkel aber dachte, nun einmal recht auszuschlafen und nahete sich dem Hahn Alektryo, der noch auf seiner Stange schlafend saß, ergriff ihn und steckte ihn in einen dunklen Sack, damit er den anbrechenden Morgen nicht erblicken und sie mit seinem Krähen nicht erwecken möge, worauf sie sich wieder niederlegte und wie eine Ratze zu schlafen begann. Das Töchterlein Gackeleia aber schlief gar nicht lang; denn sie hatte sich lange darauf gefreut, wenn der Vater einmal länger abwesend sein würde, um sich ein Vergnügen zu machen, das sie gar nicht erwarten konnte. Sie hatte nämlich bei ihrem Herumklettern in einem entfernten Winkel des alten Schlosses eine Katze mit sieben Jungen gefunden und weder dem Vater noch der Mutter etwas davon gesagt, weil diese immer sehr gegen die Katzen sprachen. Gackeleia aber konnte sich nie satt mit den artigen Kätzchen spielen und brachte alle ihre Freistunden bei denselben zu.

Heute stand sie nun in aller Frühe neben der schlafenden Mutter auf, froh, daß Alektryo sie nicht verraten könne; denn sie hatte wohl bemerkt, daß die Mutter ihn in den Sack gesteckt. Als sie aber an dem Neste der brütenden Gallina vorüberging, hatte sie eine wunderbare Freude; denn siehe da, alle die Eier waren kleine Hühner geworden und piepten um die Henne herum, und drängten sich unter ihre ausgebreiteten Flügel und guckten bald da, bald dort mit ihren niedlichen Köpfchen hervor. Gackeleia wußte sich vor Freude gar nicht zu fassen; anfangs wollte sie die Mutter gleich wecken, dann aber fiel es ihr ein, sie wolle es zuerst ihren kleinen Kätzchen erzählen, und meinte, die würden sich ebenso sehr als sie selbst über die schönen Hühnchen freuen.

25. W. zu, und hatte der alten Katze den Namen Schurrimurri gegeben, die fünf jungen aber Mack, Benack, Gog, Magog und Demagog genannt.

Schnell lief sie nun nach dem Katzennest, und als ihr die alte Katze mit einem hohen Buckel entgegenkam, und um sie herum zu schnurren begann, und die kleinen Kätzchen alle hinter ihr drein zogen, sprach Gackeleia: „Ach, Schurrimurri! Gallina hat dreißig junge Hühnchen und jedes ist nicht größer als eine Maus.“ Als die Katze das hörte, war sie so begierig die Hühnchen zu sehen, daß ihr die Augen funkelten. Da sagte Gackeleia: „Wenn du hübsch leise auftreten willst und nicht miauen, damit die Mutter nicht erwacht, so will ich dir die artigen Hühnchen zeigen; die kleinen Kätzchen können auch mitgehen, die werden große Freude an den Hühnchen haben.“

Gleich lief nun Schurrimurri mit ihren Jungen vor Gackeleia her, und als sie an den Stall gekommen waren, ermahnte sie dieselben nochmals, recht artig zu sein, und machte leise die Thüre auf. Da konnte sich aber Schurrimurri nicht länger halten, sie setzte mit einem Sprunge auf die brütende Gallina und erwürgte sie, und die jungen Kätzchen waren ebenso schnell mit den jungen Hühnchen fertig.

Das Geschrei der Gackeleia und der sterbenden Gallina weckte die Mutter, die noch auf dem Lager schlief und mit Entsetzen ihre ganze Hoffnung von der Katze erwürgt sah, die sich nebst ihren Jungen bald mit ihrer Beute davon machte. Gackeleia und Hinkel weinten und rangen die Hände, und der arme Alektryo, der das Wehgeschrei der Seinigen wohl gehört hatte, flatterte und schrie in dem Sacke. Gackeleia wollte sterben vor Angst, sie umfaßte die Kniee der Mutter und schrie immer: „Ach, der Vater! der Vater! ach, was wird der Vater Gockel sagen! ach, er wird mich umbringen! Mutter, liebe Mutter! hilf der armen Gackeleia!“

Frau Hinkel war nicht weniger erschreckt als Gackeleia und fürchtete sich nicht weniger als diese vor dem gerechten Zorne Gockels; denn sie hatte dem Kinde die Katzen verbergen helfen und hatte den wachsamen Alektryo in den Sack gesteckt. Als sie das bedachte, fiel ihr auf einmal ein, sie wollte den Hahn Alektryo als den Mörder der jungen Hühnlein angeben, und hoffte dadurch den Zorn Gockels auf diesen unbequemen Wächter zu wenden.

Sie nahm daher den Sack, worin der Hahn war, und sagte: „Komm, Gackeleia! wir wollen dem Vater nacheilen und ihm den Alektryo als den Mörder der kleinen Hühner und der Gallina überbringen,“ und so eilten sie nun beide den Gockel einzuholen,

der im Walde herumstrich, einiges Wild zu erlegen, das er bei dem Krämer gegen Hirse vertauschen wollte.

Bald sahen sie ihn auch zwischen einem Busche zwei Schnepfen, die sich in einem Sprenkel gefangen hatten, in seinen Ranzen stecken; da fingen sie laut an zu weinen. Gockel schrie ihnen entgegen: „Gott sei Dank! Ihr weinet gewiß vor Freude, Gallina hat gewiß dreißig schöne Hühnchen ausgebrütet.“ — „Ach!“ schrie Frau Hinkel, „ach ja, aber“ — „und alle waren bunt und hatten Büsche auf dem Kopf,“ unterbrach sie der freudige Gockel. — „Ach!“ schrie Gackeleia, „ach ja, aber — aber“ — „Was aber?“ sagte Gockel, „was aber weint ihr? Dreißig Hühner, wenn jedes wieder dreißig Eier legt, macht aufs Jahr neunhundert Hühner.“ — Da sagte Hinkel: „O du Unglück über Unglück! Alektryo, dein sauberer Haushahn, hat Gallina und alle die gegenwärtigen und künftigen Hühner gefressen! Da habe ich ihn in den Sack gesteckt; da hast du ihn, strafe ihn, ich will ihn nie wieder sehen.“ Mit diesen Worten warf sie dem vor Schreck versteinerten Gockel den Sack mit dem Hahn vor die Füße.

Gockel war über die schreckliche Nachricht, die alle seine Hoffnungen zerstörte, ganz wie von Sinnen. „Ach!“ rief er aus, „nun gebe ich alles verloren; das Glück weichet von meinem Stammhaus, alle meine Voreltern und Nachkommen sind betrogen durch den unseligen Alektryo, den wir über Menschen und Vieh hoch geachtet haben. O, hätte ich ihn doch den drei jüdischen Naturphilosophen gestern für den Geisbock und die Ziege verkauft, da hätten wir doch etwas gehabt!“ Als Frau Hinkel hörte, daß er den Alektryo so gut habe verkaufen können, machte sie dem Gockel bittere Vorwürfe, der noch immer trauriger ward und endlich seinen alten pergamentenen Adelsbrief aus dem Busen zog und zu seiner Frau sagte: „Hinkel! sieh was mich immer gezwungen hat, den Alektryo zu ehren; da unten auf der buchsbaumenen Büchse, in welcher der treulose Alektryo als mein Familienwappen in Wachs abgebildet ist, steht folgender Spruch, der alle meine Vorfahren und auch mich bewogen, von dem Geschlecht des Alektryo unser Glück zu erwarten“ — und nun las er den Spruch, der auf der Kapsel eingeschnitten stand:

8 ff. und ... aber fehlt in W. — 21 f. W. drei morgenländischen Petschierstechern. — 35. W. Die schriftliche Urkunde davon ist bei der Verbrennung unseres Schlosses verloren gegangen, mein Großvater hat den Spruch aber zum ewigen Angedenken auf die goldene

„Dem Gockel Hahn
Bringt Glücke selbst
Um Undank,
Hals ab,
Kropf auf,
Stein kauf,
Brot gab.“

Als er kaum die letzten Worte gesprochen, traten die drei Juden, die ihm gestern den Hahn abkaufen wollten, aus dem Gebüsch und sprachen: „Was befehlen der Herr Graf Gockel von uns?“ — „Wie!“ sagte Gockel unwillig, „was soll ich begehren?“ — „Der Herr Graf haben uns doch mit Namen gerufen,“ sagten die Juden alle drei; „denn haben Sie doch Halsab, Kropfauf, Steinkauf gesprochen, und dies sind unsere drei Namen; vielleicht wollen Sie Ihr Wappen auf ein Petschaft stechen lassen, denn wir sind auch Petschierstecher und sehen, daß Sie Ihr Wappen in den Händen haben.“

„Ach!“ sagte Gockel, „ich möchte mein Wappen lieber ganz vernichten; denn der Hahn Alektryo, der darauf abgebildet ist, hat uns schändlich betrogen,“ und nun erzählte er ihnen sein ganzes Unglück.

„Sehen der Herr Graf,“ sagten die drei philosophischen Petschierstecher, „wie gut wir es mit Ihnen gemeint, da wir Ihnen den Hahn abkaufen wollten? Haben wir nicht gesagt, Sie würden ihn nächstens vielleicht gern los werden, wenn ihn nur jemand wolle?“

Siegelbüchse stechen lassen. Er lautet ganz klar: „Alektryo bringt dir Glücke selbst um Undank! Gockel — Kopf — Kropf — Siegel — Brot gab.“ Was aber die Worte: Kopf, Kropf, Siegel, Brot gab, bedeuten sollen, weiß ich nicht.

14 ff. W. zweimal ausgesprochen, denn so heißen wir, seit unsere Voreltern nach Deutschland gezogen. — Aber vielleicht wollen der Herr Graf sich ein neues Petschaft stechen lassen; denn außerdem, daß wir in der Astrologie, Physiognomie, Chiromantie, Geomantie, Alektryomantie, Coscinomantie, Hydromantie, Krystallomantie, Kabbala, Goetie, Diplomatie und Prophetie unbegreiflich billige Privatstunden geben, und daß wir Hühneraugen schneiden. zerbrochenes Porzellan kitten und Kaffeemühlen scharf machen, sind wir hauptsächlich Petschierstecher, was durchaus zur Diplomatie, wegen der Siegelkenntnis an den Urkunden, und zur Verfertigung der Talismane nötig ist. Ach, Herr Graf! es gehört heutzutag ein entsetzlicher Umfang dazu, um in den Wissenschaften komplett zu sein; es werden grausame Forderungen gemacht, und was hat man davon, nichts als die Ehre, daß alles in einander greift mit leeren Händen. Ja, wenn der Handel mit Vieh, mit alten Kleidern und Hasenpelzen nicht wäre — Herr Graf! — wahrhaftig, die hohen Wissenschaften machen die Suppe nicht fett. — Also, daß ich meine Rede nicht vergesse, wollen der Herr Graf sich nicht ein Petschaft stechen lassen? — denn wir sehen, daß Sie Ihr Siegel in den Händen haben, welches ein Siegel des Gleichnisses, voll der Weisheit und ausnehmend schön ist.“ — 26. W. wollte, das lehrte uns die Prophetenkunst.

„Wieso? gut gemeint?“ sagte Gockel, „wie konntet ihr denn wissen, daß mich der Hahn in solches Leid versetzen würde?“

Da erwiderte der eine Jude: „Dies Leid steht ja hell und klar auf der buchsbaumenen Kapsel, unsere Voreltern haben ja selbst dieses Siegel verfertigt, und deswegen ihre drei Namen: Kopfab, Kropfauf, Steinkauf unter die alte Unglücksprophezeiung geschnitten. Da wir nun hörten, daß der Herr Graf wirklich in Armut geraten sind, wollten wir denselben den Hahn abkaufen, weiteres Unglück von Ihnen abzuwenden, weil Ihre Vorfahren den unsern durch die Verfertigung des Wappens Brot gaben, weswegen auch Brotgab unter die Namen geschrieben wurde.“

„Das ist wunderbar,“ erwiderte Gockel, „aber ich sehe in dem Wappenspruch gar keine Unglücksprophezeiung, sondern gerade das Gegenteil. Steht nicht in den Worten

„Dem Gockel Hahn
Bringt Glücke selbst
Um Undank.“

ganz deutlich ausgesprochen, daß der Hahn selbst für Undank dem Geschlecht der Gockel Glücke bringen werde?“

„Ja,“ sagte da der zweite Jude, „der Spruch ist wie alle solche Sprüche geheimnisvoll gestellt; wir aber als Petschierstecher müssen dergleichen besser verstehen; es kommt hier nur auf ein paar Strichlein zu viel oder zu wenig an. Sehen der Herr Graf: ein Strichlein über dem ü im Worte Glücke ist zu viel von unsern Vätern hineingeschnitten, und der Spruch heißt eigentlich:

„Dem Gockel Hahn
Bringt Glucke selbst
Um, Undank!“

nämlich: Der Hahn bringt dem Gockel die Glucke selbst um, o Undank! und daß dies so heißt, bezeugt die Thatsache, daß der undankbare Hahn auch wirklich die brütende Glucke mit samt den Küchlein umgebracht.“

Durch diese Auslegung war Gockel ganz von der Rede der Juden und seinem Unglück überzeugt. Er bat die Juden, ihm doch den Bock und die Ziege jetzt für den Hahn zu geben; aber

20 f. W. wie viele solche Sprüche in der Flattiermanier gestellt, große Herrn flattiert man gern. Die Urkunde ist ein bißchen verschmeichelt und aus Menschenfreundlichkeit ein wenig aufgemuntert u. s. w.

das wollten sie nicht mehr und sprachen: „Was soll uns der Hahn? Er ist ein Unglückshahn, er kann uns ein Leid anthun, wer wird einen Unglückshahn essen? und bleibt er leben, er könnte einem ein Unglück ankrähen; aber lassen ihn der Herr Graf einmal sehen, man kauft keine Katze im Sack, viel weniger einen Hahn."

Da zog der Gockel den Hahn aus dem Sack und sprach weinend: „O Alektryo! Alektryo! welch Leid hast du mir gethan." Alektryo ließ Kopf und Flügel hängen und war sehr traurig. Aber als ihm der eine Jude an den Kropf fühlen wollte, ward er ganz wütend; alle seine Federn sträubten sich empor, er hackte und biß nach ihm und schrie und schlug so heftig mit den Flügeln, daß der Jude zurückwich und Gockel den Hahn kaum halten konnte.

„Schau ein's," sagten die Juden, „das wilde Ungeheuer, es will die Leute fressen, das thut das böse Gewissen. Wer wird ihn kaufen?"

Als aber Gockel ihn immer wohlfeiler bot, sagten ihm endlich die Juden: „Wir geben Euch, wenn Ihr uns den Hahn nach Haus tragen wollt, neun Ellen Zopfband dafür, daß Ihr Euch einen schönen langen Zopf binden könnt, wie sich's einem Grafen gebührt," und Gockel willigte endlich ein, um nur etwas für den Alektryo zu erhalten.

Frau Hinkel und Gackeleia hatten alles dies still mit angehört, und gingen mit schwerem Gewissen nach Haus; denn sie wußten, daß die Juden die Unwahrheit sagten.

Gockel aber nahm den Alektryo unter den Arm und folgte traurig den philosophischen Petschierstechern durch den Wald nach ihrem Wohnorte. Anfangs gingen die Juden dicht um ihn; weil aber der Hahn dann immer nach ihnen biß und schrie, sagten sie dem Gockel, einige Schritte mit dem grausamen Ungeheuer hinter ihnen herzugehen.

Gockel hörte, wie immer die drei Juden zu einander sagten: Kropfauf, Steinkauf, Halsab, und wie sie dann mit einander zankten und immer einer zum andern schrie: „Nein ich Steinkauf, nein du Kropfauf, nein du Halsab," und als Gockel sie fragte, warum sie immer ihre Namen nennend zankten, sagten sie: „Ei! es will keiner von uns den Hahn schlachten, weil er ein so grausames Tier ist; wenn du ihn uns gleich schlachten willst, so wollen wir dir seinen Kamm, seine Füße und Sporen und seinen Schwanz geben, die kannst du auf deine Mütze setzen zum ewigen An-

gedenken. Drehe ihm unterm Tragen den Hals ganz leise um." — „Gut," sagte Gockel, und faßte den guten Alektryo an der Kehle. Da fühlte er aber etwas sehr Hartes in seinem Kropfe, und der Hahn bewegte sich so heftig dabei, daß die Juden sich sehr fürchteten und zu Gockel sprachen: „Gehe ein wenig weiter hinter uns her." Das that Gockel, und als er wieder an den Hals des Alektryo faßte, fühlte er das Harte im Kropfe wieder, und machte sich allerlei Gedanken, was es doch nur sein könnte. Da sagte auf einmal der Hahn mit deutlichen Worten zu ihm:

„Lieber Gockel! bitt dich drum,
Dreh mir nicht den Hals herum,
Köpf mich mit dem Grafenschwert,
Wie es eines Ritters wert.
Graf Gockel, o bittre Schmach!
Trägt den Juden Hahnen nach."

Gockel blieb vor Schrecken und Rührung starr stehen, als er den Alektryo reden hörte; aber er besann sich bald eines Andern, und wollte den Juden nicht mehr den köstlichen Hahn, der reden konnte, um neun Ellen Zopfband nachtragen, und rief den Juden zu, links in das Gebüsch zu treten, jetzt wolle er das grausame Ungeheuer töten.

Die Juden sprangen in das Gebüsch, aber da war eine mit Reisern bedeckte Wolfsgrube, die kannte Gockel gut, denn er hatte sie selbst gegraben, und plumps fielen alle drei naturphilosophischen Petschierstecher hinein, und riefen dem Gockel, ihnen herauszuhelfen. Aber der gab keine Antwort, und schlich sich in die Nähe der Grube, um zu hören, was die alten Petschierstecher vorbringen würden.

„Ach!" schrie der eine, „da haben wir es, wer einem andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein; alle Mühe und Arbeit und der köstliche Zauberstein in des Hahnen Kropf ist verloren für uns. Der Gockel muß es gemerkt haben, daß Halsab, Kropfauf, Steinkauf, Brotgab nicht unsere Namen sind, und daß dieser Spruch nichts anders heißt, als man müsse dem Hahn den Hals ab- und den Kropf aufschneiden, um den köstlichen Stein aus demselben zu erhalten, der einem nicht nur Brot giebt, sondern alles, was man von ihm begehrt: Jugend, Reichtum, Glück und alle Güter der

15. W. Trägt den Hahn den Schelmen nach. — 29. W. hinein; was nützt uns nun der Siegelring des Darius, womit er die Löwengrube verschlossen, wir sitzen in der Wolfsgrube. Alle.

Welt.“ Da schrie der andere: „O weh uns, daß wir jemals etwas von dem Steine in dem Hals des Hahnen erfahren haben! O hätten unsre Väter doch niemals in dem alten Gockelschloß nach Schätzen gegraben, und dort das ganze Geheimnis auf dem alten Steine eingehauen gelesen, so hätten wir Ruhe gehabt; jetzt schwebt uns der Stein immer vor Augen, mit dem wir all unser Glück verloren haben.“ — Nun schrie der dritte Petschierstecher: „Unglück über Unglück! alle Mühe und Arbeit verloren! wie lange haben wir dem König von Gelnhausen zugesetzt, wie viel Geld haben wir an seine Minister bezahlt, bis sie den Gockel vertrieben und in Armut gebracht, damit wir ihm den Hahn leicht abkaufen könnten! haben unsere Eltern doch allein das Petschierstechen gelernt, um das Wappen des alten Gockels in die Hände zu kriegen und den Spruch auf der Kapsel zu lesen; wie viel Arbeit und Kopfbrechens hat uns die Naturphilosophie nicht gekostet, um den Spruch ganz zu verstehen! Alles, alles ist verloren, und Gockel wird uns noch dazu auslachen, daß wir in dem Loche sitzen! Wenn wir nur aus dem Loche wären! und wer bezahlt mir nun die Katze, die ich mit ihren sieben Jungen selbst aus meinem Beutel gekauft und in das Schloß gesetzt habe, damit sie die Gallina mit samt der Brut fressen sollte, auf daß dem Gockel der Hahn feil würde? Wer bezahlt mir die Katze? Ich will mein Geld für die Katze! Hätte ich ihr doch den Pelz abziehen können und sie als einen Hasen verkaufen, und den Pelz auch verkaufen können, ich will mein Geld für die Katze!“

Über dieses Geschrei mußte Gockel lachen; da glaubte der eine Petschierstecher, einer seiner Gesellen habe ihn ausgelacht, und schlug nach ihm; der schrie und sagte, der andere sei es gewesen; da schlug dieser nach ihm, und daraus entstand eine allgemeine Prügelei unter den dreien, worüber Gockel mit seinem Alektryo die Grube verließ und nach seinem Schlosse in tiefen Gedanken zurückging.

12 f. W. gelernt, um dem Hahne näher zu kommen, da sie sein Porträt nach der Natur auf das Grafensiegel stachen, wo sie ihm auf den Zahn fühlen konnten, ob er nach dem Tode des frühern Hahns, als dessen erstgeborener Sohn, auch den Ring wieder im Kropfe habe. Wie haben wir müssen laufen von Heddernheim nach Krakau, von Krakau nach Bockenheim, von Bockenheim nach Konstantinopel, von Konstantinopel nach Fürth, von Fürth nach Jerusalem, von Jerusalem nach Worms, von Worms nach Kairo, von Kairo wieder nach Heddernheim und von Heddernheim wieder in die ganze Geographie, laufen, laufen um zu lernen die Kabbala, Gicks Gacks und Kikriki, die große Alektryomantie, bis wir endlich den Spruch auf dem Grabstein in der Burg Gockels verstehen konnten.

Er hatte gar vieles erfahren: die Lüge der Frau Hinkel und der kleinen Gackeleia, die Anwesenheit einer alten Schrift auf Stein in seinem Schloß, das Geheimnis von dem Zauberstein in des Hahnen Kropf und die ganze Betrügerei der naturphilosophischen Petschierstecher. Alles dieses machte ihn gar tiefsinnig und betrübt; er drückte den alten Hahn Alektryo einmal um das andere mal an sein Herz und sagte zu ihm: „Nein, du geliebter, ehrwürdiger, kostbarer Alektryo! und wenn du den Stein der Weisen und Salomons Petschaft in deinem Kropfe hättest, du solltest darum durch meine Hand nicht sterben, und ehe Gockel nicht verhungert, sollst du auch nicht umkommen.“ Nach diesen Worten wollte er dem Alektryo ein bißchen Brot geben, der schüttelte aber den Kopf und sprach gar traurig:

„Alektryo ist in großer Not,
Gallina tot, dreißig Hühnchen tot,
Alektryo will mehr kein Brot,
Will sterben durch das Grafenschwert,
Wie es ein edler Ritter wert,
Will haben ein ehrlich Halsgericht,
Wo Gockel von Hanau das Urteil spricht
Und der Katze das Stäblein bricht.
Alektryo ist ein armer Tropf,
Schneid' du ihm ab den edeln Kopf
Und nimm den Stein ihm aus dem Kropf.“

„O Alektryo!“ sprach Gockel mit Thränen, „ein schrecklich Gericht soll über die Katze ergehen, deine verstorbene Gallina und deine dreißig Jungen sollen gerächt werden, und was noch von ihnen übrig ist, soll in einem ehrlichen Grabe bestattet werden; aber du, du mußt bei mir bleiben.“

Der Hahn aber wiederholte immer die nämlichen Worte, daß er in jedem Falle sterben wolle, und wenn Gockel ihn nicht schlachten würde, so werde er sich zu Tode hungern; Gockel werde schon auf dem alten Stein alles beschrieben finden und dann kurzen Prozeß machen; kurz er blieb immer bei seiner Meinung und begehrte, daß Gockel ihm den Kopf mit dem Grafenschwert abhauen solle.

Es war Nacht geworden, als Gockel nach Haus kam, und Frau Hinkel und die kleine Gackeleia schliefen schon; denn sie er-

22—24 fehlt in W., die übrigen Verse formal verbessert. — 34 f. kurz ... solle fehlt in W.

warteten den Gockel heute nicht zurück, weil sie glaubten, er sei mit den Käufern des Alektryo nach der Stadt gegangen. Zuerst schlich sich Gockel nach dem Winkel, wo die mörderische Katze mit ihren Jungen lag; Alektryo zeigte ihm den Weg. Gockel ergriff sie alle zusammen und steckte sie in denselben Sack, in welchem der arme Alektryo gefangen gelegen hatte.

Ach, wie trauerte der arme Gockel und Alektryo, als sie die Federn und Gebeine der guten ermordeten Gallina und ihrer Küchlein um das Nest der Katze herumliegen sahen. Sie weinten bittre Thränen mit einander und Alektryo trug mit seinem Schnabel herumsuchend alle die Beinchen und Federn der Gallina und ihrer Jungen auf einen Haufen.

Nun führte der Hahn den alten Gockel in die wüste Schloßkapelle und begann vor dem Altar heftig mit den Füßen in der Erde zu scharren. Gockel verstand ihn und fing an diesem Orte zu graben an. Da entdeckte er einen großen Marmorstein, auf welchem geschrieben stand, daß vor langen Zeiten ein Vorfahre Gockels von Hanau den Edelstein aus dem Ringe Salomonis besessen habe, als aber die Feinde das Schloß verwüstet hätten, habe der Hahn, welcher immer bei der Familie ernährt werde, den kostbaren Stein verschluckt, damit ihn die Feinde nicht eroberten. Der fromme Gockel aber habe darum den Hahn nicht schlachten wollen, weil es ein heiliges Gesetz sei bei der Familie, den Hahn nie zu ermorden, bis er selbst den Tod begehre.

Als Gockel diese Schrift gelesen, sagte er zu Alektryo: „Da kannst du selbst lesen, lieber Alektryo! daß ich dich nicht umbringen darf; aber sage, wie ist denn der edle Zauberstein an dich gekommen?“ Da erwiderte ihm Alektryo:

11 f. W. der Ermordeten in die Mütze Gockels, der sie ihm hierzu hinhielt. Dann sprach Alektryo zu Gockel, indem er traurig vor ihm herschritt, Kamm und Schweif niedersenkte und die Flügel hängen ließ, als begleite er wie ein Kriegsmann mit gesenkter Fahne und niedergewendetem Gewehr eine Leiche zu Grabe:

„Nun folg' mir zur Kapelle,
Daß diese teure Last
Dort find' an heil'ger Schwelle
Auf ewig Ruh' und Rast.“

So gingen sie wie ein stiller Leichenzug zu der wüsten Kapelle u. s. w. Sehr ausführliche Schilderung der teilnehmenden Trauer von Vögeln und Blumen. Gockel kann die Schrift nicht lesen, Alektryo erklärt ihm alles in Versen; Alektryos Abstammung von Jobs Hahn und die weiteren Schicksale dieses Hahnengeschlechts. Gockel meint: „Kurios, kurios, was doch einem Menschen alles passieren kann. Es ist und bleibt doch halt immer ein höchst merkwürdiger klassischer Boden, die Gegend zwischen Hanau und Gelnhausen.“

„Urgroßvater sterbend spie aus den Stein,
Da schluckte ihn mein Großvater ein;
Großvater sterbend spie aus den Stein,
Da schluckte ihn mein Herr Vater ein;
Herr Vater sterbend spie aus den Stein,
Da schluckte ihn ich, der Alektryo, ein;
Alektryo sterbend speit aus den Stein,
Da kehrt er zu Gockel dem Herren sein.
Gallina tot und Küchelchen tot —
Alektryo frißt mehr kein Brot,
Will sterben durch das Grafenschwert,
Wie es eines edlen Ritters wert.
Die Prophezeiung auf deinem Siegel steht,
Ist aus, an mir in Erfüllung geht.“

„Wohlan!“ sagte Gockel, „so will ich denn morgen früh allhier ein strenges Halsgericht halten, und soll dir eine strenge Genugthuung für den Tod der Gallina und deiner Jungen gegeben werden. Dann will ich an dir thun, was du begehrst.“

Nun setzte sich Gockel auf die Stufen des Altars, um noch ein wenig zu schlummern, Alektryo aber trug alle Gebeine und Federn der Gallina und ihrer Jungen in die Kapelle, und legte aus den Gebeinen einen kleinen Scheiterhaufen auf dem ausgegrabenen Steine zusammen, und stopfte die Federn alle in die Mitte desselben.

Als aber der Morgen zu grauen begann, flog der Alektryo auf die höchste Mauer des Schlosses und krähte dreimal so laut und heftig in die Luft hinein, daß sein Ruf wie der Schall einer Gerichtstrompete von allen Wänden wiederschallte, und alle Vögel erwachten und die Köpfe aus dem Neste steckten, um zu hören, was er verkünde. Und da sie hörten, daß er sie zu Recht und Gericht gegen die mörderische Katze vor den Raugrafen Gockel von Hanau rief, fingen sie gewaltig an, mit tausend Stimmen ihre Freude über diesen Ruf zu verkünden. Sie machten sich alle auf, schüttelten sich die Federn und putzten sich die Schnäbel, um ihre Klagen vorzubringen, und flogen alle in die leeren Fenster, auf die Spitzen der zerbrochenen Säulen und auf die Mauervorsprünge und auf die hie und da drin wachsenden Büsche, und erwarteten die Eröffnung des Gerichtes.

Als die Vögel alle versammelt waren, trat Alektryo vor die Stallthüre, worin Hinkel und Gackeleia noch schliefen, und indem er gedachte, daß hier der Mord an der frommen Gallina geschehen,

krähte er mit solchem Zorne in den Stall hinein und schlug dermaßen mit den Flügeln dazu, daß Frau Hinkel und Gackeleia mit einem gewaltigen Schrecken erwachten, und beide zusammen ausriefen: „O weh! o weh! da ist der abscheuliche Alektryo schon wieder; er ist gewiß dem Vater im Walde entwischt, wir müssen ihn nur gleich fangen.“ Nun sprangen sie beide auf und verfolgten den Alektryo mit ihren Schürzen wehend; er aber lief spornstreichs in die Kapelle hinein, und wie erschraken Hinkel und Gackeleia, als sie daselbst auf den Stufen des Altares den Gockel mit finsterem Angesicht, das große, rostige Grafenschwert in der Hand haltend, sitzen sahen!

Sie wollten ihn eben fragen, wie er wieder hierher gekommen sei; er aber gebot ihnen zu schweigen, und wies ihnen mit einer so finstern Miene einen Ort an, wo sie ruhig stehen bleiben sollten, bis sie vor Gericht gerufen würden, daß sie sich verwundert einander ansahen.

Der Hahn Alektryo war immer sehr traurig und ging in schweren Gedanken mit gesenktem Kopfe vor Gockel auf und ab, wie ein Mann, der in traurigen Umständen sehr tiefsinnige und verwickelte Dinge überlegt. Ja, er sah ordentlich aus, als lege er die Hände auf den Rücken. Auch Gockel sah einige Minuten still vor sich hin und alle Vögel rührten sich nicht.

Nun stand Gockel auf und hieb mit seinem Grafenschwert majestätisch nach allen vier Winden mit dem Ausruf:

„Ich pflege und hege ein rechtes Gericht,
Wo Gockel von Hanau das Urteil spricht,
Und über den Mörder den Stab zerbricht.“

Nach diesen Worten flog Alektryo auf die Schulter Gockels und krähte dreimal sehr durchdringlich. Frau Hinkel wußte gar nicht, was dies alles bedeuten sollte, und schrie in großen Ängsten aus: „O Gockel, mein lieber Mann! was machst du? Ach, ich Unglückliche! er ist närrisch geworden.“ Da winkte ihr Gockel nochmals zu schweigen und sprach:

„Wer kömmt zu Rüge, wer kömmt zu Recht?“

Da trat Alektryo hervor und sprach mit gebeugtem Haupte:

„Alektryo klagt, dein Edelknecht.“

Ach! wie fuhr das der Frau Hinkel und der kleinen Gackeleia durch das Gewissen, als sie hörten, daß der Hahn reden konnte;

sie zitterten, daß nun alles gewiß herauskommen würde. Da sprach Gockel:

„Alektryo, was ward dir gethan?"

Da trat Alektryo zu den Gebeinen der Gallina und sprach:

„Ach Herr! schau diese Gebeinlein an,
Das war mein Weib und meine Brut,
Die Katze zerriß sie und trank ihr Blut,
Des schrei ich weh! und aber weh!
Und immer und ewig, Herr Jemine!"

Bei diesen Worten krähte er wieder gar betrübt, und Gockel sagte:

„Alektryo, du mein edler Hahn!
Ich hörte, du hättest es selbst gethan,
Nun bringe du mir auch Zeugen bei,
Daß deine Klage wahrhaftig sei."

Da antwortete Alektryo:

„Weil ich die Faulen zu früh erweckt,
Ward ich vor Tag in den Sack gesteckt;
Ich habe nur gehört, hab' nicht gesehn,
Wie das grausame Unglück war geschehn,
Aber ich bitte alle die lieben Vögelein,
Sie sollen meine treuen Zeugen sein."

Nach diesen Worten fingen alle die Vögel an, so gewaltig durch einander zu zwitschern, zu schnarren und zu klappern, daß Gockel sprach:

„Halt ein, hübsch still, macht kein Geschrei!
Ich will euch vernehmen nun nach der Reih.
Zuerst Frau Schwalbe, die früh aufsteht,
Mein Zeugen auch an dich ergeht."

Da flog die Schwalbe heran und sprach:

„Ich will's immer und ewig nimmer mehr wieder sehn,
Wie die wilde Kätzin und ihre Kätzchen
Sprangen mit zierlichen Sprüngen und Sätzchen
Und rissen ripps, rapps die Küchlein und ihr Mütterlein treu,
Gripps, grapps in viele, viele klein winzige Fetzen entzwei;
Ich blieb drüber im Schrecken
Schier im zierlichen Gezwitscher stecken.

Ich bin aber im Begriffe gewesen,
Meinen Kindern, wie üblich, ein Kapitel aus der Bibel
Von Tobiä Schwälblein explicierend-zu lesen,
Da geschah das himmelschreiende, grimmige Übel,
Als ich, wie's schicklich ist, mit witziger List meine Gesichte
Und Hirngespinste, die figürlichen, manierlichen Traumgedichte
Meinen Kindern so ziemlich klimperklärlich im Schimmer
Des glitzernden Frühlichts recitierte, ist, was ich nimmer
Sehen will, geschehen, die verzweifelte, verzweifelte Misse —
Misse — Missethat. Sieh, es ist die liebe, fleißige, emsige,
Pickende, kritzende, kratzende Gickel, Gackel, Gallina nicht mehr,
Das liebe, zierliche, von weißen Weidenzweigen gewickelte,
Gezwickelte, von piependen, pickenden, trippelnden Küchelchen
Wimmelnde Nest ist zerrissen und lee, lar, ler, leer.
Ach! ich will mit denen, die drum wissen, das böse Gewissen
Teilen für immer und ewiglich nimmer und nimmer me, ma, me, mehr!"

Nach dieser sehr beweglichen Aussage der kleinen Schwalbe krähte Alektryo wieder:

„So kräh ich denn weh! und aber weh!
Und immer und ewig, Herr Jemine!"

Bei dem Krähen aber ward der Frau Hinkel und der kleinen Gackeleia fast zu Mute wie dem heiligen Petrus, als der Hahn krähte, da er den lieben Herrn Jesus verleugnet hatte. Gockel sprach nun:

„Hab Dank, Frau Schwalbe! tritt von dem Plan,
Nun, komm, Rotkehlchen! als Zeuge heran."

Da flog das liebe kleine Rotkehlchen auf einen wilden Rosenstrauch in die Nähe des Altars und sagte:

„Auf des höchsten Giebels Spitze
Sang im ersten Sonnenblitze
Ich mein Morgenliedlein fromm,
Pries den lieben Tag willkomm;
Bei mir saß, gar freundlich lächelnd,
Sich im Morgenlüftchen fächelnd,
Der erwachte Sonnenstrahl;
Unten lag die Nacht im Thal;
Unten zwischen finstern Mauern
Sah ich Katzenaugen lauern,
Und ich dankte Gott vertraut,
Daß ich hoch mein Nest gebaut.

Nun sah ich die Katze schleichen,
Mit den Kätzchen unten streichen
In den Stall, und hört' Geschrei,
Wußt' bald, was geschehen sei;
Denn sie und die Jungen alle
Sprangen blutig aus dem Stalle,
Trugen Hühnchen in dem Maul,
Und zerrissen sie nicht faul.
Ach! da war ich sehr erschrecket,
Hab' die Flügel ausgestrecket,
Flog ins Nest und deckt' in Ruh
Meine lieben Jungen zu.
Ja, ich muß es eingestehen,
Hab' den bösen Mord gesehen,
Und mein kleines Mutterherz
Brach mir schier vor Leid und Schmerz!"

Nach diesen Worten krähte Alektryo wieder:

„So krähe ich weh! und aber weh!
Und immer und ewig, Herr Jemine!"

Nun hörte Gockel noch viele andere Vögel als Zeugen ab, und alle vom Storch bis zur Grasmücke erzählten, wie sie den Mord durch die Katze gesehen.

Als aber Gockel nun sich zu Frau Hinkel und Gackeleia wendete und sie beide fragte, wie sie das hätten können geschehen lassen, da die Gallina doch dicht neben ihrem Ruhebett gebrütet habe, und warum sie gelogen und alles auf den edlen Alektryo geschoben hätten: sanken beide auf die Kniee, gestanden ihr Unrecht unter bittern Thränen und versprachen, es niemals wieder zu thun. Gockel hielt ihnen eine scharfe Ermahnung und bat den Alektryo, ihnen selbst ihre Strafe zu bestimmen.

Der gute Hahn aber bat für sie und verzieh ihnen selbst. Gockel aber sagte: „Deine Strafe, Frau Hinkel! soll sein, daß ich dir und deiner Tochter ein Hühnerbein und einen Katzenellenbogen in das Wappen setze zum ewigen Angedenken für eure böse Handlung, und außerdem soll Gackeleia, weil sie die Katzen heimlich sich zum Spiele erzogen, und durch diese ihre Spielerei ein solches Unglück angestellt hat, nie mit einer Puppe spielen dürfen."

Ach! da fingen Frau Hinkel und Gackeleia bitterlich zu weinen an. Gockel aber befahl dem Hahn, den Scharfrichter zu holen,

damit die Katze mit ihren Jungen hingerichtet würde. Da schrie der Hahn und alle Vögel: „Das ist die Eule, die große alte Eule, die dort draus in der hohlen, dürren Eiche mit ihren Jungen sitzt;“ und sogleich ward die Eule gerufen.

Als sie ernsthaft und finster, wie ein verhaßtes, gefürchtetes, von allen andern verlassenes Tier, mit ihren Jungen zu der Kapelle mit schweren Flügeln hereinrasselte und mit dem Schnabel knappte und hu hu schrie, und die Augen verdrehte, flogen die Vögel zitternd und bebend in alle Löcher und Winkel, und Gackeleia verkroch sich schreiend hinter der Schürze ihrer Mutter, welche sich selbst die Augen zuhielt.

Gockel aber legte den Sack, worin die böse Katze mit ihren Jungen steckte, in die Mitte der Kapelle, und die Eule trat mit ihren drei Jungen vor den Sack hin und sprach:

„Ich komme zu richten und zu rechten
Mit meinen drei Söhnen und Knechten;
Nun, höre, du Katz, armer Sünder!
Nun, höret, ihr Katzenkinder!
Die ihr seid arme Sünderlein,
Ein Exempel muß statuieret sein.
Nun, Hackaug, Blutklau und Brichdasgenick!
Meine Söhne, macht euer Meisterstück.“

Da wollten sie den Sack aufmachen und die Katzen vor aller Augen hinrichten; aber Gackeleia schrie so entsetzlich, daß Gockel der Eule befahl, mit ihren Söhnen den Sack fortzutragen und ihr Geschäft zu Haus zu verrichten, was sie auch thaten.

Als so dieses schreckliche Schauspiel vermieden war, trat Alektryo vor Gockel und verlangte, daß er ihm nun mit dem Grafenschwert den Kopf abschlagen, sich den Zauberstein aus seinem Kropfe nehmen und ihn sodann mit den Gebeinen der Gallina und ihren Jungen verbrennen sollte. Gockel weigerte sich lange, dem Begehren des Alektryo zu folgen; aber da er sich auf keine Weise wollte abweisen lassen und ihn versicherte, daß er sich doch in jedem Falle zu Tode hungern werde, so willigte Gockel ein. Er umarmte den edlen Alektryo nochmals von ganzem Herzen; dann streckte der ritterliche Hahn den Hals weit aus und krähte zum letztenmal mit lauter Stimme, und unterdessen schwang Gockel

35. Herzen, W. hat das Folgende ausführlicher.

das Grafenschwert, und hieb den Hals des Alektryo mitten durch, so daß der Edelstein ihm vor die Füße fiel und der tote Hahn daneben.

Alle Anwesenden weinten bitterlich; man legte den guten Hahn auf die Gebeine der Gallina und alle Vögel brachten dürre Reiser und legten sie drum her. Da steckte Gockel die Reiser an und verbrannte alles zu Asche; aus den Flammen aber sah man die Gestalt eines Hahns wie ein goldenes Wölkchen durch die Luft davon schweben. Nun begrub Gockel die Asche und deckte den Stein mit der Schrift wieder mit der Erde zu, und hielt dann eine schöne Rede über die Verdienste und die großmütige Seele des verstorbenen Alektryo und des edlen Hahnengeschlechts überhaupt, unter anderem aber sprach er:

„Wer giebt die Weisheit ins verborgene Herz des Menschen? wer giebt den Hahnen Verstand? Gleichwie der Hahn den Tag verkündet und den Menschen vom Schlafe erwecket, so verkünden fromme Lehrer das Licht der Wahrheit in die Nacht der Welt, und sprechen: Die Nacht ist vergangen, der Tag ist gekommen, lasset uns ablegen die Werke der Finsternis und anlegen die Waffen des Lichts. O wie lieblich und nützlich ist das Krähen des Hahnes! Dieser treue Hausgenosse erwecket den Schlafenden, ermahnet den Sorgenden, tröstet den Wanderer, meldet die Stunde der Nacht und verscheuchet den Dieb, und erfreuet den Schiffer auf einsamem Meere, denn er verkündet den Morgen, da die Stürme sich legen. Die Andächtigen wecket er zum Gebet, und den Gelehrten rufet er, seine Bücher bei Licht zu suchen. Den Sünder ermahnet er zur Reue, wie Petrum. Sein Geschrei ermutigt das Herz des Kranken. Zwar spricht der weise Mann: Dreierlei haben einen feinen Gang, und das Vierte gehet wohl, der Löwe mächtig unter den Tieren, er fürchtete niemand — ein Hahn mit kraftgegürteten Lenden, ein Widder und ein König, gegen den sich keiner erheben darf — aber dennoch fürchtet der Löwe, der niemanden fürchtet, den Hahn und fliehet vor seinem Anblick und Geschrei; denn der Feind, der umhergeht wie ein brüllender Löwe und suchet, wie er uns verschlinge, fliehet vor dem Rufe des Wächters, der das Gewissen erwecket, auf daß wir uns rüsten zum Kampf. Darum auch ward kein Tier so erhöhet; die weisesten Männer setzen sein goldenes Bild hoch auf die Spitzen der Türme, über das Kreuz, daß bei dem Wächter wohne der Warner und der Wächter. So

auch stehet des Hahnen Bild auf dem Deckel des ABC-Buchs, die Schüler zu ermahnen, daß sie früh aufstehen sollen, zu lernen. O wie löblich ist das Beispiel des Hahnen! Ehe er kräht, die Menschen vom Schlafe zu wecken, schlägt er sich selbst ermunternd mit den Flügeln in die Seite, anzeigend, wie ein Lehrer der Wahrheit sich selbst der Tugend bestreben soll, ehe er sie anderen lehret. Stolz ist der Hahn, der Sterne kundig, und richtet oft seine Blicke zum Himmel; sein Schrei ist prophetisch, er kündet das Wetter und die Zeit. Ein Vogel der Wachsamkeit, ein Kämpfer, ein Sieger wird er von den Kriegsleuten auf den Rüstwagen gesetzt, daß sie sich zurufen und ablösen zu gemessener Zeit. So es dämmert und der Hahn mit den Hühnern zu ruhen sich auf die Stange setzt, stellen sie die Nachtwache aus. Drei Stunden vor Mitternacht regt sich der Hahn und die Wache wird gewechselt; um die Mitternacht beginnt er zu krähen, sie stellen die dritte Wache aus, und drei Stunden gegen Morgen rufet sein tagverkündender Schrei die vierte Wache auf ihre Stelle. Ein Ritter ist der Hahn, sein Haupt ist gezieret mit Busch und roter Helmdecke und ein purpurnes Ordensband schimmert an seinem Halse; stark ist seine Brust wie ein Harnisch im Streit und sein Fuß ist bespornt. Keine Kränkung seiner Damen duldet er, kämpft gegen den eindringenden Fremdling auf Tod und Leben, und selbst blutend verkündet er seinen Sieg stolz emporgerichtet gleich einem Herold mit lautem Trompetenstoß. Wunderbar ist der Hahn: schreitet er durch ein Thor, wo ein Reiter hindurch könnte, bücket er doch das Haupt, seinen Kamm nicht anzustoßen, denn er fühlt seine innere Hoheit. Wie liebt der Hahn seine Familie! Dem legenden Huhn singt er liebliche Arien: 'Bei Hühnern, welche Liebe fühlen, fehlt auch ein gutes Herze nicht, die süßen Triebe mit zu fühlen, ist auch der Hahnen erste Pflicht;' — stirbt ihm die brütende Freundin, so vollendet er die Brut und führet die Hühnlein, doch ohne zu krähen, um allein Mütterliches zu thun. O welch erhabenes Geschöpf ist der Hahn! Phidias setzte sein Bild auf den Helm der Minerva, Idomeneus auf seinen Schild. Er war der Sonne, dem Mars, dem Merkur, dem Äskulap geweiht. O wie geistreich ist der Hahn! Wer kann es den morgenländischen Kabbalisten verdenken, daß sie sich Alektryos bemächtigen wollten, da sie an die Seelenwanderung glaubten und der Hahn des Mycillus sich seinem Herrn

28. Mozarts Zauberflöte: Bei Männern u. s. w.

selbst als die Seele des Pythagoras vorstellte, die inkognito krähte. Ja wie mehr als ein Hahn ist ein Hahn, da sogar ein gerupfter Hahn noch den Menschen des Plato vorstellen konnte!" u. s. w.

Diese schöne Leichenrede ward sehr oft von dem lauten Schluchzen und Weinen des Gockels, der Frau Hinkel und der kleinen Gackeleia unterbrochen, auch alle Vöglein waren sehr gerühret und weinten stille mit. Den ganzen übrigen Tag weinte Frau Hinkel und Gackeleia noch und wollten sich gar nicht zufrieden geben, daß sie an dem Tode der Gallina und des Alektryo schuld gewesen. Gockel gab ihnen die schönste Ermahnung, sie versprachen die aufrichtigste Besserung und so entschlief die ganze Familie am Abend dieses traurigen Tages nach einem gemeinschaftlichen herzlichen Gebet.

Als Gockel in der Nacht erwachte, gedachte er der Frau Hinkel und seines Töchterleins Gackeleia mit vieler Liebe, und entschloß sich, ihnen nach dem vielen Schrecken, den sie gehabt, eine rechte Freude zu machen, und zugleich den Zauberstein aus des Hahnen Kropf zu versuchen. Er nahm daher den Stein aus seiner Tasche, steckte ihn an den Finger, und drehte ihn an demselben herum mit den Worten:

„Salomon, du weiser König!
Dem die Geister unterthänig,
Mach' mich und Frau Hinkel jung;
Trag' uns dann mit einem Sprung
Nach Gelnhausen in ein Schloß;
Gieb uns Knecht und Magd und Roß,
Gieb uns Gut und Gold und Geld,
Brunnen, Garten, Ackerfeld;
Füll' uns Küch' und Keller auch,
Wie's bei großen Herren Brauch;
Gieb uns Schönheit, Weisheit, Glanz,
Mach uns reich und herrlich ganz.
Ringlein, Ringlein! dreh' dich um,
Mach's recht schön, ich bitt' dich drum!"

Unter dem Drehen des Ringes und dem öftern Wiederholen dieses Spruches schlief Gockel endlich ein. Da träumte ihm, es trete ein Mann in ausländischer reicher Tracht vor ihn, der ein

4. W. Noch unaussprechlich vieles Erbauliche, Moralische, Historische, Allegorische, Medizinische, Mystische, selbst Politisches brachte Gockel in dieser schönen Leichenrede an, welche auch oft. — 7. mit, W. Teilnahme der Vögel und Leichenschmaus.

großes Buch vor ihm aufschlug, worin die schönsten Paläste, Gärten, Hausgeräte, Wagen, Pferde und alle andern dergleichen Dinge abgebildet waren, aus welchen er sich die schönsten heraussuchen mußte. Gockel that dieses mit großem Fleiß und träumte alles so klar und deutlich, als ob er wache. Da er aber das Buch durchgeblättert hatte, schlug der Mann im Traume es so heftig zu, daß Gockel plötzlich erwachte.

Es war noch dunkel und er war so voll von seinem Traume, daß er sich entschloß, seine Frau zu wecken, um ihr denselben zu erzählen; auch fühlte er ein so wunderbares Behagen durch alle seine Glieder, daß er sich kaum enthalten konnte, laut zu jauchzen.

Da er sich immer mehr vom Schlafe erholte, empfand er die lieblichsten Wohlgerüche um sich her, und konnte gar nicht begreifen, was nur in aller Welt für köstliche Gewürzblumen in seinem alten Hühnerstalle über Nacht müßten aufgeblüht sein. Als er aber sich auf seinem Lager wendend bemerkte, daß kein Stroh unter ihm knistere, sondern, daß er auf seidenen Kissen ruhe, begann er vor Erstaunen auszurufen: „O Jemine! was ist das?“ In demselben Augenblick rief Frau Hinkel dasselbe und beide riefen: „Wer ist hier?“ und beide riefen: „Ich bin's, Gockel! ich bin's, Hinkel!“ aber sie wollten's beide nicht glauben, daß sie es wären. Es hatte ihnen beiden dasselbe geträumt, und sie würden geglaubt haben, daß sie noch träumten; aber sie fanden gegenseitig ihre Stimme so verändert, daß sie vor Verwunderung gar nicht zu Sinnen kommen konnten.

„Gockel!“ flüsterte Frau Hinkel, „was ist mit uns geschehen? Es ist mir, als wäre ich zwanzig Jahre alt.“ — „Ach, ich weiß nicht,“ sagte Gockel, „ob ich über fünfundzwanzig Jahre alt bin.“ — „Aber, sage nur, wie kommen wir auf die seidenen Betten?“ sagte Frau Hinkel, „so weich habe ich selbst nicht gelegen, als du noch Fasanenminister in Gelnhausen warst, — und die himmlischen Wohlgerüche umher — aber, ach, was ist das? Der Trauring, der mir immer so lose an dem Finger hing, daß ich ihn oft nachts im Bettstroh verloren, sitzt mir jetzt so fest, daß ich ihn kaum drehen kann, ich bin gar nicht mehr mager.“ Diese letzten Worte erinnerten den Gockel an den Ring Salomonis; er dachte: „Ach! das mag alles von meinem gestrigen Wunsche herkommen;“ da hörte er auch Rosse im Stalle stampfen und wiehern, hörte eine Thüre gehen und es fuhr ein Licht durch die Stube an der

Decke weg, als wenn jemand mit einer Laterne nachts über den Hof geht.

Er und Hinkel sprangen auf, aber sie fielen ziemlich hart auf die Nase, denn jetzt merkten sie, daß sie nicht mehr auf der ebenen Erde, sondern auf hohen Polsterbetten geschlafen hatten, und der Schein, der durch die Stube gezogen war, hatte nicht die rauhe Wand ihres Hühnerstalles, an der Stroh und eine alte Hühnerleiter lag, sondern prächtig bemalte und vergoldete Wände, seidene Vorhänge und aufgestellte Gold- und Silbergefäße beleuchtet.

Sie rafften sich auf von einem spiegelglatten Boden, sie stürzten sich in die Arme und weinten vor Freude wie die Kinder. Sie hatten sich so lieb, als hätten sie sich zum erstenmale gesehen. Nun bemerkten sie den Schein wieder und sahen, daß er durch ein hohes Fenster hereinfiel. Mit verschlungenen Armen liefen sie nach dem Fenster und sahen, daß es von der Laterne eines Kutschers mit einer reichen Livree herkam, der in einem großen geräumigen Hof stand, Hafer siebte und ein Liedchen pfiff. Im Schein der Laterne, der an das Fenster fiel, sah Gockel Hinkel an und Hinkel Gockel, und beide lachten und weinten und fielen sich um den Hals und riefen aus: „Ach Gockel! ach Hinkel! wie jung und schön bist du geworden!"

Da sprach Gockel: „Alektryo hat die Wahrheit gesprochen, der Ring Salomonis hat Probe gehalten, alle meine Wünsche, bei welchen ich ihn drehte, sind in Erfüllung gegangen," und da erzählte er der Frau alles von dem Ring und zeigte ihn ihr, und ihre Freude war unaussprechlich.

Nun liefen sie an ein anderes Fenster und sahen in einen wunderschönen Garten; ein wunderlieblicher Blumenduft strömte ihnen entgegen, die herrlichsten Springbrunnen plätscherten im Mondschein und die Nachtigallen sangen ganz unvergleichlich dazu. Nun liefen sie an ein drittes Fenster. „O je, welche Freude!" rief Frau Hinkel aus, „wir sind in Gelnhausen, da oben liegt das Schloß des Königs und da drüben, o, zum Entzücken! da sehe ich in einer Reihe alle die Bäcker- und Fleischerladen; es ist noch ganz stille in der Stadt, horch! der Nachtwächter ruft in einer entfernten Straße, drei Uhr ist es. Ach! was wird er sich wundern,

3. fielen, das Hinfallen fehlt in W., das dafür in einer ausführlichen Schilderung aller Einzelheiten des Schlosses sich ergeht, besonders der Waschtische, auf denen in Gold Alektryo und Gallina stehen.

wenn er hierher auf den Markt kommt und auf einmal unsern gräflichen Palast sieht! und der König, was wird der König die Augen aufreißen und alle die Hofherren und Hofdamen, die uns so spöttisch nachsahen, da wir ins Elend gingen, wie werden sie gedemütigt sein durch unsern Glanz! O Gockel! lieber Gockel! was bist du für ein allerliebster, bester Mann mit deinem Ringe Salomonis!" und da fielen sie sich gleich wieder um den Hals.

Der Tag brach aber an und sie sahen verwundert den Glanz ihres prächtigen Schlafgemachs und ihrer schönen atlassenen, himmelblauen Schlafröcke und ihrer Goldnachtmützen. Nun erinnerten sie sich in ihrer Freude erst an Gackeleia, ihr liebstes Töchterlein, und eilten nach einem wunderschönen Bettchen, rissen die rotsamtnen, goldgestickten Vorhänge hinweg. Da lag Gackeleia schön wie ein Engel, ach! viel schöner als sie je gewesen. Gockel und Hinkel erweckten sie mit Küssen und Thränen. „Wach! wach auf! Gackeleia! Ach, alle Freude ist um uns her! Ach, Gackeleia! sieh alle die schönen Sachen an!" Da schlug Gackeleia die blauen Augen auf und glaubte, sie träume das alles nur, und da sie Vater und Mutter, welche beide so jung und schön geworden waren, gar nicht wieder erkannte, fing sie an zu weinen und verlangte nach ihren lieben Eltern. Ja alle die schönen Sachen konnten sie nicht zufrieden stellen; sie sagte immer: „O, was soll ich mit all der Herrlichkeit, ich will zu meiner lieben Mutter, Frau Hinkel, zu meinem guten Vater Gockel zurück!"

Die Mutter und der Vater konnten sie auf keine Weise bereden, daß sie es selbst seien. Endlich sagte Gockel zu ihr: „Wer bist du denn?" — „Gackeleia bin ich," erwiderte das Kind. — „So," sagte Gockel, „du bist Gackeleia? aber Gackeleia hatte ja gestern ein Röckchen von grauer, grober Leinwand an; wie kommt denn Gackeleia in das schöne, buntgeblümte, seidene Schlafröckchen?" — „Ach, das weiß ich nicht," antwortete Gackeleia; „aber ich bin ganz gewiß Gackeleia; ach! ich weiß es gewiß, die Augen schmerzen mich noch so sehr, ich habe gestern gar viel geweint; ich habe groß Unglück angestellt, ich habe die Katze ans Nest der Gallina geführt, ich bin schuld, daß sie gefressen worden, ich habe dadurch den guten Alektryo in den Tod gebracht; ach! ich bin gewiß die böse Gackeleia!" Dabei weinte sie und fuhr fort: „O, du bist Gockel nicht, der Vater Gockel hat ganz schneeweiße Haare und einen weißen Bart und ist bleich im Gesicht und hat eine spitze

Nase; du Schwarzer mit den roten Wangen bist Gockel nicht; du bist auch die Mutter Hinkel nicht; du bist ja so geschmeidig und schlank wie ein Reh; die Mutter Hinkel ist ganz breit; ich will fort ins alte Schloß; ihr habt mich gestohlen!" und da weinte das Kind wieder heftig. Gockel wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er dem Kinde sagte: „Schau mich einmal recht an, ob ich dein Vater Gockel nicht bin?" Da guckte Gackeleia ihn scharf an, und er drehte den Ring Salomonis ganz sachte am Finger und sprach leise:

„Salomon, du großer König!
Mache mich doch gleich ein wenig
Dem ganz alten Gockel ähnlich,
Mach' mich wieder wie gewöhnlich."

Und wie er am Ring drehte, ward er immer älter und grauer und das Kind sagte immer: „Ach Herr je, ja, fast wie der Vater!" und als er ganz fertig mit dem Drehen war, sprang das Kind aus dem Bett und flog ihm um den Hals und schrie: „O ja, du bist's! du bist's! liebes, gutes, altes Väterchen! aber die Mutter ist es mein Lebtag nicht!" Da begann Gockel auch für Frau Hinkel den Ring zu drehen, daß sie wieder ganz alt ward. Aber der machte das gar keine Freude, und sie sagte immer: „Halt ein, Gockel! nein, das ist doch ganz abscheulich, einen so herunter zu bringen; nein, das ist zu arg, so habe ich mein Lebtag nicht ausgesehen, du machst mich viel älter, als ich war!" und nun begann sie zu weinen und zu zanken und wollte dem Gockel mit Gewalt nach der Hand greifen, und ihm den Ring wieder zurückdrehen; aber Gackeleia sprang ihr in die Arme und küßte und herzte sie und rief einmal über das anderemal aus: „Ach, Mutter! liebe Mutter! du bist's! du bist's! ganz gewiß." Da sagte Frau Hinkel: „Nun, meinethalben!" und küßte das Kind Gackeleia von ganzem Herzen. Gockel aber sprach: „Ei, ei, Frau Hinkel! ich hätte mein Lebtag nicht gedacht, daß du so eitel wärest; es ist gut, nun habe ich ein Mittel, dich zu strafen; sieh, wenn du mir nicht fein ordentlich und fleißig bist oder brummst oder neugierig bist, da drehe ich gleich den Ring um und mache dich hundert Jahre alt." Da sagte Frau Hinkel: „Thue, was du willst, ich habe es nicht gerne gethan, es hat mich nur so überrascht." Da umarmte sie Gockel und drehte den Ring wieder, und sie wurden beide wieder jung und schön.

So erfuhr auch Gackeleia das Geheimnis mit dem Ringe, und Gockel schärfte ihr und der Frau Hinkel ein, ja niemals etwas von dem Ringe zu sprechen, sonst würde er ihnen gestohlen werden, und dann würden sie um all ihr jetziges Glück kommen und wieder in das Elend nach dem alten Schlosse ziehen müssen. „Jetzt aber," fuhr Gockel fort, „wollen wir vor allem Gott herzlich danken für unsern neuen Zustand, denn ihm gebührt allein die Ehre." Da knieten sie in der Mitte der Stube nieder und dankten Gott von ganzem Herzen.

Aber unterdessen war der Nachtwächter auf den Markt gekommen, und hatte das herrliche Schloß Gockels, das wie ein Pilz in der Nacht hervorgewachsen, kaum erblickt, als er ein entsetzliches Geschrei anfing:

„Hört, ihr Herrn! was will ich euch sagen,
Die Glocke hat vier Uhr geschlagen,
Aber das ist noch gar nicht viel
Gegen ein Schloß, das vom Himmel fiel.
Da steht's vor mir ganz lang und breit,
Ich weiß nicht, ob ich recht gescheit,
Ich schau' es an, es kommt mir vor
Wie der alten Kuh das neue Thor.
Wacht auf, ihr Herrn! und werdet munter,
Sehet an das Wunder über Wunder,
Und bewahrt das Feuer und das Licht,
Daß dieser Stadt kein Unglück geschicht,
Und lobet Gott den Herren."

Da wachten die Bürger rings am Markte auf, die Bäcker und die Fleischer rieben sich die Augen und rissen die Mäuler sperrangelweit auf und staunten das Schloß an und machten ein entsetzliches Geschrei vor Verwunderung. Gockel und Hinkel und Gackeleia standen am Fenster und guckten hinter dem Vorhang alles an. Endlich schrie ein dicker Fleischer: „Da ist da, das Schloß kann keiner wegdisputieren; aber ob Leute drin sind, die Fleisch essen, das möcht' ich wissen!" — „Ja, und Brot und Semmeln und Eierwecken," fuhr ein staubiger, untersetzter Bäckermeister fort.

9. Herzen, W. Gockel erzählt von den Brautgeschenken Salomons und der Königin von Saba, die seit der Hochzeit der Ahnfrau im Besitze ihres Geschlechtes waren. Gockel läßt sich rasieren, Hinkel und Gackeleia gehen in die Kleiderkammer, „und bald traten sie in schönen Morgenkleidern von schneeweißem Piqué mit leichter Goldstickerei wieder herein. „Nun war die Sonne aufgegangen und der Nachtwächter war auf.

Da ging aber auf einmal die Schloßthüre auf, und es trat ein großer bärtiger Thürsteher heraus mit einem großen Kragen wie ein Wagenrad und einem breiten, silberbordierten Bandelier über die Brust und weiten gepufften Hosen und einem Federhut, wie ein alter Schweizer gekleidet; er trug einen langen Stock, woran ein silberner Knopf war, wie ein Kürbis so groß, und auf diesem ein großer silberner Hahn mit ausgebreiteten Flügeln. Die versammelten Leute fuhren alle auseinander, und als er mit ernster drohender Miene ganz breitbeinig auf sie zuschritt, meinten sie, er sei ein Gespenst. Auch Gockel und Hinkel oben am Fenster waren sehr über ihn verwundert und öffneten das Fenster ein wenig, um zu hören, was er sagte. Er sprach aber: „Hört einmal, ihr lieben Bürger von Gelnhausen! es ist sehr unartig, daß ihr hier bei Anbruch des Tages einen so abscheulichen Lärm vor dem Schlosse Seiner Hoheit des hochgebornen Raugrafen Gockel von Hanau, Hennegau und Henneberg, Erbherrn auf Hühnerbein und Katzenellenbogen macht, Seine hochgräflichen Gnaden werden es sehr ungern vernehmen, so ihr Sie also frühe in der Ruhe stört, und wünsche ich, das nicht wieder zu erfahren, das laßt euch gesagt sein.“

„Mit Gunst,“ sagte da der Fleischer und zog seine Mütze ab, „wenn's erlaubt ist zu fragen, wird dies Schloß, das über Nacht wie ein Pilz aus der Erde gewachsen ist, von dem ehemaligen hiesigen Fasanenminister bewohnt?“ — „Allerdings,“ erwiderte der Schweizer, „es ist bewohnt von ihm und seiner gräflichen Gemahlin Hinkel und Hochdero Töchterlein Gackeleia, außerdem von zwei Kammerdienern, zwei Kammerfrauen, vier Bedienten, vier Stubenmädchen, zwei Jägern, zwei Läufern, zwei Heiducken, zwei Kammerhusaren, zwei Kammermohren, zwei Kammerriesen, zwei Kammerzwergen, zwei Thürstehern, wovon ich einer zu sein mir schmeicheln kann, zwei Leibkutschern, sechs Stallknechten, zwei Köchen, sechs Küchenjungen, zwei Gärtnern, sechs Gärtnerburschen, einem Haushofmeister, einer Haushofmeisterin, einem Kapaunenstopfer, einem Hühnerhofmeister, einem Fasanenmeister und allerlei anderem Gesinde, welche alle zusammen täglich hundert Pfund Rindfleisch, hundert Pfund Kalbfleisch, fünfzig Pfund Hammelfleisch, fünfzig Pfund Schweinefleisch, sechzig Würste und dergleichen essen.“ — „Ach!“ schrie da der Metzger und kniete beinahe vor dem Schweizer nieder, „ich rekommandiere mich bestens als hochgräflicher Hofmetzger.“ Und der Bäcker zupfte den Schweizer am Ärmel

mit den Worten: „Seine hochgräflichen Gnaden und die hochgräfliche Dienerschaft werden doch das viele Fleisch nicht so ohne Brot in den Magen hineinfressen; das könnte ihnen unmöglich gesund sein." — „Ei behüte!" sagte der Schweizer, „sie brauchen täglich dreißig große Weißbrote, hundert fünfzig Semmeln, hundert Eierwecke, hundert Bubenschenkel und zweihundert und sechsundneunzig Zwiebacke zum Kaffee." — „O so empfehle ich mich bestens zum hochgräflichen Hausbäcker," rief der Bäckermeister. — „Wir wollen sehen," sprach der Schweizer, „wer heute gleich das beste Fleisch und die besten Semmeln liefern wird." Da stürzten alle die Bäcker und Fleischer nach ihren Buden und hackten und kneteten und rollten und glasierten die Eierwecke, und rissen die Läden auf und stellten alles heraus, daß es eine Pracht war.

Aber dies ging nun auf allen Seiten von Gelnhausen so; alle Krämer und alle Krauthändler kamen, sahen, staunten und wurden berichtet und waren voll Freude, daß sie viel Geld verdienen sollten.

Gockel und Hinkel und Gackeleia aber liefen im Schloß herum und sahen alles an; alle die Dienerschaft setzte sich in Bewegung; man kleidete sich an, man wurde frisiert, man putzte Stiefel und Schuhe, man klopfte Kleider aus, tränkte die Pferde, fütterte Hühner, frühstückte; es war ein Leben und Weben wie in dem größten Schloß.

Die Bürgerschaft, um ihre Freude zu bezeugen, kam mit fliegenden Fahnen gezogen, jede Zunft mit ihrem Schutzheiligen und schöner Musik; sie standen alle vor dem Schloß, feuerten ihre rostigen Flinten in die Luft und schrieen: „Vivat der Graf Gockel von Hanau! Vivat die Gräfin Hinkel und die Comtesse Gackeleia! Vivat hoch! und abermal hoch!" Gockel und Hinkel und Gackeleia standen auf dem Balkon am Fenster und warfen Geld unter das Volk und der Kellermeister wälzte ein Stückfaß Wein aus dem Keller und schenkte jedem ein, der trinken wollte.

Der König von Gelnhausen wohnte damals nicht in der Stadt, sondern eine Meile davon in seinem schönen Lustschloß

30 f. W. läßt sie Geld hinab werfen, das erst gewechselt werden muß. „Weil aber damals der Kurs in Gelnhausen sehr hoch stand und das Gold sehr gesucht, so ward der Wechsel- und Tauschhandel sehr lebhaft auf dem Markte. Man hat auch unter der Hand vertrauliche Informationen eingezogen, daß damals das Haus: 'Gebrüder Vatermörder', welches später die Frankfurter Messe in Wachs poussiert bezog, den ersten Grund zu seinem Renommée gelegt habe."

Kastellovo, auf deutsch Eierburg; denn das ganze Schloß war von lauter ausgeblasenen Eierschalen errichtet, und in die Wände waren bunte Sterne von Ostereiern hineingemauert. Dieses Schloß war des Königs Lieblingsaufenthalt; denn der ganze Bau war seine Erfindung, und alle diese Eierschalen waren bei seiner eigenen Haushaltung ausgeleert worden. Das Dach der Eierburg aber war in Gestalt einer brütenden Henne wirklich von lauter Hühnerfedern zusammengesetzt, und inwendig waren alle Wände eiergelb ausgeschlagen. Gerade der Bau dieses Schlosses war schuld gewesen, daß Gockel einstens aus den Diensten des Königs gegangen war, weil er sich der entsetzlichen Hühner- und Eierverschwendung widersetzt und dadurch den König erbittert hatte.

Täglich kam nun der königliche Küchenmeister mit einem Küchenwagen nach Gelnhausen gefahren, um die nötigen Vorräte für den Hofstaat einzukaufen. Wie erstaunte er, als er die ganze Stadt in einem allgemeinen Bürgerfeste vor einem nie gesehenen Palaste erblickte, und den Namen Gockels an allen Ecken ausrufen hörte. Aber sein Erstaunen ward bald in einen großen Ärger verwandelt, denn wo er zu einem Bäcker oder Fleischer oder Krämer mit seinem Küchenwagen hinfuhr, einzukaufen, hieß es überall: „Alles ist schon für Seine Hochgräfliche Gnaden Gockel von Hanau gekauft.“ Da nun der königliche Küchenmeister endlich sich mit Gewalt der nötigen Lebensmittel bemächtigen wollte, widersetzten sich die Bürger und es entstand ein Getümmel. Gockel, der die Ursache davon erfuhr, ließ sogleich dem Küchenmeister sagen, er möge ohne Sorgen sein, denn er wolle Seine Majestät den König und Seine ganze Familie und Seine ganze Dienerschaft allerunterthänigst heute auf eine Suppe zu sich einladen lassen, und er, der Küchenmeister, möchte nur mit seinem Küchenwagen vor seine Schloßspeisekammer heranfahren, um ein kleines Frühstück für den König mitzunehmen.

Der Gockel ließ ihm den ganzen Küchenwagen mit Kibitzeneiern anfüllen und setzte seine zwei Kammermohren oben drauf, welche den König unterrichten sollten, wie man die Kibitzeneier mit Anstand esse, denn der König hatte sein Lebtage noch keine gegessen.

Mit höchster Verwunderung hörte der König Eifrasius die Geschichte von dem Schloß und dem Gockel von dem Küchenmeister erzählen und ließ sich sogleich ein Hundert von den Kibitzeneiern

hart sieden. Als nun die zwei schwarzen Kammermohren in ihren goldbordierten Röcken mit der silbernen Schüssel voll Salz, in welches die Eier festgestellt waren, hineintraten und mit ihrer schwarzen Farbe so schön gegen den weißen Eierpalast abstachen, hatte König Eifrasius große Freude daran. Er ließ seine Gemahlin Eilegia und seinen Kronprinzen Kronovus berufen zum Frühstück und erzählte ihnen das große Wunder vom Palast und Gockel. „Ach!“ sagte Kronovus, „da ist wohl die kleine Gackeleia, mit welcher ich sonst spielte, auch wieder dabei.“

„Natürlich,“ sprach Eifrasius, „und wir wollen gleich nach diesem Frühstück hineinfahren und das ganze Spektakel ansehen. Aber seht nur die kuriosen Eier, die er uns zum Frühstück sendet; grün sind sie mit schwarzen Punkten; man nennt sie Kibitzeneier; sie kommen aus Rußland und werden so genannt, weil sie in Kibitken, einer Art von Hühnerstall auf vier Rädern, gefunden oder gelegt oder hierher gefahren werden.“

Da sprach der eine Kammermohr: „Ich bitte Eure Majestät um Vergebung, man nennt sie Kibitzeneier, sie werden vom Kibitz, einem Vogel, gelegt, der ungefähr so groß wie eine Taube und grau wie eine Schnepfe ist, und wie eine französische Schildwache beim Eierlegen immer Ki wi, Ki wi schreit; wenn man dann ‘gut Freund!’ antwortet, so kann man hingehen und ihm die Eier nehmen, worauf er gleich wieder andere legt.“

Den König Eierfraß ärgerte es, daß der Mohr ihn in Eierkenntnissen belehren wollte und sagte zu ihm: „Halt Er Sein Maul! Er versteht nichts davon, sei Er nicht so nasenweis!“ Darüber erschrak der Mohr wirklich so sehr, daß er ganz weiß um den Schnabel wurde.

Der andere Mohr sprach nun: „Der Raugraf Gockel hat uns befohlen, Euer Majestät zu zeigen, wie diese Eier jetzt nach der neuesten Mode gegessen zu werden pflegen.“ — „Ich bin begierig,“ sagte der König, „es zu sehen.“ Da nahm jeder der Kammermohren eins von den Eiern in die flache linke Hand und so traten sie sich mit aufgehobener Rechten einander gegenüber und baten den König, eins, zwei, drei zu kommandieren. Das that Eifrasius, und wie er drei sagte, schlug der eine Mohr dem andern so auf das Ei, daß der gelbe Dotter gar artig auf die schwarze Hand herausfuhr.

21. Qui vive? Wer da?

Dem König gefiel dieses über die Maßen, und sie mußten es ihm bei allen hundert Eiern so machen, wofür er ihnen beim Abschied beiden den Orden des roten Ostereis dritter Klasse zur Belohnung um den Hals hängte.

Nun fuhr der König und seine Gemahlin und der Kronprinz sogleich in Gefolge des ganzen Hofstaates nach Gelnhausen zu Gockel, der ihm mit Hinkel und Gackeleia an der Schloßthüre entgegen trat.

Die Verwunderung über den Reichtum und die jugendliche Schönheit Gockels konnte nur durch die außerordentliche Mahlzeit noch übertroffen werden. Alles war in vollem Jubel. Kronovus und Gackeleia saßen an einem aparten Tische, und wurden von den zwei Kammerzwergen bedient und Musik war an allen Ecken.

Beim Nachtisch tranken Eifrasius und Gockel Bruderschaft, und Eilegia und Hinkel Schwesterschaft, und Kronovus und Gackeleia sagten zu einander: „Du bist mein König und du bist meine Königin." Eifrasius zog dann den Gockel in ein Fenster und hing ihm das Großei des Ordens des goldenen Ostereis mit zwei Dottern um den Hals und borgte hundert Gulden von ihm, worauf das Ganze mit einem großen Volksfeste beschlossen wurde.

So lebten Gockel und die Seinigen beinahe ein Jahr in einer ganz ungemeinen irdischen Glückseligkeit zu Gelnhausen, und der König war so gut Freund mit ihm und seiner vortrefflichen Küche und seinem unerschöpflichen Geldbeutel, und alle Einwohner des Landes hatten ihn seiner großen Freigebigkeit wegen so lieb, daß man eigentlich gar nicht mehr unterscheiden konnte, wer der König von Gelnhausen war, Gockel oder Eifrasius. Auch wurde es unter beiden fest beschlossen, daß einstens Gackeleia die Gemahlin des Erbprinzen Kronovus werden und an seiner Seite den Thron von Gelnhausen besteigen sollte.

Aber der Mensch denkt's und Gott lenkt's, und so kamen auch über diese guten Leute noch manche Schicksale, an die sie gar nicht gedacht hatten.

Alles hatte die kleine Gackeleia in vollem Überfluß, nur keine Puppe; denn Gockel hielt streng auf das Verbot, das er über sie bei dem Tode des Alektryo hatte ergehen lassen, sie sollte zur

15 f. W. Gackeleia Spielkameradschaft, sprechend. — 18. Ordens, dieser Scherz veranlaßte, daß Christian Brentano, den man mit Klemens verwechselte, aus Preußen ausgewiesen wurde.

Strafe niemals eine Puppe haben. Wenn sie nun um Weihnachten oder am St. Niklastage alle Mägdlein in Gelnhausen mit schönen neuen Puppen herumziehen sah, war sie gar betrübt und weinte oft im stillen; eine solche Sehnsucht hatte sie nach einer Puppe. Merkte der gute Gockel aber, daß Gackeleia, die er über alles liebte, so traurig war, so that er ihr alles zuliebe, um sie zu trösten: zeigte ihr die schönsten Bilderbücher, erzählte ihr die wunderbarsten Märchen, ja gab ihr wohl auch manchmal den köstlichen Ring des Salomonis in die Hände, der mit seinem funkelnden Smaragd und den wunderbaren Zügen, die darauf eingeschnitten waren, alle Augen erquickte, die ihn anschauten.

Einstens ging nun Gackeleia einmal in ihrem kleinen Gärtchen spazieren. Da waren die zierlichsten Beete voll schöner Blumen, alle mit Buchsbaum und Salbei eingefaßt, und die Wege waren mit glitzerndem Goldsande bestreut; in der Mitte war ein Springbrunnen, worin Goldfische schwammen und über demselben ein goldener Käfig voll der buntesten singenden Vögel; hinter dem Brunnen aber war eine kleine Laube von Rosen und eine kleine Rasenbank; ein schönes goldenes Gitter umgab das ganze liebe Gärtchen.

Ach! dachte Gackeleia, wie glückselig wäre ich, wenn ich eine Puppe in meinem schönen Garten spazieren führen könnte; so allein gefällt er mir gar nicht; was hilft es mir auch, wenn ich mir aus meinem Taschentuche durch allerlei Knoten eine Puppe zusammensetze, sie ist doch nie eine schöne Gliederpuppe, ganz wie ein Mensch mit einem schönen lackierten Gesicht — und der Vater hat mir selbst diese Puppen verboten.

Während Gackeleia so in schweren Puppensorgen auf ihrer Rasenbank saß, hörte sie auf einmal eine angenehme summende, aber sehr leise Musik ganz nahe hinter ihr vor dem Garten, der an einem Feldweg lag. Da guckte sie durch die Blätter und sah etwas gar Kurioses.

Dicht vor dem Gitter saß ein Mann in einem schwarzen Mantel ohne Kopf an der Erde zusammengehuckt und unter dem Mantel hervor schnurrte die Musik. Gackeleia legte sich ganz dicht an die Erde, um zu sehen, wo nur in aller Welt die feine Musik herkomme; und wie war sie erstaunt, als sie da unten ein paar allerliebste Puppenbeinchen in himmelblauen, mit Silber gestickten Pantöffelchen ganz im Takte der Musik herumschnurren sah. Sie

wußte gar nicht, was sie vor Neugierde, die Puppe anzusehen, anfangen sollte. Oft war sie im Begriff, die Hand durchs Gitter zu stecken und den schwarzen Mantel ein wenig aufzuheben; aber die Furcht, weil sie an dieser Gestalt keinen Kopf sah, hielt sie immer wieder zurück. Endlich brach sie sich eine lange Weidenrute ab, steckte sie durch das Gitter und lüftete den Mantel ein wenig. Da schnurrte eine wunderschöne Puppe in den artigsten Kleidern, wie eine Gärtnerin geputzt, unter dem Mantel hervor und rannte gerade auf das Gitter des Gartens zu, stieß einigemal an die goldenen Gitterstäbe und würde gewiß zu ihr hineingekommen sein, wenn nicht eine hagere Hand aus dem Mantel sich nach ihr hingestreckt und sie wieder in die Verborgenheit zurückgezogen hätte, wo die kleine Puppe von einer rauhen Stimme sehr ausgeschimpft wurde, daß sie sich unterstanden habe, unter dem Mantel hervorzulaufen.

Gackeleia konnte sich nicht mehr länger zurückhalten und rief einmal über das anderemal: „Ach, du schwarzer Mantel! schimpfe doch die liebe schöne Puppe nicht so, ach, lasse sie doch ein wenig heraus zu mir in den Garten!“ Da that sich auf einmal der Mantel auf und ein alter Mann mit einem langen weißen Bart richtete sich vor Gackeleia auf und sprach: „Ich bitte dich sehr um Verzeihung, daß ich meine Puppe hier ein wenig unter dem Mantel tanzen ließ und auf der Maultrommel dazu spielte, ich habe nicht gewußt, daß mir jemand zusah. Ich wollte nur versuchen, ob sie mir auf der Reise nicht verdorben sei, denn ich will sie hier in Gelnhausen für Geld auf dem Rathause tanzen lassen. Sieh nur, sie ist ganz artig, jetzt ist sie wie eine Gärtnerin gekleidet und hat eine Hacke in der einen Hand und eine Gießkanne in der andern; aber ich habe noch viele andere Kleider für sie. Sieh nur, mein Kind! hier ist ein Schäferkleid und Hut und Stab und ein Lämmchen, und hier ein Jagdröckchen und ein Spieß und ein Hündchen, und noch gar viele Kleider, daß ich sie ankleiden kann, wie ich will.“ Bei diesen Worten zog der Alte allerlei bunte Puppenkleider aus allen Taschen hervor und reichte sie der kleinen Gackeleia durch das Gitter, welche sie mit großer Freude betrachtete. Die kleine Puppe aber guckte dem alten Manne aus dem Ärmel hervor und wackelte immer mit dem Kopf.

„Ach,“ sagte Gackeleia, „wie allerliebst sind die Kleider! Lieber alter Mann! leihe mir doch die Puppe einen Augenblick,

daß ich sie nur einmal recht betrachte." Der Alte aber sagte: „Kind! das kann ich nicht; gieb mir die Kleider wieder, ich muß machen, daß ich in meine Herberge komme. Willst du mir aber einen Gefallen thun, so sollst du die Puppe und alle die Kleider von mir zum Geschenke erhalten." — „Ach, ich darf keine Puppe haben," sagte Gackeleia, „und hätte diese doch so gerne." Da erwiderte der Alte: „Diese darfst du haben, denn es ist keine Puppe, sondern eine Kunstfigur mit einem Uhrwerk im Leibe, und wenn ich das aufziehe, lauft sie wie ein lebendiger Mensch eine halbe Stunde allein herum. Schau nur her!" Da zog er die Puppe aus dem Ärmel, nahm einen Uhrschlüssel und steckte ihr denselben in eine Öffnung in der Brust und drehte knirr, knirr, knirr, wie man eine Taschenuhr aufzieht, setzte dann die kleine Gärtnerin auf die Erde, und sie lief mit dem Kopfe nickend immer vor dem Gitter des Gartens herum. „Ach, sie winkt mir!" rief Gackeleia und patschte in die kleinen Hände; „sie möchte gerne zu mir in den Garten. Ach, sage mir doch, alter Mann! was soll ich dir zu Gefallen thun, daß du mir die kleine Puppe giebst?" — „Es ist nur eine Kleinigkeit," erwiderte der Alte. „Sieh, mein liebstes Kind! ich bin ein sehr betrübter alter Mann und habe keinen Vater und keine Mutter, keinen Sohn, keine Tochter, keinen Bruder, keine Schwester, keinen Hof und kein Haus, keine Katze und keine Maus, ich habe auf der Welt nichts als diese Puppe; aber ich bin so betrübt, daß sie mich nicht trösten kann; du aber kannst mich trösten, daß ich so lustig werde wie ein Lämmerschwänzchen." Bei diesen Worten weinte und wimmerte der alte Mann dermaßen, daß Gackeleia sprach: „Ach, weine nur nicht, ich will dir ja alles thun, was dich trösten kann, wenn du mir die Puppe giebst; sage mir um Gottes willen, was dich trösten kann?" Da erwiderte der Alte:

„Dein Vater hat ein Ringelein
Mit einem grünen Edelstein,
Der hat gar einen schönen Schein,
Laß mich nur einmal sehn hinein,

2. W. Bei der Erklärung der Kleider eine lange Beschreibung der 16 Trachten in Versen; auch der Unterschied von Puppe und Kunstfigur wird vom Alten in Versen erörtert.

Keine Puppe, sondern nur
Eine schöne Kunstfigur,
Nach der Uhr und nach der Schnur
Und ein Mäuschen von Natur.

So werd' ich gleich durch Mark und Bein
Froh wie ein Lämmerschwänzchen sein,
Und dann laß ich mein Püppchen fein
Zu dir ins Gärtchen gleich hinein;
Es bleibt mit allen Kleidern sein
Dann, Gackeleia! dein allein."

„Ei," sagte Gackeleia, „den Ring kenne ich wohl, er hat auch mich manchmal fröhlich gemacht, wenn ich ihn ansehen durfte; warte nur bis heute nach Tisch, da will ich dir den Ring hierher bringen, wenn der Vater schläft. Aber daß du ja wieder hierher kommst, wenn ich mit dem Ringe in den Garten komme!" — „Ganz gewiß!" sagte der Alte, „ich will dir die Kleider der Puppe gleich hier lassen; du kannst sie alle hübsch glatt streichen, ich habe sie in der Tasche ein wenig zerdrückt." Da gab er ihr die Kleider, ließ die Puppe nochmals vor ihr tanzen und verließ dann mit derselben die kleine Gackeleia, die ihm immer nachrief: „Aber, daß du mir auch ganz gewiß kommst, der Ring soll dich recht anlachen!" — „Ja, ja, ganz gewiß!" rief der Alte und verschwand hinter den Hecken. Gackeleia aber setzte sich in ihre Laube, musterte und ordnete alle Kleider der Puppe und dachte schon, wie die kleine Gärtnerin bei ihr zwischen den Blumenbeeten herumlaufen würde, und konnte sich zum voraus vor Freude gar nicht fassen.

Als nach Tisch der Vater Gockel auf seinem Stuhle schlief, saß Gackeleia zu seinen Füßen und hatte seine Hand in der ihrigen und sah in den grünen Stein des Rings, und als sie den Ring berührte und vor sich sagte: „Ach, wenn der Vater nur nicht aufwachte und gar nichts merkte; ach, wenn ich den Ring nur leise von seinem Finger herunter hätte." Da that der Ring, welcher alle Wünsche desjenigen erfüllte, der ihn berührte, seine Wirkung. Gockel schlief fest und schnarchte, und der Ring fiel in das Händchen der Gackeleia, welche geschwind wie der Wind nach ihrem Gärtchen lief, wo der alte Mann vor Begierde nach dem Ring sein mageres Gesicht mit dem Barte schon wie ein alter Ziegenbock über das Gegitter herüberstreckte.

Gackeleia rief ihm entgegen: „Die Puppe her! die Puppe her! hier ist der Ring; aber gucke geschwind hinein, ich muß gleich wieder mit dem Ring ins Schloß, ehe der Vater aufwacht." Da gab ihr der Alte die Puppe und lehrte sie, wie sie das Uhrwerk aufziehen müßte. Sie gab den Ring hin und tanzte mit Ent-

zücken vor der Puppe her, die überall nachschnurrte, und patschte in die kleinen Hände. Der Alte aber patschte auch in die Hände, und als sie das hörte, fragte sie ihn, ob er schon von dem Anschauen des Ringes getröstet sei. „Ja,“ erwiderte er fröhlich und gab ihr den Ring wieder, und wünschte ihr mit einem häßlichen Gelächter viel Freude mit der Puppe und ging seine Wege.

Nun eilte Gackeleia mit dem Ringe zu Gockel zurück, der noch schlief und steckte ihm den Ring wieder an den Finger. Ihre Puppe hatte sie mit den Kleidern in ihrer Laube ins Gebüsch versteckt.

Da Gockel aufwachte, erhielt er eine Einladung von dem König, ihn mit den Seinigen auf der Eierburg zu besuchen. Da lief Gackeleia geschwind nach dem Garten und steckte ihre Puppe und die Kleider zu sich und dachte dem Prinzen Kronovus, wenn sie allein bei einander sein würden, eine große Freude damit zu machen. Hierauf stieg sie mit ihren Eltern auf einen prächtigen Wagen mit sechs Pferden bespannt, und sie fuhren auf die Eierburg, wo viele Menschen versammelt waren auf einer grünen Wiese, wo getanzt und gespielt wurde um Eier; denn es war Ostern und das große Ordensfest des Ostereiordens.

Man lief und sprang um die Wette nach aufgestellten Eiern; man warf mit Eiern nach Eiern; man stieß mit Eiern gegen Eier, und wessen Ei eingeknickt wurde, der hatte verloren. Die Kinder von ganz Gelnhausen suchten Eier, welche der große königliche geheime Oberhofosterhaas in versteckten Winkeln ins hohe Gras gelegt hatte; kurz die Freude war allgemein. Und so eben reihte sich das Volk in einen großen Kreis, die königlichen Hofmusikanten und die Gelnhauser Stadtpfeifer bliesen einen herrlichen Tanz, nämlich den Eiertanz, welchen die königliche Familie mit der raugräflichen in höchst eigener Person tanzen wollte. Ein künstlicher Teppich ward ausgebreitet und auf demselben hundert vergoldete Pfaueneier in zehn Reihen gelegt. Nun trat die Königin Eilegia zu Gockel und verband ihm die Augen mit einem seidenen Tuch, und er that ihr dasselbe; ebenso verbanden sich der König Eifrasius und Frau Hinkel und der Prinz Kronovus und Gackeleia die Augen, und wurden nun von den Hofmarschällen auf den Eierteppich geführt, auf welchem sie mit den zierlichsten Schritten

25. Oberhofosterhaas, am Wiener Hofe sah man hierin eine Anspielung auf einen Verse machenden Hofherrn, weshalb das Märchen in Österreich verboten wurde.

und Sprüngen und Wendungen zwischen den Eiern herumtanzen mußten, ohne auch nur eines mit den Füßen zu berühren. Die Zuschauer sahen mit gespannter Aufmerksamkeit ganz stille zu und bewunderten die Geschicklichkeit der hohen Herrschaften. Aber nicht weit davon in einem Gebüsche saßen ein paar alte Männer, die hatten keine Freude an dem Tanz und guckten alle Augenblicke nach dem Fußsteige aus der Stadt, ob ihr Geselle, der dritte alte Mann, nicht bald komme, und ehe sie sich's versahen, stand er mitten unter ihnen.

„Hast du? hast du?" schrieen sie dem Neuangekommenen mit weit vorgestreckten Hälsen entgegen und machten Finger so spitz wie Krallen gegen seine fest geschlossene Faust, und er erwiderte: „Ja ich habe glücklich den Ring durch Gackeleias Spielsucht ertappt; ich habe ihr einen ganz ähnlichen mit einem falschen grünen Glasstein gegeben, welchen Gockel jetzt am Finger hat. Jetzt können wir uns an ihm rächen, daß er uns bei dem Hahnenkauf betrogen und uns in die Wolfsgrube hat fallen lassen, wo wir elend verhungert wären, wenn uns die Bauern nicht herausgezogen hätten."

So sprachen die drei Alten, welche niemand anderes als die naturphilosophischen Petschierstecher waren, die Gockel hatten anführen wollen und die er angeführt hatte. Sie hatten sich nun doch mit ihrer List in den Besitz des Rings gebracht und wollten jetzt gleich seine Wunderkraft versuchen. Sie faßten alle drei an den Ring und sprachen zu gleicher Zeit die Worte:

„Salomon, du weiser König!
Dem die Geister unterthänig,
Mach' den Gockel wieder alt,
Zumpig, lumpig, mißgestalt;
Mach' Frau Hinkel wieder häßlich,
Zänkisch, ränkisch, griesgram, gräßlich;
Mach die Gackeleia schmutzig,
Ruppig, struppig, zuppig, trutzig;
Nehme ihnen Gut und Geld,
Schloß und Roß und Hof und Feld;
Jag' sie wieder Knall und Fall
In den alten Hühnerstall.
Aber uns drei Petschaftstechern
Bau ein Schloß mit goldnen Dächern,
Mache uns zu Hofagenten,
Hoffaktoren, Konsulenten,

Kommissären und Kommerzienräten,
Rittern und Propheten.
Gieb uns Gold und Ehr und Glanz,
Stell' uns hoch in der Finanz,
Mach' uns schön wie Davids Sohn,
Den scharmanten Absalon;
Mach' uns glücklich ganz enorm,
Orden gieb und Uniform!
Ringlein! Ringlein! dreh' dich um!
Mach' es schön, wir bitten drum."

Während sie an dem Ring drehten, entstand ein lautes Murren und Lachen und Schimpfen unter dem versammelten Volke. „Ei, seht den alten Bettler, die alte schmutzige Bettlerin, das schmutzige freche Kind! nein, das ist unverschämt! Jagt sie fort, pratsch, pratsch, wie sie die Eier zertreten!" und bald ward das Geschrei und Getümmel so allgemein, daß der König Eifrasius und die Königin Eilegia und der Prinz Kronovus ihre Binden von den Augen rissen, und wie erstaunten sie nicht, als sie den Raugrafen Gockel und die Frau Hinkel und Fräulein Gackeleia, die vorher so schön und jung und prächtig gekleidet gewesen waren, in eine alte, häßliche, zerrissene Bettlerfamilie verwandelt sahen, welche alle Eier auf dem köstlichen Teppiche zertreten hatten.

Auf ihr unwilliges Geschrei rissen nun auch diese Armen die Binden von den Augen und fingen an bitterlich zu weinen und zu klagen über ihren verwandelten Zustand, denn sie erkannten sich kaum mehr. Gockel griff nach seinem Ringe Salomonis und drehte und drehte; aber der falsche verwechselte Ring vermochte nichts. Da sah er ihn an und erkannte, daß er ausgetauscht war und schrie laut aus: „O weh mir! ich bin verloren, ich bin um den Ring betrogen."

Er wollte eben dem Könige zu Füßen fallen und ihm sein Unglück klagen; aber dieser stieß ihn von sich, und Eilegia wendete der Frau Hinkel den Rücken und sprach von Bettelgesindel. Der Prinz Kronovus allein war noch menschlich gegen Gackeleia; als sie ihm weinend die Hand reichte, gab er ihr einen Thaler, den er in der Tasche hatte, und sein Taschentuch, sie solle sich das schmutzige Gesicht waschen und bat sie, doch geschwind fortzulaufen, denn er sehe den Bettelvogt kommen. Er wolle ihr auch immer

32. stieß ihn, W. hat hier alles weiter ausgeführt.

sein Taschengeld aufbewahren, und wenn sie Sonnabends am Abend hinten an dem Brunnen bei dem Eierschloß kommen wolle, werde sie bei dem Vergißmeinnicht immer ein Ei finden, auf dem Vivat Gackeleia geschrieben sei und darin solle immer sein Wochengeld für sie stecken. Gackeleia weinte bitterlich über seine Güte und wollte ihn eben herzlich umarmen, da riß der Bettelvogt sie von ihm los und trieb das Kind mit Vater und Mutter unbarmherzig über die Grenze.

Der König und seine Familie begaben sich in das Schloß, der seltsamen Geschichte nachzudenken, und das Volk zog nach der Stadt zurück, um Gockels Palast zu plündern; aber es war schon Nacht geworden, und da sie auf dem Markte ankamen, sang ihnen der Nachtwächter entgegen:

„Hört, ihr Herrn! und laßt euch sagen,
Die Glock' hat zehn Uhr geschlagen,
Aber das ist noch gar nicht viel
Gegen ein Schloß, das in Staub zerfiel;
Hier hat es gestanden lang und breit,
Ich weiß nicht, ob ich recht gescheit;
Der Markt ist leer als wie zuvor,
Die Kuh steht wieder vor dem alten Thor.
Schaut an, ihr Herrn! das große Wunder
Ging schnell, wie es entstanden, unter.
Bewahrt das Feuer und das Licht,
Daß nicht der Stadt solch Unglück geschicht,
Und lobet Gott den Herrn!"

Wirklich war auch das herrliche Schloß Gockels und alle seine Gärten und alles, was drin war, mit Mann und Maus verschwunden; auf dem Markt plätscherte der alte Stadtbrunnen, als wenn er von gar nichts wüßte. Die guten Bürger gingen nach Haus, nachdem sie lange in die leere Luft geschaut hatten, und überlegten, wo sie mit allen ihren Semmeln und Braten hin sollten, da der große Hofstaat Gockels nicht mehr bei ihnen einkaufen würde.

Der arme Gockel, die arme Hinkel, die arme Gackeleia zogen wieder wie ehedem durch den wilden Wald nach dem alten Schloß; aber sie waren viel trauriger und redeten kein Wort; ja Frau

31. würde, W. hat weitere Beschreibung des Benehmens der Gelnhauser.

Hinkel hatte gar die Schürze über den Kopf gehängt, weil sie sich schämte, so häßlich geworden zu sein.

Als sie auf einer Höhe angekommen waren, wo man Gelnhausen noch einmal sehen konnte, drehte sich Gockel um und sprach: „Unseliger Ort! wo ich um den köstlichen Ring Salomonis betrogen ward; abscheulicher, undankbarer Eifrasius! wie schändlich hast du mich in meinem Unglück verstoßen, und hast nicht dran gedacht, mir das Geld wieder zu geben, das du in glücklicher Zeit von mir geborgt."

Frau Hinkel aber rief aus: „O Königin Eilegia! wie manches Backwerk habe ich dir zum Geschenke gemacht; wie viele Eierspeisen habe ich dich bereiten gelehrt; wie viel hundert Ostereier habe ich dir bunt gesotten; die schönsten Muster zu Hauben und Kleidern habe ich dir mitgeteilt, und nun, da wir den Ring verloren und arm geworden, läßt du Undankbare! mich zerlumpt und hungernd über die Grenze führen!"

Nun erhob auch Gackeleia ihre Stimme und sprach: „Ach du kleines Prinzchen Kronovus! Du bist doch der beste von allen; du hast mir deinen Thaler geschenkt und dein Taschentuch, daß ich mich abwischen soll; du willst mir dein Wochengeld alle Sonnabend an dem Brunnen in ein Ei verstecken; ach! du bist doch mein guter Kronovus geblieben, und hast die arme, schmutzige Gackeleia nicht von dir weggestoßen. Ach! es thut mir recht leid, daß ich in der Angst vergessen, dir meine herrliche Puppe zum Andenken zu schenken."

Kaum hatte Gackeleia das Wort Puppe ausgesprochen, als Gockel zornig nach ihr blickte und heftig sprach: „Du unseliges Kind! Du hast eine Puppe? Welche Puppe? Woher hast du die Puppe? Ach! ich ahne die Ursache meines Verderbens!" Und da er hierauf die kleine Gackeleia ergreifen wollte, lief sie vor dem erzürnten Vater nach dem äußersten Rande eines Felsens hin, der über einen schroffen Abhang hinaus ragte. Frau Hinkel schrie: „Um Gottes willen, das Kind fällt sich zu Tode!" und hielt Gockel beim Arme zurück. Gackeleia aber kniete auf dem äußersten Rande des Felsens und breitete ihre Ärmchen gegen den Vater aus und sprach:

„Vater Gockel, ach, verzeih!
Mutter Hinkel steh mir bei!
Oder Gackeleia klein
Springt und bricht sich Hals und Bein."

Da bat die Frau Hinkel den Gockel sehr, er solle dem Kinde verzeihen, und Gockel sagte, sie solle nur alles erzählen, was sie angestellt, er werde sie nicht umbringen. „Erzähle, Gackeleia!“ sagte die Mutter, „wo hast du eine Puppe her bekommen?“ Da war Gackeleia in großer Angst, denn der Vater riß während der Erzählung an einer Birke, die bei dem Felsen stand, dann und wann ein Zweiglein ab, und es sah so ziemlich aus, als wenn er, wo nicht einen Besen, doch wenigstens eine Rute binden wollte; aber was half alles, das Kind mußte sprechen:

„An mein Gärtchen kam heut morgen
Ein alt Männchen ganz voll Sorgen,
Ließ vor mir im Tanz sich drehn,
Ach! ein Püppchen, wunderschön!“

„Da haben wir es,“ rief Gockel, und riß ein starkes Birkenreis ab, „da haben wir es, o es ist abscheulich!“ Gackeleia aber sagte geschwind:

„Nein — kein Püppchen, es ist nur
Eine schöne Kunstfigur,
Eine kleine Gärtnerin,
Jägerin und Fischerin,
Bäu'rin, Hirtin und so weiter,
Jede hat besondre Kleider.“

„Ach, abscheulich!“ sagte Gockel, aber Gackeleia fuhr fort:

„Allerliebst, kaum auszusprechen,
Mir wollt' schier das Herz zerbrechen
Nach dem schönen Wunderding;
Als es an zu laufen fing,
Als die Räder in ihm schnarrten,
Wollt' es zu mir in den Garten,
Lief am Gitter hin und her,
Als ob es lebendig wär';
Und ich glaubt' des Alten Schwur,
Daß es eine Kunstfigur,
Daß es keine Puppe sei,
Glaubt', daß das nicht unrecht sei.“

„Schöne Ausreden!“ sagte Gockel unwillig und riß wieder ein Birkenreis ab. Gackeleia gefiel dies gar nicht und sie sagte:

„Vater Gockel! ich bitt' schön,
Laß das Birkenreis doch stehn,

Ach! ich bin vor Angst verwirrt,
Daß es eine Rute wird."

Da sprach Gockel ernsthaft:

„Gackeleia! glaub' du nur,
Daß es eine Kunstfigur,
Daß es keine Rute sei,
Denk' nichts Arges dir dabei."

Da sagte Gackeleia:

„Kunstfigur von Birkenreis?
Ach, du machst mir gar zu heiß!"

Und Gockel sagte:

„Kunstfigur für Kunstfigur,
Rute für die Puppe nur."

Da ward Gackeleia wieder sehr betrübt und schrie wieder ganz erbärmlich:

„Vater Gockel! ach, verzeih!
Mutter Hinkel! steh mir bei!
Oder Gackeleia klein
Springt und bricht sich Hals und Bein!"

Frau Hinkel bat sehr und Gockel sagte: „Ich werde sie nicht umbringen, sie soll nur erzählen, was der Alte weiter gesagt hat, und was sie ihm für die Kunstfigur gegeben hat." Da fuhr Gackeleia fort:

„Ach! der Alte weinte sehr,
Hätt' nicht Vater, Mutter mehr,
Bruder nicht, noch Schwesterlein,
Keinen Sohn, kein Töchterlein,
Keinen Vetter, keine Base,
Nichts als eine lange Nase,
Einen Bart ganz weiß und lang,
War betrübt und angst und bang."

„Der alte Schelm!" rief da Frau Hinkel aus, und riß auch ein starkes Birkenreis ab, „der alte Schelm ist schuld, daß ich auch wieder eine so häßliche lange Nase habe." Und Gockel sagte: „Schau, Frau Hinkel! jetzt merkst du auch, was wir ihm zu danken haben, du die Nase und ich den Bart. O unglückselige Kunstfigur! was sind wir für abscheuliche Figuren durch dich ge=

worden. Aber erzähle weiter, Gackeleia! was wollte er für die Puppe?" Da erwiderte Gackeleia mit großer Angst:

„Für die schöne Kunstfigur
Wollt' in deinen Ring er nur
Einmal ein klein bißchen blicken,
Seinen Kummer zu erquicken."

„O du abscheulicher Betrüger!" rief Gockel aus, „o du unseliges, leichtsinniges, spielsüchtiges Kind! und du zogst mir den Ring im Schlaf ab und gabst dem Schelm den Ring? sprich! sprich! Hast du das gethan? Sprich gleich, oder ich werfe dich gleich vom Felsen." Da rief Gackeleia wieder in großer Angst:

„Vater Gockel! ach, verzeih!
Mutter Hinkel! steh mir bei!
Ja als Vater Gockel schlief,
Mit dem Ring ich zu ihm lief;
Doch er sah nicht lang hinein,
Gab zurück den Edelstein,
Den ich sogleich zurück gebracht,
Eh' der Vater aufgewacht.
Ach! ich will's nicht wieder thun,
Einmal ist das Unglück nun
Durch mich böses Kind geschehn,
Werdet ihr die Puppe sehn,
Nein, nicht Puppe, es ist nur
Eine schöne Kunstfigur,
Ganz natürlich nach dem Leben,
Ach, ihr müßt mir dann vergeben!"

Und nun zog sie die Puppe aus ihrer Tasche, zog das Uhrwerk auf, und die kleine Gärtnerin schnurrte so artig zwischen dem Thymian auf dem Felsen herum, daß Gackeleia ihr, in die Hände patschend, nachlief. Da erwischte der alte Gockel das Kind beim Arm und sagte: „Nun habe ich dich, ungehorsames Kind! Habe ich dir nicht tausendmal verboten, meinen Ring ohne meine Erlaubnis nicht anzurühren? Du hast ihn aber dem alten Betrüger gegeben, und der hat ihn mit einem andern vertauscht, der keinen Heller wert ist, und so hast du deine Eltern und dich in Schande und Armut gebracht durch deine Begierde nach einer elenden Puppe." — Da schrie Gackeleia ganz erbärmlich:

„Keine Puppe, es ist nur
Eine schöne Kunstfigur.
Vater, Vater, laß mich los!
Ach, sie lief durch Stein und Moos
Von dem Fels in vollem Lauf,
Mutter Hinkel, halt' sie auf!
Daß sie nicht den Hals zerbricht,
Denn sie kennt die Wege nicht."

Die kleine Puppe lief auch ganz wie toll den Felsen hinunter, und Frau Hinkel wollte sie aufhalten, aber glitt auf dem glatten Rasen aus und rollte ein ziemlich Stück Wegs hinunter. Darüber wurde der alte Gockel noch viel ungeduldiger und sagte: „Nun sieh das Unglück, deine Mutter bricht noch schier ein Bein über der abscheulichen Puppe. Recht muß sein, du hast unverzeihlich gefehlt; jetzt wähle, Gackeleia! entweder kriegst du hier recht tüchtig die Rute, oder du läßt die Puppe laufen" — und da Gackeleia wieder schrie:

„Keine Puppe, es ist nur
Eine schöne Kunstfigur,"

legte Gockel sie über das Knie und gab ihr tüchtig die Rute mit den Worten:

„Keine Rute, es ist nur
Eine schöne Kunstfigur."

Und Gackeleia schrie:

„Mutter, halt! o Jemine!
Halt sie auf, sie thut sich weh!"

Und Gockel schlug immer zu und schrie:

„Fitze, fitze, Domine,
Thut die ganze Woche weh!"

Er hätte auch noch länger zugeschlagen, aber Frau Hinkel schrie so erbärmlich, sie könne nicht wieder herauf, daß Gockel das Kind los ließ und hinabging, ihr zu helfen. Kaum aber war Gackeleia los, so rüttelte und schüttelte sie sich über die abscheuliche Kunstfigur, die sie empfunden hatte, und lief ihrer kleinen Kunstfigur nach, die sie eben unten im Thal über den Steg eines Baches laufen sah; aber die Puppe lief, als ob sie vier Beine hätte, über den Steg und linksum in den Wald hinein, und Gackeleia immer hinter ihr drein.

Gockel hatte indessen Frau Hinkel durch einen Umweg wieder auf die Höhe gebracht, und sie klagten sich unterwegs einander, wie der Alte, der sie durch Gackeleias Spielsucht um den köstlichen Ring des Salomon gebracht, gewiß einer von den alten Petschierstechern sei, die ihn einst um den Hahn Alektryo hatten betrügen wollen. Als sie unter solchen Reden auf den Fels zurückkamen und die Gackeleia nicht mehr sahen, riefen sie nach allen Seiten nach dem Kind, aber nirgends hörten und sahen sie etwas von ihr. Da ward ihr Kummer um allen ihren Verlust in eine große Sorge um ihr Kind verwandelt; sie liefen hin und her und schrieen durch den Wald: Gackeleia! Gackeleia! und wenn das Echo wieder rief: Eia! Eia! glaubten sie, das Kind antworte, und so verirrten sie sich immer tiefer in der Wildnis, bis sie endlich beide, ach! aber ohne Gackeleia, sich bei ihrem alten Stammschloß wieder fanden

Die Vögel wachten alle auf und flogen wie alte Bekannte um sie her und grüßten sie; aber Gockel und Hinkel riefen immer:

„Gackeleia! liebe Gackeleia! komm doch nur!
Ja es ist eine Kunstfigur,
Komm! es soll dir nichts geschehn,
Wenn wir dich nur wiedersehn.“

Aber keine Antwort von keiner Seite.

Da saßen die zwei armen Eltern auf der Schwelle des alten Hühnerstalles nieder und weinten die ganze Nacht bitterlich, und alle Vögel weinten mit.

Am Morgen aber schnitt sich Gockel einen tüchtigen Knotenstock und gab auch der Frau Hinkel einen und sagte: „Liebe Frau! wir sind arme Leute geworden; aber es gebührt einem Raugrafen Gockel von Hanau und einer Raugräfin Hinkel von Hennegau nicht, im Unglück zu verzweifeln; lasse uns auf Gott vertrauen und unser Fräulein Tochter Gackeleia durch die weite Welt suchen, und sollten wir unterwegs Hungers sterben. Geh du links und ich geh rechts, alle Monate kommen wir hier wieder zusammen und sagen uns, was wir entdeckt haben, dabei können wir zugleich dem Dieb unseres Ringes nachforschen.“ Frau Hinkel war das zufrieden; sie umarmten sich beide unter bittern Thränen und wanderten dann auf getrennten Wegen, Herr Gockel rechts, Frau Hinkel links, und wenn sie in die Dörfer oder Städte kamen, sangen sie vor allen Thüren:

„Habt ihr nicht ein Kind gesehn?
Ein klein Mägdlein wunderschön,
Blaue Augen, rote Backen,
Zähnchen weiß zum Nüsseknacken,
Einen roten Kirschenmund,
Frisch und froh und dick und rund,
Glänzend wie ein Mandelkern,
Hüpft und spielt und singet gern.
Es hat einen blonden Zopf,
Einen Strohhut auf dem Kopf;
Trägt auch eine alte Juppe
Und läuft hinter einer Puppe
Her und schreit, es sei ja nur
Eine schöne Kunstfigur.
Barfuß läuft es ohne Schuh,
Fragt man es, wie heißest du?
Sagt es gleich ganz freundlich: Eija,
Ich bin Gockels Gackeleia.
Ach! das Kind hab' ich verloren!
Habe einen Eid geschworen,
Nicht zu ruhn, bis ich das Kind
Gackeleia wiederfind'!"

Aber immer sagten die Leute:

„Wir haben so kein Kind gesehn,
Ihr armer Mensch, müßt weiter gehn,
Da habet Ihr ein Stückchen Brot,
Gott helfe Euch in Eurer Not!"

Da nahmen sie dann das Brot, die armen Eltern, und aßen es mit Thränen und setzten ihren Stab traurig weiter.

So waren sie schon dreimal in dem alten Stammschlosse wieder ohne Gackeleia zusammengekommen, hatten mit großem Jammer in dem alten Hühnerstall geschlafen, und sich ihre vergeblichen Nachforschungen einander mitgeteilt. „Ach Gott!" sagte Frau Hinkel, „das arme Kind ist gewiß umgekommen, hättest du es doch nicht so hart wegen der Puppe behandelt." Da erwiderte Gockel: „Und hättest du besser auf sie acht gegeben, so hätten wir den Ring und das Kind nicht verloren; nichts ist leichter zu sagen, als hättest du. Lasse uns lieber auf dem Grabe des Alektryo in der Kapelle recht herzlich beten, daß wir das Kind morgen zum viertenmal nicht vergebens suchen mögen."

Hierauf gingen sie nach der Kapelle und beteten recht eifrig, legten sich dann auf ihr Mooslager und schliefen einen gar süßen Schlaf und träumten von Gackeleia.

Gegen Morgen hörte Gockel noch halb im Schlaf etwas um sich her rasseln, es war noch sehr dunkel in der Stube, aber er sah etwas an der Erde hinlaufen und verschwinden; er stieß Frau Hinkel und sagte: „Mir war gerade, als wenn die fatale Puppe der Gackeleia vorüber gelaufen wäre.“ Da sprach eine Stimme:

„Keine Puppe, es ist nur
Eine schöne Kunstfigur.“

Gockel meinte, Frau Hinkel habe das gesagt und verwies ihr, daß auch sie so eigensinnig, wie Gackeleia spreche. Frau Hinkel hatte schlaftrunken die Worte auch gehört und behauptete, er habe es selbst gesagt. Sie wollten eben hierüber zu zanken anfangen, als sie leise an der Thür pochen hörten.

Sie fuhren ordentlich vor Schrecken zusammen, wer das wohl sein könnte, der in dem wüsten, zerstörten Schlosse so leise anpoche. Da es aber zum drittenmal anpochte, fragte Gockel laut: „Wer ist draus?“ und es antwortete eine männliche Stimme: „Ich bitte alleruntertänigst um Verzeihung, Herr Graf! daß ich so früh störe; aber die Leute lassen mir keine Ruhe, sie sagen, daß ich ihnen drei Centner Käse aus der gräflichen Käsefabrik abliefern soll, nun wollte ich doch den Befehl des Herrn Grafen selbst abholen.“

Gockel wußte auf diese Rede gar nicht, wo ihm der Kopf stand. „Drei Centner Käse!“ sagte er, „aus der gräflichen Käsefabrik! hast du gehört, Hinkel?“ — „Ja,“ sagte Frau Hinkel, „was kann das sein? ich weiß nicht, ob ich träume oder wache.“ Da aber der Mann immer von neuem anpochte und um die Erlaubnis bat, den Käse abzuliefern, schrie Gockel heftig: „Bist du, der da pochet, toll, oder ein Spötter, der einen armen Greis zum Narren haben will? so nehme dich in acht, oder ich komme mit meinem Knotenstock über dich. Wo habe ich denn Käse oder eine Käsefabrik? Gehe von dannen und gönne den Armen ihr einziges Gut, die Ruhe und den Schlaf.“

Da antwortete die Stimme wieder: „Gnädigster Graf! vergebet mir, daß ich Euch erweckte; ich sehe wohl, daß Ihr den Leuten den Käs nicht abliefern lassen wollet, ich werde sie abweisen.“

Nun hörte Gockel draußen auf dem Hofe sprechen und hin und wieder gehen, und seine Verwunderung, was das zu bedeuten habe, wuchs immer mehr. „Ach!“ sagte er zu seiner Frau, „ich fürchte fast, es ist irgend eine Nachstellung von unsern Feinden, die uns ermorden wollen.“ — „Das wäre entsetzlich!“ erwiderte Frau Hinkel und drückte sich in der Angst an ihn. Da pochte es wieder an der Thüre, und Gockel rief zwar erschrocken, doch ziemlich laut: „Wer da?“

Da antwortete eine andere Stimme: „Euer Hochgräflichen Gnaden unterthänigster Küchenmeister fragt an, ob er einen Centner Schinken aus der gräflichen Rauchkammer abliefern darf, welche auf drei Eseln, die vom König Sissi angekommen sind, abgezahlt werden sollen?“

Gockel wußte nicht, wo ihm der Kopf stand bei diesen Reden: „Warte, ich will dir Schinken geben, du nichtswürdiger Spötter!“ rief er aus, indem er aufsprang und nach seinem Stocke suchte. Als er aber ganz klar und deutlich drei Esel vor der Thüre wiehern hörte, schrie er und Frau Hinkel zugleich: „Herr Jemine! die Esel sind wirklich da.“

Es war noch dunkel in dem Stalle, der kein Fenster hatte, und dessen verschlossene Thüre nur durch einen Spalt einen Schimmer des Tags hineinfallen ließ. Gockel tappte an der Wand nach seinem Knotenstock herum, und plötzlich wurde er von ein Paar zarten Armen herzlich umschlossen, so daß er laut aufschrie: „Um Gottes willen, wer ist das?“ Aber die Unbekannte hörte nicht auf, ihn mit den zärtlichsten Küssen zu bedecken, und als Frau Hinkel auch dazu kam, ging es derselben nicht besser; und da sie sich in diese Liebkosungen gar nicht finden konnten, sagte endlich das unbekannte Wesen, mit einer wohlbekannten Stimme zu ihnen: „Ach! kennt ihr denn euer Töchterlein Gackeleia gar nicht mehr?“ — „Du, Gackeleia?“ riefen beide aus, „nein, das ist nicht möglich, du bist ja eine erwachsene Jungfrau.“ — „Ach! groß oder klein,“ antwortete es, „ich bin doch eure Gackeleia,“ und da riß sie die Thür auf, und es fiel zu gleicher Zeit so viel Fremdes und Wunderbares in die Augen des alten Gockel und der Frau Hinkel, daß sie sich einander in die Arme sinken und herzlich weinen mußten.

Denn erstens sahen sie wirklich die ganze Gackeleia vor sich; aber nicht mehr als ein kleines Mädchen, sondern als eine blühende,

wunderschöne, allerliebst geputzte Jungfrau; und zweitens sahen sie sich selbst beide nicht mehr alt und in Lumpen, sondern als zwei schöne wohlgekleidete Leute in den besten Jahren; und drittens sahen sie durch die Thüre nicht mehr in einen verfallenen, mit Schutt und wildem Unkraut bewachsenen Burghof hinab, sondern in einen schön gepflasterten, reinlichen Hof von Schloßgebäuden und allen Wohnungen und den Ställen umgeben, in der Mitte aber an einem plätschernden Springbrunnen sahen sie drei verdrießliche alte Esel mit langen Ohren angebunden, welche die Köpfe zusammen drückten, als ob sie sich schämten. Auch sahen sie allerlei Gesind in schönen Livreen geschäftig auf- und niedergehen, die immer, so oft sie am Hühnerstall vorüberkamen, tiefe Verbeugungen machten und schönen guten Morgen wünschten.

„Ach! was ist das? es ist nicht möglich! woher alle diese Wunder?“ rief Gockel aus; da reichte Gackeleia ihm ihre schöne Hand, und sah ihm freundlich lächelnd in die Augen, und Gockel schrie mit lautem Jubel aus: „Ach der Ring! der köstliche Ring Salomonis ist wieder da, den du durch die Puppe verloren!“ da sagte aber Gackeleia gleich wieder:

„Keine Puppe, es ist nur
Eine schöne Kunstfigur.“

und Gockel sagte: „Meinetwegen, ich will dir die Rute nicht mehr geben, du bist auch zu groß dazu, und alles ist ja wieder gut.“ — „Aber wie hast du alles angefangen?“ sagte Frau Hinkel, welche immer um die schöne prächtige Jungfrau herumgegangen war, sie zu beobachten, zu küssen und zu drücken, „um Gottes willen, Herzwunder-Gackeleia, erzähle!“ — „Ja, erzähle!“ rief Gockel und drückte sie herzlich an seine Brust.

Gackeleia aber erwiderte: „Lobet mich nicht zu sehr, geliebter Vater! denn all unser neues Glück haben wir allein Euch selbst zu verdanken.“ — „Mir?“ fragte Gockel, „das müßte seltsam zugehen; ach, ich habe ja nichts thun können, als vor den Häusern nach dir suchend, bettelnd herumziehen.“

Da sagte Gackeleia: „Schon gut! Ihr sollt alles hören, folgt mir nur nach einer andern Stube, wir wollen das wiederhergestellte Stammschloß unsrer lieben Vorfahren einmal ein wenig durchmustern, wir werden gewiß ein Plätzchen finden, wo es uns besser gefällt, als in dem alten Hühnerstall, in dem wir ohnedies

dem Federvieh Platz machen wollen, das gleich wieder hinein muß." Da drehte Gackeleia den Ring und sprach:

„Salomo, du weiser König!
Dem die Geister unterthänig,
Fülle gleich den Hühnerstall,
Laß die bunten Hühner all
Gackeln, scharren, glucken, brüten,
Sie vom hohen Hahn behüten,
Alle soll er übersehen,
Stolz mit Spornen einhergehen,
Kamm und Sichelschweif hoch tragen,
Streitbar mit den Flügeln schlagen,
Krähen wie ein Hoftrompeter,
Daß bei seinem Anblick jeder
Ganz mit Wahrheit sagen kann:
Das ist recht ein Rittersmann.
Bringe uns auch schöne Pfauen,
Die bei ihren grauen Frauen
Goldne Augenräder schlagen,
Abends nach der Sonne klagen.
Gieb uns dann auch welsche Hahnen,
Zornig schwarze Indianen,
Solch hoffärtige Gesellen,
Denen rot die Hälse schwellen,
Die sich kollernd neidisch blähen,
Wenn sie rote Farbe sehen,
Aufgespreizt mit Hofmanieren
Um die Hennen her turnieren.
Schenk' uns Enten bunt und prächtig,
Weiße Gänse, die bedächtig
Nach dem Wolkenhimmel sehn,
Und auf einem Beine stehn,
Oder auf der Wiese gackeln,
Bis sie in das Wasser wackeln.
Lasse auch schneeweiße Schwäne,
Rein wie blanke Silberkähne,
Ernst und klar mit edlem Schweigen
Schwimmen in den Spiegelteichen.
Auf dem Dache lass' sich drehen
Tauben, schimmernd anzusehen,
Um den Hals mit goldnen Strahlen
Schöner, als man sie kann malen.

Alles sei recht auserlesen,
Wie's im Paradies gewesen.
Ringlein! Ringlein, dreh' dich um!
Mach's recht schön, ich bitt' dich drum."

Kaum hatte Gackeleia dies gesagt, als aus dem Hühnerstall, den sie verlassen hatten, ihnen eine Schar der buntesten Hühner, Pfauen, Puter, Enten, Gänse und Schwäne nachströmte, und auf dem Dache alles von Tauben wimmelte. Gockel und Hinkel hatten die größte Freude an den herrlichen Tieren, und begaben sich, nachdem sie alles bewundert hatten, in das Schloß.

Freudig und neugierig betrachteten sie eine Reihe von Gemächern und Sälen, welche alle mit dem prächtigsten alten Hausrat versehen waren, und setzten sich endlich in dem obersten Stockwerke auf die Galerie eines Turms, von welchem sie die Aussicht über die höchsten Gipfel des Waldes hin in die Ferne bis nach den Turmspitzen von Gelnhausen hatten.

„Hier ist es gar schön," sagte Gackeleia, „hier will ich euch alles erzählen, wie ich den Ring wieder erhalten habe; aber wir wollen auch etwas frühstücken." Kaum hatte sie dies gesagt, als ein alter Diener einen großen Korb voll Früchte mit kaltem Fleischwerk und feinem Gebackenen und Wein und Milch die Treppe heraufbrachte, und als er alles vor sie niedergesetzt hatte, nochmals fragte: „Ob die drei Esel mit dem Käse und den Schinken sollten bepackt werden." — „Ja," sagte Gackeleia, „und daß nur alles recht gut und ausgesucht sei; ich werde hernach das Weitere selbst befehlen."

Gockel und Hinkel waren sehr begierig nach ihrer Erzählung, und baten sie, zu beginnen. Da erzählte sie folgendes:

„Als du mich so hart straftest, lieber Vater! fühlte ich vor Angst um meine Puppe — nicht doch Puppe, es ist nur eine schöne Kunstfigur — also um meine Kunstfigur, gar nichts von der Rute; ich erwartete nur mit Sehnsucht den Moment, meiner kleinen Gärtnerin nacheilen zu können, welche bergab lief, wie sie noch nie gelaufen war. Da rief die Mutter um Hilfe; da ließest du mich los, und wie ein Pfeil nach dem Ziel stürzte ich meiner Kunstfigur nach.

Sie lief über den Steg in den Wald, durch Distel und Dornen, und ich hatte sie einigemal zum Greifen nahe; wie ich aber die Hand ausstreckte, fing sie von neuem so zu rennen an,

daß ich ermüdet endlich niedersank und weinend ausrief: „Ach schöne Gärtnerin! wie handelst du so undankbar gegen mich; ich habe dich so lieb, so lieb, daß ich lieber die schimpflichste Strafe über mich ergehen ließ, als dich zu verlassen, und jetzt läufst du vor mir, als wenn ich deine ärgste Feindin wäre."

Als ich diese Worte gesprochen hatte, fiel mir auch erst ein, wie sehr weit ich von euch, liebe Eltern! fortgelaufen war; ich sah die Sonne bereits sinken, und war außer allem Weg und Steg. Mit Verzweiflung rief ich: „Vater Gockel! Mutter Hinkel!" aber alles war vergebens.

So sank ich ganz erschöpft in einen tiefen Schlaf, und träumte immer von der Figur, und da ich zu ihr sprach: „Nicht wahr, du bist keine Puppe, sondern nur eine schöne Kunstfigur?" hörte ich ein feines Stimmchen zu mir sprechen: „Eigentlich, meine liebe Gackeleia! bin ich keine Kunstfigur und keine Puppe, sondern ich bin" — hier griff ich mit beiden Händen zu und hatte sie glücklich wieder ertappt; denn ich war über den Worten der kleinen Gärtnerin leise aufgewacht, hatte aber nur durch die Augen geblinzelt, um sie unvermutet zu erwischen. „Nun sollst du mir nicht mehr entwischen," sagte ich, „besonders da ich weiß, daß du reden kannst; nun habe ich dich noch einmal so lieb, warte, ich will dir etwas zu essen geben." Da stopfte ich ihr einige Brotkrumen in den Mund und hörte sie knuppern und beißen. Dann bat ich sie wieder, sie solle mir doch eigentlich sagen, wer sie sei; aber sie war so stumm wie zuvor, und sagte kein Wort. Ich war schier unwillig über sie, band sie mit meinem Strumpfband an meinen Arm fest, und deckte meine Schürze über mein Gesicht, betete auch zu Gott, daß er mich in dieser Nacht beschützen möge, damit ich morgen früh meine Eltern wieder finden möge, und so schlief ich ruhig wieder ein.

Da träumte ich wieder von der kleinen Gärtnerin, und es war, als ob sie zu mir spreche: „Liebe Gackeleia! wache nur nicht auf, denn nur im Traume kannst du meine Worte verstehen; siehe, ich bin dir außerordentlich gut, weil du lieber die Rute hast empfinden wollen, als dich von mir trennen. Ich bin aber eigentlich gar keine Kunstfigur, sondern bin eine arme gefangene Prinzessin, und bin allein so entsetzlich vor dir gelaufen, um meinen Gemahl,

27. betete, W. hat das Gebet selbst in Versen; die folgende Erzählung ist in W. viel ausführlicher.

den Prinzen, der gewiß ganz verzweifelt über meinen Verlust ist, wieder zu sehen; denn er und meine ganze königliche Familie wohnt keine Stunde Wegs mehr von hier. Du kannst dir denken, wie lieb ich dich habe, da ich, als du einschliefest, meinen Weg nicht fortsetzte, sondern zu dir hinlief, um dir auf deine harten Vorwürfe der Undankbarkeit antworten zu können, weil du mich schlafend nur verstehen kannst."

„Eine Prinzessin wärest du?" antwortete ich, „und dein Prinz und deine ganze königliche Familie wären ebenso wunderschöne Figürchen? Ach! das möchte ich für mein Leben gerne sehen, führe mich doch zu ihnen."

„Nein, solche Figürchen sind sie nicht," erwiderte sie, „denn sonst wären sie so unglücklich als ich, die niemand anders ist, als die arme kleine Mäuseprinzessin Sissi von Mandelbiß, welcher diese fatale Figur auf den Rücken geheftet ist, damit sie von mir herumgetragen werde."

„Potz tausend!" rief der alte Gockel aus, „das ist ja dieselbe kleine Mäuseprinzessin, welcher ich in der ersten Nacht unseres Hierseins das Leben vor der Katze rettete, und die ich nachher nach der Heimat brachte."

„Ganz recht!" sagte Gackeleia, „und sie ist nicht undankbar; denn sie ist es, der wir den Wiederbesitz des Rings und somit unser ganzes neues Glück verdanken."

„Ist nicht möglich!" sagte Frau Hinkel.

„Schau! schau!" sagte Gockel, „man soll doch nie versäumen, auch dem geringsten Geschöpfe Liebe zu erweisen! O die gute Mäuseprinzessin! Nun erzähle nur weiter."

Nun fuhr Gackeleia fort:

„Sie erzählte mir nun alle Liebe, die du ihr und ihrem Gemahl einst erwiesen, und war in Verzweiflung, daß sie gegen ihren Willen in der Kunstfigur mit schuld an unserem Unglück gewesen; versprach mir aber, so ich sie aus der Figur befreien und ihr nach ihrer Residenz nachfolgen wollte, alles Mögliche zu versuchen, um uns wieder zu dem Ringe zu verhelfen. Dazu aber sei es unumgänglich nötig, daß ich in ihrer Residenz, wenn sie den großen Rat versammle, mir alle Mühe geben müßte, einzuschlafen, damit ich die Sprache ihrer Nation verstehen könne. Ich versprach, mein Möglichstes zu thun, und bat sie, mir doch noch zu erzählen, wie sie denn in die Kunstfigur gekommen sei."

„Ach!“ erwiderte sie, „ich begleitete meinen Gemahl auf einer Wallfahrt, die wir wegen unserer Rettung durch deinen Vater gelobt hatten. Da ließ ich mich verführen, in der Nachtherberge, wo drei alte bärtige Männer, welche sich für Petschierstecher ausgaben, auf der Streu schliefen, dem Geruche von gebratenem Specke nachzugehen, und so war ich in der Falle gefangen. Der eine von den Alten kam am Morgen an die Falle und sagte: „Ei! da habe ich ja alles, was ich brauche,“ und heftete mich gleich unter den Rock der kleinen Seidenpuppe, welche er aus dem Schnappsack zog, und hatte tausend Freude, wenn ich mit der Puppe hin und her lief, welche doch zu schwer war, als daß ich mit ihr entlaufen konnte.

Am Anfange rannte ich gegen Tische und Bänke; da er aber einmal sagte: „Wenn die kleine Maus nicht bald durch Hunger sich zähmen läßt, so werde ich sie der Katze vorwerfen,“ kriegte ich eine solche Angst vor diesem Schicksal und that von nun an alles, was er wollte, immer in der Hoffnung, bei guter Gelegenheit zu entwischen, und diese fand ich, wie du weißt. Die Liebe zur Freiheit und die Nähe meiner Heimat gab mir ungewöhnliche Kräfte, und so sind wir denn gekommen bis hierher. Jetzt aber erschrick nicht zu sehr, ich will dich ein wenig ins Ohr beißen, damit du mich losmachen kannst; dann folge mir nach meiner Residenz, wo ich dir ein Plätzchen zum Schlafen anweisen und meinen Rat um dich versammeln will.“ Kaum hatte sie dies gesagt, als sie mich ins Ohrläppchen biß, daß ich erwachte.

Es war Nacht und heller Mondschein. Gleich untersuchte ich nun die Kunstfigur, und erblickte das artigste weiße Mäuschen mit einem goldenen Krönchen auf dem Kopf, welchem die kleine Seidenpuppe mit einem Draht um den Leib befestigt war; ich löste diesen Draht mit Behutsamkeit auf, und die Mäuseprinzessin machte die lustigsten Freudensprünge vor mir her durch das Gras. Ich folgte ihr nach; aber sie eilte so sehr, daß ich sie oft aus dem Gesicht verlor; wenn ich dann ängstlich rief: „Mäuseprinzessin! lasse mich nicht im Stiche,“ pfiff sie laut und sprang vor mir hoch aus dem Gras in die Höhe, wodurch ich mich wieder zurecht fand.

Als wir ungefähr eine halbe Stunde gegangen waren, hörte ich ein großes Gepfeife und sah um einen Hügel herum die Residenz des Mäusekönigs im Mondschein liegen, die ich euch gleich beschreiben will.

Kaum hatte die Prinzessin sich am Thore der Stadt gezeigt, als es aufflog und ein freudiges Gepfeife durch die ganze Stadt und das oben liegende Schloß sich verbreitete, aus welchem viele weiße Mäuse ihr entgegenstürzten und sie mit großem Jubel empfingen. Sie wollte aber nicht in das Schloß hinein, sondern drehte sich abwechselnd gegen mich und die Ihrigen, welchen sie von mir zu erzählen schien, so daß alle die Mäuse bald ihre Köpfchen gegen mich aufhoben und allerlei pfiffen, was ich nicht verstand. Da sagte ich ihnen: „Ihr lieben Mäuse! gleich will ich mich schlafen legen, damit ich euer Gespräch verstehen kann,“ und kaum hatte ich das gesagt, als sie auch zu tausenden anströmten und das zarteste Moos an einem trocknen Ort unter einer großen Eiche zusammentrugen. Ich sah wohl, daß dies ein Bettchen für mich werden sollte und betrachtete mir unterdessen die schöne Mäusestadt.

Oben auf dem Hügel lag das königliche Schloß, ein weites Viereck von großen holländischen Käsen zusammen gelegt, die alle auf das reinlichste ausgenagt waren; alle Thüren und Fenster waren zwar etwas nach altem Geschmack und nicht ganz gleichförmig verteilt, doch hatte die Burg ein ehrwürdiges Ansehen. Rings um das Schloß her und selbst auf seinen Dächern waren die schönsten Gärten von Schimmel angelegt, den ich nie höher und leichter gesehen habe. Türme von Käserinden, mit Mandelschalen statt Ziegeln gedeckt, gaben dem Gebäude eine besondere Zierde. Die Häuser der Unterthanen bestanden aus hohlen Kürbissen und Melonen und Kommisbroten und Semmeln; einige wohnten auch in alten Stiefeln und Schuhen; und alle die Wohnungen lagen in Reih und Ordnung um den Hügel herum, und hatten größere und kleinere Anlagen von Schimmel um sich her. Auch bemerkte ich viele Höhlen in die Erde hinein, welches ihre Keller und Vorratskammern waren. Das Schönste war in der Mitte des Hügels, auf einem weiten freien Platze eine große gotische Kirche, von weiß gebleichten Pferdeschädeln zusammengebaut und mit tausend kleinen Knochensplittern verziert und verspitzt; um sie her war aber der Kirchhof, Grab an Grab, schön geordnet, und mitten darauf ein Beinhaus von lauter Mäusegerippen und Beinchen, weiß wie Elfenbein, in schönster Ordnung zusammengelegt.

15. Schloß, W. beschreibt das Mäusereich sehr ausführlich.

Alles das konnte ich nicht genug bewundern, und der Mond schien so hell in die kleine wimmelnde Welt, daß es eine Lust war, hineinzuschauen. Während dessen war mein Mooslager fertig geworden, und ich war so müde, daß ich mich drauf niederlegte und entschlief. Da versammelte sich dann die ganze königliche Familie und ihr ganzer Staatsrat um meinen Kopf, und ich konnte alle ihre Gespräche vernehmen.

Nachdem der Prinzessin Sissi nochmals von ihrem Gemahl und ihren Eltern Glück gewünscht worden war zu ihrer Rettung, sagte sie, wie man die Gelegenheit nicht versäumen müßte, der Familie des Raugrafen Gockel, welcher sie zum zweitenmal so verbindlich geworden, sich dankbar zu erzeigen. Sie erzählte, daß ich ihretwegen die Rutenschläge standhaft erlitten. Da sagte ein alter Rat: die Rute hätte ich wohl verdient, weil ich einstens eine so große Katzenfreundin gewesen, und es sei überhaupt zu überlegen, ob ich nicht eine Spionin der Katzen sei. — Dieser Verdacht ängstigte mich dermaßen, daß ich mich selbst mit Thränen dagegen verteidigte, und zwar so nachdrücklich, daß dem alten Rat das Maul verboten wurde.

Prinz Pfiffi gab endlich der ganzen Sache den Ausschlag mit folgenden Worten: „Nach der unglücklichen Nacht, in welcher meine geliebte Sissi in die Gefangenschaft der alten Petschierstecher kam, welche sie unter die Puppe befestigten, machte ich viele Reisen durch die Welt, um sie wieder aufzusuchen. Ich hatte die alten Schelme ganz aus dem Gesicht verloren, und so kam ich einst über Nacht in ein Schloß, um da zu übernachten. Da sah ich drei junge freche Gesellen in einem Saale in heftigem Zank, und zwischen ihnen lag ein schöner Ring, von welchem sie während ihres Streits immer wieder einander zurückstießen. Sie hatten jeder eine andere seltsame Uniform, und nannten sich Kommerzienrat, Hoffaktor und Hoflieferant, und schrieen und lärmten ganz gewaltig. Jeder warf dem andern vor, er wolle ihn übervorteilen; jeder wollte den Ring vor allen andern haben, und endlich sagte der eine: „Ich muß ihn von Rechts wegen statt aller tragen und wer von euch beiden etwas gewünscht haben will, der kömmt zu mir, und giebt nur einen vollwichtigen Louisdor, so wünsche ich ihm etwas. Ich muß den Ring bewahren, denn ich habe die

16 f. W. Gackeleia miaut, um sich für diese Verdächtigung zu rächen; alles ist in W. viel umständlicher in Kleinmalerei ausgeführt, eine Reihe Lieder sind dabei eingeflochten.

Maus gefangen und unter die Puppe geheftet, durch welche der Ring gewonnen worden." — „Was soll mir das?" sagte der andere, „habe ich nicht den falschen Ring gemacht, welcher für den echten ist hingegeben worden?" Dann schrie der dritte: „Was soll mir das? Habe ich nicht die Puppe mit der Maus der kleinen Gackeleia gegen den Ring aufgeschwatzt? Bin ich's nicht, der euch den Ring gebracht, durch dessen Besitz wir uns an Gockel gerächt und uns jung und schön und zu vornehmen Standespersonen gemacht haben?" Sie waren im Begriff, sich in die Haare zu fallen, aber ich hatte genug gehört, ich wußte, daß Sissi lebte und daß sie zu Gelnhausen bei der kleinen Gackeleia in einer Puppe stecke.

Gleich begab ich mich wieder auf die Reise. Aber in Gelnhausen auf dem Markte erfuhr ich von einer Menge Mäuse, welche dort in allerlei Küchenabfall nagten, der umher lag, wo die raugräfliche Küche gestanden, daß Gockel, Hinkel und Gackeleia arm und lumpicht ins Elend gezogen seien. Nun suchte ich diese guten Leute auf und fand sie betrübt, daß Gackeleia der fatalen Puppe nachgelaufen sei. Ich machte mich nun von neuem auf den Weg, und so war ich denn endlich so glücklich, dich, liebe Sissi! und deine Freundin Gackeleia hier wieder zu finden. Jetzt aber halte ich es für das Beste, wenn wir dem Gockel den Ring wieder verschaffen und ich glaube das in eigner Person ausführen zu können."

„Nein," rief da die Prinzessin Sissi, „ich will auch dabei sein, du bist zu ungestüm, wir wollen es zusammen versuchen und Gackeleia soll auch mitgehen."

Da sprach ich: „Ja ja! das wollen wir und ich verspreche euern königlichen Eltern, wenn ich den Ring wieder erhalte, einen Centner der schönsten holländischen Käse und einen Sack der besten Knackmandeln zu übersenden, ihre Residenz neu erbauen zu können, und dazu noch einen Centner der besten Schinken zu allgemeiner Belustigung der Nation und sonst alles, was dem edlen Volk der Mäuse lieb und angenehm sein kann."

„Ach!" rief da der alte König aus, „meine liebe Gemahlin sagt mir soeben, daß sie für ihr Leben gern einmal Königsberger Marzipan und Thornischen Pfefferkuchen und Hanauersche Bratwürste und Spandauer Zimmtbretzeln und Nürnberger Honigkuchen und Frankfurter Brenten und Mainzer Bizen und Gelnhauser Bubenschenkel und Koblenzer Totenbeinchen und dergleichen patriotische Kuchen essen möge."

„Alles das sollt ihr im Übermaß erhalten," sagte ich, „wenn ich nur erst den Ring besitze."

„Wohlan!" sagte der König, „so mag Sissi und Pfiffi morgen früh gleich mit dir auf das Abenteuer ausziehen; lasset uns aber vor allem in die Kirche einziehen, und den Schöpfer um einen glücklichen Ausgang bitten. Schlafe du indessen wohl, liebe Gackeleia! bis wir dich morgen früh erwecken."

Nun begaben sie sich paarweis in einer schönen Ordnung in die Kirche, und jede Maus hatte ein Stückchen leuchtendes faules Holz im Maule, welches sie im Vorübergehen aus einer hohlen Weide abbissen, so daß sie wie ein Fackelzug in die Kirche einzogen und dazu sangen sie folgendes fromme Lied:

„Kein Tierlein ist auf Erden,
Dir, lieber Gott, zu klein,

9. Kirche. W. Da nun alles in der Kirche, und die ganze Stadt tot und stille war, warf ich noch einen Blick auf die seltsamen Gebäude im Sternenlicht. Ach, da wuchs mir das Herz; die Welt ward zu enge, weit ward es um die Seele, meine Locken schienen mir Gefühle und Wünsche, die sich sehnten, im Winde zu spielen, und ich gab sie ihm hin; denn, horch, jetzt kam auch ein Wehen und regte die Wipfel des Hains auf; sieh, und das Ebenbild unserer Erde, der Mond, kam da geheim nun auch; die Schwärmerische, die Nacht kam, trunken von Sternen und wohl wenig bekümmert um uns glänzte die Erstaunende dort, die Fremdlingin unter den Menschen, über Gebirgsanhöhen traurig und prächtig herauf!

Ach! da dachte ich nichts mehr, als wäre nur Vater und Mutter hier, und wenn selbst nur Kronovus hier wäre, daß ich mitteilen könnte, was ich fühle! — Ja, liebe Eltern, es giebt Eindrücke, die ein armes Kind nicht allein fassen kann, wo es sich anklammern möchte an ein vertrautes festeres Wesen, wie an einen Fels, einen Baum des Ufers, wenn der Strom der Empfindung anschwillt und uns reißend ins weite Meer der Begeisterung dahin tragen will! — Nirgends aber ist dieses mehr der Fall, als bei großer Architektur im Mondscheine." — Da hielt Gackeleia ein wenig in der Erzählung ein, Frau Hinkel schloß sie ans Herz und sagte: „O, das ist eine sehr poetische Stelle, o, das ist aus meinem Herzen, ja, du bist mein Kind, mein herz- und seelenvolles Kind, auch mich hätte einst zu Gelnhausen im Palast Barbarossas im Mondscheine der Strom der Empfindung ins Meer der Begeisterung reißend dahin getragen, — aber Vater Gockel war bei mir und so einerlei, daß ich nicht so allerlei empfinden konnte!" — „Bleibe bei der Wahrheit," sagte Gockel, „du hast doch zweierlei empfunden, du hast an die Fleischerladen und Bäckerladen gedacht und den Schnupfen bekommen. Dir aber, Gackeleia, sage ich: „Ich müßte mich sehr irren, oder du bist eine Schwärmerin mit deinen verschimmelten Käsen, Kürbissen, alten Reiterstiefeln, Sätteln, Patrontaschen und gotischen Kirchen im Mondschein — auch finde ich deine Gefühle im Mondscheine nicht kindlich genug ausgesprochen, wärst du damals schon so groß gewesen als jetzt, so wären dergleichen Redensarten zu verzeihen, aber so warst du ja kaum vor einigen Stunden der Rute entlaufen." — „Vater," erwiderte Gackeleia, „entschuldiget mich, ich bin durch den Ring Salomonis jetzt wie eine erwachsene Jungfrau und kann nicht mehr alles so wie eine kleine Gackeleia vorbringen, ich sage als Jungfrau, was ich als Kind gefühlt, und gewiß, Vater, als Kind habe ich nur anders gesprochen." „Gott lasse dich immer weise, immer ein Kind zugleich sein," sagte Gockel, „aber erzähle weiter, damit wir aus der kuriosen Stadt herauskommen — jetzt, wo du den Ring Salomonis hast, brauchst du in dem sehnsüchtigen Strome der Empfindung nicht mehr herum zu patschen — jetzt heißt es: dreh' den Ring, und du wirst soviel Bäume am Ufer der Sehnsucht haben, daß du Kohlen daraus brennen kannst und zuletzt ausrufen mußt: „Ach, es ist alles, alles einerlei!" „O Eitelkeit der Eitelkeiten, und alles Eitelkeit!" spricht der weise Salomo selbst und sein Siegelring wird ihm nicht widersprechen — aber erzähl' weiter, Herz Gackeleia!"

Du ließßt sie alle werden,
Und alle sind sie dein.
  Zu dir, zu dir
  Ruft Mensch und Tier.
  Der Vogel dir singt,
  Das Fischchen dir springt,
  Die Biene dir brummt,
  Der Käfer dir summt,
  Auch pfeift dir das Mäuslein klein:
  Herr, Gott! du sollst gelobet sein.

Das Vöglein in den Lüften
Singt dir aus voller Brust,
Die Schlange in den Klüften
Zischt dir in Lebenslust,
  Zu dir, zu dir
  Ruft Mensch und Tier,
    u. s. w.

Die Fischlein, die da schwimmen,
Sind, Herr! vor dir nicht stumm,
Du hörest ihre Stimmen,
Ohn' dich kommt keines um.
  Zu dir, zu dir
    u. s. w.

Vor dir tanzt in der Sonne
Der kleinen Mücken Schwarm,
Zum Dank für Lebenswonne
Ist keins zu klein und arm.
  Zu dir, zu dir
    u. s. w.

Sonn', Mond gehn auf und unter
In deinem Gnadenreich,
Und alle deine Wunder
Sind sich an Größe gleich.
  Zu dir, zu dir
    u. s. w.

Zu dir muß jedes ringen,
Wenn es in Nöten schwebt,
Nur du kannst Hilfe bringen,
Durch den das Ganze lebt.
  Zu dir, zu dir
    u. s. w.

In starker Hand die Erde
Trägst du mit Mann und Maus,
Es ruft dein Odem: „Werde!“
Und bläst das Lichtlein aus.
Zu dir, zu dir
u. s. w.

Kein Sperling fällt vom Dache
Ohn' dich, vom Haupt kein Haar,
O teurer Vater! wache
Bei uns in der Gefahr.
Zu dir, zu dir
u. s. w.

Behüt' uns vor der Falle
Und vor dem süßen Gift
Und vor der Katzenkralle,
Die gar unfehlbar trifft.
Zu dir, zu dir
u. s. w.

Daß unsre Fahrt gelinge,
Schütz' uns vor aller Not,
Und hilf uns zu dem Ringe
Und zu dem Zuckerbrot.
Zu dir, zu dir
u. s. w.“

Während dieses Gesanges war ich eingeschlafen, und am andern Morgen weckte mich Prinz Pfiffi und Prinzessin Sissi.

Ich stand auf und folgte ihnen durch den Wald über Berg und Thal einen weiten Weg. In den Dörfern und Städten befestigte ich die Prinzessin unter meine Puppe und ließ diese vor den Kindern auf dem Markte tanzen, wodurch ich für mich und meine Reisegefährten Brot gewann; denn den Thaler, welchen mir der kleine Prinz Kronovus geschenkt, hatte ich ihm zu lieb nicht ausgegeben.

Als ich nun einst in der Nähe einer großen Stadt, bei einem kühlen Brunnen im Gebüsche, wegen Müdigkeit eingeschlummert war, sagte mir Pfiffi ins Ohr: „Liebe Gackeleia! die Stadt, die

25. W. hat nun eine ungeheuer lange Predigt des Mausegottesdienstes. Gackeleia entdeckt, daß die Söhne der Katze Schurrimurri noch leben und das Mausereich bedrohen, es gelingt ihr sie in einer Tonne zu fangen und durch die Mäuse, unterstützt von Igel und Murmeltier, einmauern zu lassen.

vor uns liegt, ist der Ort unserer Bestimmung. Du sollst darin gleich in die Kirche gehen und beten, daß unser Vorhaben gelinge, wir laufen indessen in den Palast der Petschierstecher und geben dir, sobald wir alles ausgeforscht, die gehörige Nachricht." Ich versprach ihrem Rate zu folgen, und da wir in die Stadt kamen, begab ich mich sogleich in die Kirche und kniete mich in ein Winkelchen und betete recht herzlich zu Gott, daß ich den Ring wieder gewinnen und zu euch, liebe Eltern! zurückfinden möge. Die Mäuse aber hüpften in den Korb einer alten Köchin, die auch da betete, und ließen sich von ihr in den Palast der Petschierstecher tragen; denn Pfiffi erkannte sie als die Köchin derselben, welche er bei seinem vorigen Aufenthalt in der Speisekammer besucht hatte.

Als ich allein war, kamen mancherlei Leute in die Kirche und beteten und klagten Gott ihre bittere Not, und da ich durch den Umgang mit den Mäusen mein Gehör sehr geschärft hatte, hörte ich das Meiste, was sie in ihrer Herzensangst flüsterten, und alle beteten: Gott möge doch die Stadt von dem bösen Hoffaktor befreien, er sei schuld, daß der Fürst die Semmeln so klein backen lasse; ein anderer betete: Gott möge doch den geizigen Kommerzienrat vertreiben, er sei schuld, daß der Fürst das Salz so teuer verkaufe; ein dritter betete: Gott möge die Stadt doch von dem habsüchtigen Hoflieferanten befreien, er sei schuld, daß der Fürst das Fleisch so teuer werden lasse. Alle beteten um Hilfe gegen die drei Petschierstecher, und ich betete um so herzlicher, daß ich den Ring wieder von ihnen erhalten möchte, weil sie doch niemand dadurch glücklich machten.

Da es aber in der Kirche so hübsch still und kühl war, überfiel mich ein leiser Schlummer und ich hatte schier so lange geschlafen, daß mich der Küster fast in die Kirche eingesperrt hätte; aber Sissi kam gerade zu rechter Zeit und flüsterte mir in die Ohren: „Geschwind, Gackeleia! gehe mit mir aus der Kirche, hörst du? Der Küster rasselt schon mit den Schlüsseln. Gehe mit mir, du sollst selbst sehen, wie wir den Ring erwischen; wir haben die beste Hoffnung."

Fröhlich nahm ich nun die kleine Maus in den Ärmel und ging mit ihr nach dem Schlosse der drei Betrüger.

1. Ort, W. führt die Klagen der Bevölkerung über die von den Juden ausgehende Bedrückung weiter aus, Beschreibung der Kirche.

Als wir an die Gartenmauer kamen, sprang Sissi an die Erde und zeigte mir den Weg zur Thüre. Ich gelangte hinter ein kleines Gartenhaus, wo ich mich im Gebüsch versteckte und durch eine Spalte im Fensterladen alles sehen und hören konnte, was im Gartenhaus vorging.

Die drei Betrüger saßen um einen Tisch, in dessen Mitte der köstliche Ring lag, und stritten mit einander, wer in dieser Woche den Ring am Finger tragen sollte. Da sie gar nicht einig werden konnten und lange geschrieen und geschimpft hatten, weil immer der eine fürchtete, der andere möge ihm den Tod wünschen, wenn er den Ring am Finger habe, griff endlich der eine mit solcher Heftigkeit nach dem Ring, daß er den Tisch umstieß, und das machte sich der andere zu Nutzen und ertappte den an die Erde gefallenen Ring, steckte ihn an den Finger und drehte und schrie:

„Salomo, du weiser König!
Dem die Geister unterthänig,
Mach' zwei Esel aus den beiden,
Die in diesem Garten weiden.
Ringlein! Ringlein, dreh' dich um!
Mach's geschwind, ich bitt' dich drum."

Während er dieses mit der größten Eile hergeschnattert hatte, rissen die beiden andern ihn hin und her; aber es währte nicht lange, so waren sie beide zwei dicke, häßliche Esel, und er nahm einen Prügel und trieb sie aus dem Gartenhaus hinaus, das er hinter ihnen verschloß. Sie schrieen und bissen sich unter einander noch eine Weile, fingen aber gar bald an, sich in ihre neue Natur zu schicken und allerlei Gras und Disteln am Wege zu fressen.

Ich guckte wieder in das Gartenhaus, da wollte sich der, welcher den Ring hatte, schier buckelig lachen, weil er seine Gesellen endlich so sauber angeführt. „Gott sei Dank!" sagte er, „nun kann unsereins doch einmal ruhig ausschlafen, ohne die Gefahr, daß der andere ihm den Tod wünscht," und nach diesen Worten legte er sich breit in einen Sorgenstuhl und fing bald an tüchtig zu schnarchen.

Nun ist es Zeit, dachten Pfiffi und Sissi, und schlüpften beide durch ein Loch in das Gartenhaus. Ich wandte kein Auge

7. stritten, W. führt ihre Reden weiter aus.

von dem Schlafenden und dem Ring an seinem Finger. Ach! er hatte eine Faust gemacht, und es schien, daß der Ring sehr schwer zu bekommen sei. Aber Sissi nahte sich seinem Ohre und sang mit der süßesten Stimme nichts als das Verslein:

„Louisdore und Dukaten!
Echte Perlen! Diamant!
Ritterorden! Ihro Gnaden!
Hohe Bildung! Ordensband!
Witz und Wesen! scharf und zart!
Gänsefett und Backenbart!“

Kaum hatte der Schlafende diesen Vers gehört, als er die Hand so öffnete, als wollte er nach all' den schönen Sachen greifen. Nun biß ihn Prinz Pfiffi in den Finger. Er wachte auf und sagte: „Ein scharmanter Traum, aber der Ring drückt mich und weckt mich auf; wer kann ihn mir hier nehmen? Die zwei Esel grasen draußen mit dem besten Appetit, was brauchen sie mehr, sie haben keine andern Bedürfnisse. Ach der schöne Traum! ich will versuchen, ob ich ihn wieder träumen kann. Der Ring soll mich nicht wieder stechen; ich lege ihn, bis ich erwache, auf den Tisch.“ Nun zog er den Ring ab und schlief wieder ein. Kaum schnarchte er, als Sissi ihm wieder ins Ohr sang:

„Louisdore und Dukaten!
Echte Perlen! Diamant!
Ritterorden! Ihro Gnaden!
Hohe Bildung und Verstand!
Witz und Wesen! scharf und zart!
Gänsefett und Backenbart!“

Da lächelte er gar süß wie ein Topf voll saurer Milch, und Pfiffi brachte mir den Ring zum Loch heraus. Schnell steckte ich ihn an den Finger und sprach:

„Salomo, du weiser König!
Dem die Geister unterthänig,
Lasse diesen wie die andern
Gleich als einen Esel wandern,
Schaff' auch einen Eseltreiber,
Der mir ihre faulen Leiber

28. Milch, W. läßt ihn in Versen weiterträumen. — 30. Finger, W. hat zunächst Gackeleias Wunsch, die Träume des Petschaftstechers zu erfahren, die satirisch ausgemalt werden.

Mit dem Prügel tüchtig rührt
Und zum Vater Gockel führt.
Ringlein! Ringlein, dreh' dich um!
Mach's recht schnell, ich bitt' dich drum."

Und siehe da, gleich war der Esel fertig, und der Treiber stand schon bei ihm drin und trieb ihn mit einem Prügel zum Gartenhaus hinaus und erwischte auch die beiden andern, und ich drehte den Ring und wünschte bei euch zu sein. Da war ich gleich hier auf dem Hof, und als ich euch in dem alten Hühnerstall so klagen hörte, wünschte ich, daß das Schloß wieder sein möchte, wie es einst im höchsten Glanze bei unsern Voreltern gewesen; auch wünschte ich, daß ihr wieder schön und jung werden möchtet, und daß auch ich eine schöne vernünftige Jungfrau sein möchte, damit ich meine gefährliche Spielsucht verlöre. Und da alles das so geworden war, schlich ich zu euch in den Hühnerstall und drückte mich in einen Winkel, um eure Überraschung recht zu genießen. Sissi aber wollte mit aller Gewalt unter die Puppe gebunden sein, um euch zu necken. Da lief sie über euer Stroh und als ihr riefet: „Die Puppe, die Puppe!" sagte ich:

„Keine Puppe, es ist nur
Eine schöne Kunstfigur."

Das andere wißt ihr alles."

Nach dieser Erzählung umarmte Gockel und Hinkel die Gackeleia unter Freudenthränen und sagten: „Dank! tausend Dank! Liebes Kind, du sollst zum Lohne deiner Güte auch den Ring immer am Finger haben, du sollst alles wünschen, was du willst." Gackeleia sagte: „Ich nehme es an; vor allem wollen wir die drei Esel, die im Hofe stehen, mit allem beladen, was ich dem guten Mäusekönig versprochen habe, und dann sollt ihr sehen, wie vernünftig ich wünschen will."

Nun gingen sie hinab und wünschten, nachdem die Käse und die Schinken den Eseln auf den Rücken gepackt waren, auch noch den Königsberger Marzipan, den Thornischen Pfefferkuchen, die Hanauerschen Bratwürste, die Spandauer Zimmtbretzeln, die Nürnberger Lebkuchen, die Frankfurter Brenten, die Mainzer Vizen, die Gelnhauser Bubenschenkel und die Koblenzer Totenbeinchen dazu, welche sich ohne Verzug einstellten und die Esel so belasteten, daß sie schier niederbrachen. Als nun Prinz Pfiffi und Prinzessin Sissi

ihren Freunden den zärtlichsten Abschied zugepfiffen hatten, befestigte Gockel seine Pudelmütze auf den Kopf des einen Esels und setzte die Mäuschen hinein und ließ den Treiber die drei Esel nach dem Mäuseland hintreiben und recht viele schöne Grüße ausrichten.

„Ach!“ sagte Gackeleia, „jetzt wollen wir auch einmal in unsere Schloßkapelle gehen und sehen, wie sie sich verändert hat.“ Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als die Glocke zu läuten anfing, und sie in die Kapelle rief.

Sie traten hinein und konnten sich nicht satt sehen an den schönen Bildern und Leuchtern, mit denen die Altäre geschmückt waren. Besonders aber erfreuten sie sich an einer silbernen Bildsäule des heiligen Petrus, neben welchem ein goldener Hahn saß, der mit seinem Krähen immer die Stundenzahl ansagte und dabei mit den Flügeln schlug, als wenn er lebte. Gockel und Hinkel erinnerten sich lebhaft des getreuen Alektryo dabei; denn er glich ihm über die Maßen, und kaum hatten sie den Wunsch ausgesprochen, daß er noch leben möge, als auch Gackeleia den Ring drehte und sprach:

„Salomo, du weiser König!
Dem die Geister unterthänig,
Mache meine Eltern froh
Durch den Hahn Alektryo.
Ringlein! Ringlein, dreh' dich um!
Mach's geschwind, ich bitt' dich drum.“

Gleich flog der silberne Hahn dem Gockel auf die Schulter und schlug mit den Flügeln und war Alektryo. Nun aber begann der Gottesdienst; alles Schloßgesinde füllte die Kirche, man spielte die Orgel und sang und predigte, daß es eine Lust war. Als aber am Schlusse des Gottesdienstes der Geistliche am Altare fragte, ob niemand da sei, der Hochzeit machen wolle, drehte Gackeleia ihren Ring und sprach:

„Salomo, du weiser König!
Dem die Geister unterthänig,
Bring' doch den Kronovus her
So ganz wie von ungefähr.
Mach's geschwind, ich bitt' dich drum,
Ringlein! Ringlein, dreh' dich um!“

11. Altäre, W. hebt ausdrücklich hervor, daß die Zaubermacht alles, nur nichts so Heiliges wie Altäre und ihren Schmuck herbeischaffen könne, diese fehlen in der Kapelle.

Da hörten sie Jagdhörner im Schloßhof; Gackeleia lief hinaus, und sah den Prinzen Kronovus in einem grünen Jagdröckchen von einem kleinen Schimmel springen, und sie flogen sich einander in die Arme mit dem Ausruf: „Ach wie bist du so klein! ach wie bist du so groß!“ Da drehte Gackeleia den Ring und wünschte, daß Kronovus so groß und verständig, wie sie sei. Und das ward er auch alsogleich. Da trat sie mit ihm in die Kirche, und Gockel und Hinkel grüßten den Kronovus; der sagte ihnen, daß sein Vater Eifrasius und seine Mutter Eilegia gestorben seien, und wenn Gockel ihm Gackeleia zur Gemahlin geben wolle, solle sie seine Königin von Gelnhausen sein. Hinkel war es zufrieden und Gockel auch; sie führte die beiden vor den Altar, und der Priester legte ihre Hände zusammen und sie wechselten die Ringe.

Im ganzen Schlosse wurde nun ein großes Fest gefeiert, nach Gelnhausen wurden Boten gesandt, um alles Volk einzuladen,

12. Altar, erst von hier an weicht W. völlig von der Urform ab. Das Grabdenkmal des Urgockels erhebt Einsprache, segnet dann aber das Brautpaar. Urgockel verlangt nun unter der Linde bei der Ahnfrau begraben zu werden; feierliches Leichenbegängnis, der Blumensarg der Ahnfrau wird herbeigebracht; die Lilien[fräulein] aus dem von ihr gestifteten Kloster Lilienthal singen:

O Stern und Blume, Geist und Kleid,
Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit!

(Brentanos Lieblingsvers in seinen letzten Lebensjahren.) Die einzelnen Blumen des Sarges sprechen, die guten Werke der Ahnfrau begleiten den Sarg. Die Geschichte der Ahnfrau — im „Tagebuch der Ahnfrau“ ausführlicher enthalten — wird erzählt. Es ist Gräfin Aury, das arme Kind von Hennegau Gackeleia nimmt die Lebenskleinode von Vaduz, deren Geschichte ebenfalls erzählt wird, aus dem Sarge der Ahnfrau und findet unter ihrem Kopfkissen das „Tagebuch der Ahnfrau“. Sie richtet nun ihren eignen Hochzeitszug nach der Schilderung ein, die darin von dem Hochzeitszug der Ahnfrau gegeben ist. Darauf wird die in der Zueignung erwähnte Schottin vom Oberhof-Osterhaas eingeführt mit dem sie begleitenden Leib-Lebküchler. Hochzeitsmahl mit Reden. Nach der Verwandlung in Kinder wird diesen noch eine Gouvernante, Luise Hensel, beigesellt, welche die Kinder das schöne von ihr gedichtete Abendgebet singen läßt:

„Müde bin ich, geh' zur Ruh',
Schließe beide Äuglein zu,
Vater, laß die Augen dein
Über meinem Bette sein
Hab' ich unrecht heut' gethan,
Sieh' es, lieber Gott, nicht an,
Deine Gnad' und Jesu Blut
Macht ja allen Schaden gut;
Vater hab' mit mir Geduld
Und vergieb mir meine Schuld,
Wie ich allen auch verzeih',
Daß ich ganz in Liebe sei.
Alle, die mir sind verwandt,
Herr, laß ruhn in deiner Hand,
Alle Menschen groß und klein
Sollen dir befohlen sein.
Kranken Herzen sende Ruh',
Nasse Augen schließe zu,
Laß den Mond am Himmel stehn,
Und die stille Welt besehn!“

und bald ward das Schloß und der Wald umher mit lustigen Leuten angefüllt.

Als nun Gockel, Hinkel und Gackeleia dem Kronovus bei Tische alles erzählten, zog dieser den Ring Salomonis, den ihm Gackeleia am Altar geschenkt hatte, vom Finger, legte ihn auf seinen Teller und betrachtete ihn sehr aufmerksam und sagte: „Den ersten Wunsch der Gackeleia soll mir der liebe Ring gleich erfüllen."

„Ach!" sagte Gackeleia, „alles ist so herrlich und so glücklich, was bleibt zu wünschen übrig, als daß wir alle Kinder wären und die ganze Geschichte ein Märchen, und Alektryo erzählte uns die Geschichte, und wir wären ganz glücklich darüber und patschten in die Hände vor Freude."

Kaum hatte sie dies gesagt, als Alektryo, der vor der Mitte des Tisches saß, mit dem Schnabel nach dem Ring zuckte und ihn verschluckte, und in demselben Augenblick waren alle Anwesenden in lauter schöne fröhliche Kinder verwandelt, die auf einer grünen Wiese um den Hahn herumsaßen, der ihnen die Geschichte erzählte, worüber sie dermaßen in die Hände patschten, daß mir meine Hände noch ganz brennen; denn ich war auch dabei, sonst hätte ich die Geschichte niemals erfahren.

Dies Buch gehört dem König.

Von

Bettina von Arnim-Brentano.

---

1. Berlin 1843. E. H. Schröder. (Unter den Linden 23, Jagorsches Haus.) Zwei Bände; in den sämtlichen Schriften Bd. 9 und 10. Berlin 1852. — Adolph Stahr, Bettina und ihr Königsbuch. Hamburg 1844. — König, Friedrich Wilhelm IV., mit dem als Kronprinzen wie später Bettina Briefe wechselte.

Da waren Leute — Köhler, die wohnten tief im Wald, wo keine Blütenbäume gedeihen, vielleicht nur Föhren und Tannen. — Dieser armen Leute Kind hatte noch nie eine Kirsche gesehen und keinen rotbackigen Apfel. Auch die Rose war da nicht aufgeblüht. Die Naturgeheimnisse, in denen ihr Zauber sich offenbart und ihr Genuß, waren nicht in die einsame Wildnis eingedrungen. Doch einmal brachte das meilenweit gereiste Familienhaupt vom Markt ein solch Naturgeheimnis mit von der Borsdorfer Art. Mit hochgeröteter Wange, mit schwarzem Butzen schalkhaft lächelnd und edlem Rund sanft geschmeidig nach beiden Polen sich dehnend, wie der große Euler, Newton und Kopernicus das Weltall beschreibt. — Warum soll nicht der Apfel nachahmen in seinem Rund, was jedem Geschöpf die Aufgabe ist des Werdens? — So zahlte das weltabgeschlossene Kindesherz mit der Sehnsucht verzehrendem Feuer in der Beschauung des Apfels den Tribut dem Geistesideal der Natur. — Dies brachte den kleinen Erdenwaller bald zu seiner Reise Ziel. Das innere Ideal steigerte seiner Begeisterung Flut; nirgend in der Wüste fand er, wo sie könne an sanftem Ufer sich ebnen: sie brauste hin in die Ewigkeit mit doppeltem Pulsschlag.

Der Unbefangene trat zum Himmelssaal ein, den Apfel in der Hand, er hatte im Tod ihn nicht losgelassen, was man liebt, nimmt man mit, — sein Blick fiel nicht auf des Paradieses Gold- und Rubinfrüchte im smaragdenen Blätterschmuck, in denen die Sonne durch die gewölbten Himmelsfenster sich malt! — Nein! — Wenn man liebt, — wahrhaft — so zieht nicht fremder Reiz ab von langgehegtem Liebesreiz. — Des Allvaters Wunderschöpfungen waren dem liebenden Aug nicht sichtbar, und der Lobgesänge ewiges Echo, das die Himmel durchdröhnt, wiederhallte nicht an seinem Ohr. — Nur seines Apfels Schöpfer gewahrte er im Erzeuger aller Majestäten und auch der einsamen Kinder der Wüste. Der weiße Bart umfloß wie Morgenwolken der Menschheit göttlich Ebenbild, und sonderte mild den Gott ab von

1. G. v. Löper: „Etwas so Stilvolles wie die Widmung von Bettinas Königsbuch schreibt heute (1875) außer George Sand vielleicht niemand."

der zerstreuungsvollen Allheit des Himmelsreichtums. Kein Reflex der tausendfarbigen Phantasie wagte in dieser Einsamkeit-strahlenden Weißheit des Bartes sich zu spiegeln.

Hier fühlte der Fremdling sich zu Haus! — „Strömt's nicht dort, wie vom Kohlenmeiler der Rauch bei scharfer Morgenluft durchs Gebüsch sich drängt? Und wie an Tanne und Kiefer die aufsteigenden Nebel in Flocken sich hängen?" — Nein, es ist des Bartes Fülle, aus der ein göttlich Menschenantlitz vertraulich ihn anstrahlt. Da reicht er sein Liebstes dem Gott zum Geschenk wie fromme Kinder thun.

Gott-Vater nimmt die Gabe ohne sie zu betrachten. Er kennt seiner Schöpfung Erzeugnisse auswendig. Obschon er vielleicht manchmal in ihrer Beschauung sich auf sich selber besinnt. Er stellte den Apfel hinter sich, auf den Kaminsims, sein Blick aber hat den unbefangenen Geber erfaßt, der fortan nicht mehr dem Apfel, sondern dem Erzeuger aller Schönheit in liebender Betrachtung huldigt.

Hätte ein wohlgebildet Rund ebenso dieser Gabe Reiz verliehen, wie der begünstigte Apfel von der Natur ihn empfängt, so wär auch hier wie bei Gott-Vater auf Nachsicht zu hoffen; und würde auch kein Aufhebens von diesem Apfel gemacht, so wär doch nicht zu fürchten, daß er verachtet die Stufen wieder hinabrolle, die er in begeisterter Geberlust hinangetragen war. Am Baum der Erkenntnis gewachsen, der nur lockende Früchte trägt, ist er dennoch schief und krumm geraten, Adam und Eva würden eine Ewigkeit sündenfrei im Schatten des Baumes stehen, ehe sie vor Langeweile in den schlechten Apfel bissen.

Ach die Langeweile kann schwerlich sich durchschleichen zwischen den Horen, die mit Blumengewinden den ewig geschäftigen Tanz der Musen durchschlingen auf den Stufen des Thrones, eines Königs, der sie liebt. Eifersüchtige Musen! — Ihr machet nicht Platz, — ihr senket das Haupt nicht und schlummert ein Weilchen, daß die Langeweile könnte kommen mit dem Apfel, der mit Komma und Frag- und Ausrufungszeichen wie mit mancherlei Sommersprossen übersät ist. Und der gütige Humboldt, der Große, der Weise, der auch Geringem sich neigt, möchte der ordnend, mit mildem Wohllaut und mit des Geistes Betonung den Apfel genießbar machen. Vielleicht! — Ja, vielleicht, dann lief er euch Musen den Rang ab.

---

33. Humboldt, Alexander von, der Vertraute Friedrich Wilhelms und Freund Bettinas, der ihr öfters behilflich war beim Könige etwas für sie durchzusetzen, wie z. B. die Berufung der Brüder Grimm.

Der

Erinnerung abgelauschte

Gespräche und Erzählungen

von 1807.

4. Die zur Einkleidung geschickt benutzte Thatsache zweier Einladungen der Königin Luise gehört den Jahren 1799 und 1803 an; vgl. Frau Rats eigene Schilderungen S. 450 und 454. Bettina nannte das Jahr 1807 vielleicht, weil sie in diesem Jahre auch den „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde" beginnen läßt.

Die Frau Rat erzählt:

Es war an einem recht sommerlichen Tag, ich denk nach, was aus dem lieben Sonnenschein all werden soll, den ich da so mutterselig allein in mich fressen muß: — es wird Mittag, die Türmer blasen derweil den Ablaß meiner Sünden vom Katharinenturm herunter. — In dieser Welt, wo Böses und Gutes oft in so herzlicher Umarmung einander am Busen liegen, da haben irdische und himmlische Angelegenheiten gar einen künstlichen Verkehr; an so einem melancholischen Feiertag da verschmäht der Teufel auch eine falsche Trompet nicht, um den Menschen aus seinem geduldigen Seelenheil herauszublasen, opfre den Verdruß, den du davon spürst, Gott auf, und die Kreide von der Rechnungstafel deiner Sünden ist heruntergewischt, denn lieber als das Sündegestöhn, was falscher klingt als die Sünd selber, will Gott den Teufel falsch blasen hören. Die Langeweil ist nun ganz apart an einem Sonntag in der Stadt Frankfurt, aber gar an so einem lange staubige Sommertag, wo man sich in die Sonn stellt und denkt wie ein angezündet Licht am hellen Tag, vor was bist du da? — alles kann bestehn ohne dich! oder: alles geht ja doch konfus, und mit dem Zweifel, ob der blaue Dunst da oben wohl doch der Himmel sein könnt, streckt man sich am End seiner Erdentage aus den Erdensorgen heraus mit den Himmelssorgen auf dem Herzen, und bedenkt nicht, daß alle Sorge Irrtum ist.

An so einem langweiligen Tag also, wie der Türmer wirklich in einer der Musik sehr mißgünstigen Stimmung in die Stadt herunter blies, — ich meint, als wenn mir der jung Wein nur nicht auf dem Faß säuerlich wird: — eine rauhe Halsarie wie heut, und die Sonn schien mir auf die Nas, daß ich nießen mußt und die Lieschen bekomplimentiert mich da drüber, da schellt's —

30. Lieschen, Elisabetha Hoch pflegte die Frau Rat bis zu ihrem Tode; im August 1805 dankt Liesel tausendmal für das ihr von Goethe geschenkte Exemplar von „Hermann und Dorothea".

ich ruf: guck einmal wer's ist. „Ei es ist der Frau Bethmann ihr Bedienter, ob Sie wollte heunt nachmittag mit ins Kirschenwäldchen fahren?" — Ei was? — Ei freilich! Was werd ich nicht wollen fahren an diesen einzigen Pläsirort, vor allen schönen Orten in ganz Deutschland, wo die Kirschen wie die schönste Rubinen im smaragdnen Blätterschmuck an den Bäumen hängen, wo die Frankfurter Sonnenstrahlen ein Goldnetz durchwirken, und der Himmel sein blaues Zelt mit silbernen Wolken drüber spannt. — Jetzt sag ich, wir wollen präzis zwölf Uhr essen, dann wird alles zurecht gemacht zum Abend wann ich heim komm, da wird meine Wasserflasche hingestellt, das Bett zurecht gemacht, damit mir die Zeit vergeht bis die Füchserchen angetrabt komme, dann setz ich meine Haub auf, bloß die mit den Spitzen. „Ei wollen Sie net die mit den Sternblume aufsetzen, die steht schöner!" — Nein, die will ich nicht aufsetzen, man muß bescheiden sein in der schönen Natur und sie nicht überstrahlen wollen, es gelingt einem doch nicht. Was meint Sie denn, daß so ein Kranz von papierne Blume zu sagen hätt da draußen auf der grünen Wies? Ei ich setz den Fall, ich könnt der Stadtherd begegnen, so könnt mich ja der Brummelochs mit einem einzige Maul voll Dotterblume, die er vom Weidanger mit seiner lange Zung in einem Hui zusammenrafft und wegschnappt, in die größt Beschämung versetze, daß er frißt und verdaut, was die Frau Rat in Papier nachgemacht zum Putz auf dem Kopf trägt. — Jetzt ohne weiter Federlesen die Spitzehaub eweil auf der grünen Bouteille aufgepflanzt, dann die Filethandschuh ohne Daumen, daß ich sie nicht brauch auszuziehen beim Kirschenessen, das Körbchen nehm ich mit, daß ich kann Kirschen mitbringen — die kleine schwarze Salopp und den Sonneparaplü, denn um die jetzig Sommerzeit kommt häufig so ein klein erquicklich Regenschauerchen mitten durch den Sonnenschein. Da lacht's und flennt's zu gleicher Zeit am Himmel. — Nun ist alles in Ordnung — so wird der Tisch gedeckt und aufgetragen — denn zwölf Uhr ist schon vorbei — was giebt's heut? — „Brühsupp." Fort mit, ich mag keine. — „Aber Frau Rat, Ihne Ihr Magen!" — Aber ich will keine Supp sag ich; komm Sie mir nicht an so einem schöne Sommertag mit Ihren Magensorgen an, — was giebt's noch? „Stockfisch aufgewärmt von gestern und Kartoffel." Den Stockfisch laß mir vor der Nas

1. Bethmann, Anna Sophie Elisabeth, in Frau Rats Briefen häufig erwähnt.

eweg, der paßt nit zu meiner Stimmung, ich mag mir keinen Stockfischgeruch in den Vorgeschmack aufdampfen lassen, den ich von dem Blumenduft draus auf der Wies schon in Gedanken genieß, aber die Kartoffel bring Sie, an denen verunreinigt man die erhabenen Gedanken nicht, die könnt so ein indischer Priester in seiner Verzückung ungestört genieße. — Ich glaub gewiß, die sind aus dem Manna gewachse, das vom Himmel fiel, wie die Juden in der Wüst in der Hungersnot waren, das war so ein verzettelter Mannasame, aus dem sind dann die Kartoffeln gewachsen, die vor aller Hungersnot bewahren. Ja damals hatten die Juden noch eine Wüst, wo sie sich niederlassen konnten, jetzt ist keine Wüst mehr da und wann die närrische Häns nicht fliegen lerne wie die Raubvögel, daß sie als manchmal auf eine vorüberfahrende Segelstang sich könne setzen wie die Zugvögel, so weiß ich nicht, wo sie werden bleiben, in der Wüste waren sie nit so gierig, hätten sie damals alles verschlungen, so wär kein himmlischer Mannasamen übrig geblieben und ich wüßt nicht, was ich heut essen sollt, und jetzt geb nur künftig ohne Widerred allemal dem Betteljud zwei Kreuzer so oft er kommt. Denn wir könne den Juden das nicht genug Dank wissen, daß wir Kartoffeln essen. — Nun war das Essen noch nicht all, es kam noch eine gebratne Taub. — Ich hatte Appetit, fliegt mir grad eine lebendige Taub vors Fenster und ruckſert mir lauter Vorwürf ins Herz. Ich fahr ins Kirschenwäldchen, und das arme Tier mit verschränkte Flügel, mit denen es sich hätt können in alle Weltfreude schwingen, liegt in der Bratpfann. Der Christ jagt die halb Natur durch den Schlund, damit er auf der Erd kann bleibe, um sein Seelenheil zu befördern und dann macht er's grad verkehrt. — Nun kurz der Vorwurf von der Taub am Fenster lastet mir auf dem Herzen, ich kann keinen Bissen essen. — Die Taub wird unberührt wieder in die Speiskammer gestellt, ich zieh mich derweil an, um der Ungeduld etwas weis zu machen, die Spitzehaub wird von der Bouteille herunter genommen, aufgesetzt und die Nachtmütz wird drauf gestülpt, damit ich sie heut abend, wenn ich nach Haus komm, gleich auswechsle kann, noch eh Licht kommt; das ist so meine alte Gewohnheit. Nun sitz ich da mit meinem Sonnenschirm in der Hand im besten Humor und lach die Lieschen aus, mit ihrer Angst wegen meinem leeren Magen. — Ich guck auf die Uhr — der Wagen kommt gerappelt, den alten Johann,

ein ganz gescheiter Kerl, hör ich schon an seinem gewohnten Gang der Trepp herauf kommen. — Lieschen, geschwind lauf Sie hinaus, auf den Vorplatz an die Thür eh's schellt. Da schellt's schon, die Lieschen macht die Thür auf, da steht ein goldbordierter Herr mit einem dreieckigen Hut und guckt mir ins Gesicht und mein alter Johann kommt hinten nach. — Ich sag zu dem fremde Wundertier: Sie sind wohl einen unrechten Weg gangen! — und will mich an ihm vorbei machen, aber weil er sagt: „Ich bin geschickt von Ihro Majestät der Frau Königin von Preußen an die Frau Rätin Goethe!“ — so guck ich ihn an, ob er wohl nicht recht gescheit wär. — „Und“ — fährt er fort, „die königlich Equipage werden um zwei Uhr kommen, um die Frau Rätin nach Darmstadt abzuholen, mit Ihrer Majestät sollen Sie den Thee trinken im Schloßgarten!“ — Ich sag: „Johann! jetzt hör er einmal, was das vor Sachen sind! wenn einem eine Bomeranz aus dem blauen Himmel grad auf die Nas fällt, da soll man gleich sein Verstand bei der Hand haben und sie auffangen, das will viel heißen! — Ei wem hatt ich denn die Contenance zu verdanken, als bloß dem Johann? Der stellt sich an die Seit aus lauter Respekt vor dem unvorhergesehenen Ereignis und guckt mich so feierlich an, daß ich mich gleich besinn, was ich mir und der Einladung schuldig bin; ich guck ihn mit einem Feuerblick an, daß der Kerl in sich geht, denn er war nah dran zu lachen. Ich sag: Mein Herr Kammerherr, oder was Sie vor ein höflicher Beamter sein mögen, rennen Sie nur wieder spornstreichs zur Frau Königin und melden, die Frau Rat werden ihrerseits die Ehre haben, die von der Frau Königin ihr zugedachte Auszeichnung anzunehmen. Und machen Sie nur, daß die Kutsch hübsch accurat kommt, damit ich auch nicht zu spät komm, da das Warten und Wartenlassen meine Sach nicht ist. — Dabei macht ich so große Augen, daß der preußisch Hoflakai gewiß seine Verwundrung wird

9. Frau Rat 20. Juli 1799 an Goethe: „Mir ist eine Ehre wiederfahren, die ich nicht vermutete, die Königin ließ mich durch ihren Bruder einladen zu ihr zu kommen. Der Prinz (Georg von Mecklenburg) kam um Mittag zu mir und speißte an meinem kleinen Tisch, um 6 Uhr holte er mich in einem Wagen mit 2 Bedienten hintenauf in den Taxischen Palast. Die Königin unterhielt sich mit mir von vorigen Zeiten, erinnerte sich noch der vielen Freuden in meinem vorigen Hauß, der guten Pfannkuchen u. s. w. Du lieber Gott was so etwas vor Wirkung auf die Menschen macht. Das war gleich in allen Coffee und Weinhäußern, in großen und kleinen Gesellschaften, es wurde in den ersten Tagen nichts anders geredet als, die Königin hat die Frau Rat durch den Erbprintzen v. Mecklenburg zu sich holen lassen, und wie ich Strapazirt wurde alles zu erzählen was alles da wäre abgehandelt worden mit einem Wort ich hatte einen Nimbus ums Haupt der mir gut zu Gesichte stand.“ Vgl. auch S. 454.

gehabt haben über den besondern Schlag Madamen aus der freien Reichsstadt Frankfurt. Man muß seine Zuflucht nehmen zu allerlei Künsten, um seine Würde zu behaupten. Wer kann sonst Religion in die Menschen bringen? daß so ein Hofschranz Respekt hätte vor einem Bürger, dazu ist er einmal verdorben; da muß man auf Mittel denke, wie er den Kopf ganz verliert und nicht weiß, was er dazu sagen soll. Da fiel mir der Thürklopper ein von unserm Aderlaßmännchen, dem Herrn Unser, das ist so ein Löwenfratz, wie sie am Salomon seinem Thronsessel zur Verzierung angebracht sind. Den mach ich nach; — damit jag ich meinen Herold in die Flucht, er nimmt die Bein an den Hals und rennt die Trepp herunter. Ich bleib stockstill stehn, die Lieschen bleibt stehn, der Johann rührt sich nicht vom Fleck, bis wir die Hausthür zumachen hören. „Frau Rat," sagt der Johann, „Sie werden also jetzt unmöglich ins Kirschenwäldchen fahren, und da werd ich dann bestelle, warum Sie nicht mit könne fahren?" Ja, lieber Johann und bestell Er's doch gleich im Vorbeigehn beim Perückenmacher Heidenblut, der soll gleich kommen, und erzähl Er's unterwegs alle Leut, so was muß stadtbekannt werden. — „Ja das ist gewiß," sagt der Johann, „und wenn mir nur das Herz nit bersten wird, bis ich heraus geplatzt bin dermit" — fort ist der Johann. — Nun guck ich mein Lieschen an, die steht vor mir wie nicht recht gescheit und zittert an alle Glieder. Ei Lieschen, sprech ich voll Verwunderung, wie kommt's, daß Ihr die Haub hinderst der vörderst sitzt, das war doch vorher nicht. — Und ich weiß nicht, wie das möglich war! es ist doch wunderlich, wie bei überraschende Gelegenheiten die Spukgeister sich allerlei Schabernack erlauben mit solchen Leut, die der Sach nicht gewachsen sind. Das war nun mein Lieschen wirklich nicht. Sie konnt nichts finden, weder Zwickelstrümpf noch Schuh, noch sonst ein Kleidungsstück, kein Rock konnt sie mir ordentlich über den Kopf werfen. Wenn ich nun auch den Kopf verloren hätt, ich wär nicht fertig geworden. Jetzt sag ich: Bring Sie mir einmal die gebratne Taub wieder herein, denn ich verspür über die königlich Geschicht ein schreiende Hunger. Und nun schmeiß Sie die Nachthaub von der Bouteille herunter — ich werd aber auch noch meiner Seel den ganzen Stockfisch herunter fressen. Nun schenk Sie mir ein Glas Wein ein, ich muß Feuer in den Adern haben. Der Perückenmacher war gleich herbei, über die unbegreif-

lich Nachricht hat er in seinem stumme Erstaune mich aufgedonnert, und nun mußt er mir die Haub auffetze mit den Sternblumen. Es war ein Heidenpläsir, fingerdick Schmink hat er mir aufgelegt, die Frau Rat sehn superb aus, sagt der Herr Heidenblut. Und die Liesche stand wie eine Gans vor mir, als ob sie mich nicht mehr kennte. — Nu wir verbringe noch so ein Zeitchen vor dem Spiegel, links die Lieschen mit der verkehrte Haub, denn die hat sie noch nicht Zeit gehabt herum zu kriegen, rechts der Herr Heidenblut mit dem Kamm hinterm Ohr ganz verzückt in mein Lockenbau, ich in der Front mit einem feuerfarbne Schlepprock mit doppelte Florspitzen, Diamantbracelett, echte Perlen um den Hals, ein Schlupp von Diamante vorgesteckt. Nun es war zum Malen, die drei Personagen da aus dem Spiegel herauslachen zu sehen. Wir wurden ganz lustig und dachten nicht, wie die Zukunft mir auf den Hals gerückt kommt. Wenn ich doch an all die charmante Witze vom Heideblut mich noch erinnern könnt, er mußt sich hinstellen und ich macht mein Probkompliment vor ihm, er versteht's. Er frisiert ja die allerhöchste Theaterprinzesse. — Da kommt's aber wie ein Sturm angerennt und hält still vor der Hausthür. Kutsch — vier Pferd und zwei Lakaie hinten drauf noch ohne den Kutscher. — Jetzt kommen sie herbei gestolpert, faßt mich ein jeder unterm Arm und tragen mich schwebend in die Kutsch. Schad, daß die Fahrt nicht mit meine vier Pferd durch die Bockheimergaß geht am Haus vom Herr Bürgermeister vorbei — aber das Glück bescherte mir unser Herrgott noch, denn kaum biege wir im volle Trab um die Eck, stoßen wir auf die Bürgermeisters-Kutsch, mit samt dem Herrn Bürgermeister von Holzhausen drinn mit seine zwei Lakaien hinten drauf mit ihre alte abgelebte Haarbeutel, — ich auch — aber meine Haarbeutel waren ganz neu. In vollem Rand fahren wir vorbei am Herrn Bürgermeister, ich grüß feierlich mit dem Fächer und hab das Pläsir zu sehn, daß mein Herr von Holzhausen im Wagen sitzen, versteinert und sehn mich nicht mit ihre Glotzaugen; er streckt den Kopf heraus, aber umsonst, wir flogen wie der Wind vorbei.

12. Auch im „Briefwechsel eines Kindes" schildert Bettina (8. August 1808) den Putz der Frau Rat, als sie Frau v. Stael erwartet. — 32 A. U. C. v. **Holtzhausen**, **erster** Bürgermeister seit 1800; die Frau Rat hat einmal ihren Sohn **veranlaßt, dem Schöff** v. Holtzhausen eine Gefälligkeit zu erweisen.

Sollt ich nun alle Gedanken erzählen, die mir auf meiner Reis bis Darmstadt eingefallen sind, so müßt ich lügen, denn ich war so zu sagen auf einer Schaukel, die schlecht in Schwung gebracht war, bald flog ich dort hinaus, bald wieder nach der andren Seit, bald dreht sich alles mit mir im Durmel herum, dann dacht ich wieder, wie ich's alles meinem Sohn wollte schreiben, und da fing mir das Herz an zu klopfen. Ich konnt's vor Ungeduld nicht behaglich finden in der Kutsch — ich fing an die Kastanienbäume zu zählen in der Allee, ich wollte probieren, ob ich's könnt bis hundert bringe, aber ich bracht keine zehn Bäum zusammen, da waren meine Gedanken wieder wo anders. Einmal kam mir ein gescheiter Gedanken, ich dacht, was hab ich dervon? ist mir die Geschicht angenehm? — sollt sie mir nur noch ein einzigmal wieder begegnen, da würd ich mich schon besinne, daß sie mir langweilig wär. Was war das heunt morgen vor eine Komödie, was ist mir vor eine Hitz in den Kopf gestiegen und nun steck ich in einer zweifelhaftigen Unbequemlichkeit — wo ich da hingeh zu fremde Leut, die gar nicht dran denke, wer da angerumpelt kommt. — — Ohne Courage kein Genie, hat mein Sohn immer gesagt, und will ich oder nicht, so muß ich doch einmal die höfliche Schmach auf mich nehmen, mit gesundem Mutterwitz dort in dem Fürstensaal vor einer eingebildten Welt zu paradieren und bloß für eine Fabelerscheinung mich betrachten zu lassen, ja die Welt steht auf einem Fuß, wo keiner an die Wirklichkeit vom andern glaubt und sich doch selber vergnügt fühlt, wenn er nur von so einem Scheinheiligen bescheinigt ist. Nun alleweil kamen wir wie ein Sturmwind angerasselt, ganz erschrocken, daß ich schon da bin, wie ich eben vor Ungeduld mein, es wird nie dazu kommen. Ich steig aus, die Bediente renne wie ein Lauffeuer vor mir weg. Ei ich kann da nicht wie eine Lerch mich ihnen nachschwingen, ich seh den Augenblick kommen, wo ich weder Bediente noch Weg mehr finden kann. Ich hatt mich ein bißchen versäumt gehabt, die Krumplen aus meinem Staatskleid herauszuschüttlen, da waren sie unterdessen in einer Allee verschwunden wie ein Paar Irrlichter, wir waren auseinander kommen, ich geh so dem Gehör nach, immer im Kreis ums Hofgezwitscher herum, immer näher, bis ich endlich aus meinem Schattenreich heraus unter den aufgepolsterte Hoftroß trete. Ich hielt mich im Hintergrund mit meinen Beobachtungsgaben, grad

wie ein General bei einer Position, die er dem Feind abluxen will. Denn überraschen laß ich mich nicht, Mut hab ich, womit ich den Leuten, wenn sie den Kopf verlieren, ihn oft wieder zurecht gesetzt hab. Ja bei Gelegenheiten, von denen eine Frau keinen Verstand zu haben behaupt wird, da steht als dem Mann derselbig ihm allein zugemessne Verstand still, daß er wehklagt: Ach, was fangen wir an? — Da antwort die Frau und schlägt dem Nagel auf den Kopf. — Die Welt wird immer hinkend bleiben, wenn der Verstand auf dem Mann seiner Seit hinüber hinkt, mit dem er die verrückte Weltangelegenheiten so schwermütig hinter sich drein schleppt. Was batt's den große Weltgeist, daß er das Eheprinzip in sich trägt, wenn der männliche Verstand ein Hagestolz bleibt. — Also die erst Bemerkung, die ich mach in dem mich umgebenden Hofzirkel, ist die, daß meine amarantfarbne Schleppe nicht grad ein guter Passe-partout ist, denn nicht Ich mit meinem Vierundzwanzigpfünderblick, nicht meine Person wird mit neugierigen Augen betracht, nein, die wird übergesehn, aber meine Falbelas, meine Taille, meine Frängen, von unten herauf, immer höher und höher werd ich scharf examiniert, bis sie endlich zur Florfontange kommen, wo die Sternblumen drauf gepflanzt waren, da halten sie an und entdecken, daß auch ein Gesicht mit kommen war, da prallen sie wie der Blitz aus einander und melden meine Erscheinung der Frau Königin, die kommt mit einem ehrfurchtsvoll gehaltnen Schritt auf mich los, ich — gleich salutiere mit einem Feuerblick vom erste Kaliber und nun mache alle Leut Platz, und die Frau Königin wie eine schöne Götternymph führt mich an ihre Hand, und der Wind spielt in dem schneehagelweiße Faltengewand, und ein Lockenpaar, das spielt an auf jeden Tritt, den sie thut, und die blendende Stirn und die wunderschön blaßrote Farb von ihrem Gesicht, und der freundlich Mund, der ganz voll allerlei Geflüster mich anspricht, verstanden hab ich's nicht, ich war durmlich von Vergnügen und konnt auch nichts weiter vorbringen als: hochgeschätzter Augenblick, und liebwerteste Gegenwart und wundernswert vor Götter und vor Menschen — und wie sie erst die Kett vom Hals sich losmacht und hängt sie mir um und der ganze Hofkreis trippelt und guckt. Ich

11. batt's = nützt es, auch in der neueren Frankfurter Dialektdichtung mit Vorliebe gebraucht (V. Valentin). — 35. Den bekannten goldenen Schmuck der Königin von Preußen erwähnt Bettina auch im „Briefwechsel eines Kindes" beim Aufputz der Frau Rat. — 36. Frau Rat 24. Juni 1803 an Goethe: „Die große Freude die mir am Sontag den

hab innerlich den Apoll und den Jupiter angerufen, diese menschenbegreifende Götter sollen mir beistehn, daß ich vernünftig bleib, und nicht alles um mich her für wunderliche Tiere halt, denn alle diese vornehmen Hofchargen kamen mir vor wie ein heraldischer Tierkreis. Löwen, Büffel, Pfauen, Paviane, Greife, aber auf ein Gesicht, das menschlich schön zu nennen wär, besinn ich mich nicht. Das mag davon herkommen, weil diese Menschengattung mehr eine Art politischer Schrauben oder Radwerk an der Staatsmaschine und keine rechte Menschen sind. Harthörig, hartherzig, kurzsichtig, stolz und eigensinnig Volk, und es gehört immer der Zufall und ein Verdienst um sie, absonderlich aber ihre eigne Laune dazu und noch gar viel andre Künste, um von ihnen bemerkt und gehört zu werden. Schreien und poltern, oder gar recht haben hilft gar nichts bei ihnen, ja besonders das Rechthaben, das kommt der politische Staatsmaschine ihrer hochtragenden Nas immer in die Quer. „Was soll das heißen, daß man mit seim Recht an die widerrennen thut?" — Sollte das Schicksal diese Nas ausersehen haben, daß sie drauf falle, das wär kein Schaden; darum muß man ihr Platz machen Ja von solchen ist kein christlich Gesinnung zu erwarten, das ist übrig. Man soll seines Bestallungsbriefes an die Natur sich erinnern, wenn man was mit ihne zu verhandeln hat, damit man an der doppelschneidig-weltbürgerliche Politur nicht auch mit seinen edleren Gesinnungen als ausglitscht. Das fehlte noch, daß man wie ein Lauskerl vor sich selber dasteht und darf nicht in den Spiegel gucken vom eignen Gewissen. —

Solche Gedanke hatte ich in dem Tierkreis, wo die Ordens-

19ten Juni zu theil geworden ist, würde ich mich Sünde fürchten dir zu verschweigen also vernimm was sich zugetragen hat. Der König u. die Königin von Preußen waren am Wilhelmsbaad, die Königin äußerte daß Sie die Räthin Goethe sehen und sprechen müßte u. daß demnach Anstalten getrofen werden mögten mich hinzubringen — die Gräfin v. Leiningen ließe mir den Befehl von Ihro Majestätt demnach zu wißen thun, u. kamen um 2 Uhr Mittags mich in einem schönen Wagen bespant mit 4 raschen Pferden abzuholen. 4½ Uhr waren wir in Wilhelms Baad, ich wurde in ein schönes Zimmer geführt da erschien die Königin wie die Sonne unter den Sternen ... da ich so recht zum Jubel gestimt war wer kam da dazu? Unser Hertzog von Weimar! Gott!!! welche Freude vor mich ... Ich war so aufgespant daß ich hätte lachen u. weinen zu gleicher Zeit mögen, in dieser Stimmung ließe mich die Königin in ein anders Zimmer rufen, da kam auch der König, die Königin ging an einen Schrank u. brachte ein kostbahres goldenes Halsgeschmeide u. nun erstaune!!! Befestigte es um meinen Hals mit Ihren eigenen Händen, biß zu Thränen gerührt konnte ich nur schlecht danken. In diesem kostbahren Schmuck kam ich wieder in Zimmer wo unser vortreflicher Hertzog u. die 3 Schwestern der Königin waren, die dann große Freude ob meiner prächtigen Verwandlung bezeigten. Alles zu erschöpfen was an diesem vor mich so glorreichen Tag geschah ist ohnmöglich, genug, ich kam Abends um 10 Uhr vergnügt u. Seelig im goldenen Brunnen an." Vgl. auch S. 450.

bänder und Stern, und goldblitzende Staatsröck rund um mich herum blinkerte wie im Traum, und wie im Traum dacht ich, wenn ich König wär, ich hielt mir eine aparte Insel vor das heraldische Tiervolk, da könnten sie so fortleben bis sie sterben wollten, aber mir jederzeit unter den Füßen herum zu grabeln, daß man alle Augenblicke über sie stolpern müßt, das litt ich nicht.

Wenn man aber nun bedenkt, daß diese absonderliche Abart von Menschengattung eigens da ist, um mit ihrem närrischen Egoismus die Regenten zu unterstützen bei den Weltangelegenheiten, soll's einem da wundern, wenn da alles, was geschieht, einem wider den gesunde Menschenverstand lauft? Aber das kann einen wundern, daß die Menschen sich's gefallen lassen, von denen sich regieren zu lassen statt von ihrem angestammte Herrn, dem diese heraldische Untiere den Kopf toll machen. So ein Staatsbeamter ist wie ein Schafbock, vor Begeistrung über sich hat er den Dreher, hoffärtig ist er, vor was hat er Hörner, damit er um sich stoßen kann auf die demütigen Leute, die was von ihm zu fordern haben, ohne daß er acht zu geben braucht, wen's trifft. Ei was kommst du mir zu nahe, siehst du nicht, daß ich Hörner hab? Das ist die Rechtfertigung. Nichts lieber thut so einer, als geschwind Antwort geben, weil er da die Geistesgegenwart mit vorstellen will, und da giebt er denn auch gleich eine abschlägige Antwort, weil er meint, daß er sich damit selber nichts vergiebt, und wenn man denn mit seinem guten Recht will eine Einwendung machen, da hilft's eim nichts, denn es ist Staatsprinzip, das Unrecht nicht wieder gut zu machen, an dem halten die närrische heraldische Tiere wie die Klette. Ei, warum dann nur? — Nun? — Von leere Köpf, in denen der Hoffart sich eingenistet hat, von große Bäuch, wo viel mühselige Verdauungsgeschäfte drin vorgehn, kann man nicht fordern, daß sie auf Kosten dieser beiden Punkte eine feurige Partei ergreifen für die Menschheit. — Die Excellenz sein ganz abgeäschert, sagt so ein neuer Kammerdiener in der neuen Livree von einem neuen Beamten. Ei von was? — Ei vom Beraten fürs Menschenwohl, das können sie gar nicht gewohne werden. — Ei fort mit euch, ihr heraldischen Tiere, auf die grüne Insel, wo eure Vettern die Paviane und noch allerlei antediluvianische Naturexkremente vom vorige Jahrtausend als Naturseltenheite bewahrt werden. — —

Nun während ich über den Darmstädter Tierkreis meine

Glossen mach, wovon ein nicht unbedeutender Teil mit besterntem Bauch, mit übereinander schielenden Blicken und überlegenden Mienen des Menschenwohls da unter der Herd herumstolpern, spür ich deutlich, daß ich in dem Verwunderungsstrudel dagesessen hatte wie ein Schaf. Ich schäme mich, daß ich sollte mit einem so unscheinbare Antlitz die freie Reichsstadt vertreten, ich such mir eine andere Physiognomie aus, den Frankfurter Adler. No! — wie der Adler, wenn er Donner und Blitz bewacht, so sitz ich da, und die lieb Sonn ohne Urlaub zu nemme setzt sich auf den Reisefuß und ging hinter denen schöne Linde bergab spazieren, und der Mond kam herauf, auf den mit allerlei poetische Spekulatione angespielt wurde, ich mußt lachen über die empfindungsvolle Tonarte, in welche die Gesellschaft da überging. Nun, ich kann nicht alles aus dem Gedächtnis hervorkrame. Ich schwieg in meiner stolze Position still, denn kein Mensch hatte mir ein Wort zu sagen, seit die Paradescen vorbei war, ich machte daher meine olympische Adlersmiene ohne Unterbrechung fort und da war auch nicht ein Augenblick, wo ich mir nachgegeben hätt und hätt meinem Alletagsgesicht auch nur erlaubt durchzublinzeln. — Auf emal! — schlägt mir ein Trompetegeschmetter durchs Ohr, ich fahr aus einem tiefen Schlaf, in dem ich aller Herrlichkeiten, die um mich her vorgingen, vergessen, träume dem Herrn Heideblut und der Jungfer Lieschen meine erlebte Abenteuer zu erzähle und ganz vergnügt bin daß alles überstande ist — Ja, der vermeint Adler hat den Kopf in sein Spitzekragen gesteckt, und war unbewußt seiner entschlummert über dem viele Geschwärm von alle bedeutungsvolle Momente, die mir da in eim Hui ins Alltagsleben hereingestoben kamen und ich, als in der Meinung meinen olympischen Götterglanz fortzubehaupten, fall aus der Roll heraus und in Schlaf. Mit natürliche Dinge war's zugegangen; denk sich einer die verschiedene Motionen, dene ich vom frühen Morgen an ausgesetzt gewesen war, es war ja alles wie ein Traum, war's da ein Wunder, daß ich's am End für ein Traum hielt und ruhig weiter schlief? — Und die Nachtdämmerung — und ich saß ja da für gar keine weitere Geschäfte, als bloß Betrachtung anzustelle, was doch die Parze vor eigensinnige Begebenheiten einem in den Lebensfaden einspinne. No! — Als ich mit einem Schrecke durch alle Eingeweide aufwach, hat sich die Scen verändert, das Gebüsch wirft keinen Schatten mehr auf dem leeren

Platz, weil alles Tageslicht gewichen war, der Trompetenstoß, der mich von meinem tiefe Schlaf auferweckt hatte, war aus dem Tanzsaal erschallt, wo helle Fackeln brenne, wo die ganze Hofnymphenschar in einem schwebende Tanz mit dene heraldische Cavalierie herumhüppen; aus den unterirdische Kellerhäls dampft ein köstlicher Speisegeruch, in denen sieht man die Herrn Köche mit weißen Zipfelmützen munter und allert Fett in das Feuer werfe, daß es hell aufflackert, die Champagnerflasche hört man im Plotonfeuer losknalle und die Frau Rat, die zu diesem Göttermahl feierlichst eingeholt waren mit vier weiße Schimmel, die sitzen unter einem Vogelkirschbäumche, welche Frucht man bekanntlich nicht esse kann, und spüren Hunger.

Ja! so auf die Probe gesetzt zu werde, wo man sich selber rate soll, ohne daß einem irgend einer widerspricht, das ist unangenehm; denn im Widerspruch, wenn er einem auch in die Quer kommt, liegt doch eine Entscheidung, man besinnt sich und weiß am End, was man thun soll, aber der Nachttau, von dem mein stolzer Lockenbau einsank und alle Steifigkeit aus der Florgarnierung war zum Teufel gangen, und nun gar noch haus zu stehn vor dem Tanzsaal mit ringende Hände, nit wisse, wie mer enein soll komme! Dazu geigen die Violinen ein fürchterliche Krätzer ins Ohr. Nun der gute Rat war einmal nit geharnischt und beritten heunt; sogar, kein Lust Tabak zu schnuppe hat ich mehr, was mir immer nur in dene verwirrteste Gelegenheite widerfahren ist.

Aber jetzt paßt einmal auf und gebt mir recht, denn obschon meine Erzählung nur die auswendige Welt berührt, so hat sie doch Saiten, die klingen mit großen Weltgedanken zusammen, und fast jedes Lebensereignis giebt uns einen Anlaß, daß wir uns auf eine innere Macht besinne solle und mit der den Lebensweg getrost vorwärts schreiten. Was hilft mich's den Nachbar zu fragen, wie er an meiner Stelle denken oder handlen würde. Ei, wann der sich drauf besinne soll, so konnt auch das Schicksal es ihm passieren lassen; also mit meinen eigentümliche Anlagen muß ich die meinige Begebnisse durchfechte, denn sonst verzettel ich mein Lebenslauf, denn warum? es ist kein Halt drinn. Und ein Landesherr stirbt, und es kommt ein anderer, und der fragt, wie hat's mein Papa gemacht und der hat's wie der Großpapa gemacht und der wie der Urgroßpapa, und wann stößt man da

endlich auf einen, der's aus eignem Gutdünken gemacht hat, und ein solcher war allemal ein großer Mann! ganz neue Anlage mußten dabei in ihm aufwachen. Denn Halt zu machen, dazu ist der Mensch nicht da im Leben, fertig werde kann keiner, jeden Augenblick, und wann es der letzte wär, kann noch was Wichtiges vorgehn in ihm. Was heißt das, ich bin schon zu alt, ich mag nichts mehr lerne! — Ei, bist du nicht zu alt zum Atemhole, zum Essen, Trinken und Schlafen, so sei's auch nicht zum Denken. — Wer hat dir dann das weis gemacht, du wärst zu alt? — Was ist alt? — Das ist eine Fabel, oder einer müßt dann Verzicht auf die Ewigkeit thun, wozu ich aber nicht Lust hab, Widerspruch giebt's nicht in der Natur, sie ist konsequent in alle Dinge, so wird sie's auch im Geist sein. Nun, wenn ein Baum blüht, so möge vielleicht noch andere Gründe vorhande sein, die wir jetzt nicht erörtern wollen, aber gewiß ist, daß ein ganz in die Augen fallender Grund der ist, daß aus der Blüt schönes erfrischendes Obst wird; der Natur ihr Ziel ist also das Leben, sie strebt immer nach dem Lebendigen, — so schön und luftig die Blütezeit ist, so muß man doch die Zeit, wo das Obst reift, am meisten respektieren! Denke doch einmal, sie steigt herauf, die Natur, in alle Baumzweigelcher, und so schön ihr die Blütezeit läßt, und so verliebt sie auch in ihre eigne Jugendschönheit ist, sie schüttelt sie sich ab, und nun arbeit sie eifrig in der heißen Sommerzeit, alles sammelt sie, den Regen, den Sonnenbrand, bis sie ihre Kirsche zu stand gebracht hat, nun giebt sie's dem Menschen hin; ist das nicht eine große Lehr, die sie giebt? — Heunt noch übersät mit den schönsten roten Korallen, schüttelt sie alle herab dem durstigen Mund; ist das nicht eine zweite gute Lehr, die sie giebt, daß wir alles andern schuldig sind, und sollen gar nichts veruntreue den allgemeine Bedürfnisse, und wär aber das dem Wille der Natur nach gehandelt, wenn der Baum mit seim Älter-Vater seim Backobst sich behängen wollt statt erst zu blühe zum Ergötzen der Menschheit und dann gesunde Früchte zu tragen zu ihrem Gedeihen? — Ei, frag doch so ein närrische Kerl, warum er doch Er selber ist? — Denn originaliter zu sein, das ist erst wirklich sein, und das macht erst die Zeit zum Gepräg!

Was hilft's, daß so ein Gesicht von einem Landesherrn auf die Batzen geprägt ist, wenn er der Zeit seinen lebendigen Geist nicht einschmelzen kann, wann er ihrer harmonischen Stimmung

fürs große Ganze immer mit der alt Leier den Garaus macht und jeden musikalischen Gedanken durchkreuzt und ein Scharivari draus macht? So geht's aber, wenn einer von dene alte Hutzel und Schnitzel nicht lasse will und durchaus kein frische Äpfel will zulasse zu speise, aus Furcht, es möcht vom Baum der Erkenntnis sein! — Ach welche dumme Weisheit hat doch der Mensch! welche Streiche spielt ihm der Teufel! — Du sollst nicht vom Baum der Erkenntnis essen. Das spielt ihm der Teufel in einer kleine Komödie als ersten Akt der Weltgeschichte vor. Der Mensch muß selbst eine Rolle drinn übernehme und sich dabei mit Schimpf und Schand aus dem Paradies hinausjage lasse und noch heunt hunzen einem die Prediger auf öffentlicher Kanzel aus davor und doch war's nur ein Schabernack vom Teufel und nicht Schuld vom Menschen!

Ei Gott wird einem ein Baum vor die Nas stelle mit wohlschmeckende Früchte und die größt Lust einem dazu erwecken, und dabei auf Tod und Leben verbiete sie anzurühren! Ei, wär das nicht Ja und Nein von dem Herrgott gesagt?

Wenn Gott den Baum wachse läßt und du hast Appetit auf sein Obst, so speise vom Baum der Erkenntnis, so würde zum Beispiel die Sachsenhäuser urteilen und zwar mit Recht, denn alles, was du genießt, muß zur Erkenntnis werden in dir, sonst hast du nicht moralisch verdaut, und alle Früchte, die du aus dir selber reifst im Verstand und im Herzen, die sollen aus dieser Erkenntnis hervorgehen und sollen wieder Früchte der Erkenntnis reifen in den andern, und die ganze Menschennatur soll ein blütevoller und schwer mit Früchte beladener Erkenntnisbaum sein und so ein Landesvater soll wie ein guter Wirt vom Äpfelwein, wenn er die Äpfelbaumallee nach Oberrath und Offebach zu gepacht hat, alle schleifende Baumzweig unterstütze und acht gebe, wann der Sturmwind in der Geschichtswelt daher gesaust kommt, daß diese mit Erkenntnisfrüchte beladne Baumzweig nicht knacke und breche von ihrer Wucht, oder ihre schöne Früchte müsse fallen lassen, eh sie reif sind, wo sie dann Futter werde vor die Schwein, aber kein seelenerquickende Genuß geben: ja wer weiß, ob wir nicht selbst eine Gattung Gedankenbäum sind, die ihre Früchte tragen für andre Wesen, die in einem Element wohne, was wir nicht gewahr werde, so wie das Kirschewäldche seine Herzkirsche für die Frankfurter Bürgerschaft trägt und auch nicht

den Menschen gewahr wird, der da kommt und seine Frucht abbricht und genießt. Doch kann man das nicht genau wissen, es kann leicht sein, daß der Baum sein Gärtner kennt, der ihn großgezogen hat. Daß ein Baum dem eine Gärtner lieber folgt, wie dem andern, davon hat man die deutlichste Beweise, einem Gärtner vor dem andern gedeiht alles, da mag sich einer spät oder früh plagen, hat er die gesegnet Hand nicht, die dem Sträuchelchen die Blume herauslockt, so ist seine Bemühung umsonst.

Nun machen wir den Schluß so weit, nämlich daß, wann die Natur immer einen Zweck hat, auf den sie lossteuert, der Mensch auch einen hat, und wenn ich das Klaglied hör, — Ich bin schon zu alt; so muß ich mich betrüben über den Unverstand, bis zum letzte Augenblick, als Gott einem die Geistessonn auf den Gedankenbaum scheine läßt, solle die Gedanke auch sich dran sonne und reifen, und daß es nicht umsonst ist, das beweist uns schon, daß es dem Menschen keine Ruh läßt, alles wissen und fühlen zu wollen, alle Arte von Erfahrung machen zu wollen. Ei, unser Herzog Karl von Weimar hat als so ein junger Fürst als er war, immer die größt Begierd gehabt, alles zu verstehen. Wie oft hat er zu meinem Sohn gesagt, nur eine vierundzwanzig Stund möcht er in der Höll sein, um alle Erfindungen zu sehen, die von dem Teufel gemacht werden, um sich zu frischieren in ihrem Backofen, und wie sonst ihre Zeit sie zubringen, denn von den Himmelsbewohner wissen wir, daß sie mit Musik sich die Zeit vertreibe, mit Hosiannasinge und Halleluja, was nicht besonders lauten müßt, wenn sie nicht so perfekt wären in ihrem Gesang, wie das vorauszusetze ist, weil sie ewig dasselbige aufspiele, daß sie's vielleicht durch Verfeinerung dahin gebracht haben, daß man sich daran gewöhne kann. Gottlob, die Gewohnheit macht manches erträglich, hab ich mich doch an die verflucht Plump gewöhnt, die in eim fort da vor der Thür greint, wo alle Nachbarsleut Wasser dran hole, so daß, wenn sie an so einem Tag, wo ein Volksfest ist, wo alle Leut aus der Stadt laufe nach der Pfingstweid am Kringelbrunne, oder auf den Schneidwall, oder ans Stallburgsbrünnche, still steht, so denk ich, was fehlt mir dann heut? — und dann wird mir's als so trocken in der Kehl, als ob ich für alle Leut Durst haben müßt, ich schick herunter und laß eine Bouteille Wasser nach der andern hole, damit ich die Plump gehen hör, so wird Gott sich auch daran gewöhnt haben, daß es ihm ordentlich

ungewohnt sein mag, wenn die Lobsänger eine Pause zu machen manchmal genötigt sind. Ob sie sich selber dabei amüsieren, das ist gar keine Frag, denn wir wissen, daß ihnen die Zeit gar schnell vergeht, denn die Heilige und Prophete, die in den Himmel verzückt waren, die haben oft hundert Jahr und länger damit zugebracht, und als sie wieder aus ihrem Himmelsversatz herauskamen, da waren die hundert Jahr herum gelaufen wie ein Augenblick; solche Streich spielen einem die himmlische Freude, aber auf die war der Herzog nicht lüstern zu machen, denn so kurz das war, so war es ihm doch viel zu langweilig, nur nach denen höllische Unterhaltungen hat er gelungert, und da konnt ich ihm hundertmal mein Beispiel mit der Plump vorhalte und mahne, die Gottseligkeit nicht ganz zu beseitigen, damit hat er mich ablaufen lassen. Warum erfinde sich die Engel nichts Gescheiteres, hat er gesagt, damit könne sie kein Hund aus dem Ofen locken, aber wohl hineinjagen, und nun gar der Weihrauch, da will ich lieber dem schlechteste Bauer sein schlechte Kneller riechen.

Der Herzog konnte nun überhaupt kein Weihrauch leide, er liebt die Schmeichelei nicht, er meint, man könne nie mehr wie seine Schuldigkeit thun, er hing an dem merkwürdige biblische Satz: „Und wenn du alles gethan hast, so bist du doch nur ein unnützer Knecht.“ Und er sagt, er wär bloß neugierig, um der Menschheit durch das, was er lernt, nützlich zu werden, und so möcht er nichts lieber als nur einmal ins Kindbett komme, damit er wüßt, wie das thät, ich sagt, das Pläsir würde wohl mit dene Hölleunterhaltungen akkordieren.

Sehn Sie, so ein neugieriger Landesherr ist unser Herzog von Sachseweimar in seine junge Jahre gewesen und er ist es noch, und ich stehe dafür, daß er gar manches erfahren und sich zu eigen gemacht wird haben, was kein anderer ahnt. Dafür könnt ihm aber auch kein anderer was weis machen, meint er. Ja, Gefahr und Not und Angst wär einem am End noch der best Lebensgenuß, wenn man's überstande hätt; ein Soldat freut sich über die Feldzüge, die er gemacht hat, ein Seemann freut sich über den Sturm, den er erlebt hat, und genug, es ist kein Ereignis und Schicksal, was sich nicht auch in eine Nahrung der Seele reifte.

Ja, das sind so Anschauungen und Prinzipien, die könne nur allein aus einem edlen vollkommen feurigen Gemüt hervor-

gehen, aus einem, der's verdient, ein Fürst zu sein, weil er's nicht scheut, sich und sein Volk dem Welleschlag des Zeitenstroms preiszugeben, wovor die andern all wie die Hasen ausreißen, aber das ist allemal verspielt und der Herr wie der Unterthan sind da beide die elende Sklaven des Zufalls und werden gewöhnlich zermalmt, wenn der reißende Strom einmal plötzlich den Damm durchbricht und mit einer viel gewaltigere Wut auf solche unbewaffnete im Vorurteil versunkne geistlose Naturen eindringt, als daß sie sich besinnen könnten, wenn sie auch Erfahrung hätten. Die haben sie aber ohnedem nicht, so geht denn Zeit und Ereignis und alles an ihne verloren und zum Henker, bloß weil sie sich fürchte, was Absonderliches zu erleben.

„Aber!" sagte der Herzog, „nur das Absonderliche ist Erlebnis für die feurige lebendige Gemüter. Totigen Menschen aber macht's Leibschneiden und da sitzt so ein toter Furchthas und hält sich als den Bauch und krümmt sich, bis die Zeit wieder ruhig ist und schwitzt seinen Kammilethee darzu, während ein Erlebter und Durchlebter wie ein Fisch im Wasser drin herum schnalzt."

Man könnt das Schicksal mit einem Baum vergleichen, der lauter Früchte reift, um die Seel mit zu nähren. Denn einer, der diese Kost der Drangsale nicht scheut, der wird auch seinem Schicksal gewachsen sein, es zu verdauen. Aber einer, der kleinlich genug ist, sich vor allem zu fürchte, was hilft es dem, wenn das Meer erbraust in Geburtswehen, und wenn da plötzlich die Inslen der Freiheit neu geboren, und die also gewiß noch keinen Herrn haben, vor seine Augen aus dem Meeresschoß hervorkommen, er wird sich ja fürchte, sich frei zu fühle und wenn ihm das Herz auch zittert vor heißem Verlangen. Und er wird über den Erdboden auch nicht sich erheben, denn er fürchtet sich vor dem Aufrauschen seiner Flügel, und wird endlich erstarren im Gefühl des Unvermögens, und die Inslen und Meere und blühende Gärten, ja die Welten alle der Geisteskraft die gehen wieder unter und das prächtige aufgeklärte, mit volkreichen Städten prangende Europa, was soll das ihm, und was soll einem solche die Unsterblichkeit, denn er fürcht sich ja vor ihr, er fürchtet sich vor ihrem schimmernden Licht, und seine Gedanken, sie werden nicht am Wolkenfußschemel des Allgeistes anklingen. Was kann er da für sein Volk thun, das so laut, so kräftig und so aufrichtig zu ihm gerufen hat; ja es gehört Mut zur Unsterblichkeit. Allert muß

einer sein, denn sie ist kein Schlafmütz, sie ist Allebendigkeit. Aber die Eier, die der Osterhas am Auferstehungstag ins Gras legt, davon kann sie sich nicht erhalten. Bequemlichkeit, Selbstzufriedenheit, Genügsamkeit und wie die überflüssige Bausteine des Glücks all heißen, von denen der Mensch meint, daß sie ein Beweis wären für seine moralische Gesinnungen und ein Lohn dafür, daß er auf dem Weg des Herrn wandle. Ja, dergleichen ist für den nicht mehr brauchbar, der der Unsterblichkeit sich hingiebt und dem großen Genius vertraut, der ihn mit sich erheben soll, ein solcher sieht wohl ein, daß Glück, was den Menschen seßhaft und preßhaft macht und an der Scholle fesselt, ihn durchaus nicht weiter fördern kann. Und drum kommt mir's auch immer lächerlich vor, wenn man einem Fürsten seine Regententugenden danach abwägt, wie er seinem Volk hat irdische Glücksgüter und Vorteile zugewendt. Laß erst einmal ein Fürsten sein, der diese Schneiderkünste, sich Lappen und Flicken anderer Länder anzunähen, verachtet, der bloß durch seinen Geist die Oberhand behält, durchgreift durch alle politische Künste dieser fürstlichen Allmeine, indem er die verlornen Rechte der Menschheit wieder einsetzt; und für ihre Würde kämpft. Nun, was ist denn Menschenwürde? Daß er allem irdischen Glückswechsel gewachsen sei, also darauf kommt's nicht an, daß man vollauf besitze, was die Not einem entbehren lehrt, sondern auf die freudige Ausdauer im Wechsel der Geschicke, und wenn ich erst den Fürsten sehe, der sein Volk mit sich zusamt erzogen hat auf die freudige Ausdauer im Mißgeschick, dann will ich ihn loben; denn warum, er hat den Geist verstanden, daß dem das irdische Glück überlästig ist und daß der erstickt im Daunebett des Wohllebens, das ihm über dem Haupt zusammenschlägt, daß er vor lauter Glücksunrat nichts mehr hören und sehen kann.

Wer nicht an die Unsterblichkeit glaubt — wie ich denn weiß, daß die superkluge Menschen als so was denken, dem sag ich, sie will errungen sein, und das ist die Faulheit im Menschen, die das leugnet. Die Unsterblichkeit erringen bei den vielen andren Versäumnissen, die man schon machen muß, wo kommt die Zeit her? fragt ihr — und doch ist's nur Unsterblichkeitsdrang, der den Menschen ins Leben fördert. Eine Seele würde sich dem neunmonatlichen Gefängnis im Mutterleibe nicht unterwerfen, wenn sie nicht sich gedrungen fühlte, in diesem menschengebornen Leib

ihre Unsterblichkeitsbefähigung zu entfalten. Aber die wahre Unsterblichkeit, das ist der reine große furchtlose Menschensinn, der nicht am Irdischen hängt. — Und ich geb's zu bedenken, daß es kein Rätsel, sondern eine große Dummheit wär zu glauben, all die Einrichtungen der Natur, die dem guten und gerechten Menschen seine Seel reifen, so daß, der als kleines unverständiges Kind auf die Welt kommt, jetzt als großer Held an den Pforten der Ewigkeit steht! Daß diese Laufbahn umsonst wär? — Hat Gott so ein jung Leben genährt und geschützt, und zwar damit der Geist soll in ihm Wurzel fassen und blühen und Früchte tragen, so ist das nicht, daß er am End die Menschheit wie eine Mücke tot schlägt, die ihn inkommodiert. — Man sagt zwar, Gott hätt die Welt in sechs Tag gemacht und am siebenten Tag geruht, da wär also die Versäumnis nicht zu rechne, zumal die Ewigkeit ohne End sieben Tag liefert, wenn er aus Schöpfungsdrang die ganz Menschheit als wieder einmal in Lehmepatzen zusammendrückt, um nach einem so langweiligen siebenten Ruhetag in den Lehme hineinfahren zu könne und drinn herum zu kneten bis über die Ellenbogen, was ich aber für Narrheit halte und aus mehreren Gründen, denn einmal ist keiner dabei gewesen, der's gesehen hat, daß der Gott sich eine Woch lang mit der Schöpfung abgeäschert hätt, — zweitens hat sich's also einer unterstande, das zu behaupten, was er doch nicht von unserm Herrgott hat vertraut krigt. — Ein solcher hat es also der Menschheit weis gemacht und die hat's fest geglaubt und wird's noch glauben. Aber auch das hat sein Nutzen, nämlich daß die Menschheit endlich gewahr werde muß, wie sie sich alles weismachen läßt, und fest und steif dran hält, als ob der Gott ihr nicht selbst den Verstand ins Herz gelegt hätt zu denken? — als ob der Geist nicht dadurch allein, daß er die kühnste Dinge voraussetzt, endlich auf die einzig Wahrheit-durchdrungne Position komme sollt, nämlich auf den Begriff, der bloß durch dem Geist seine Freiheit kann geboren werden.

Ich will gern glauben daß: was Menschen sich einbilden oder erfinden, eine Basis der Wahrheit muß haben, denn warum? — sie sind dazu geführt worden dadurch, daß ihre Unbewußtheit nach Bedürfnis sich in ihrer Anschauung hat ausgestreckt. Da sind denn endlich die Fabeln ihnen auch Wahrheiten geworden. Und was den Aberglauben betrifft, der eigentlich der Garderobemeister

ist von diesem Mummeschanz des menschlichen Geistes, so wird den die allgewaltig Zeit schon unter seinem Plunder ganz sanft zu Grab bestatten. Aber zu lang muß es auch nicht dauern, daß man den gute alte Hans über der Erd läßt, um seine Furcht zu respektieren vor dem Lebendig-begraben-werden. Wann's anfängt in die Luft zu steigen wie Verwesung, was soll man da noch lang Bedenken tragen? Wissen wir nicht, daß dies der Gesundheit unerträglich ist? Also fort mit dir, wie vergnügt sind wir! — Nein, der Glaube soll kein stehender Sumpf werden für die Denkfähigkeiten, daß die am End drinn verwesen und verdumpfen.

Also nennt das nicht Aberwitz, daß ich an die sieben Schöpfungstag nicht glauben will. — Denn wer über eine Sach nachdenkt, der hat allemal ein größeres Recht an die Wahrheit, als wer sich von einem Glaubensartikel aufs Maul schlagen läßt. — Ich möcht wissen, ob die Wahrheit nicht eher dem sich hingiebt, der mit Eifer um sie wirbt, als dem, der ihr den Rücken dreht und sagt: „Nun ja! es ist schon gut, alles ist abgemacht im Glaubensartikel; belästige mich nicht mit deine Wahrnehmungen, die du mir aufdrängen willst; — ich hab schon Müh genug an den ewigen Wahrheiten fest zu halten, käme mir nun gar noch Zweifel, so hätt ich kein Brett, ja kein Strohhalm, um mich in dem schwankenden Meer fest zu halten!" — Ei Narr, warum willst du dich festhalten? laß los, du kannst allein schwimmen, aber lern deine Glieder bewegen, und helf dir, und seh, was das für eine Selbstheit erwirbt, wenn man alles lernt berühren und um- und umdrehen von allen Seiten. Ei die Natur giebt auch nicht alles von selbst hin, nur das Notdürftige — das andre muß man alles erwerben. — Die große Chemiker haben ihr gar sehr müssen unter die Augen sehen, ehe sie ihren Blick verstanden haben. „Schelm!" haben sie als gesagt, „du hast uns wolle was weis machen, aber wart, wir wollen dich schon fassen." Nun und da haben sie immer mit neuem Eifer und mit ewige Zweifel über das schon Festgestellte wieder von vorne angefangen, und grad diese Zweifel sind ihr Ruhm geworden. — Also sollt man beinah glauben — alles, was als Glaube festgestellt ist, das wär da, um seine Zweifel dran auszubilden und zum Selbstdenker sich umzuschaffen. Ich bin in meiner Jugend in einem Verein gewesen von einer christlichen, die biblische Wahrheiten in ihrem Lebensumgang verwirklichende Sekte. Es war der Erfahrung

wert zu sehen, von welchem beschränkten Gesichtspunkt wir unserm Schöpfer Himmels und der Erden da haben zugesetzt, was wir da all um des ewigen Heils wille uns zugemut haben, zu thun und zu lassen. Man mußt ein Pinsel oder ein Narr sein dazu. Und ich will's mit Stillschweigen übergehen. Aber wahrhaftig, hörte einer einen Hund bellen in der Nacht, ohne daß sich ein Lärm sonst spüren ließ, so kame einem die wunderlichste Gedanken, als ob es nicht allenfalls der heilig Geist könnt gewesen sein, der in der Mitternacht über den Hof wär kommen und hätt einen Besuch wolle abstatten und die Hund (unserer war noch derzu ein schwarzer Spitz) hätten in der Luft ihn gewittert und verscheucht. Solche Träumereien kamen vor in unsern Konventikeln, alle Augenblick hatte eins ein solch Fabelchen halb erfahren, halb erdacht und eingebildt, das bracht er vor, um die andern mit zu erbauen. Und glaubt man's oder nicht, es geht von Mund zu Mund und man kreuzt und segnet sich dabei, und denkt an die gottlose Zeiten, wo der heilig Geist nicht einmal unberufen ein Viertelstündchen bei einem brüten kann. So geht's aber mit all dergleichen; man behaupt's, aber man glaubt's nicht. Nur Wahrheiten kann man glauben; aber die kann man auch nicht leugnen, man sitzt mitten drinn, als wär man hineingeboren, da wirft der Geist den alten durchlöcherten schmutzigen Madensack des Aberglaubens ab, und bewegt sich frei im Geniusgewand der Wahrheit, dieses aber besteht nicht aus einem wollnen Unterrock und Holzpantoffeln der Demut, nicht aus einem Kapereinchen ohne Garnierung, und auch nicht aus West und Hosen und Überrock ohne Knöpf, und einer rundlockichten Perück. Nehmt's nicht übel, Hose trägt der Genius nicht und kein grobwollne Unterrock. Seine Montur besteht lediglich in ein Paar ungeheuere mächtige Flügel, mit vollen warmen Daunen der Menschenlieb, mit denen er zu den Bergen sich aufschwingt, wo er die allbelebende Sonn kann heraufkommen sehn, und kann sich satt trinken in ihrem Licht zum Morgengruß, und dann sich erheben, und nicht scheuen, hinauf über die Gewitter-türmenden Wolken sich empor zu tragen. Ha! was kann den starken Fittich brechen dem Luftschiffer, der's verachtet, etwas ins Aug zu fassen, was unter ihm ist, der einer himmlischen Küste zusteuert. „A u f w ä r t s, a u f w ä r t s, z u d i r

37 f. Goethes „Ganymed" Nat.-Litt. Bd. 83, S. 72: „Aufwärts! Umfangend umfangen! Aufwärts an deinen Busen, Alliebender Vater!"

allliebender Vater!" — — Da müßte man doch berechnen, daß es Himmelskräfte gäb, die ihn wieder niederdonnern. Aber was hat er denn verbrochen, daß Gott sollt Allarm blasen lassen gegen ihn? — Denkt ihr euch den Gott nicht besser wie euch selber, die ihr alle Augenblick einen Prozeß habt um einen Grenzstein? — Ach nein! Alles Mein und Dein ist eigentlich nur Täuschung, in der die irdische Menschheit und vorab die Fürsten befangen sind. **Die**, sag ich, vorab, weil ihre geistige Anschauung über das Wohl der Menschheit immer eine so allgemeine sein muß, daß Grenzen von Mein und Dein dabei gar nichts bedeuten. Ihr versteht mich nicht? — He! — Laßt euch sagen: — Der Mensch hat einen Leib! — Der Fürst im geistigen Sinn genommen hat auch einen Leib. Das ist sein Volk. Wie käm's euch vor, wenn der Nachbar von euch wollt das Terrain seines Leibes ausdehne und wollt euch ausmergeln, um sich selber fett zu machen? — Nicht besonders schön und edel, und zu riskieren wär, daß er durch diesen unverschämten Unverstand seine Gesundheit, all seine leibliche und geistige Fähigkeiten verliert. Seht ihr nun, im höhern geistigen Sinn gilt nichts von Mein und Dein. Wie sollte also Gott den Menschengeist zurückdrängen wollen, der im Geniusgewand, also im bräutlichen Gewand an sein Gastmahl tritt? —

Aber wo versteig ich mich hin? Von meiner Enttäuschung über meine Sekte, die gar nicht durch ein himmlisch Donnerwetter, sondern durch eine Nachtmütze ist bewirkt worden, und woraus man schließen kann, daß selbst das Geschick ökonomisch mit denen Werkzeuge seiner Macht umgeht, und daß, wann es einen Floh will knicken, es nicht den Berg Ossa auf ihn fallen läßt. — Die Sekte, die hier in meiner liebe Stadt Frankfurt wie die Gretel im Busch aufgeblüht war mitten im Luxus von den Reifröcken, Paniers, Andrieng, cul de Paris, Fontangen, Merluchen und wie die bizarre Modenamen all zu nennen beliebt werden. Die war nach Art der Quäker; man durfte keine Schminke tragen und nichts von titulierten Kleidungsstücken.

Zusammenkünfte wurden gehalten, darin ward gesungen und gebetet in einer schläfrig näselnde Weis, worüber ich meine Ungeduld kaum bezwingen konnt, auch Inspirationen, vorab gingen die immer darauf aus, wie das Verhältnis vom Himmelsregiment wär. — Mir wollt darüber nichts einleuchten, ich mußt schweigen, wenn die andern ihr ungereimt Zeug vorbrachten, das war mir unangenehm.

Einmal waren wir über Land gefahren, um in einem Landwirtshaus eine Zusammenkunft zu haben, es war im Frühjahr; bis wir all uns versammelt hatten und in einer Reih dem Thor hinaus gefahren, hatte sich die Zeit verlaufen. Wir rechneten auf den Mondschein, der kam sehr bald und beleuchtet uns das Ziel unserer Reise. Das war eine lange eiserne Stang, die sich ausstreckte vom erste Stock am Wirtshaus, woran das Schild hing. Wenn der Wind ging, so bambelt das Schild hin und her. Wir fahren über einen großen Anger im Abendwind, wir sehen in dem im Mondschein verscheidenden Tageslicht etwas Weißes schweben, was sich von dem schwankenden Schild durchaus nicht entfernen will. Die Wagen halten still, um ihre Bemerkungen zu machen, wer rät nicht auf den heiligen Geist. Voller Verwundrung, daß wir endlich einmal mit leiblichen Augen etwas sehen könne, was der Einbildungskraft zu Hilf kommt, fahren wir auf besagten heiligen Geist los, den wir da um das Wirtshausschild herum schwindlen sehn. Wir fahren in einem Bogen um das große Wiesegeländ herum auf eine Brück zu, so daß wir den heilige Geist am Schild immer im Aug behalte. Alleweil kommt eine Wolk, die den Mond verbirgt, so wie er durchpassiert ist, sehn wir auch den heilige Geist wieder, und hören einen gewaltigen Tusch von Pauken und Trompeten blasen, er schwingt sich hinauf aufs Bierschild, als wollt er von dem volle schäumende Becher, der darauf gemalt war, nippen. Wer denkt da nicht an dem Apelles seine gemalte reife Trauben, nach denen die Vögel auch so lüstern waren, daß sie mit ihre krumme Schnäbel ihm habe die gemalte Leinewand durchgepickt? — Doch im Näherrücken will uns die Phantasie nicht mehr so herzlich dienen. Wir wollen gar zweifeln, wir leiden Anfechtung an unserm Glauben, der Teufel spiegelt uns vor, als wär's eine Nachtmütz, keiner mag's dem andern bekenne.

Ja, wie toll, sich einzubilden, eine Nachtmütz könnt da an der lange Stang vorne am Haken hängen und herum schwippe bald unten, bald oben über dem gemalte Bierglas. Dummer Lügen braucht der Teufel sich nicht zu bedienen, um einem aus dem Port des Glaubens, in den man glücklich eingelaufen war, wieder hinaus zu stoßen auf das stürmende Meer des Unglaubens! Es war aber doch eine Nachtmütz, ein vor Freude trunkner Bräutigam, der da seine Hochzeit feierte mit einem schöne Bauern-

diendel, der hatte im Übermut seine Nachtmütz hinausgeschwungen, und dort blieb sie zum Wahrzeichen hängen, einer pläsirlichen Hochzeitsnacht, und die Musikanten haben die ganze Nacht da Schelmeliederćher musiziert, und so oft der Wind die Mütze herumdrehte, so haben sie Tusch geblasen, und der Wirt meint, sie sollt hängen bleiben bei Wind und Wetter bis übers Jahr. Von unserer Vision war die Red nicht mehr, wir wurden wegen unserer schlichten Kleidung gleich recht herzlich eingeladen, und tanzten die ganze Nacht durch in einer gemischten Gesellschaft, mit den lustigen Hochzeitgästen herum. Unsere Andacht war auseinander geflogen wie Spreu und von dem Datum an hat die Brüderschaft ein stillschweigend End genommen. Und wir wollen auch vor heut ein End machen, wir haben uns vergallopiert in allerlei Nebenerzählungen. Ich wollt eigentlich darthun, warum ich an die sieben Schöpfungstag nicht glaub. — Aber das wollen wir auf ein nächstes Mal versparen, wo ich auch meine Geschicht auserzählen werd, denn für heut hab ich genug geschwätzt.

An einem schönen Sommerabend vor dem Schaumain-Thor, nicht weit von dem grünen Platz, wo der Kringelbrunnen steht, erzählt die Frau Rat weiter:

Kann mir einer sagen, wo wir geblieben sind? — „Im Garten im Mondschein." — Ja, ja, ganz recht, aber was haben wir da verhandelt? — Denn sonst wär meine Geschicht gleich aus, wenn ich wie die große Herrn mit Relaispferd durchsause wollt, ohne die geringste Erfahrung zu machen unterwegs, ohne die geringste Entdeckung oder Bemerkung als bloß, daß es wie der Wind über Stock und Steiner hinausgeht! — Nein, wir fahren mit einem Hauderer — der alle Viertelstund ein Schnäpschen nimmt, und alle Anrand Futterung hält. — So bin ich einmal nach Heidelberg gefahren mit siebenzehn Futterungen und einundzwanzig Schnäpse und hab doch Geduld gehabt; so muß man mit der Frau Rat auch Geduld haben und heut hab ich grad Lust nach einem kleinen Räuschchen; denn von den Wirklichkeiten ist so nicht mehr viel zu erzählen — nur noch von denen Einbildungen.

Aber erst muß ich mich über die sieben Schöpfungstage ausweisen, warum ich an die nicht glaub, denn weil man sich so in der Stadt erzählen wird — denn es haben es zu viele Ohren gehört, als daß es nicht sollte verdreht werden — daß die Frau Rat ein Atheist wär, und nicht an jenen unter den Christen ausgemachten Ursprung von Himmel und Erd glaubte; so will ich — ehe ich an unserer Erzählung fortbau (denn die werd ich auch nicht im Stich lassen) — doch auch Gründe und Ursachen darlegen, nach denen man überlegen mag, ob ich vielleicht recht haben könnt.

Bei mir ist ein Grund eine Verschiedenheit von einer Ursach. Zum Beispiel: Ein Grund wär bei mir, daß ich durchaus nicht leiden kann, etwas als gewiß wahr anzunehmen, was nur aus menschlichem Urteil hervorgegangen ist, denn warum hat der

11. Hauderer, Lohnkutscher (Schmeller I, 1053); Goethe im „Schwager Kronos" handschriftlich: „Eckles Schwindeln zögert Mir vor die Stirne dein Haudern."

Mensch sich's einfallen lassen, etwas als Wahrheit festzustellen? — Etwa weil er nicht mehr aus und ein weiß über seine viele Vorder- und Nachsätz, die er all hat aufgebunden krigt, und weil er es eben nicht besser sich vorstellen konnt? — Das ist aber noch gar keine Beweisführung, daß ich mir nichts Bessers denken könnt! — Und warum hätten wir die vielen Spekulationen im Kopf, wenn alles schon ausgedacht und nichts mehr zu besinnen wär? — Da wären also die ganzen Denkfähigkeiten umsonst uns im Kopf wie eine grüne Saat aufgegangen, und der Weizen, den sie trägt, der wär für die Feldmäus allein? — Ich frage? —

Nun mag's sich einer überlegen, für mich giebt's nichts zu überlegen; ich bin davon überzeugt, daß man seinen Verstand brauchen soll wie ein gutes starkes Pferd von einer feurigen Rasse und über Stock und Stein dahin rennen und vor so einem Schlagbaum von Glaubensartikel nicht umwende. — Nein? — Die Sporn eingesetzt und — drüber hinaus, als fort in eim Feuer mit deinem Geist dem himmlischen Erzeuger in die Arme. — Und wenn ich nun bei dem allwissende Schöpfer herangeprallt käm, und es wär allenfalls doch wahr, daß Gott die Welt in sieben Tag gemacht hätt, was meint ihr dann, daß Gott mich dafür strafen würde, daß ich das nicht im Leben hätt glauben wollen? — Wenn er in meinem Herzen herausforscht, daß ich aus bloßer Lieb zur Weisheit diese Nachgedanken über die Schöpfung gehabt hätt? — Er würde lächeln und sagen: Du närrisch Menschlein bist auf einem Holzweg, denn ich hab wirklich die Welt in sieben Tag gemacht. Und so könnt er vielleicht fragen um die Ursach, daß ich bei Lebzeiten mich wehrte gegen den allgemeinen Glauben. Nun, eine Ursach ist, wie gesagt, schon ganz anders als ein Grund, der kommt aus einem natürlichen Trieb her, der in der Seele ihrer eigenschaftlichen Natur liegt, und an allem Leben und Weben derselben teil hat; und der soll heilig gehalten und gepflegt werden, und da soll ein jeder immer Kind bleiben und sich diesem Seelengrund hinopfern. — Und all das Pädagogenwesen ist nichts, der Emil vom Rousseau bis auf den Herrn Haberlein, der in unserm Haus Präceptor war und manch pädagogisch Vorlesung gehalten hat, und hat als gemeint, ich sollt mich mit meiner Erziehung danach richten. — Aber die unwiderstehliche Gründe der menschlichen Natur waren in

34. Émile ou de l'Éducation par J. J. Rousseau 1762.

meiner Seel zu stark, die haben mich einen andern Weg einschlagen lehren. — — Man muß das Kind leiten! Man muß es leiten und ihm im Glauben und Religion eine Stütze bilden, daß es nicht falle.

Nun frag ich einen Kriegsfürsten zum Beispiel, wenn er sich ein gut Regiment heranziehen will, wird es ihm angenehm sein, wenn dies Regiment in schönster glänzender Uniform vor ihm steht, mit einem Hakenstock, um sich festzuhalten, mit Krücken, um nicht auszurutschen, mit einem Ruhesessel für den heiligen Sonntag, mit einem Weihwasserkessel, um sich die bösen Geister aus dem Weg zu spritzen, ja mit einem Kasten, um sich drin einzuschließen, damit sie ihm über Nacht nicht gestohlen werden, und mit Respekt zu melden, mit einem geheimen transportablen Örtchen für die Bequemlichkeit und den Anstand. —

Nun, ein jeder gesunde Menschenverstand wird sagen: Ein solch Regiment wird den Feind nicht aus dem Sattel heben, und der gute Kriegsfürst kann sich heim geigen lassen mit seinen Eroberungen. Warum soll das aber für den Allgeist grad recht sein, für den großen Herrscher in und über allen Seelen? —

Ei, können wir denn wissen, ob unser Gott nicht ein Kriegsgott ist, der die Menschheit beherrscht, um eine kriegerische Nation aus ihr zu bilden? — Und soll der mit einer Bildung sich zufrieden stellen lassen, die die menschliche Afterweisheit für gut findet, und keiner auch zum geringsten irdischen Geschäft brauchbar machen kann? — Dann denk sich einer so einen zusammengestülpten Krückenkerl in der gewöhnlichen Welt, ei kein Zimmermann könnt einen Balken von ihm lassen richten, viel weniger, daß er eine Kanon lösen könnt, er fiel ja um!

Nun, geistig wird's nicht anderst sein. Ein Verstand, der die Füß in einem Sack stecken hat von Vorurteilen, der kann nicht nach dem Ziel laufen. — Oder auch nur, wenn er seine Füße, wie es der Anstand lehrt, nach der ersten, zweiten und dritten Position setzen will, der kommt nicht vorwärts!

Freiheit in alle Glieder ist die Hauptbedingung von einem tüchtigen ausgebildeten Soldaten, ein tapferer Schütze, ein Held muß in alle Knochen seine Kraft spüren; eben so ist's auch mit dem Geist, wie soll der Gelenkigkeit krigen, wenn er seine Glieder nicht regen kann.

Jetzt also ist auch schon eine Ursach da, warum ich nicht an die sieben Tag der Schöpfung glauben will, nämlich, weil es eine

Fessel wär für meine Geistesfreiheit, mir etwas anders zu denken, was mich vielleicht näher mit meinem und der ganzen Welt Schöpfer zusammenbrächt. — Und warum ich's dann grad gegen die sieben Schöpfungstage hab, könnt einer fragen und könnte mir da einwerfen, daß es doch auf die Geistesfreiheit keinen so gewaltigen Einfluß hätt, ob die Schöpfung tagweis oder in kurze Momente, oder wie es auch sei, hervorgekommen wär, genug, daß sie da ist und daß wir in ihr leben. — Aber darauf hab ich zwei Dinge zu antworten, erstens:

Daß es ganz einerlei ist, welche Geistesfessel man zuerst abstreifelt, und weil es grad das erste war, was in der Bibel mir aufgefallen war, weil es doch gar zu lächerlich ist, etwas glauben zu sollen, wovon kein Mensch Rechenschaft kann geben, weil niemand dabei war und auch keiner behaupten will, es wär ihm offenbart worden. Wenn jetzt einer kommt und sagt, ich bin da oder dorther, was er doch wissen kann, mein ich, da heißt's gleich: Ich glaub dir's nicht, du mußt erst Leib und Seel verschwören, daß es wahr ist, und einstweilen wirst du in Prison gesteckt, bis wir heraus haben, ob du gelogen hast.

Nun, das ist doch eine Kleinigkeit gegen die große Wahrheiten, welche nicht das Zeitliche, sondern das Überirdische betreffen, und die natürlich hinter jeder Lüge verborgen sein müssen. Denn was ist eine Lüg? — Ein Vorhang vor der Wahrheit. — Geh hin, heb den Vorhang auf, er ist nicht von Gottesgeist, er ist von Menschenvorurteil zusammengewebt. Also nur keck drauf los! — es ist keine Sünd, nach der Wahrheit mit ernstem Willen zu forschen. — Oder war das Ingenium des Menschen vielleicht der Apfel vom verbotnen Baum? — Mag's wie's will, in dem Stück bin ich von den Freigeister und freß meintwegen alle Äpfel auf, denn sie schmecken köstlich, und erquicken, wie es dann natürlich sich einbilden läßt, daß eine Paradiesesfrucht schmecken muß!

Nun! darum eben hab ich mit den Schöpfungstagen den ersten Versuch gemacht, weil sie in ihrer ganzen Verkehrtheit weniger in groben Prätensionen sich einem aufdringen, und weil es einerlei ist, bei welcher Gelegenheit man den Geist lehrt, auf seine eignen Füß stehen. Und vielleicht auch, weil ich mit der Beleuchtung von einer andern Bezweiflung nicht so leicht die Maut passiert wär vom Seelenskrupel, aber an denen sieben Schöpfungstag läßt man eher die Mäus und Ratten ein bißchen

herumnagen, man hält's für so ein alt Castrum doloris der Geschichte; alles ist dran vergilbt und veraltet, ein Wust von Staub und Spinneweb hängt drauf, es wird so nicht oft mehr im lebendigen Glauben in Anwendung gebracht. Was soll man weiter mit, wenn's auch wackelig wird, die Erschaffung wird darum doch bleiben. Aber wär ich nun wider einen andern alten Topf widergerennt und wär der auch gleich in Scherben zusammengefallen, daß es augenscheinlich sich ergab, es war nichts dran zu halten.

„Was? Sie wollen unsern Teufel angreifen, Frau Rat? — ohne den doch kein Halt in der Religion sein kann, nein, den können wir uns nicht nehmen lassen, er fehlt uns in allen Ecken."

Ei, ihr seht ja doch an den Scherben, wie zerbrechlich der alte Topf war.

„Gott bewahr! ein alter Topf! — Wie ich nach Haus kam und über die Wendeltrepp ging, da war mir's ordentlich ängstlich, daß ich mich nicht mehr vor ihm fürchten konnt," würden die sagen, die sich von dem Begriff der Wahrheit hätten überwinden lassen, „und es ist einem gar nicht heimlich mehr in der Religion. Vor was soll man zu Gott beten, wenn man sich vor dem Teufel nicht mehr fürchten darf?" Und ich möcht wollen oder nicht, ich müßt ihn am End wieder restaurieren, und doch riskierte ich wie der Sokrates, daß ich den Schierlingsbecher trinken müßt, und es ist noch die Frag, ob irgend ein Jünger die bessre Erkenntnis aufgefaßt hätt und hätt nach meinem Untergang über mich getrauert, und den Samen meiner Einsichten aufbewahrt, daß er in der Nachwelt sollt in Blüte kommen.

Nun also auf eignen Füßen stehen soll der Geist. Das ist bei mir eine unumstößliche Wahrheit, an der manches zerschellen muß, was dagegen anstößt. Woher hab ich sie mir als junge Mutter von einem großen Sohn denn so fest einbilden können, daß ich dem Herrn Haberlein nicht gefolgt hab, wenn er sagte: Man muß das Kind führen und es stützen und was weiß ich als. — Ich aber dachte, man muß das Kind locken und nicht führen, und muß ihm alles wegnehmen, woran es sich's lernt, nicht auf den eignen Beinen zu stehn. Und wie nun das Kind auf ein-

1. Castrum doloris, Trauerbühne, entsprechend unserer Ausstellung fürstlicher Personen auf dem Paradebette; auf der deutschen Wanderbühne vor Gottsched beliebter Schlußeffekt. — 9. zu halten, Faust V. 3346.

mal ohne alle Hilf mit einer großen Courage auf freiem Fuß dem Vater zwischen die Bein gelaufen ist, mit einem freudigen schallenden Gelächter, da hat sein Vater auch gelacht, obschon es ihm ans Herz gegriffen hat. — Und die Mutter aber ward ganz rot und ging beiseit, um keinen nicht in ihr Gesicht gucken zu lassen, denn sie schämte sich über die Gefühle, die sie bei der kleinen Naturbegebenheit bestürmten. Und als ob's heut noch wär, besinn ich mich auf alles, was ich da im heimlichen Gebet meinem Schöpfer gelobte. Denn ich hatte als junges Mädchen, wie ich letzt auch schon in der Erzählung von jenem christlichen Verein dargethan hab, allerlei Versuche gemacht mit meinem Seelenheil, der Trieb stak in mir, ich wollt heraus ans Licht, aus der Dunkelheit — und reflektierende Gedanken, das war bei allem, was vorfiel, mein Tagewerk.

Nun! dacht ich — macht's dem Vater so eine große Freud, sein Kind ohne Leitseil auf freien Füßen daher laufen zu sehen, warum soll es den himmlischen Vater nicht freuen, den Menschengeist aus freien Stücken ihm zulaufen zu sehen. Und hier muß ich noch eine wichtige Bemerkung machen, die mir eben jetzt einfällt — nämlich, der freie Geist rennt immer der Gottheit in die Arme und zwar aus eignem Instinkt, ja er kann gar nicht anderst, denn er sucht seine Mutter die Weisheit und die ist beim Vater der Gott ist — und das Kind beweist es ja, das aus freien Stücken auch der Mutter in die Arme lauft. — Und ob man da auch einwerfen könnt: aber der Mensch macht oft verkehrte Wege und wenn er da kein Gesetz hätt, an dem er sich festhalten müßt, oder nach dem er gericht wird, dann wär zu befürchten, daß er die Welt aus den Angeln hebt! —

Ei, das lautet auf den ersten Moment, als ob's ein unumstößliches Argument wär. — Warum sollen aber die Philister keine Verschanzung haben, in der sie sich sicher wissen gegen den freien Geist? — Die ganze civilische Einrichtung ist so eine Verschanzung gegen den Geist, denn der braucht sie, und weil die Weisheit überall ist.

Aber jetzt antwort ich auf den früheren Einwurf: „Grad weil der Geist die Welt aus den Angeln zu heben vermag," grad darum muß er's auch versuchen lernen, und müssen ihm nicht Händ und Füß gebunden sein, daß er's nicht probieren kann.

O wart nur! — und schneidet keine so spottende Gesichter, ich kann nicht alles auf einmal sagen, obschon ich jetzt in einer Feuersglut bin, als ob ich aus Eisen sollt zu Stahl umgelöscht werden, so muß ich mich doch besinnen und zusammennehmen, wenn ich alle tiefe Wahrheit aussprechen soll, und so recht faßlich darlegen. Innerlich erleuchtet einem so ein Gedanken wie der Blitz und er reißt einem wie der Sturmwind mit, aber äußerlich da passiert's langsam die Barriere.

Also fürs erste behaupte ich, der Geist soll alles stiften, was er vermag. — Und ein noch viel größerer Gedanke ist der, daß wenn das so geschäh, so könnte die Welt endlich sündenlos werden, und daß wir so lang in der Sünd verharren werden, und die auf keinerlei Weise abwäschen mit allen Bußpsalmen, nicht als nur wenn dem Geist diese Freiheit gegeben wird, und wird ihm nicht mehr mit Ketten seine Freiheit geraubt, daß er nur darniederliegt und schmachtet und seufzet, aber nicht thätig sein kann!

Zu sehr in die Augen springend sind alle diese Wahrheiten, als daß man noch Beweise herbeiholen dürfte. Ein jeder muß die bei sich selber finden oder er ist zur Einsicht noch zu sehr verpelzt. Aber ein Glück ist, daß das Licht keinen Platz unerfüllt läßt, so ist zu hoffen, daß es noch alles durchdringen werde und daß die Gemeinplätze, die auf Vorurteilen sich gründen, weichen müssen vor dem harmonischen Einklang zwischen Geist und Seele, wie die Nachtschatten vor dem Morgenlicht. Doch muß ich hier noch etwas anführen, um recht auf die Spuren meiner Behauptungen vorwärts zu leiten.

Nämlich es heißt, in der Sünde sind wir empfangen, und deswegen sind wir sündige Menschen. Das ist ein mir ganz begreiflicher Schluß. In der Sünde wird gleich der Menschengeist empfangen, daß seine Freiheit gleich widerrechtlich in Gefangenschaft kommt, und wird ihm eine kalte, auftrocknende, erstarrende Philosophie als Nahrung vorgesetzt. Da krümmt und räuspert sich denn der Geist und will nicht dran, und schluckt an dem wunderliche Schwall von Wortfügungen, wo man den Verstand davon umsonst zu fangen sich bemüht, wie die kleine Kinder, die mit einem Pfötchen voll Salz ganz ernsthaft dastehen und lauschen auf so ein Vögelche als zum Beispiel ein Bachstelzche, das immer mit dem Schwänzchen wippt, und bemühe sich umsonst, dem Salz auf den Schwanz zu streuen, damit sies Vögelchen haschen können,

ja wie ist das möglich? das Salz bleibt ja nicht liegen auf dem Schwänzchen, so kannst du auch das Vögelchen nicht fangen. — Ja, ihr arme Studentenbürscherchen, der Begriff bleibt ja an dem Wortschwall nicht hängen von Gott und Seel und Gebot und Verbot, wie wollt ihr ihn erfassen und auf alles anwenden. Ja, was ist aber dagegen die Kenntnis der Natur, die nicht euch hochtrabende Lehrbriefe giebt und sich unterschreibt X U, die euch in ihren warmen Busen einhüllt, wenn ihr von jener erstarrende Nahrung endlich ganz unkräftig geworden seid, die euch anhaucht mit so süßem Atem, daß da nicht die Red mehr davon ist, ob sie euch verführt! Ihr gehört ihr schon ganz an. Da weicht nur zurück, ihr Großprahler der Philosophie, ihr Philister der Dogmatik, ihr Pedanten der Gesetzanmaßung, die Weisheit, die im schönsten bescheidensten Gewand aus allem uns anspricht, die führt aus eurem Wahn uns auf uns selbst zurück. Was sind eure Gesetze und Systeme gegen einen Vogel, der sein Nest zu bauen versteht und die lauwarme Sommernächte mit Gesang erfüllt? — oder gegen eine Blume, oder gegen die Welt, die in und um einen blühenden Baum sich bildet? und der Schall von Worten — wenn der euch trösten kann, mit dem ihr möchtet das Geheimnis der Unsterblichkeit einfangen — was ist der gegen den Genuß, dem die Natur in ihren schönsten Geheimnissen sich hingiebt? — Jeder Gegenstand in ihrem erhabnen Lehrbuch deutet auf die Gesetze der Harmonie, in welchen der freie Geist sich bewegt. — Aber das ist die erste große Kapitalsünd, daß wir den widerrechtlich gefangen halten. — Seine Fähigkeiten, von denen wissen wir nicht, wohin sie ihn leiten würden, ob die Sünde nicht würde verschwinden, wenn die sich ganz frei entwicklen. Denn alle Menschen würden erleuchtet werden. Die Gelüsten, weswegen wir jetzt ein Zuchthaus, eine Polizei, einen Rabenstein, Henker und Beil haben, diesen Krankheiten würde die Menschheit dann wahrscheinlich entwachsen sein, es würden Kinderkrankheiten gewesen sein, denen man bei entwickelten Geisteskräften nicht mehr ausgesetzt wär.

Freilich muß eine Polizei sein, — aus göttlicher Vermittlung, — nicht ein Leitseil gedreht aus noch strafbareren Gesetzen, als die Verbrechen selbst, nicht Gründe der Strafbarkeit, die der Vernunft, welcher doch der moralische Instinkt eingeboren ist, Schauder erregen. Nicht solche, vor denen der Geist flüchtet und

sich bekümmert, nicht solche, wobei der Gesetzgeber, wie der nach ihm urteilt, gleich elend dastehn, und der, an dem das Urteil vollzogen wird, am End noch wie ein unschuldig Lamm gegen ihnen übersteht.

Das Geld macht jetzt eine hauptsächliche Versuchungsgelegenheit zur strafbare Sünd unter den Menschen; denn warum? Der Eigennutz, der auch gar keine lobenswerte Eigenschaft ist, der hat es so gewollt, daß dies soll am meisten bestraft werden. Wer's einmal hat, dem soll's nicht geraubt werden. Wie einer da zum Gelde kommt, das wird nicht beleucht. Die Nürnberger haben das Dukatenmünzen zu einer Sach gemacht, die man nur am geheimen Örtchen thut, es steckt eine Moral dadrinn. —

Die sündhaftige Anlagen im Menschen machen hier Strafgesetze gegen das, was sie im sündigen Genuß stören könnt. Wie? wenn der Räuber eine von denen hochgepriesne evangelischen Tugenden dir zuwenden will, so hängst du ihn davor an den Galgen? So ist denn der Grund der Strafe und Gesetze gegen die Sünde oft strafwürdiger oder verdammlicher als die Sünd selber. Wie soll da Heil aus der Straf erwachsen? — laßt erst den Grund der Strafe ein strafloser sein, eh ihr sie anwendet, so wird's ganz anders herauskommen. Und dann! — Ach, es stehn mir die Gedanken still vor Verwundrung, was da vor Wahrheiten mir vor Augen stehn, und ich hab's nicht so im Griff sie in ihrer Kraft zu erhaschen, ich hinke auch von den Geistesbanden, die in den jungen Jahren schon einem die Kraft brechen.

Aber genug, der Teufel ist nichts anders als das Abwenden von der Wahrheit; die Furcht vor ihr, die aus irgend einem bösen Grund sich ins menschliche Gemüt festgesetzt hat, denn was ist da zu fürchten, wenn es nicht ist, daß wir heimlich am Bösen hängen und fürchten, wir könnten durch die offenbare Wahrheit, wenn die sich geltend macht, derselben beraubt werden. So ein Staatsdiener, der seinem Landesherrn Leib und Seel verschwört, seiner unverbrüchlichen Treue; seht emal, wie stolz der von seinem hohen Posten herunter guckt auf die Menschheit. Aus welchem Grund nur? Ei, weil er das Wohl des Landes bezwecken will. Nun was das wieder vor ein Jammer ist! wird der arm Teufel

18. verdammlicher. Eine ganz ähnliche Gedankenentwicklung legt Richard Wagner seinem „Jesus von Nazareth" in den Mund. „Ein dichterischer Entwurf aus dem Jahre 1848." Leipzig 1887. S. 32.

zum Narren am großen Gedanken des Menschenwohls, und von einem ganz kaputen Narren hängt das nun ab; ei wär er doch lieber gleich zur Salzsäule geworden mit seine süße Versprechungen, so könnt das arme Volk immer seinen Rettig, mit dem es seine hungrige Mahlzeit hält, an ihm reiben, und so müßt er seinen Eid doch wahr machen und fürs allgemeine Beste sich verbrauche lasse, trotzdem daß er ein Narr ist, den man nicht zur Verantwortung ziehen kann.

Solche ungeheure Wahrzeichen stehn am Betrachtungshimmel, daß alles, was geschehen soll zum Heil des Staats, aufs politische Sündenregister zu stehn kommt. Ja der beste Wille des Weisesten, Erfahrensten geht zu Grund an diesem seinsollenden Heil, oder er muß auch der Versuchung erliegen. Mäßigung, Bescheidenheit, Erkenntnis geht zum Teufel, und er steht da, und schlägt sein eignes Gewissen in die Flucht. Hätt aber ein solcher sich nicht vor der Wahrheit gefürchtet, so hätt die ihm zugeflüstert: die Menschheit leiten kannst du nicht mit deinen aberwitzigen Einbildungen auf dich selbst. Treu bist du deinem Landesherrn nicht mit deim Hoffart auf dich selbst, mit deim Neid, mit deiner Gier zu herrschen. Das erste, was du treuer Fürstenknecht in der Heimlichkeit beschließt, das ist: Der Herr Landesvater dürfen sich nicht drein mischen. Drohen thust du: sonst nehm ich mein Abschied. — Ei, was ist dran gelegen? Ja, wann er sich das fragte? — Aber er braucht sich's gar nicht zu fragen, denn er hat gar kein Lust dazu.

Was aus dem freien Geist vor Wohlthaten für die Menschheit entsprießen würden, das ist ein Rätsel, was unsre Neugier doch endlich reizen sollte. Wir versuchen nun schon so lebens- und vorlebenslang, jenen Teufel zu bekämpfen, der ohne Unterlaß von Stufe zu Stufe uns durchs Leben begleitet, wo könnt der sich unterstehn neben dem freien Geist herzulaufen, und den zu extern mit Gelüsten aller Art, wie er's dem armen gebundnen Geistesklaven macht, der im Schwindel seiner gebundnen Willkür einzugreifen meint in die Macht des Zeitenstroms wie so ein kleiner Schiffspommer, der mit seinem Gebell das Schiff aufhalten will, dem aber strömen die Winde zu und füllen mit Luft ihm die Segel, daß es majestätisch hervorrudert aus dem engen Port auf den hohen Ocean, kommen aber widrige Winde, so retiriert der klein Pommer unters Verdeck.

Gebt jenen armen Menschen nicht allein die Schuld, auch ihr Geist war von Jugend auf gebunden, sie hatten nicht Titanenkraft, einen Funken des freien Geistes wieder anzufachen, er ist in ihnen erstorben, sie können nicht in jener Treue, in jenen Tugenden bestehen, die sie gelobt haben ihrem Landesherrn, sie können nicht, denn ihnen fehlt die Willenskraft, die ist der freie Geist, aus dem allein alle Tugenden hervorgehen. Und deutlich sieht man, daß der Teufel nur der in Verwesung übergegangne Geist ist, der nicht Luft hatte und göttlichen Wachstum.

Also wohin der freie lebendige Geist führt, das ist, was wir noch nicht wissen, und darum sollen wir's erfahren wollen.

Jetzt wollen wir einmal Halt machen und besinnen, was ich im Anfang sagen wollt, und wovon ich ab und vom Hundertsten ins Tausendste bin kommen. Das war nämlich von den sieben Schöpfungstagen, daß ich an die nicht glauben wollt, einen Grund hab ich nämlich angegeben, weil mein Seeleninstinkt mich zur Spekulation leitet, und ich eine so göttliche Gab nicht mit Füßen zu treten Anlaß hab, wenn ich nicht ganz ein Ochs bin.

Die Ursach aber war, weil ich durchaus mich nicht auf etwas verlassen kann, was wie ein alter Thürpfosten vor meiner Nas hingestellt ist, und ich soll davor stehn wie vor einem Ölgötzen, das paßt nicht zu meim lebendigen Verstand. Vor einem Ölgötzen mag meinetwegen wieder ein Ölgötz stehn, aber der Geist kann und soll da nicht Halt machen. — Aber jetzt will ich noch auf die zweit und viel einleuchtendere Ursach kommen, von der ich sagte, ich werde sie auch publizieren, das ist nämlich, weil ich ein Begriff hab, daß Gott zwar einen siebenten Ruhetag hätte haben können, nämlich wenn er phlegmatischer ist gewesen wie ich, denn ich hab mich meiner Lebtag nicht hinein finden können. Der Sonntag ist bei mir ordentlich aus Widerspruch gegen die Faulheit, die schon am siebenten Tag erschlaffen will, ein wahrer Rebellertag gewesen, alle unkommode Geschäfte hab ich auf den Tag verlegt; einmal lief da alles aus dem Haus spazieren, nun da konnt ich vors erste alles schwarze Gerät zusammensuchen, denn obschon ich am Samstag die reine Wäsch ausgeteilt hatte, so war mir die schmutzig nicht ausgeliefert worden. Dann hatt ich auch Gelegenheit, einmal die Fensterscheiben wieder hell zu putzen in denen Gelehrten- und Studierkabinetter, dann untersucht ich die Stuhlbein, ob die noch ganz wären, denn es wär ein Wunder

gewesen; denn meine Kinder machten mit ihren Schulkameraden die tollste halsbrechende Gefährlichkeiten mit denen Tisch und Stühl, sie bauten Türme und spielten Festungsbelagrung, und stürzten Hals über Kopf mit samt so einem unterminierten Turm herunter, und ich kann Gott danken, wenn die Glieder ganz waren, und gern die wackeligen Glieder der Möbel wieder in Leim bringen. Nun ging ich also, während alles in der Kirch war, herum mit dem Wischlappen, dem Besen und der Leimpfanne. — Manchmal ging ich denn auch in die Kirch den Nachbarsleut zu Gefallen — aber weil ich den Herrn Prediger auswendig konnt, so hielt ich am heiligen Ruhetag während der Predigt immer mein Ruhestündchen, aber geruht hab ich eigentlich doch nicht, das liegt mir nicht im Blut, sondern nur wegen meiner Ungeduld, durch dem Prediger seine unendliche Lüneburger Heide zu kommen, überlegte ich: Was wirst du noch alles einrichten heut? Also — erst wann du nach Haus kommst, werden die silberne Leuchter vorgenommen — blank geputzt mit Kreide und Branntwein, — wird derweil ein Bügeleisen ins Feuer gelegt, und die Manschetten aufgebügelt von den Sonntagshemden. Zweitens und drittens wird auf dem Boden untersucht, ob die Mäus sich allenfalls wieder Löcher gebohrt haben in die Schwarzgerätkammer. Drittens werden die Wäschmahne gezählt, denn letzt sind sie verlehnt worden und ich glaub, ich hab sie noch nicht wieder gekrigt, und dann müsse die Wäschleinen auch gezählt werden. — Dann, in der Bodenkammer, wo die Äpfel auf dem Stroh liegen, da müssen die schöne Borstorffer all umgelegt werden, damit sie nicht anstoßen. Dann wird der Mittag herbeikommen; aber gleich nach Tisch, wenn's nämlich keine Zeit mehr vor Tisch ist, da werd ich mir alle Bouteillen mit Wein dritthalbhundert an der Zahl umlegen, und da werd ich mir Siegellack mit in den Keller nehmen, und das große Wappensiegel, und werd alle leere Flaschen verpetschieren und unser Wappen drauf drücken, wenn dann der Dieb kommt und trinkt eine Flasche aus, und behaupt, die sei leer gewesen, so sag ich: Nein! die leeren Bouteillen werden allemal verpetschiert, und da diese Flasche unversiegelt leer ist, wer hat sie gesoffen? — so steht er da und kann keine drei zählen. Und so kann mir also in Zukunft keiner mehr den Wein austrinken. — Das war nun ein solcher Hauptgedanken, daß ich die größt Ungeduld bekam, die Kirch zu ver-

lassen und alles ins Werk zu richten. — Nun dann war auch der Herr Pfarrer gewöhnlich fertig mit seiner Red, die nicht weniger unbedeutend war von dem studierten Mann, als was ich derbei überlegt hatte, oder lieber gar zum wenigsten nicht so brauchbar für die Seele, die zu wecken, als mich die meinigen Überlegungen allert machten, mein Hausstand auf den Trapp zu bringen. — Nun zog man in Kompanie aus der Kirch, mit den Sonntagsandrieng und den neuen Enveloppen und den hoche Stelzercher unter den Füßen ging's klippklapp nach Haus, und da war dann unterwegs eine Unterhaltung mit den Madamen über die gottselig Red, aber auch über allerlei andre Dinge. — Nun! sagt ich, die Predigt war halt wie dem Herrn Prediger der Schnabel gewachsen ist, und so haben wir's uns müssen gefallen lassen. — Ach! sagten die Leut, Sie sind eine böse Frau, Sie sind immer nicht zufrieden und wann der Herr Pfarrer in noch einem so heftigen Eifer ist. — Die Frau Rat war aber keine böse Frau, sondern sie meinte: Hätt der Herr Pfarrer von Jugend auf denken gelernt, das heißt laufen ohne Krücken, so würde er wohl als sich hin verlaufen haben, wo's der Müh wert ist, was Neues davon zu hören, und würde sich jetzt ganz geläufig auch auf andre Wege wagen, und würde neue Sachen und Anschauungen vorbringen, die übereinstimmen mit dem Traum, den die Seel in ihrem Dusel fortträumen muß, um nur nicht ganz zu verkommen in der nüchternen, seinsollenden Geistesnahrung, denn was dem Esel Papierschnippel wär statt Distel und Häcksel, das ist der Seel so eine herumgekaute Predigt vom Herrn Pfarrer, der sich mit alle viere an das Dogma anhält, ei so mag er noch so sehr kauen und es zu einem Brei verarbeiten, es bleibt halt immer papier maché, man kann allerlei draus drehen, daß es nach was aussieht, aber es ist nur Tand und keine Seelennahrung und kein Geisteswachstum. Und da war meine Erfindung, die ich machte, derweil er vom Wort Gottes vorgeben muß zu predigen, wie ich die Spitzbuben wollt hinters Licht führen, die mir meinen Wein austrinken, allemal eine viel gemeinnützigere Haushaltungsregel. —

Das Wort Gottes, nicht wahr? — Das nicht einmal Kraft hat, selbst dem eifrigen Zuhörer einen Eindruck zu machen! — Und doch hat das Wort Gottes Himmel und Erd geschaffen, und hat gesagt: „Es werde.“ Und es ward! — Und jetzt badet sich der Pfarrer im Schweiß seines Angesichts da oben auf der Kanzel

und gebärdet sich, daß die Eingeweide im Leib sich ihm herumdrehen und daß er am Feiertag immer einen viel größern Hunger krigt, welchen zu stillen er nicht für eine Sonntagsruhe störende Arbeit hält. Und expliziert das Werde nach bestem Wissen in- und auswendig — und doch wird nichts — als daß immer wieder die Leut in der dumpfe Irr bleiben, wo sie andre für sich denken lassen, und wenn die nur wirklich dächten für sie, so könnten sie nicht anders als den Geist in ihnen wecken, aber die heben das Schild des Glaubens hoch gegen jedes Lebenszeichen des Geistes und wollen's mit dem Glauben ausrichten. — Was ist aber der Glaube? — Wo nichts ist, kann ich da etwas glauben? — Da wächst mir eine Pomeranze! — Ei das kann ich nicht glauben. — Ei warum dann nicht, wenn ich dir's doch versichern thu? — Nun, es ist mir unmöglich zu glauben, daß dir da auf deiner Nas sollte eine Pomeranz wachse. — Hör, wenn du dich so zum Glauben anstellst, als wie du dich zur Pomeranz anstellst, dann wirst du schwerlich in Himmel kommen! — Ach Gott, ich wollt doch gern selig werden, kannst du mir denn gar nicht den Glauben einprägen an die Pomeranz, vielleicht, daß ich dann so sachte glauben lern. — — Nun, geh her, ich will mich über dich erbarmen, siehst du, hier steck ich mir das Pomeranzenkörnchen in die Nas, du siehst, es hat schon ein klein Keimchen, und es ist also doch eine Möglichkeit da, daß es Wurzel faßt. — Wirst du mir jetzt ehnder glauben? — Ach ja, es ist noch ehnder wahrscheinlich, obschon es doch eine gefährliche Sach ist, an so einem Ort eine Pomeranz wachse zu machen, denn erstlich ist das Klima nicht darnach — und sie müßt doch viel Sonneschein haben und deine ist noch dazu eine Hakennas, das dem Keimchen seine Richtung durchaus nicht zum Helle ist, aber ich kann mir's doch schon als möglich denken!

Nun haben wir den Ungläubigen schon auf gutem Weg, er giebt schon seinen Verstand gefangen. — Nun? sagt der Pomeränzenbeweisführer, du mußt auch nicht alle Müh auf mich allein schieben, wo bleibt denn sonst dein Verdienst? Du mußt natürlich dem Glauben entgegenkommen. Wenn's keine Kunst wär zu glauben, vor was wär dir dann die ewig Seligkeit geschenkt? — Der Ungläubige will alleweil die Händ in die Wundmale legen, aber selig sind die, welche nicht sehen und doch glauben. — Die Aussicht hast du, daß mir eine Pomeranz

wachse wird, hab auch die Hoffnung, daß dein Glauben dich selig machen wird. —

Nun gut! — Der ist geliefert — der wird seiner Lebtag nicht mehr klar denken, nur um dem Bomeranzenbäumchen seinen Wachstum nicht zu stören, und so wird er denn freilich nichts dargegen haben, wenn der Herr Pfarrer immerfort noch von der Bomeranz predigen wird — denn warum, er hat seinen Glauben gefangen geben. Einem Gefangnen kann's einerlei sein, mit was man ihm eine Mauer vor der Nas aufführt, wann er zufrieden ist, dahinter hocken zu bleiben, ein Gefangner hat keine Geschäfte, keine Wirksamkeit, er sitzt da und luleit seine Zeit weg, und wenn es ihm nicht aus Langeweil einfällt, über die Planke zu steigen und im Chausseegraben hinter dem Gefangenwärter seinem Rücken vielleicht ketzerische Zusammenkünfte sich zu erlauben, und wenn der Rost der Langenweile nicht endlich die Ketten seiner Gebundenheit zernagt, daß er auf einmal aufwippt und über die Staketen hinausfliegt und dem guten Gefangenwärter das Nachsehen läßt, so wird er selig gesprochen. — Bei so bewandten Umständen sprech ich ihn aber nicht selig, denn die Albernheit kann meinen Begriffen nach nicht Seligkeit genießen. Der Himmel ist für den Geist da, nicht für den Faulpelz, der die Ohren nicht einmal in die Höhe reckt, um etwas zu hören und innerlich zu bedenken und der sich fürcht seine Seligkeit zu verlieren, da die ihm doch nichts anders sein kann als eben ein bequemes Leben, wo er aller Sorgen quitt ist. Denn sonst kann er sich ja nichts anders erdenken, so kann er auch nichts anders erfahren. Es ist zum Lachen, denen ihren verschlafne Einbildungen das Daunenkissen unterm Kopf aufzuschütteln und das Religion zu nennen.

Nun, da hätten wir bei der Predigt Station gemacht. Ich wollt nur unter die Füß geben: daß ohne Geistesfreiheit auch selbst das Wort Gottes zur Heuchelei wird, und daß alle Anstrengungen nichts helfen für den, in dem der Geist noch ein Funke Leben hat, denn warum? der wird nicht an der Erd kriechen, weil am Boden nichts für den Geist zu suchen ist und der allein berät sich mit Gott. Fliegen! — das ist dem Geist seine Art und Weise, wie er sich hinaushelfen muß über all die irdischen Deputationen an ihn, daß er doch hinter der spanisch Wand soll verharren. Nein, er soll selbst hinausfliegen und in allen Blumen des Feldes suchen, er wird überall Honig finden. —

Ja! so kümmerlich sind diese Verbote gegen die Vernunft, daß die Lilien auf dem Feld, die nicht spinnen, nicht am Gespinst des Aberglaubens dem Menschengeist schon zuthunlich bejahen, was er aus geheimem Drang als Wahrheit ahnt. — Und gegen solche unschuldsvolle blühende Zeugnisse himmlischer Geistesnatur ziehen die Schergen der Geistessklaverei los! Gegen die Schwalbe warnen sie, die die Lüfte durchkreist und mit ihrem Gezwitscher nach alle vier Winde hin laut ihren Freiheitssinn ausjubelt, vor den hohen Bergen warnt sie, wo man das Sonnenlicht trinken kann in erster Morgenfrische und im Schatten verbietet sie zu ruhen von der mächtigen Eiche, wo der Held zur Besinnung kommt der eignen Kräfte, wo er der Glut sich freut, die in seinen Adern rollt, und der Macht, die ihm stoßweise im Herzen aufflammt, in kühlenden Schatten der Eiche. — Und! — seht um euch! In allem Leben der Natur, heilige Freisprechung von allem, was sie euch aufbinden! —

Nun, wie oft werd ich noch von den sieben Schöpfungstagen abirren. — Also, das war mir ein Anstoß, daß der thätige Gott sollt schon am siebenten Tag ausgeruht haben. — Da geb ich euch all miteinander zu bedenken, ob das eine Sach ist für einen Gott, daß der gleichsam die Arbeitsschürze (denn er hat viel in Thon gearbeit) an den Nagel hängt, sich die Händ abwäscht und sein Sonntag hält? — Das könnt mir nun einer für eine Kinderei auslegen, daß ich so was überleg, aber grad aus so kindische Ansichten hat sich mein ganzer Begriff reformiert, und wenn doch einer nicht immer dächt, es müßte lauter unverständige Hieroglyphen sein, aus denen man Erkenntnis schöpfen könnt; nein, es sind die einfachste Anschauungen, die einem die Wahrheit predigen. — Von diesem Gedanken nun, daß es etwas Lächerliches ist, daß ein Gott sollte einen Sonntag halten, kam ich auf den Gedanken: Was dem einen recht ist, das ist dem andern billig, oder wie dem Vater so dem Kind. Ruht der Vater nicht, warum soll das Kind lunzen und heuchlen, denn geheuchelt ist das alleweil, wenn ich Betrachtungen halten wollt und Gottesverehrung, wobei nicht ein Körnchen gesunder Menschenverstand erblühen kann. Denn alles Zeugnis predigt Himmels und der Erde, daß Geist allein Religion ist. Denn Sein ist nicht, denn ausgenommen der Geist ist. —

22. Thon, Bettina selbst modellierte ihr Goethedenkmal in Thon.

Und also ist alles Sein nur die lebendige Religion. Aus diesen Betrachtungen geh ich nun über: Aber was hätt denn unser Herrgott nun gethan nach dem siebenten Tag, da er sich geruht hatte? — Wenn nun nichts mehr zu schöpfen war, ist das so fort geblieben, in einem Ruhen bis auf den heutigen Tag? — Und wird es auch so bleiben bis an den jüngsten Tag? — Oder waren Gottes Schöpfungstage so groß, daß sie eine viel größere Zeit umfaßten ein jeder, als unser bisherig geschichtlich Erdenleben umfassen kann? Und ist der Ruhetag vielleicht immer noch nicht am End? — Und wimmeln wir Menscheninsekten nur so um die ruhende Gottheit herum, bis der Ruhetag vorbei ist, und Gott vielleicht wieder aufsteht, um weiter zu schöpfen? — Denn ich kann mir doch noch allerlei denken, das geschaffen wird, was ich mir nicht denken kann, weil ich's nicht weiß, was aber doch sein kann und einst zu meinem weitern Werden und Sein dienen wird. — Und ich kann mir denken, daß, wann Gott auch nur einen Augenblick das Handwerk der Schöpfung niederlegt, daß es dann um alle Kreatur geschehen wär. — Seht, das ist mein Kapitalgedanken, an dem häng ich mit fester Überzeugung, nämlich daß Gott unendlich erschafft und nicht um einen Atemzug innehält — und daß diese Schöpfungen ins Unendliche also natürlich ins Unbegreifliche für den armen Menschenwitz gehen, daß aber die Hoffnung auf unendliche Entwicklungen den Menschengeist aus seiner verengten Lage, worin er sich steif und kaput gelegen hat, herausarbeiten wird — das ist mein Glauben an Gottes Schöpfungen, die nie aufhören können. Wo soll er aber fort und fort schaffen? — Das Weltall ist aus ihm hervorgegangen, im Weltall muß er weiter schaffen. Wo aber kein Gotteshauch etwas verhängt, wie im eigensinnigen Menschengeist, soll er da den Lebenseifer umsonst ausgeatmet haben? Ach! das ist eben wieder der Menschenhoffart. Er denkt wohl gar, der Gott hängt vom Menschen ab, und wenn er den nicht hätt zum Nachbar, wo er dann seine Weisheit anbringen könnt. — Ei, um so schlimmer wär's vom eigensinnigen Menschen, daß er sich gegen die ewig erneuernde Wirksamkeit des göttlichen Geistes sperrt mit seinem abgesperrten Glauben, weil er dadurch unserm Herrgott seinem vornehmsten Willen abspenstig wird in sich. Aber so ist's nicht nach meinen Gedanken, die Kreatur, die Gottes Geist atmen lernt, die ist auch unendlich wie Gott selbst, sie ist die ganz Natur. — Wo Gott

ist, da ist die Natur, wo die Natur nicht ist, da ist kein Gott, das ist nun wieder so mein Glauben, wozu ich kein Pomeranzenkern in die Nas zu stecken brauch, um mir per exempli grazié eine Überzeugung da herauswachsen zu lassen. Bild sich keiner ein, der Mensch sei das vornehmst Geschöpf Gottes, weil er mit seinen fünf Sinnen kein edleres wahrnimmt, er kann vielleicht mit der Zeit noch Sinnen kriegen, mit denen er manches begreift, was er jetzt nicht ahnt und was doch da ist, und kann vielleicht entdecken, daß da Wesen sind, die ohne Bande und Satzungen dem ewigen Schöpfer seine Kräfte in ihrem Geist verarbeiten. Wann wird aber das sein, daß der Mensch so weit kommen wird? — Nimmermehr, wenn er nicht denken lernt; sie werden dahin sterben wie die Fliegen.

Die Natur ist der allumfassende Begriff von Gott. Der Mensch, der Weltgeist in der Natur, wird so lang dem Tod verfallen sein, bis er seine Vermögenheiten ganz zum Empfängnis Gottes hingiebt, da wird er an seiner Unsterblichkeit erst anfangen zu bilden. — Das heißt: so denk ich mir das, wie einen Keim, der erst dann in sein recht Element kommen wird, um sich zu einer neuen Kreatur der Unsterblichkeit zu bilden, wenn der Geist in ihm erst zur freien und durchaus nirgend gehemmten Existenz kommen thut. — Kein Wesen ist gehemmt in der Natur, sonst könnt nichts draus werden.

Ei, da wollen wir einmal das Salz nehmen oder den Schwefel, oder was vor ein Naturerzeugnis als wir wollen. Es könnt nichts draus werden, wenn etwas seiner Natur Widersprechendes mit vorging. — Noch weniger kann aus dem Geist was werden, wenn die Lüge ihm will Gesetze vorschreiben, nach denen er sich soll verhalten. — Was kostet es vor Müh, wenn wir nur wollten im Backofen ein kleines Hühnchen ausbrüten ohne Glucke. Erst muß uns die doch das Ei legen, sonst könnten wir ewig umsonst versuchen, so ein Hühnchen aus was anderm als aus dem Ei kriechen zu lassen, und dann, wie müssen wir genau uns nach der Natur richten, Tag und Nacht, um die Hühnercher auszubrüten; und wenn wir eine Minute versäumen, so sterben die kleinen Lebenskeimchen und die Eier werden taub. — Nun! der Menschengeist ist so ein Lebenskeim, der sich aus soll brüten, aus dem irdischen Leben, das ist die Eierschal, aus der soll der Geist sich herauspicken und flück werden, aber nun unverständige

hochmütige Einbildungen die Stell vertreten wollen von der Mutterwärme der Natur, da ist nicht abzusehn, wie lang und wie oft noch die Brut wird mißglücken; aber die Natur fängt immer wieder von vorne an. Und seid nur ruhig, das Unsterbliche im Menschengeist kann ja doch nicht verloren gehn, es wird allmählich alles Bollwerk übersteigen, und dann werden die, welche so eigenmächtig die vornehmste Erscheinung Gottes, den Menschengeist wollten regieren und ihn zum Weg des Heils leiten, sich gewaltig wundern, daß sie ihn über einen Gänsedreck geführt haben und werden sich mit langen Ohren zurückziehn und nicht dergleichen thun, und gar auch selbst nicht wissen, wo ihr alt Ignorantegesetz geblieben ist, denn das schmilzt hinweg wie der Schnee im Frühlingswetter, und keiner kann Form noch Inhalt davon bewahren.

Seht, das ist mein Glaubensbekenntnis, es steckt keine große Pfiffigkeit dahinter, aber es kostet mich keine Lüg, es zu glauben. Wenn mir's einer als Glaubensartikel vorschrieb, nun so fänd das keinen Widerspruch in meinem Geist, obschon es eine Lächerlichkeit ist, die Wahrheit als Glaubensartikel festzustellen und den Geist dran zu binden wie an einen Pfahl. — Ei durch die Wahrheit wird ja der Menschengeist — was soll ich ihn an seine Erzeugung durch Schwüre binden? — Ich mach ihn ja grad dadurch zum Lügner, daß ich von ihm verlang, er soll noch einmal apart Kontrakt machen mit seinem eignen Sein, daß er's wirklich ist. — Also das End von meiner langen philosophischen Abhandlung ist, ich glaub nicht an die sieben Schöpfungstage. Erstens weil mir's nicht beliebt, zweitens weil keiner dabei war, und die Sach doch so accurat erzählt ist, als wenn einer dabei gewesen wär, und drittens weil ich nicht glauben kann, daß Gott schon am siebenten Tag geruht soll haben und nichts mehr gethan, und weil ich mir nicht kann weis machen, daß die Schöpfung je aufgehört hat fort und fort lebendig durch Gottes Eifer.

Das ist mein Glauben, was nun noch andre menschliche Feststellungen anbelangt, die notdürftig genug in ihrer unbequemen Denkanstalt herumgrabblen und aus Mangel an Nahrungsgeist, an Wahrheit heißt das, Todes verbleichen werden, darüber wollen wir das Schicksal walten lassen.

Sie haben mir all andächtig zugehört, manche mögen die Frau Rat für nicht recht gescheit halten, ich verzeih's ihnen; sie

sind ja selbst nicht gescheit, wie konnten sie also nicht närrische und absurde Gedanken über mich haben. Manche mögen eingeschlafen sein bei meiner langen herumschweifenden Abhandlung, oder ungeduldig geworden sein. Mögen sie's dem guten Willen nachsehn, der drinn verborgen ist, da sie in dieser Planlosigkeit doch nicht den geheimen Plan werden anerkennen, der immer im Geistestrieb schon liegt. Manche aber, die eine Verwandtschaft zu der Art zu denken in sich spüren, wann ich denen kindische Dinge vorgeschwätzt hab, die sie besser noch als ich verstehn, so werden sie sich doch freuen, daß es wieder einmal ein Zeugnis ist, daß die Wahrheit auch wie ein fliegender Same, ohne daß man ihn apart zu säen braucht, angeflogen kommt, und in der Einsamkeit einen fruchtbaren Boden findet. — Nun aber will ich zum Beschluß denen Liebhabern von meiner Geschichte auch noch das End von meinem bestandnen Hofabenteuer erzählen. Ja, ich seh's, Sie machen alle freundliche Mienen dazu, daß es jetzt endlich wieder im Trapp gehen wird.

Ich weiß noch genau, wo wir geblieben waren, in der fatalen Situation, wo ich hinter der Gesellschaft geblieben war, und ein bißchen eingenuppt; unterdessen war alles im Ballsaal und tanzte. Die Nacht war eingebrochen, und ich unbekannt mit der Hofetikett, und doch mit einem Schicklichkeitsgefühl, was vielleicht grad aus grader herzlicher Aufrichtigkeit den entgegengesetzte Weg hätt eingeschlagen von dem, was statuiert wär, ich stand in der Klemm, wie ich mich zu verhalten hätt, aber ich wurde sehr bald herausgerissen. Die gute Frau Königin hatte mich in all dem Trubel nicht vergessen. Wie sie ihren ersten Tanz ausgemacht hat, da sieht sie sich um nach mir, und wie sie mich nicht finden kann, da giebt sie gleich Order. Das konnt ich durch die Fensterscheiben bemerken; — kaum hat sie nach mir gefragt, da laufen die Kammerherrn, die Lakaien durch den ganzen Saal im Kringel herum, um mich zu finden. Aber, dacht ich, sucht ihr nur. — Wie sie mich nicht finden können, da fällt ihnen doch ein, daß ich vielleicht könnt im Garten geblieben sein, nun kommen sie heraus und verteilen sich in alle Regionen, ich drück mich dicht bei der Thür an die Wand, denn im Garten wollt ich mich nicht finden lassen, da hätt ich mich zu sehr geschämt. Nun dacht ich, jetzt ist der wichtige Moment, da muß ich einen energischen Streich machen, und mich auf gut Glück wieder ins Meer stürzen, unter

die Hofwogen, und mich da um die Wett mit denen aufbauschen. Wie also ein Hoflakai wie ein Schuß Pulver von der Thür abblitzt in den Garten hinaus, um mich im Gebüsch zu suchen, so fahr ich an dem blinde Hans vorbei, grad in den Saal herein, wo mir glücklicherweis alle Leut den Rücken drehten. — Ach!! — Gott sei Dank! — denn das Herzklopfen, was ich nach überstandner Katastrophe empfand — nun — wer sich das denken kann! — bis ich mich so allmählich wieder beruhigte. — Denk sich einer, wenn die Windbeutel, die Kammerherren und Kammerdiener, da die Frau Rat unter dem Vogelkirschbäumchen gefunden hätten, und hätten mit ihre Windlichter mir unter mein schlafend Angesicht geleucht. Nein, ich frag alle gute Freund, ob einer sich das gewünscht hätt? — Antwort: Nein! — Aber was man sich nicht wünscht, das soll man andern nicht gönnen. Ich auch hab mir's nicht gewünscht, und hätt's meinem Feind nicht gegönnt.

Wie ich mich etwas erleichtert fühlte, so rückte ich allmählich hinter den vielen Leuten hervor, die an der Thür standen, und kam so ganz nah an die Frau Königin heran, die winkt mir, und nun kommen die Kammerjäger von ihrer Jagd durchs Buschwerk zurück und wollen eben mein Verschwinden melden, da sehn sie zu ihrer Verwunderung, wie ich eben mit denen Prinzen von Gotha, noch ein paar ganz jungen Bürscherchер, Bekanntschaft mach. Die erzählen von meinem Sohn, weil sie ihn sehr gut kenne von Weimarer Hof und ich erzähl auch mein Bestes und das war eine ganz vergnügte halbe Stund, wo ich mich ganz mit meinem Schicksal wieder aussöhnte. Auch hatte sich meine Verlegenheit nach und nach beschwichtigt über meine Toilette, denn ich hatte mir gleich vorgenommen gehabt, nur in keinen von denen großen hellerleuchtete Wandspiegel zu gucken, das war gar nicht so leicht. — Daß, wenn allenfalls was an mir in Unordnung geraten wär, daß ich nicht auch noch den Schreck auf mein gepreßt Herz laden müßt, weil aber die Leut all ganz vernünftig mich ansehn, und keiner eine zum Lachen gestimmte Miene macht, da wag ich's und thu einen Seitenblick, und finde mich nicht nur ganz menschlich, sondern ich gefalle mir auch sehr wohl mit meinem kuraschierten Aug, das da thront über alle verkehrte Eingebildheiten, mit dem sie mich rund umher zu überschauen meinten.

22. Gotha, über Goethes Beziehungen zum Gothaischen Fürstenhause vgl. Goethejahrbuch VI, 27.

Ich schaute auf sie wieder herab, wie ein Wetterdach, das sie in Schutz genommen hat gegen den erfrischenden Regen und den kühlenden Wind, dem sie sich auszusetzen Bedenken tragen, und so ließ ich sie mich umirren mit ihren nichtssagende Blicke, als bloß, wie dürres Laub, was im Wind dahinfliegt.

Die gute Frau Königin sah mir's an, daß es Zeit wär, mich zu entlassen, sie nahm da mein Dank recht freundlich auf, und erinnert mich an die Zeiten, wo sie in meinem Haus unter meinem Schutz gewohnt hatte und tausend lustige Spielstunden in meinem Hof sich gemacht. —

Da ich nun entlassen war, so kam gleich wieder so ein dienender Geist von morgens früh und frägt mich, ob ich vielleicht den Wagen bestellen wollt lassen? — Nichts lieber wie das, sag ich, bester Freund, verdienen Sie sich einen Lohn im Himmel, und helfen Sie mir über die königlich Schwell hinüber in mein bürgerlich Dasein. Wie ich nun wieder im Wagen saß, wer war froher wie ich? — Ich hatte vor allen überraschenden Verlegenheiten und Sorgen gar nicht können an meine goldne Kett denken, jetzt beguckt ich sie im Mondschein, und sie machte mir doch großes Pläsir. — Denn alle Auszeichnungen, die mir werden, das weiß ich, die hab ich doch meinem Sohn zu danken, und wie soll das eine Mutter nicht freuen? — Kurz, ich hatte die schönsten Gedanken.

Ja, es war eine pläsirliche Fahrt in der Kastanienallee heimwärts. Alle Baumschatten flogen im Vorbeifahren mir über meine geblendete Augen, die ganz in tiefen Gedanken mit der in den Mondstrahlen blinkenden Kett sich beschäftigten.

Es muß ein Weltengeist geben, der alle wahre und kräftig natürliche Gefühle nicht in den Lüften verschwirren läßt. So ein Seufzer aus dem Mutterherzen, auf der Darmstädter Chaussee, ist nicht dort geblieben als irrender Geist herumzuschweifen. Er wird sein Ziel gefunden haben, auch war mein Herz ganz feurig, und ich dacht, so wird auch heut nacht die Frau Königin eine vergnügliche Ahnung von mir haben, daß sie mich hat so in einen

9. Spielstunden, Frau Rat im Briefe vom 24. Juni 1803 (vgl. oben): „Die Fürstin v. Solms [Schwester der Königin] und die Königin erinnerten Sich noch mit vieler Freude der Zeiten der Krönungen, meines Haußes und dergleichen." Eine ausführliche Schilderung der schönen Geschichte, wie Frau Rat die Hofmeisterin einschließt, um den Prinzessinnen das Vergnügen zu verschaffen, im Hof am Brunnen recht satt Wasser zu pumpen [1790], giebt Bettina in Goethes „Briefwechsel mit einem Kinde" 5. März 1808.

feurigen Rapport gesetzt mit meinem Sohn, daß ich ihn da im Mondschein zwischen dem Baumgeflüster vor mir schweben sehe, und kann die schönste Rede führen mit ihm, weil da allerlei Meldungswürdiges mir begegnet ist. Ach, was man sich nicht vor unschuldige Unmöglichkeiten einbilden kann! — Aber Muttergefühl ist eine Wünschelrut, die schlägt in allen weiblichen Herzen an. Und die Frau Königin auch wird nicht ohne Absicht das Verdienst als Mutter in mir belohnt haben, sie wird gedacht haben: wenn sie doch auch so ein Sohn möcht zur Welt bringen, der diese mit seiner Unsterblichkeit könnt ausfüllen. — So ein Wunsch ist kein schlecht Gebet für eine erhabne Landesmutter — es begreift das Wohl des ganzen Menschengeschlechts in sich und es kann erhört werden, eben weil es der Müh wert ist, so zu beten, so lohnt es auch dem Schicksalsgott die Erfüllung.

Ich hab's im Mutterleib schon gespürt, was aus meinem Kind wird werden und hab auch keinen Augenblick dran gezweifelt, seit er auf der Welt war, daß es zu ihrem Heil werde sein. Warum? Meine Gedanken waren immer aufs unverschuldete Naturleben gerichtet, wo ich den Verkehrtheiten aus dem Weg rücken konnt, denn nie hab ich heller empfunden, wie sehr das Geschick des Menschen ins Gedräng kommt bei dem Lehren und Predigen verkehrter Grundsätze, als während ich auf meinen Sohn gewartet hab, daß der das Licht der Welt sollt erblicken. Und mein sehnend Gebet war stets, daß sein Dasein, seine Seele einst eine Beweisführung für das alles sein möchte, was ich in der Natur als heilige Widerlegung ihrer verkehrten Erziehung, ihrer Umschaffung des Menschengeschlechts empfand. Obschon nun als die pedantischen Unglücksseher haben die Hände überm Kopf zusammengeschlagen über meine unpädagogische Grundsätze, so ließ ich mich's nicht anfechten, denn ich hielt mich an die Natur, die mein Gebet gleichsam aus mir herausgelockt hatte, so wußt ich also, wonach ich mich sehnte, auf was ich hoffte, das war die Wahrheit. Und vom ersten Augenblick, da er geboren war, ist mir über alle Dinge ein ander Licht aufgegangen und hab erst meine wahre Erziehung genossen in dem unschuldigen heldenmütigen Übermut meines Sohnes, der alles Große auf der Stelle bewähren zu können keinen Augenblick zweifelte und der mit allen Kräften auch dahin strebte, daß was sein Gefühl einmal berührte das ward eine Flamme in ihm, in der er den eignen Sinn er=

hoben hat über das Gewöhnliche. Da sind mir erst recht die Gedanken gekommen über die Engherzigkeit, mit der man dem frischen Geist den Boden vor den Füßen abgräbt! Wie die Welt sich da selbst im engen Netz verfängt und allen Verlust davon hat, aber wenn einmal ein großer Geist geboren würde mit unverderbbarer fester Charakterstärke und der käm unter eine Krone zu stehen, wie ich's der Frau Königin damals in der Nacht auf meiner Heimfahrt hundertfältig gegönnt hab, und er begreift seine Mission recht, was er nämlich der Menschheit schuldig ist, wenn er seine wahre Unsterblichkeit gründen will, nicht aus Eitelkeit, sondern aus hohem weitsehendem Geist, der aus Ehrfurcht vor der Wahrheit sich keine Lüge erlaubt, in keinem Stück, nicht in der Politik und nicht in seinem Herzen, und nicht über seine Fehler, der würde eine unerreichbare Höhe über der Menschheit einnehmen. Wie ein glänzender Stern würde er dastehen, und die Menschheit würde dann erst begreifen, was das bedeuten will auf einer so hohen Stellage, als ein Thron ist, ihr Ebenbild wahrzunehmen, um zu begreifen nämlich, wie sie sein sollte und was sie aus sich machen sollte. — Das ist gewiß, die Menschheit würde hinter so einem Fürsten nicht lang zurückbleiben, im Gegenteil sie würde ihm bald vorherlaufen und ihm den Weg ebnen über alle finstere Klüfte des Aberglaubens und der Angst um nichts, wo er das Sehnen alle, was der Menschheit den Busen schwellt, aus eignen unverkümmerten Himmelsgaben stillt, sie würde ihn auf ihren Schultern tragen ins Paradies des Bewußtseins. Das heißt, wo der Geist freies Spiel hat und braucht sich nicht mehr zu verbergen vor dem Vorurteil, was mit gewappneter Faust ihm ins Gesicht sonst geschlagen und hat ihn betäubt ganz, jetzt aber geblendet von seinem Glanz ihm unterliegt, da muß dann auch die Lieb offenbar sein zwischen Fürst und Volk, das wird schon der erste Schritt sein zur Sündenlosigkeit; daß eine ganze Nation nicht mehr zu heuchlen braucht, und braucht nicht mehr Glocken zu läuten, weil's Geburtstag ist, und Kirchenfeierlichkeiten zu halten, wo der Prediger sich ein Loch in den Kopf studiert, eine Festpredigt zu halten, wo man ein Te deum singen soll, daß ein so edler Fürst die Zeiten regiert, der nicht wie der bewußte Nebukadnezar ein grasfressendes Tier wär, sondern er hätt nur aus reinem Pläsir an den Naturwissenschaften die schöne Wiesenkräuterchen beliebt zu speisen. — Ja, was kann das uns batten,

aus was vor einem Grund so ein Fürst Liebhaberei hat am Grasfressen, ob's ein tierischer Trieb wär oder sonst ein Grund, immer ist es tyrannisch, Menschen, die keine Schafe sind und keine Ochsen, so zu dene Heubündel und zu solcherlei Kräuter einzuladen, die kein Salat sind oder Christkohl oder Spinat und gelbe Rüben, sondern Futterkräuter. — Und wenn auch alle Herzen disponiert wären, ihm den Weg mit Palmen zu bestreuen, und Hosianna zu singen, es müßte ihnen über dem Erbsenstroh und Häcksel doch am End in der Kehl stecken bleiben. —

Was hilft alles Nachdenken und Sehen in die Zukunft, wenn's der Eigensinn von sich stößt? — Wenn der Hoffart nichts will zu danken haben der Natur, die doch allein das folgsame Kind Gottes ist. Und da muß freilich die Langmut das einzige Rettungsmittel sein, mit der man abwartet, bis eine höhere Zeit kommt, wo der Geist sich aufschwingt und der Tyrannengeißel vergißt, denn es hilft alles nichts, sie begraben nur sich selbst. Der Geist ist's ja, der immer am dritten Tag wieder aufersteht, sie können aber die Lieb nicht auslegen, und buddlen den Auferstandnen immer wieder ins Loch ihrer Albernheit ein.

Ich hab als gedacht: kommst du heunt nicht, so kommst du morgen. Das ist ein Sprüchwort, was seine zwei Seiten hat. — Nicht allein gegen die Trägheit ist das eine Spottrede, sondern ein Geißelhieb ist's für die schwachherzige Menschen, die in die Speichen vom Schicksalsrad eingreifen. Das Rad hat einen so gewaltigen Schwung, daß es über alle Vorkehrungen hinaus sich Bahn macht, und nur der Geist darf ihm begegnen, denn seine Weisheit ist einverstanden mit ihm. Aber die, welche sich ihm widersetzen, streut es wie Spreu durch seinen Gegenstoß in die Lüfte, daß sie sich selber nicht wieder finden und nicht wissen, wer sie gewesen sind. Sie werden, wenn ihnen noch Besinnung bleibt, an ihr eigen Nichts glauben müssen, aber die heilig Unsterblichkeit, die jedes Fürsten heiligste Aufgab ist (denn das ist der einzige Schritt zur ewigen Seligkeit), die ist versäumt. Und was sie ganz der Vernichtung preis giebt, das ist, daß die Erleuchtung, die von ihnen hätt über die Völker ausstrahlen sollen, in einen düstern Keller sich verwandelt, wo keiner die Hand vor den Augen sieht, und natürlich lauft da alles zusammen in so einer Dunkelheit, wie eine Herd Schaf, die im Pferch auf dem Feld sich vor dem Donnerwetter fürchtet, sie ducken sich eins unter das andre vor dem Blitz.

Sprecht ihr mir die prophetische Gab ab? —

Du nicht, die hier zu meinen Füßen sitzt, dein feurig Aug spiegelt meinen Seherblick. Was mach ich mir aus den Kalbsaugen der Welt, die jede Wahrheit ungläubig anstieren, oder auch unbewußt, von was die Red ist.

Vom Heil der Welt ist die Red, vom allebendigen Geist, der soll nicht unterdrückt werden, in welcher Gestalt er auch erscheine. Der Aberglaube, der dieser Gestalt zwar anhängt, aber in dem ihr Geist nie lebendig geworden, der diesen Geist verfolgt und ihn zwingen will, in seinen heiligen Umwandlungen still zu stehen, der muß verfolgt werden, der ist der boshafte Tyrann, welcher aus der Wahrheit eine Lüge macht. Aber ihr! — Nicht ihr allein! alle Welt, was hilft ihr Halleluja singen und Glockengeläut? Nur ein Ton dringt ins göttliche Gehör.

Was mag das vor ein gewaltiger Ton sein, fragt ihr, der zwischen allem Weltgetümmel durch die Wolken hinauf dringt, der den himmlischen Heerscharen ihre Fanfaronaden übertönt, und ihre Freudensalven und unendliche Lobgesänge, die die Himmelswölbungen durchdröhnen, und sich allein vernehmbar machen kann dem göttlichen Gehör! —

Wie soll ich darüber Aufschluß geben? —

Horcht einmal! — — Wie still ist's eben in der abendlichen Stunde hier in der freien Natur! — Kein Lüftchen geht! — kein Blättchen regt sich! — Seht einmal, auf dem Main kräuselt sich kein Wellchen — so still ist's — man hört ein Käferchen summen von weiter Fern, eben kommt's daher geschwirrt! — Die Sonn mit majestätischen Schritten geht schon abwärts, man hört ihre Sohlen nicht aufklappen, so einen leichten Tritt hat sie. Es ist bewundernswürdig! es rührt mein Herz, daß eine so allgewaltige Stille Macht hat über den ungestümen Weltlärm, der sich gleichsam vernichtigt in ihr, wie die Atome, die sich herumtummlen in dem Sonnenstrahl, der da durch die Zweig zu uns heruntersteigt! — Und das Bienchen, das eben von seiner langen Reis kommt, unterbricht die abendliche Stille mit dem Auftappen seiner Kurierstiefel und seine klirrende Sporen, mit denen es so ritterlich die Blumenknösperchen anfährt, die sich nicht gleich aufthun wollen. — Holla! Wirtshaus! — Jetzt wird's auch lebendig unter denen Federnelkerchen. Horcht! — — wie sie aufplatzen! — Und es

2. Du, eben Bettina selbst.

kommen noch mehr Gäst! und es regen sich noch mehr Sträuchelcher, seht emal den langbeinigen Lavendel an, der klirrt zusammen mit denen Mückelcher und Schnacke, die in beflügelter Eil durchrenne, als wenn man auf einer neuen Chaussee rumpelt. — Und — Ei, das nimmt ja kein End mit dem Nationengeschwirr von fliegende und krabbelnde Reisende! Und was sie schnattern und bunt aussehn und lachen über einander und galern, wie so ein Zug von emigrierte Franzosen! — Ja, an ihrem lustige Humor und wie sie all Platz finden und jeder den andern ungehindert vorbeiläßt, und zufrieden sind, wie sie unterkommen, und wie sie ritterlich vornehm aussehn derbei, und jeder so stolz auf seine Eigenheiten ohne den andern zu verachten. Man könnt sie wohl mit einem französischen Emigrantenzug vergleichen Nun, ich hör alles, ich fühl alles, was unter denen Tiercher da vorgeht, und ihr Gethue füllt mir Ohr und Herz und Geist! daß ich mich mitten auf dem Marktplatz befind des Lebens. — Aber lauscht einmal in die Fern rund umher, so seid ihr dennoch umgeben von der unermeßlichen Allgewalt der Stille. — Das bejaht ihr mir. — So ist's mit Gott auch, im Reich der Stille waltet sein hörsamer Geist, und der klingt zusammen wieder mit Geist, der allein diese Stille zu unterbrechen vermag. Nur was mit dem göttlichen Geist zusammen erklingt, das vermag ihn zu berühren. Er muß sich selber vernehmen in dem, was zu ihm dringen will. Und ihr seht, daß das nicht grad braucht ein gewaltiger Ton zu sein. — Nein, der himmlische Klang von seinem Geist ist so leicht zu reizen wie die allebendige Natur, wo auch ein einzig Bienchen schon ihren schönsten harmonischen Einklang wecken kann, und sie läßt sich rühren und umstimmen in ihrem geistigen Vermögen, bald durch einen Vogel, durch ein murmelnd Wässerchen, durch den daherschwirrenden Morgenwind, durch die blökende Herde, und so geht's durch alle Tonleitern ihrer Musik bis zum brausenden Meeressturm, den sie in ihrem sanften Schoß wiegt, alles, was mit ihr anklingt, das wird auch von ihr vernommen, denn sie giebt ja deutlich Antwort! — Und! — horcht ihr! — Es ist lauter tröstlicher allbelebender Balsam, ihre Sprache! — Also die Sprache Gottes so deutlich nachgeahmt, daß man glauben dürft, man hört ihn selbst. Ja, was soll sie auch wiederhallen als Gott allein! — Und darum, seht ihr, mach ich den richtigen Schluß, daß die Natur in fortwährendem Geistanklingen ist mit Gott, und daraus schließ ich

ferner, daß aller Geist aus der Natur entspringt, und der Schluß, der jetzt folgt, ist, daß der Geist unbehindert hervor soll treten aus der Menschennatur, weil es die alleinige Kraft der Berührung ist mit Gott, und weil unmöglich das göttliche Gehör was anders vernimmt als den freien Geist. — Der ist die lebendige Kirch, die Gemeinschaft des Heiligen, die alle in sich versammelt, welche Anspruch haben an Unsterblichkeit. — Wie kann einer mit Gott sich vernehmen wollen, daß der in ihm walten soll, der Sinn und Leben in uns erst frei erschaffen, er aber zwingt sie in eherne Bande und fordert Tag für Tag widersinnigen Gebrauch ihnen ab? Und nun erschallt aus denen nur Widerspruch gegen die Wahrheit. Der dringt nicht zu Gott. Er hat keinen Klang, nur Gespenstergerumpel, wie das vom erstorbnen gewürgten, erst irre geleiteten und dann mit heimliche Martern über die Seite gebrachten Prinzip des Lebens nicht anders zu erwarten ist, es wandert um als Gespenst unter denen, die es durch trügliche Mittel auf falsche Bahnen geleitet haben, es droht ihnen, es rächt sich an Kinder und Kindskinder, — jagt sie in Schrecken mit seinem Kettengeklirr. Ja, selbst die Zeichen seiner Gefangenschaft befallen seine Schergen mit Angstschweiß durch sein Gepolter in dem Geschlecht seinem Denkkapitol, das ganz verödet und nur Nachteulen und Schuhu drin nisten, und dann solch Gewürm, was sich keine Rechenschaft darüber zu geben vermag, warum dem freien Geist, der die einzige Vermittlung ist mit Gott, diese versagt soll sein. Wie könnt ihr's verantworten, ihr Potentaten! — Ja wohl Potentaten, denn dies sind Thaten mehr von einem Tier, das Poten hat, als Schritte des menschlichen Geistes. Einen Spukgeist habt ihr statt dem Weltengeist, der mit dem Göttlichen anklingen soll in der Menschenbrust. Umwandern wird's nun so lang euer Lebensgang dauert, und ihr werdet flüchten mit Furcht und Schrecken, vor was? vor dem leeren Schall, den ein Gespenst macht, wo der lebendig Geist, hättet ihr ihn geduldet, euch frei gemacht würde haben von Furcht und Schrecken, da muß euch jetzt ein totiges Gespenst in die Flucht jagen! hättet ihr noch Courage. — Aber! Wer wird euch befreien? — Nun! grad wer das Gespenst erlöst, ja, das auch, harrt seiner Befreiung, es sieht mit schauervollen Gebärden aus seim Schemengefängnis hinaus auf die Fluren der Natur, es ist ein hart Gefangner, es weint blutige Thränen! — Ach, ach! — ein einziger Sonnestrahl, der

im Vorüberfliehen auf seine Luke leuchtet, dem schreit es mit entsetzlichen Gebärden des Wahnsinns entgegen: rette, rette! — Aber die Menschheit reißt aus und kreuzigt sich und ruft: Alle gute Geister loben Gott den Herrn! — O, du Esel! — erlös' den jammernden Geist dort! erlös' deinen eignen Geist, oder du wirst nie mit guten Geistern den Herrn loben! — Denn da wird man mir doch ohne evangelische Beglaubigung beistimmen, daß Gespenster bei unserm Herrgott keine Audienz haben, und daß die auf dem himmlischen Teppich kein Rumor machen dürfen!

Alles wächst in der Natur, sogar der starre Stein, und das Allebendige, der Geist soll nicht wachsen dürfen? — O kurzsichtiger Mißbegriff der Zukunft, die Welt willst du in Angeln halten, aus denen der Geist sie herausreißen will, um sie zu retten, ja gelt! darauf hattest du dich nicht gefaßt gemacht, daß diese Angeln verrostet sind und von selbst zerfallen! — Nun willst du's nicht lieber mit deinem nagelneuen System, das du so sehr ins Feine gesponnen hast, umgarnen und so das ganze Weltengebäu im Schlepptau hinter dir drein ziehen? Ja, du bist so närrisch! Du erinnerst dich mit Vergnügen des Gastmahls, wo du den Verstand mit Löffel gefressen hast, du kannst dir was zumuten fürs Menschenwohl, hat dich doch der Landesherr, der von deim gute Appetit und von deiner edlen Mäßigung an diesem wohlschmeckende Gericht von alle Seiten Kunde hat, gleich ausersehn und berufen, weil er hofft, du werdest nun deine ganze Verdauung dieses Gerichtes aufs Menschenwohl auch applizieren. Du versprichst es auch mit Hand und Mund und machst unglaubliche Anstalten dazu — aber die witzige Menschheit mit schalkhaftem Lächeln entzieht sich dem aus lauter Höflichkeit, weil sie mit ihren eignen Anstalten noch nicht so weit ist, um dir das Gegenkompliment zu machen. — Du meinst, sie fürcht sich vor deiner geweihte Rut? mit der du alle Schulmeister unter dir bewaffnest, um die Jugend in Respekt zu halten, daß die sich lieblich soll machen, in ihrer Furcht des Herrn vor dir! Ei wärst du nur ein klein Weilchen später kommen, du würdest klaftertief begraben unter allem Dank, den sie dir zugedacht hat. — Ei! und der blinkende Stern, den der Schneider Puff dir auf den Habit habillé flicken muß! — Was hast du davon, lieber Ehrenfreund? — Nichts als daß du um der fürstlichen Gnade willen, die dich überfallen hat wie der Dieb in der Nacht, mit den Händ

auf dem Rücken herummarschierst in der Gesellschaft, grad auf den weißen Ofen los, von dem dein schwarzer Rock absticht, und dann der silberne Stern sticht wieder vom schwarzen Rock ab. Du bist ein ausgezeichneter Mann, du kannst deine doppelte Verdienste an dem Ofen schon ins Licht stellen.

O Menschheit wo bleibt dein Wohl? soll das immer aufs neue von dem albernen Samum der Aufgeblasenheit der daher gestoben kommt in der Wüste, unter den alten Sand begraben werden? — Seh wie du dazu kommst! Der Herr Staatsbeamte, der so ganz dazu geschaffen waren, weil er bei dem großen Gastmahl des Verstandes sich gar nicht übergessen hat und doch sein Appetit gestillt, der sein vom eignen Wohl allzusehr in Anspruch genommen, und vorab von der Würde, die er nun angesichts der störrigen Menschheit zu behaupten den Mut nie sinken lassen wird, er kann es gänzlich nicht berücksichtigen, mit dem besten Willen nicht. Menschenwohl mucks nicht! Du kannst dich ja selbst nicht verteidigen vor deinem eignen Gewissen, daß du so albern warst, dein Vertrauen in ihn zu setzen, wie willst du dem Landesvater Klagen vorbringen! Laß es bleiben, dem sind die Ohren so voll gepaukt und getrompetet und gezimpelt und von denen Kirchenväter einverleibt und von dene Andächtige vorgegreint von seine hohe Verdienste, daß er's glauben muß, er wird ohne ihn nicht fertig, bis er durch Schaden klug wird! — Und dann! — Weißt du dann nicht vom Herrn Minister seim Pact mit dem Teufel? — „Ja, guck einmal die Verleumdung! — — Der heilig fromm Mann soll ein' Pact mit dem Teufel haben!" — Das glaubst du nicht und willst's nicht glauben! — Aber das ist ja grad seine beste Entschuldigung. Warum willst du die nicht gelten lassen? — Und warum soll ich dann mein Glauben an den Teufel nicht bekennen dürfen? — Während ihr bei jeder Gelegenheit euer Zuflucht zu ihm nehmt, bald muß er euch als Schäferhund die Herde im Pferch der Kirche zusammenhalten mit Gebell und tausend muntere Sprünge, bald als Geisterseher euch dienen denen Fürsten die Zukunft zu weissagen! Gott! Allmächtiger! schreit er aus eurer Kehl heraus: „Was soll daraus werden, wenn die volle Kraft der Natur im Menschengeist erlaubt

24. Minister. Als Bettinas Schwager, der Minister v. Savigny, den einen Band des Königsbuchs schon viel zu viel fand, erwiderte sie vor allen Gästen: „Ich muß doch dem König vollkommen klar machen, daß er Esel zu Ministern hat, das kann ich nicht in aller Kürze."

wär?" — bald wieder als Zuchtmeister für die Philosophen, die sich vor dem Tod fürchten! — bald muß er um lockende Zahlpfennig dem Menschen seiner Seel Mariage spielen lassen mit dem Christentum, das geschieht gewöhnlich, wenn so ein recht schwarzer, rußiger, ungetaufter Jud über der allzutiefen Gelehrsamkeit das Wäschen hat versäumt, und hat so eine rechte Krust von altem mosaischem Dreck auf sich sitzen, da schickt ihr den Teufel, ihn zu beschwätzen, daß er sich doch soll die Abwaschung gefallen lassen, und sagt, dann sei er kein Jude mehr, aber, wenn der Teufel das auch weis machen könnt, dem Juden macht er's doch nicht weis. Meint ihr, die Dienste thät euch der Teufel umsonst? Erstlich macht ihr ja alle, die ihr dazu krigen könnt, zu des Teufels Handlanger, einer muß immer dem andern die Bausteine zulangen zu denen großen Bauten, die der Teufel euch aufführen muß, und den Kalk löschen und Mörtel und Lehmpatzen machen. Ja, das geht ins Große! Gebäude zur Besserung der Menschheit, wo sie des Teufels drinn werde vor Stillschweigen und vor gottseligen Gedanken, die tägliche Kost sind. Also das ist schon wieder ein Tribut, den ihr da dem Teufel zahlt. Jetzt ist aber noch ein anderer Dienst, den er euch leistet, er läßt euch nämlich als Fahnenlappen an einer langen Stange in der Höhe vor der Prozession aller heuchlerischen Seelen im Wind flattern und spielend bald links, bald rechts eure Verdienste und Schönheit in die Augen leuchten! so daß ihr gleichsam unwillkürlich mit gesenktem Blick beschämt euch fügt in erhabner Demut, oben als Musterbild gottseliger Würde im Wind zu wehen. Diesen Triumph bereitet euch der Teufel auch nicht umsonst. Ihr müßt Haar lassen davor! — Nun soll er auch noch bei unserm Herrgott darlegen was ihr schwebende Fahne, durch euer offenbares Beispiel, durch eure Zucht und Strenge Großes gewirkt habt, bald habt ihr gemischte Bündnisse nicht geduldet, bald habt ihr sie wieder gemischt, und dabei die Nachkommenschaft für euren Pferch erwischt. Alles dem Gott zu Ehren. Dann hat euch der Teufel müssen auf dem Land Wirtschaft machen: es soll kein Schwein geschlacht werden am heiligen Sonntag, dabei ist der Teufel gleich ins Schwein gefahren und hat dem Bauer den ganzen Sonntag den Text gelesen mit Grunzen, daß er vor Ärger kein Stoßgebetchen konnt zum Himmel sende und keine Ruh hat, bis er's beim Kragen krigt und ihm das Mordeisen tief in den zuckenden Busen sticht.

Dabei find't der Teufel natürlich seine Rechnung, aus einem unschuldigen Schweineschlachten wird ein mit Vorsatz ausgeführter wohlüberlegter rachesüchtiger Mord, und den ganzen Sonntag hat er ihm obendrein mit seiner verpesteten Gegenwart im Schwein verdorben.

Zweitens soll der Teufel ihm die Spinnstuben auf dem Land auseinander jagen! — Ja man könnt das wieder einmal unschuldig nennen, dem Teufel so ein Auftrag zu geben. Hätt der Großkanzler oder was er für ein Beamter sein mag des Reichs, ein bißchen Berechenbarkeit in seim Ingenium, da müßt er schon voraussehn, das geht schief. Der Teufel kommt in Gestalt des schwarzen Peters und sprengt sie auseinander! Nicht mehr als vier in einer Spinnstub, jetzt teilt euch ein und seht, wie ihr zusammen fertig werdet; und dann lacht der Teufel und schleicht fort. — Am andern Morgen am End der Predigt donnert's von der Kanzel herunter: „Unter die Linde soll sich nicht versammelt werden zum Tanz, das entheiligt den Sonntag.“ Da wachen auf einmal alle Bauern aus ihrem Kirchenschlaf auf, und strecken die Köpf in die Höh. „Und,“ fährt der Teufel in Gestalt des Predigers fort, „wenn ihr das Gebot nicht respektiert, so ist ein allergnädigster Befehl da, daß die Linde umgehauen wird.“ Die Bauern rennen mit Sturm aus der Kirch heraus. „Was soll das heißen: ein allergnädigster Befehl gegen unsre Linde, die von unsern Voreltern ist gepflanzt worden, daß man in ihrem kühle Schatte am Sonntag sich mit Gesang und Tanz sollt erholen von der sauern Wochenarbeit!“ — sie ärgern sich bitter, schlagen die Pfeifen entzwei, reißen die Bänk um, saufe Bier und Branntwein in ihrem Ärger, und fluchen, daß eim die Haar zu Berg stehen. Ei wem? — Ei dem! — Was wollt ihr euch ärgern, ihr liebe gute Bäuercher! Macht ein frühe Feierabend am Samstag, tanzt und jubelt die Nacht, schlaft den Tag auf der Ofenbank oder in der Kirch aus, und bringt am Montag früh die Arbeit wieder ein. Ihr habt offenbaren Vorteil, ihr braucht am Sonntag euch für den Kirchgang nicht zu rasieren. —

Nun! daß hier der Teufel im Dienst des Staatsdieners die Wirtschaft führt, das wird euch doch überführen, daß der sein Seel ihm muß verschrieben haben. Oder thät er das alles umsonst? —

16. Faust V. 959.

Ja wohl! was hat er von einer Seele, an der schon im gesunde blühende Leib eine moralische Vermoderung sich spüren läßt? — nichts, als daß er damit die gesunde Seelen thürängelt, die den Geruch der Verwesung nicht ertragen können. — Ja, das ist eben sein Pläsir! — Das Ärgernis des gesunden Geistes. Aber wart, deine Krallen werden dir beschnitten werden, du schwarzer Hanswurst! —

Doch kann der schwache gebundene Menschengeist gar leicht in die Flucht geschlagen werden von einer andern Gattung Gespenstererscheinung, die polypenartig aus jener Geistesgebundenheit entsteht. Was ist die aber? — Ich hab mein Lebtag gehört, es wär entweder ein Pudermantel, der überm Kleiderstock auf dem Gang hing im Mondschein. Da ist ein Zugwind kommen und hat ihm die beide Ärmel aufgeblasen, die hat er dann ausgestreckt, als wollt er den arme Sünder umfangen, der da den Gang mit Furcht und Schrecken ausreißt und läßt den Pudermantel als siegenden Feldherrn den Platz behaupten, oder ist's auch ein Bettlaken gewesen, das man durch ein zufälligen Traum veranlaßt worden war, mitten in der Nacht zum Gaubloch herauszuhängen. Nun hat das dene Gottes- und Hölle-fürchtende Seele, die es zufällig sahen, schrecklich ins Gewissen geredt, sie sind in sich gangen, sie haben kein Schelmenstreich vor dem Bettlaken mehr leugnen könne und haben auf ihre Knie die ganz Nacht gerufen Mea culpa, aber wie die Sonn aufging und sie sahen, was ihr Rachegeist zu besagen hat, da war's aus mit ihrer Reue. — Sonst von keim Gespenst weiß ich nichts, es giebt ihrer auch schwarze, die hab ich aber nie Gelegenheit gehabt zu prüfen, vor solchen Erscheinungen also verzagen, das ist: vor nichts sich fürchten. Ich sag euch aber, am meisten fürchtet sich der Mensch vor der Unsterblichkeit. — Das reimt sich gar wunderlich! — Die Unsterblichkeit ist der Mensch selbst, denn sonst grad ist er nichts! Die Unsterblichkeit ist alles, und das übrige ist nichts! Wer mir nachdenken mag, wird's spüren, daß ich recht hab, die andern mögen mich für närrisch halten. — So verzagen also die geistfürchtenden Menschen vor allem und vor nichts. — Nun frag ich, ob sie nicht selbst Hirngespinste sind? — Ei, so laß doch den Geist seine große Flügel ausbreiten und fürchte dich nicht, daß er dir damit auf die Nas schlägt, ei so wirst du doch gewahr, du hast eine! Was du von dir nicht gewahr wirst, das

kannst du auch nie fassen! — Die Welt aus den Angeln heben! Närrisch Hirngespinst, laß es geschehn, du kannst dich drauf verlassen, sie kommt auf den rechten Fleck! Laß du den freien Geist gewähren und dich wird er aus deiner Verfallenheit herausreißen und in die Unsterblichkeit übertragen! — Davor fürchtet sich deine Nichtigkeit? — Warum? — O laß ihn in die Asche deiner Seele blasen, vielleicht ist noch ein Fünkchen anzufachen und du fühlst dich bald mitten im Geniusfeuer! — Aber in deinem Nichts, was soll dir da der Geist? — und nach deinem sogenannten Tod wird dich nichts mehr an dich selbst erinnern, da du dich nun im voraus von der Unsterblichkeit losgesagt hast. — Was kümmerst du dich um die Welt, daß die sollt aus den Angeln gehoben werden! Da du nicht zur Welt gehörst? — Der Geist und die Welt sind ein Ding, wo der nicht frei herrscht, nur durch sich selbst gezügelt, da ist die Welt ein Hirngespinst, was du auch bist! Wollt mich der Geist im Wirbelwind mit sich fortreißen, ich ließ es geschehen, denn ich bin ja doch ohne ihn Staub und Asch, und kann nichts sehen und erfahren und werden, als durch ihn allein.

Da komm ich nun hier auf meine kühne Gedanken zurück, die auf jener wunderlichen Fahrt in der Nacht von Darmstadt nach Frankfurt all meine Lebensgeister in Aufruhr brachten, und wo ich gespürt hab, daß es gar so kein unmöglicher Schritt wär sich für die Menschheit aufzuopfern. — Ja! wo ich mit meinen Gedanken ordentlich aus den Windlen herausgekrochen bin und eine freiere Luft atmete, und hab zu mir selbst gesagt: Nein! der ist nicht wert, ein groß Schicksalslos zu ziehen, der nicht ganz sich selbst, ja auch den eignen Ruhm seinem hohen Beruf aufopfern kann! Und wer sich selbst auch nur einen Augenblick mit ins Spiel bringt, der wird seine Mission nicht erfüllen. —

Wir zählen jetzt: Anno sieben! Wie wir Anno vier zählten, da hatt ich sanguinische Hoffnungen, sie sind aber gewaltig gesunken. — Der Kriegsheld hat einen gewaltigen Anrand genommen, aber die große Geistesrevolution versteht er nicht. — Nun gut! — Zu klug wollen wir nicht sein. — Gewiß ist, daß ich in selbiger Nacht von Herzen gewünscht hab, die Frau Königin möchte der Welt einen tapfern Sohn gebären, der den freien Geist, die Unsterblichkeit nämlich, nicht fürchtet. — Ich guckte hinauf

33. Kriegsheld, Napoleon I.

unter die Stern und machte Glossen. — Und wie ich nun den Pfarrturm in der klaren Spiegelluft schweben sah, und bedenk, daß ich jetzt im königlichen Wagen der freien Reichsstadt zuroll, in der ich hab vier Kaiserkrönungen erlebt, und wie da der Kaiser mußt vor unserm Territorium allemal Halt machen, und im Lager unter freiem Himmel im Zelt kampieren, bis in unsern Mauern ausgemacht war, ob wir ihn wollen oder nicht, und was das vor eine glorreiche Geschicht ist, wenn die Menschheit eine Geltung hat vor ihrem Regentenhaupt — ja, dann ist's was anders! Wenn die deutsche Menschheit ihren Kaiser ansieht mit feurigem Blick, der ihn in Respekt hält vor seiner eignen Hoheit! — Das ist ein schön Weltverhältnis — wenn alle Lieb und Treue durch sich selbst gebunden ist. — Aus solche selbstwillige edle Treuheitsbündnisse müßte mein Reich bestehn. — Deutscher Kaiser zu sein, davor wollt ich mich gar nicht fürchten. — Weil ich meine Muttersprach kann, mit der kann man alles bezwecken, und das Volk versteht sich selber genau und deutlich, wenn es durch diese Sprache vor sich selber erhöht dasteht, es faßt diesen Geist und verbündet sich mit ihm. So würd ich also sagen, wie es dem deutschen Kaiser ziemt: Ihr Völker! Hier steht eure Wohlfahrt auf dem Spiel, ich fürchte nicht, daß meine fürstliche Großmut für euch nicht ausreicht und wenn ihr des Teufels wärt, nun so würden's die Begebnisse schon euch eintränken, denn von meinem Scepter aus hat nur die Milde das Recht, gerecht zu sein und nur die Himmelsgabe, den Segen unendlich auszuteilen ist mein Amt und mein Lohn. Habt ihr ein edles Wagnis vor, verzagt nicht an meiner Kühnheit, über Felsen und Klippen in aller Ausdauer ohne Vorwurf noch Verzagen euch beizustehn, denn warum? der Zweck ist edel! Und was ist da zu fürchten? — Den Schweiß vom Angesicht zu wischen, und dem ermüdeten Geist mehr aufzubürden, als er tragen könnt? — O nein, nimmermehr! der ist dazu geschaffen, daß er trage mit erhabnem Haupt und das ist der große Vorteil! — Und wenn's uns vor den Augen der Narren nicht rechtfertigt, was wir versucht oder begonnen haben, was will das bedeuten? — Das Gelingen ist nicht die Hauptsach, der Mut, nicht zurückzubeben vor dem, was wir groß achten, und wenn

3. Reichsstadt, das durch die Kaiserkrönung gesteigerte Selbstgefühl der Frankfurter Bürger hebt auch Goethe im 5. Buche von „Dichtung und Wahrheit" eigens hervor. — 14. Deutscher Kaiser, die auf Friedrich Wilhelm IV. gesetzte, in der Folge so schmählich getäuschte Hoffnung.

ihm auch an der Stirn geschrieben steht: *Unmöglich*; der rechtfertigt den Versuch! — Ihr werdet andere Menschen, wenn ihr den Geist zu eurer Waffe macht, um Bedürfnisse zu lösen und zu bekämpfen, an welche die Seele der andern angeschmiedet sind, und Müh und Not werden nicht mehr das Schergenamt an euch ausüben können, denn ihr seid deren Überwinder.

O glaubt nicht, daß etwas dem freien Geist, dem einzigen Gottverbündeten, nicht möglich sei! — Ich kann's euch zwar nicht für gewiß wahrsagen, aber was auch nur ein Kind in seiner ungeduldigen Phantasie im Traum erlebt, das Gefühl ein freier Vogel zu sein in der Luft, auf den's allein ankommt, aufwärts zu steigen, das der große Schiller so sehnsüchtig aufrief: *Segler der Lüfte, wer mit euch schiffte*, den muß ich prophetisch euch zugestehn. Denn in meinem Herzen pocht es vor Freuden, wenn ich gedenke, daß vielleicht durch freiheitvolle Besitznahme des geistigen Horizontes einstens auch dem Leib kleine Flügel keimen, daß die vermögend werden, ihn ätherleicht durch die Lüfte hin zu tragen, was wir uns so oft wünschen bei schönem Abendrot oder bei aufgehendem Tag. — Plato sagt: „Die Menschen würden weise regiert werden, wenn Philosophen auf den Thronen säßen!" Nun, ich bin gerecht und Philosoph genug, wenn ich keiner Sklaverei und Abhängigkeit, von welcher Art sie seien, das Wort rede, oder sie auch nur dulde. Auf dem Haß gegen die Sklaverei ruht mein ganzes Dasein! Wie könnte ich von Freiheit euch vorreden! — so würd ich sagen zu den Völkern: „Wollt ihr mich, so sagt's. Ich will keinem ein Kaiser sein, der mir nicht von Herzen vertraut, denn ich will nicht umtauschen die mir und denen ich angestammt bin, ich will sie nicht im Wechsel der Zeiten umtauschen, wie die Schergen, die den Christusrock ohne Naht, in Fetzen zerrissen und sich drin teilten, mit dem Würfel in der Hand! Und mir sei euer Recht geheiligt. Daß ihr der Fahne schwört des heiligen Patriotismus! Und so weiter!" —

Und ihr glaubt, dies sei eine unausführbare Politik? — Aber wißt ihr, ob's nicht möglich sei, mit dem Geist die Unmöglichkeit auszuführen? — Und ich seh das im Geist, daß sie nicht unausführbar sei! Nein, daß sie die Politik ist, der die Menschheit mit starken Schritten zueilt. — Was ist dem Kaiser die

12. *Schiller*, Maria Stuart III, 1, 2098—99.

Welt, wenn ihm die Menschheit nichts ist? — Ei das wär ja bequem, wenn die Pest alle Menschen ausrottet, und er bleibt allein übrig, so hat er sie unbestritten ganz und gar. — Wenn aber seine Seele eine kindliche Gewalt hat, die wirkt alles in der Menschheit. Mit göttlichen Geniuskräften hat der Fürst einzugreifen, und denen wird keine Gegenrevolution den Garaus machen.

Obgleich wir freie Reichsstädter nur klein im Angesicht der Narren sind, die's nicht verstehn, aber eine Perle sind wir in deren Augen, die's verstehn! — Wir geben ein Exempel vom schönsten Verhältnis zwischen Fürst und Unterthan, Republik und Monarchie zugleich! — Daraus entspringt zweierlei Gutes. Daß wir nicht vergebens seufzen nach was wir schon besitzen, die Republik ist unser Himmelbett, die Monarchie ist unser guter Stern am Himmel. — Das zweite Gute, was draus entspringt. Daß ein großer Monarch wirklich als von göttlicher Abkunft gehalten wird, daß er nämlich nicht in allen Stank sich zu mischen hat, der unter kleinlichen Menschen, nimmer des Streitens und Rechtens ein Ende nimmt, sondern bloß dann eingreift, wenn seine Großmut den Ausschlag geben kann. Es ist nicht recht, daß ein solcher erhabner Repräsentant der Menschheit alle Sünden untersuchen soll, oder daß er soll sich müssen beleidigt fühle durch die! und sie einer Verantwortung schuldig machen gegen seine Würde! Nein, das ist ganz falsch! — Noch weniger angemessen ist's, daß die Menschheit sich vor ihm wie vor dem Schulmeister fürchten soll müssen! und daß sie nicht kann aufrichtig mit ihm reden vor lauter Respektsverletzungen, die sich ihr im Weg aufdringen, daß sie lieber wieder unverrichteter Dinge umkehrt. Und wo soll dann also ihm der klare Begriff über die Menschheit her entspringen, wenn die nicht darf den Quell ihrer Erfahrung und Ahnung frei und frank dahersprudlen? — Wo sollen ihm da kluge Regierungsgedanken entsprießen, wenn ihm jene nährende erfrischende Quelle nicht an die Wurzel seines Geistes dringt? Und warum soll der Geist nicht allemal das Größte thun, was er vermag, zwischen Volk und Herrscher? — Soll das wahr werden, so müssen jene Gespenster erst verjagt werden, die zwischen beiden spuken und sich mehr Gewalt angemaßt haben, als der Geist je gehabt hat! Das kommt davon, wenn man sich gegen ihn wehrt! — Die Möglichkeit wird ihnen benommen, sich einander im Geist zu erscheinen. —

Das Geschwätz und Gepolter der Gespenster verhindert die Geistesoffenbarungen zwischen dem Volk und ihrem Landesvater, verhindert ihre ursprüngliche Regungen, die gegenseitig immer großmütig sind. — So ist denn des Geistes Sklaverei dran schuld, daß seine ursprüngliche Regungen unterdrückt und er sich selber fremd wird! — — — Aber die Geister wollen einander immer sich selber wieder näher bringen! — einander fest machen, daß sie ihrem eignen Selbst willfahren, indem sie sich einander hingeben! —

Laßt mir meine Weisheit: Der Bürger einer freien Reichsstadt hat einen Verstand vom Regieren! — er wird seinen Monarchen wie sein eigen Ingenium nicht preisgeben. Und das Regieren ist eben nicht schwer! Wär's nicht leicht, wie könnte Gott eine so große Verantwortung auf ein unschuldig Haupt laden? — In der Wieg ist so ein Landeshaupt ein ebenso unschuldig unvermögend Kind wie andre Kinder, und lallt wie die Kinder und hat dieselben Begehren, und endlich kommt es unter eine Krone zu stehen und soll das Glück aller handhaben. Und ihr meint, das sei schwer? — Ich sag, das ist leicht! — Denn wer sich's schwer macht, dem gelingt's nicht! — Der Adler, der in Lüften schwebt, müßte der sich mühsam emporschwingen, dann, wie hätte der Kraft sich oben zu erhalten? — Er muß das eingeborne Feuer haben sich aufzuschwingen. — Wenn aber der Fürst über allen soll schweben, wie kann er sich herabziehen lassen von dem eigensinnigen ungeeigneten Willen jener Gespenster, die ihm für Menschen sich ausgeben? — und deren tote Seele in ihrem gesunden blühenden Leib ihm müßte ahnungsweise einen Schrecken einflößen. Da sie die scheidende Krankheit sind zwischen ihm und seinem Volk. — Denn vom Fürsten will das Volk regiert sein, der die höchste Großmut aus dem Volk selbst schöpfe und jeder andre Wille ist zu klein, das Volk zu regieren.

Nun könnt einer sagen, der Fürst braucht vermittelnder Kräfte! Nein! Was er mit dem Gott-eingebornen Willen nicht vermag, das ist besser, daß er's unterlasse.

Ich berufe mich auf meine freie Reichsstadt. Das gegenseitig sich ausgleichende Bürgerrecht, das muß unter sich ausgemacht werden, da muß unser verehrter Magistrat vor den Riß stehen, daß alles mit dem Willen der Gerechtigkeit vor sich gehe! — Ein ganz Land regieren ist aber nicht anders, als sich selbst regieren! —

Als Christus gesagt hat, was du willst, daß dir andre thun, das thue ihnen auch, da sprach er zu unserm Frankfurter Magistrat, denn der handhabt die Politik — vom äußern Leben. — Die Fürsten aber sollen nur eine innere Politik haben; für sie sollen andre nicht da sein, sondern sie sollen in allem sich selbst fühlen und für sie heißt es also: Alles, was du andern thust, das thust du dir selbst! — Wie nun! — Wär es schwer zu regieren? — Dem Landesherrn, der den Willen für sein eignes Recht und Heil nur über alle gleichmäßig zu verbreiten braucht, um als vollkommen weise, in allen sich gerechtfertigt zu fühlen, und zwar den einfachen Willen, der in jener Kinderseele schon instinktmäßige Natur ist. Und darum ist es nicht schwer zu regieren, wenn einer mit den Kinderschuhen nur nicht auch die kindliche Seele abwirft! — den feurigen Geist fürs Gute! — Werdet wie die Kinder, ihr Große und Herren der Welt, so macht ihr sie zum Himmelreich, an das ihr dann natürlich das erste Recht habt. Auch die Kinder führen ihr spielendes Regiment mit Ernst und leiden's nicht, daß Unberufne ihm in die Zügel greifen, und nur das ist's, daß sie der Phantasie ein heilig Vorrecht einräumen. Was ist aber die? des freien Geistes poetische Kraft? — Und nein! fürchtet euch nicht vor ihm!

Da preis ich unsre freie Reichsstadt glücklich, denn unser deutscher Kaiser strahlt seinen Glanz auf uns alle, die in seiner Hut stehen, da ist kein falscher Sinn möglich! Wir spüren's in jedem Nerv, wo man in den Nimbus von unserer Kaiserlichen Majestät eingreifen will; wir leiden's nicht! — — Lacht mich nicht aus. — Nein, wir leiden's nicht! daß man unsere Lieb und Treue in dieser uns schützenden und erhebenden Majestät verunglimpfe.

Fordert nicht von einem Phantasietraum, daß er gleich soll in die Wirklichkeit hinausschreiten! — genug, ein edel Verhältnis vom Volk zum Fürsten hat solche zarte Beziehungen, daß ihn nichts betreffen kann, was sein Volk nicht in tiefstem Herzen spürt. — Und wo es nicht wie das wallende Blut im Helden sich freudig in alle Gefahren stürzt für ihn! so wahr ist's, daß Volk und Fürst ein Leib seien, wo sie ein Geist sind, und laßt's erst einmal so weit gekommen sein. — Die Frau Rat wird's nicht mehr erleben! — Aber ihr könntet's erleben, wolltet ihr nicht ungläubig euch anstellen. Aber natürlich, aus den Wolken

fallen keine große Tendenzen, sie müssen in der Seele geboren werden und mit dem Geist genährt. Die Schwere der Regierung liegt in der Wagschale von eurem Herzen, die Gewichte sind die Ansprüche der Menschheit an die Zeit, und das Gleichgewicht ist der freie Geist. Der schwebt und zeigt, daß das Züngelchen einsteht in der Wage der Gerechtigkeit. Es muß also das Regieren leicht sein, oder der Wage fehlt der freie Geist, nämlich das Vermögen gerecht abzuwägen, so wie es leicht sein muß dem reinen Sinn der eignen Natur zu entsprechen, oder das eigne höhere Leben geht dabei zu Grund.

Also das haben wir ausgemacht, der Mensch braucht nur für die eigne Erhebung zu leben, so lebt er fürs Volk. Denn das Volk will erhoben sein auf den höchsten Standpunkt, wo sein Geist hinzureichen vermag, das ist sein Recht an den Fürsten, von dem ihn keine Gewalt freispricht, sondern sie bricht ihm den Stab, der diesem Recht nicht genügt und entkleidet ihn seiner Fürstenwürde. —

Ihr wundert euch jetzt über diese Reden! haltet nichts davon! — Könntet ihr in der Zukunft lesen, ihr würdet bald noch andres gewahr werden, von dem sich kein Fürst und kein Volk träumen läßt. Beachte keiner, was ihm als Bildung aufgeprägt, sondern nur was ihm als Wahrheit eingeprägt ist, da wird's bald Licht werden in ihm. Über die Nähe des Volks zum Fürsten hat wohl noch kein Fürst gedacht. — Denkt euch, käm die Pest und rafft alles Volk hinweg, wo blieb die fürstliche Gewalt? — Also je näher das Volk seinem Fürsten, je größer ist dessen Kraft, er schlägt wie ein elektrischer Schlag durch alle Herzen.

Bis jetzt hat man künstlich Fürst und Volk auseinander gehalten, um dem Fürsten einen künstlichen Nimbus zu bilden und dem Volk einen künstlichen Respekt beizubringen. Was ist das aber für ein gläsernes Verhältnis gegen das starke innige Band der Seele, mit Fleisch und Blut, das gleich zuckt, wenn die Seele feurig wird? — Ist jenes nicht unwürdig der Fürstlichkeit, und eine derbe Lüge? Und soll man dem Volk mit Schattenspiel was weis machen wollen, wenn es schon was Höheres ahnt und begreift, als je auf der fürstlichen Bühne war aufgeführt worden? —

Nein! kein Diamant und aus dem Meer gefischte Perlen kann der Krone mehr Glanz und Würde verleihen. Ein Haifisch

hat manchmal in seinem Magen eine größere Perle als der Kaiser in der Krone, und sie ist ihm unverdaulich, er möcht sie von Herzen gern wieder ausspeien. Nun hat sie aber der Goldschmied erst in die Krone befestigt, dann sollen alle Völker sich beugen, und anbeten, was der Haifisch mit Vergnügen ist losgeworden! Dann tritt die Etikette vor und drängt sich zwischen Körper und Seele, daß die nicht auf einander wirken sollen. Mit Menuettpas zur Seite, mit rückwärts der Thür wieder begegnen, zu der man eingetreten war und dabei geschickt die lange Schleppe zurückwerfen, mit Beobachtung einer fürstlichen Person nicht den Rücken zudrehen, wird alles Denkvermögen in Anspruch genommen — Und hat man was vorzubringen, so ist der Accusativ streng verboten, der Nominativ darf nur in der dritten Person im Pluralis erscheinen, und alle Redeweise ist so, daß man einen Gedanken in seiner Urkraft vorzubringen nicht imstand ist. — Dann muß man sich so oft mit dem Kopf bücken, daß so einem armen Bürgermeister (ich setz den Fall, er hat was Vernünftiges mit seinem Landesherrn zu reden) das Blut in den Kopf schießt! — Dann soll man nicht eher sprechen, bis man gefragt wird — und das will ich noch gelten lassen, aber daß man dann noch höchstens mit Ja oder Nein antworten soll, dabei kommt natürlich wenig heraus. — Was sind die Folgen? — Der Fürst wird seiner Lebtag nicht gewahr werden, wie weit das Volk über diese Schranken hinaus gewachsen ist mit seinem Geist, und daß jetzt kein goldgeschmückter, mit Schnecken aus dem Meer gefärbter Purpur und nicht die Perle aus dem Magen des Haifisches in der Krone ihm noch Ehrfurcht einprägen kann, sondern nur der Glanz, der von der Geniusstirne auf es herableuchtet und es mit verklärt.

Wenn aber, statt sich ihm geistig einzuverleiben, nur Zuchthausmaßregeln stattfinden sollen, und blinde Etikette dem Volke Sand in die Augen streuen will, und spürt nicht, wie sehr das verfehlt ist, weil sie eben blind ist! Wo soll da der Geist ein Vermittler werden zwischen Fürst und Volk? —

So hatte ich eben dem Bonaparte mit einem Hoffnungsstrahl im Herzen zugesehen und hatte geglaubt, er wird seine Mission an die Menschheit besser verstehn, er wird durch die Wahrheit, durch Lösung ihrer Sklavenfesseln sie erschüttern, nicht durch das Kanonenabprotzen, er wird durch die Einsicht erleuchten lassen die

Städte, nicht mit Thranlampen und geöltem Papier. Er wird durch die Überzeugung in die Festungsmauern der Herzen eindringen, aber nicht dadurch, daß er unsere Wälle geschleift hat, auf denen die mächtigen Eichen, Ulmen und Linden standen, die von unserm früheren Kaiser gepflanzt waren! — Was ist das? — Unser schönes Frankfurt mit seinen schönen majestätischen Hochwällen, — alles mußte er platt treten! — Ist das deine Macht, du neuer Kaiser, daß du die Thore aus den Angeln hebst, keinem mehr eine verschlossene Heimat gönnst? — Ach, daraus les' ich dein ganz künftig Geschick! — Auch du fällst in den groben Fehler, einer Staatskunst deine Anerkenntnis verdanken zu wollen, und nicht deinem Heldenberuf, die Menschheit zu würdigen, sie von der Staatskunst zu erlösen und den naturgemäßen gesunden Geist zwischen Volk und Fürst zu entwicklen! Meinst du nicht, daß die Fürsten würden deine Mission begriffen haben, hättest du ihnen gelehrt, daß Freiheit des Volks das alleinige Specium ist, in dem der Fürst seine Macht entwicklen kann; — und daß eine kunstpolitische Regierungsmaschine so häufig ins Stocken gerät, daß auch auf den miserabelsten Erfolg ihrer Berechnung nicht zu zählen ist, und kein Reich ist, in dem des Fürsten Wille sich klar wird.

Bonaparte! Wie sehr hast du dich versündigt! — Manche Forderungen macht das Schicksal an die Fürsten, die bloß menschlich sind zu gewähren! — — werden die beachtet, so sind höhere Forderungen, die sind fürstlich zu gewähren; und von da aus steigt der Menschheitsgenius und macht Forderungen, die sind göttlich zu gewähren.

Aber was ist denn ein Fürst, vor dem die göttlichen Forderungen sich zurückziehen, weil er schon die fürstlichen nicht gewährt, und die menschlichen nicht versteht? — Wer hätte sich je denken können, daß aus dem Ungeheuer der Revolution ein solcher Nebel aufsteigen wird? — der sie alle erblinden macht! — und lassen sich wieder die Nebelkapp über die Augen ziehn!

Die Frau Bonaparte hält Probeaudienz mit leere Sessel und Taburette. Und der Herr Bonaparte studiert sich eine Etikette ein. Und der Genius, der starke Feuergeist aber der sieht diese

3. geschleift, Frau Rat hat sich darüber sehr gefreut; alle Fremden, schrieb sie am 1. Juli 1808 ihrem Sohne, seien erstaunt über die Schönheit in Frankfurt. „Die alten Wälle sind abgetragen die alten Thore eingerißen um die gantze Stadt ein Park man glaubt es sei Feeren, man weiß gar nicht mehr wie es sonst ausgesehen hat, unsere alte Perücken hätten so was biß an Jüngsten Tag nicht zu wegen gebracht."

Schmach mit an, wie er Vertrauen kann haben in solche Lappalien und nicht auf seinen guten Dämon. Ja, der führte eine Sprache, auf die wollt er nicht hören. Nämlich daß der Geist ohne Intrigue überall der Herrscher ist, nämlich daß jeder Fürst soll wollen, daß sein Volk allen Völkern voranstehe! daß nur dadurch ein Fürst kann der größte sein, daß sein Volk das größte sei! — Das waren die Mahnungen des Zeitgeistes an ihn, und denen ist er nicht nachgekommen. Aber der Zeitgeist wird's ihm eintrichtern, daß er ihn gefoppt hat. —

Nun! freie Reichsstadt, deine Wälle sind geschleift, auf denen die ganze Frankfurter Bürgerschaft einst Purzelbäume geschlagen hat, auf denen alle Kinder die ersten Schlüsselblumen gepflückt haben, auf denen sie im Winter haben ihre Schneemänner aufgetürmt, und haben in denen prächtigen Eichen lernen klettern und die Elsternester ausgenommen und haben den Elstern schwätzen gelernt, die zur Freud der Nachbarsleut auf freier Straße sind herumspaziert, und haben mit ihne parliert und sie Spitzbuben gescholten, worüber sie ihr ganz apart Pläsir hatten, daß so ein Rab sich das gegen ein ehrsamen Bürger herausnahm. Und die lange finstere Stadtthore unter den Wällen, wo man so neugierig neben einander durchpassierte, ohne in der Dunkelheit einander zu kennen, und wollt doch wissen, was der eine geladen hat auf dem Schubkarren, wer in der Postkutsch säß — ob das der Herr Nachbar wär, der uns begegnet, bis dann der Lichtstrahl herein brach und alle Einbildungen entzaubert.

Nun diese Wälle sind jetzt geschleift worden. Wir hatten kein Nachdenken dabei. Es geht schon ein Weilchen alles so rasch mit dem Zeitenwechsel, daß man sich verwundern müßte, wenn von nun an etwas länger bestehen sollt, als man auf seine Abändrung kann warten. So wird's mit dem plötzlichen Steigen in den Mond auch gehn, wo die türkische Bohn über Nacht einen so langen Stengel schießt, daß man mit Bequemheit in unerreichbare Höhen steigen kann. — Der Stengel wird welken, und der Bohnenkönig wird herabfallen! Der Geist darf eben überall hin und kann's auch gewiß sein, daß er alles erreichen wird, und daß es ihm nicht kann geraubt werden, aber die Dummheit kann nicht erhalten, was durch den Geist gewonnen war, denn sie nimmt das Unrechte fürs Rechte! —

So manchem Frankfurter Bürgerskind wird's gangen sein

wie mir, daß es ihm kalt und unheimlich ist, als wär ihm die Woll abgeschoren mitten im Winter. Wenn man sonst dem Gallenthor hereingehn wollt, und man sah die Wälle voll Schnee, wie im warmen Winterpelz um die Stadt herum gedrängt, und wie da der Rauch von den Schornsteine aufstieg, und die Giebel guckten drüber hinaus — ach, da lachte einem die lieb Stadt so einladend an, als wollt sie sagen: so komm doch herein, du Schelm, was verfrierst du dir dadraus deine Nas, komm herein ins Winterquartier, wo jed Bürgerskind sein Platz bereit find hinterm Ofen, und wo's dem eine recht ist, wie es dem andern billig ist, und da gelten die Rechte des Lebens, Reich und Arm, einem wie dem andern! — Und das war ein edler Stolz der Gleichheit, und besser gegründet, als wenn der verstandlose Übermut des Reichtums sich über sein Nachbar hinaus schätzt. Nein! ein Frankfurter Bürger gilt mehr wie's Geld. Der sinkt nie im Kurs, also der ist sicher, so stehn sich alle gleich und das ist eben bis jetzt die Gesundheit von unserm Frankfurter Bürgertum.

Nun damals, als ich in der königlich Equipage nach Frankfurt zurück fuhr, stande noch die hohe Wälle und die himmelhohe Bäum standen in ihrem volle Laub, und es war recht erfreulich und mir besonders erquicklich mit meiner goldnen Gnadenkett um den Hals, daß die doch kein Strick war, der mich an einen Oberherrn gebunden hatte. Ja, es giebt so Augenblicke im Leben, wo eine Auszeichnung vom Schicksal, wie die, in einer so edlen Stadt geboren zu sein, einem wie feuriger Wein durch die Adern glüht, wo man lieber auf alles verzichten wollt, als auf die Stadt, die heilige Ansprüche auf einen hat, weil man in ihren Mauern zum erstenmal das Licht der Welt erblickte, der aber auch, und sollte einen der Schicksalsturm wie weit von ihr verschlagen haben, der Wandrer nie ein Fremdling sein wird. Kommst du durch diese langen engen Thore, wo das Sonnelicht auch am hohen Mittag kein Eingang hat, herein gezogen, so kannst du gewiß sein, du bist zu Haus! Ja, der Frankfurter Bürger braucht sich nicht zu schämen; so viel mutwillige Streich sie auch unter sich oft haben ausgehn lassen, sie waren sich immer einander treu im Beistand von Unglücksfälle.

Frankfurter Bürgertum ist der best Adel, der sich bis jetzt noch in alle Zeiten Respekt erworben hat. Welcher Staat

kann sich des rühmen? Nun, ich kann euch sagen, als ich in der Nacht vors Thor kam, so freut ich mich über die Maßen:

„Sie müssen die Sperr bezahlen!“

Königlich Equipage! ruft der Lakai vom Bock herunter; Schildwach ruft: Heraus! — Ei was! sag ich, freilich will ich die Sperr bezahlen, stecken Sie Ihnen Ihr Seitengewehr ein, Herr Lieutnant, ich bin's nur und sonst niemand! — „Ei, um so besser, vor Ihnen präsentiere mer das Gewehr mit Vergnüge.“ — Nun! als wir durch den Orkus durchgerumpelt waren und endlich vor meinem Haus still halten, so kommt mir ein ganzer Trupp von Basen und Vettern entgegen gestürzt. — Ich sag, ei was wollt ihr dann? — es ist ja nachtschlafende Zeit! — „Ach, Gott sei's gedankt, daß wir Sie wieder vor unsern Augen sehen, lieb Frau Rat, wir hatten gedacht Sie wären arretiert! Die Jungfer Lieschen hat uns in große Ängste zusammen getrummelt, es wär eine Order kommen von ihre königliche Majestät von Preußen grad wie Sie hätten wollen ins Kirschenwäldchen fahren mit der Frau Bethmann, und kaum daß Sie sich hätten was anziehen können, so wären Sie mit Eskorte von drei Mann in einem zuenen Wagen mit vier Pferd forttransportiert worden. Und so sitzen wir hier schon drei Stund, und wissen nicht, was wir sollen anfangen, und eben wollten wir's dem Herrn Bürgermeister melden, und wir wären Ihnen nachgeeilt, aber die Jungfer hatte den Ort vergessen, wo Sie waren hintransportiert worden.“ — —

Nun, um Gottes willen! was sind das vor Sachen! — Das Rätsel will ich euch morgen lösen; heunt will ich euch nur eins sagen, daß die Jungfer Lieschen eine Hahlgans ist, und ich seh wohl ein jetzt, daß ihr die Haub heunt morgen nicht verkehrt auf dem Kopf gesessen hat, daß ihr aber der Kopf verkehrt unter der Haub sitzt, davor will ich euch stehn. Ich bedank mich übrigens vor die Teilnahme; und wenn Sie einmal arretiert werde sollten, so werd ich auch mein Bestes thun, Sie wieder einzuholen. Übrigens wer meine große Abenteuer genauer will erfahren, der muß morgen kommen, heunt sind die Thore gesperrt. —

Nun, wie ich die gute Nachbarn los war — so mach ich der Lieschen erst Vorwürf, wie sie so dumm könnt sein, und mir die Leut über den Hals trummelt.

Nun nehm ich meine Sternblumenhaub vom Kopf herunter

und stülp sie über die Bouteille. Die hat heunt was mit mir erlebt! — ich eröffne meine Enveloppe, die Lieschen erstarrt vor der goldnen Kett! — Sie macht mir Vorwürf, daß ich nicht gleich hab vor den Nachbarn, die um meine Abwesenheit waren in Sorgen gewesen, meinen Mantel aufgemacht. Und, sagt sie, „das war einmal nichts, daß die Frau Rat nicht gleich es gesagt haben, und morgen bei Tag wird das lang so kein Effekt machen.“ — Nun! sag ich, es ist nun emal geschehn, nun wollen wir uns ins Negligee werfen und ins Bett legen und von denen viele Strabatzen uns ausruhen! —

Nun kommt's endlich so weit, daß ich im Bett liege. — Die Frau Bethmann haben einen Korb mit den schönsten Kirsche mitgebracht aus dem Kirschenwäldchen, und wenn mir's recht wär, so wollte sie mir zu lieb morgen noch einmal mit mir hin fahren. — Ei freilich ist mir das recht! jetzt stell Sie mir die treffliche Herzkirschen an mein Bett und die Wasserflasche dabei, so werd ich wie eine Prinzeß mir's wohl sein lassen und die ganze Nacht Kirschen fressen. —

Aber die Lieschen hat keine Ruh, sie persuadiert mir noch über die weiß Nachtjack die goldne Kett um den Hals — und nun bewundert sie und bedauert, daß es die Nachbarn von rechts und links und gegenherüber nicht gesehen haben! Nun! sag ich, schweig Sie mit Ihrem Lamento, es ist emal vorbei, hät ich ehnder dran gedacht, so hätt ich's freilich ihne zeigen können, es würde sie im ersten Augenblick, wo sie noch den Schreck in alle Glieder hatten über meine bewußte Arretierung, noch mehr gefreut und überrascht haben! — „Ach!“ ruft die Lieschen, „die hab ich gleich wieder beisammen, es ist ja nit weit hin!“ und eh ich ihr auf ihre Dummheit Contraorder geben kann, klappt sie mit ihre Pantoffel die Trepp hinunter, ich hör die Hausthür gehn, ich lieg da in der Nachtjack im Bett mit meiner goldne Kett, mit meine Kirschen, ich denk, was soll das werden, alle Leut liegen um ein Uhr in der Nacht im tiefsten Schlaf, seit wie viel Jahr hat ein gesunder Frankfurter die Stern am Himmel um diese Zeit nicht gesehn; und nun poltert mir die Lieschen die Menschen zusammen! — ja richtig, da kommen sie schon mit angepoltert! — Nun, morgen wird die ganze Stadt sagen, ich wär nicht recht gescheit. — Jetzt der erst Gesell, der die Thür aufmacht, sein der Herr Doktor Lehr! Ei um Gottes wille wie kommen Sie daher? — „Ei

38. Lehr, der Stiftsarzt Dr. Georg Philipp Lehr.

wie ich eben in Wagen steigen will bei der Frau Schaket, die eben mit einem kleinen Sohn niedergekommen sind, da kommt Ihr Hausjungfer Lieschen Hals über Kopf daher gerennt, und im Vorbeirenne frägt sie ob ich nicht wollt die schöne Kett sehen die Ihne der König von Preußen mit eigne Hände hat um den Hals gehängt!" — Ei die Lieschen ist ja imstand und redet die ganz Stadt auf, um die Kett zu sehn, und morgen werden die Leut sagen, ich war nicht recht gescheit! — Nun, weil der Doktor Lehr in Bewundrung über meine Kette da stehn, so kommen die andern nachgepoltert, die all von der Lieschen und ihrer Neugierd wieder aus dene Betten getrummelt waren, und ich hat nicht weniger wie zehn Personen im Zimmer und ein fürchterlich Geschnatter! ich sagt aber nichts und ließ sie gucken und Glossen machen, und aß ruhig meine Kirschen auf, und mit der letzte Kirsch da sagt der Doktor Lehr: „Nun werd ich meine Kindbetterin noch eh ich nach Haus fahr besuchen, und werd von der golderne Kett noch erzählen!" — O, sag ich, schicke Sie mir nicht auch noch die Stadthebamm übern Hals! — jetzt kaum war der Doktor Lehr fort, so empfehle sich auch die Nachbarsleut und bedanke sich, und ich mach meine Entschuldigungen, daß die Lieschen ohne mein Wille sie hat wieder aus den Betten geholt, sie gaben aber dem Lieschen ganz recht! — Nun! wie sie der Thür draus waren, und ich hör die Hausthür gehn, war ich froh, daß ich endlich bei mir allein war. Aber da knistert was an der Thür! — Mein Schrecken! — Ich denk, da ist am End heimlich ein Schpitzbub hereingeschlichen, ich schrei um Hilf, ich will eben ans Fenster springen und die Nachbarsleut wieder herbeirufen, die noch nicht weit sein könne, da ich die Absätz von ihre Schuh deutlich in der Fern wiederhallen hör auf dem Straßenpflaster. Aber da kommt ja wahrhaftig die Frau Ahleder herein, die Stadthebamm, und sagt, der Herr Doktor Lehr hätt's ihr gesagt, ich hätt's erlaubt, daß sie noch dürft komme und die goldern Kett sehn! — Ja, sag ich: Frau Ahleder, sehe Sie nach Gefallen, aber ich bitt Sie um Gottes willen, sagen Sie's heut niemand wieder, damit ich doch noch einen Teil von der Nachtruh genießen kann! — Nun, die war auch die letzt Nachtvisit, aber acht Tag hinter einander strömte alle Leut zu mir, und ich mußte viele alte Bekanntschafte erneuern, und viel neue machen wegen der Kett und mußt meine Geschicht

37. alle Leut, vgl. Frau Rats eigene Äußerung S. 450.

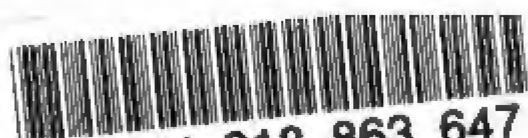
von alle Seite erzähle, wo ich dann unendlich viel Variation dabei angebracht hab, und hab denen besuchende Neugierigen einem jeden noch apart mit eingeflochten, was ich meint, daß ihm not wär zu bedenken. Den ersten Tag war ich durchgewitscht ins Kirschenwäldchen, da sind sie mir ja all nachkommen zu Fuß und zu Wagen, und das ganze Kirschenwäldchen war gestopft voll Zuhörer, und die Gassenbuben haben Spalier gemacht um mich herum und ich mußt eine Prachterzählung machen, und ich wär's beinah satt geworden, ich war froh, wie sich der erst Sturm gelegt hatte. Nun heunt hab ich wieder einmal die alt Geschicht mit besonderm Pläsir aufgewärmt und ich hoffe, daß sie euch wird eingeleuchtet haben.

Inhalt.

Erster Teil.

Zweiter Teil.

13





WIDENER
SEP 11 1995
BOOK DUE

